LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
GIFT OF
Mrs. Phoebe A. Hearst

Digitized by Google

Adalbert Stifter.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Alois Raimund Hein.

Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern.

Prag 1904.

Im Selbstverlage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. (Josef Koch.)

Kommissionsverlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

PT2525
Z4H42
1904
MAIN

Dem feinsinnigen Verehrer Adalbert Stifters

Herrn

K. Adolf Bachofen von Echt senior

in herzlicher Ergebenheit zugeeignet.

Digitized by Google

Vorwort.

Das Leben und die Werke des größten österreichischen Prosaschriftstellers haben bisher eine eingehende und zusammenfassende Darstellung nicht erfahren. Zahlreiche größere oder kleinere Abhandlungen über einzelne Zweige von Stifters Tätigkeit als Dichter, als Maler, als Kunstschriftsteller, als Staatsbeamter, die auf spät entdeckte Briefe gestützte Darstellung des seine Studentenzeit vergoldenden Liebeslebens, mehr oder weniger gründliche Würdigungen seiner Dichterwerke, wie auch die vorzüglichen, aber in manchen wichtigen Teilen unvollständigen biographischen Skizzen, welche wir Johannes Aprent und Emil Kuh verdanken, können nur als sehr wertvolle, den reichen Stoff jedoch keineswegs erschöpfende Vorarbeiten betrachtet werden. Zu wiederholten Malen ist daher das Verlangen nach einer größer angelegten Arbeit über Stifters eigenartige dichterische Erscheinung und über sein Verhältnis zur Literaturbewegung unserer Tage laut geworden.

Dieser Umstand mag die Herausgabe des vorliegenden Buches rechtfertigen und dies besonders in einer Zeit, in welcher die seit dem Ablaufen der gesetzlichen Schutzfrist eingetretene ungemeine Steigerung der Wertschätzung des Dichters die Zahl seiner Bewunderer ins Ungemessene vervielfacht hat.

Eine so plötzliche und sprunghafte Steigerung konnte in den Tagen, als die ersten Bogen der vorliegenden Biographie geschrieben wurden, nicht erwartet werden.

Die Vorarbeiten für dieses Buch sind mehr als dreißig Jahre alt; sie wurden in jugendlicher, jäh aufwallender Begeisterung für den Dichter unternommen, dem ich in entscheidender Werdezeit geistige Anregung, Gemütsbildung und Charakterstärkung verdankte, wie keinem anderen.

Digitized by Google

Die erste Hälfte der in den folgenden Blättern zur Veröffentlichung gelangenden Lebensgeschichte Adalbert Stifters wurde im Einvernehmen mit seinem langjährigen Freunde und Verleger Gustav Heckenast und sozusagen unter seinen Augen bald nach dem Tode des Dichters niedergeschrieben. Die von den Gefühlen inniger Verehrung geleitete Arbeit erhielt von Anbeginn die schätzbarste Förderung durch den Umstand, daß einerseits Heckenast die ganze ungeheure Fülle des damals in seinen Händen befindlichen handschriftlichen Materiales, darunter unvollendete Jugendarbeiten, das Bruchstück einer autobiographischen Skizze, weit über hundert ungedruckte Briefe Stifters an seine Gattin, eine bedeutende Anzahl von Briefen an Stifter mit Beiträgen von Grillparzer, Lenau, Bodenstedt, Arneth, Eichendorff, Hoefer, Seidl, Schücking, Zedlitz, Betty Paoli, Ottilie Wildermuth, Elise Polko, Robert Schumann, Justinus Kerner und anderen bereitwillig zur Verfügung stellte, und daß andererseits auch durch meinen persönlichen Verkehr mit der zu jener Zeit noch lebenden Gattin des Dichters, mit dessen nächsten Blutsverwandten in Oberplan, sowie mit Stifters vertrauten Freunden Heckenast, Kaiser, Löffler und Blumauer vieles von lebendigen Erinnerungen aufgezeichnet werden konnte, was ohne dieses Zusammentreffen niemals festzuhalten gewesen wäre.

Als das Buch bis zur Darlegung des Zeitpunktes gediehen war, in welchem Stifter seinen großen Erziehungsroman „Der Nachsommer" geschrieben hatte, starb plötzlich Heckenast.

Der Name Stifters war mittlerweile rasch einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen; auf der Umfrage nach einem neuen Verleger für mein halbvollendetes Werk zeigte es sich, daß für eine Lebensbeschreibung des Dichters nicht das geringste Interesse vorhanden war; nicht eine einzige der befragten Verlagsbuchhandlungen verlangte die Vorlage des Manuskriptes zur Einsicht, und von allen Seiten lautete die Begründung des ablehnenden Verhaltens, daß zu einer Zeit, in der die Werke des Dichters selbst fast gar keiner Nachfrage begegnen, kaum auf den auch nur die aufgewendeten Kosten deckenden Absatz seiner Biographie zu rechnen sei.

Völlig entmutigt versperrte ich die unvollendete Handschrift in der untersten Lade meines Schreibtisches, von wo sie erst ein Vierteljahrhundert später wieder ans Licht gezogen wurde, als infolge der zufälligen Auffindung des meine Briefe an den Verleger enthaltenden Teiles der Heckenastschen Korrespondenz die Aufmerksamkeit neuerlich auf die fast vergessene Arbeit gelenkt und ich von der Leitung des Vereines für

Digitized by Google

Geschichte der Deutschen in Böhmen zuerst zur Vorlage und daraufhin zur Ausfertigung meines Manuskriptes eingeladen wurde, welches sodann in den Vereinsmitteilungen (Jahrg. XXXIX—XLI) zum ersten Abdrucke gelangte.

Bei der später folgenden Ergänzung und Umarbeitung des Textes stand mir nebst den schon vordem aufgesammelten Belegen noch eine Fülle neuen Materiales zu Gebote, das auf Grund wiederholter Zeitungsaufrufe in äußerst dankenswerter Weise bereitwillig zur Verfügung gestellt worden war.

Da mir hieraus auch die willkommene Gelegenheit erwuchs, viele jener künstlerischen Arbeiten kennen zu lernen und vervielfältigen zu dürfen, welche Stifters hohe Bedeutung als Maler unwiderlegbar klarstellen, so konnte diese höchst beachtenswerte Seite der Tätigkeit des Dichters gleichfalls eingehend behandelt und durch eine große Zahl von Bildern versinnlicht werden. Die Art, wie sich Stifters Malernatur in den poetischen Werken seiner Feder sympathisch auslebt, und der Umstand, daß uns aus seinen schriftstellerischen Arbeiten überall das scharf beobachtende Auge des bildenden Künstlers entgegenblickt, machen die Gemälde seiner Hand in doppeltem Sinne wertvoll.

Bei der Besprechung seiner poetischen Schöpfungen ließ ich den Dichter von Zeit zu Zeit selbst das Wort nehmen; der zauberische Wohlklang der eingeflochtenen Zitate wird die Bewunderung rechtfertigen, welche dem unerreichten Sprachkünstler an vielen Stellen dieses Buches gezollt werden mußte. Die Darlegung seiner dichterischen Produktionen glaubte ich in engem Verbande mit der Behandlung der Lebensabschnitte vornehmen zu sollen, in welchen dieselben entstanden sind. Mußte dadurch auch der Fortgang der Lebensschilderung an vielen Stellen unterbrochen werden, so erschien mir doch eine gesonderte Besprechung der Werke bei der eigenartigen Entwicklung von Stifters literarischer Tätigkeit schon aus dem Grunde unstatthaft, als das poetische Schaffen für den Vereinsamten oft genug das Um und Auf aller Erlebnisse war. Dazu kommt, daß der Dichter niemals auf die Jagd nach Motiven ausging, sondern alles, was seine Gestaltungslust beschäftigte, ohne nach fremden Stoffen auszuspähen, aus seinem Inneren hervorholte, wodurch seine Schöpfungen von den Stadien seines Lebens unzertrennlich geworden sind. Die Werke zeigen uns die Entfaltungsgeschichte seines Geistes; diese selbst geht auf wenige Quellen und Einflüsse zurück, welche in ein paar Schlagworten chronologisch aufzuzählen sind: Heimatliebe, roman-

Digitized by Google

tische und klassische Lektüre, ideale Veranlagung, Studentenschwärmerei, vornehme Ruhe des Aristokratenlebens, zum Schlusse grauer Bureaudunst. — Der aufmerksame Leser von Stifters Schriften wird das Milieu, welches den sensiblen Dichter jeweilig umfing, in deutlicher Abfärbung in seinen Werken wiederfinden.

Die Begeisterung, mit der ich dem Gegenstande meiner Studien in vieljähriger Tätigkeit treu blieb, brachte es mit sich, daß ich versuchen wollte, nach und nach womöglich die Gesamtheit aller Schriften kennen zu lernen, welche sich auf den Dichter beziehen; der am Schlusse angeführte Literatur-Nachweis enthält alles, was ich an Abhandlungen über Stifter kennen gelernt und gelesen habe; möge das, was mir entgangen ist, keine allzu empfindliche Lücke bedeuten.

Der Bilderschmuck des Buches ist reicher, als dies sonst bei Lebensbeschreibungen der Fall zu sein pflegt; ein Drittel davon besteht aus Reproduktionen nach Gemälden und Zeichnungen von Stifters Hand; ein Teil bringt Bildnisse des Dichters aus verschiedenen Altersstufen, der Rest außer einigen kunstgewerblichen Arbeiten aus Stifters Hausrat eine große Zahl landschaftlicher Bilder, vorwiegend aus dem Böhmerwalde; diese letzteren, von mir gelegentlich meiner zahlreichen Reisen in das Dreisesselberggebiet und dessen Umgebungen mit Stift oder Farbe aufgenommen, veranschaulichen fast den ganzen Umkreis, in welchem Stifters Dichtungen spielen.

Ich sagte schon, daß ich bei meiner Arbeit sehr gefördert worden bin. Die Zahl der stillen Mitarbeiter, welche mir freundliche Hilfe angedeihen ließen, wuchs im Laufe der Zeit so sehr an, daß ich an dieser Stelle nicht jedem einzelnen, so gerne ich dies wollte, besonders zu danken vermag, sondern mich damit bescheiden muß, diesen Zeilen eine Liste der Förderer dieses Werkes beizufügen. Die mir hilfreich gewesenen Besitzer von Briefen, Handschriften und Gemälden Stifters, sowie alle jene, die mir besonders belangreiche Mitteilungen machten, sind überdies an den bezüglichen Stellen des Textes genannt.

Zu ganz besonderem Danke bin ich verpflichtet Herrn R. Adolf Bachofen von Echt senior, ohne dessen gütige Mitwirkung Stifters künstlerische Tätigkeit nur unzureichend hätte behandelt werden können, Seiner Exzellenz dem Herrn Minister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel für die in wahrhaft liberalem Sinne gestattete Benützung der in der Registratur des Unterrichtsministeriums verwahrten, Stifters Amtstätigkeit als Schulrat betreffenden Akten, Herrn k. k. Ministerialrat

Dr. Franz Ritter von Haymerle, der in freundschaftlicher Opferwilligkeit die umfangreiche Korrektur mit mir las und mich als erster auf die Existenz der vorgenannten Akten aufmerksam machte, Herrn Professor Dr. Adalbert Horcicka, der sich im Interesse meiner Arbeit als Redakteur der Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen zahlreiche, zeitraubende Mühewaltungen auferlegte, und Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg, welcher in munifizenter Weise die beiden in seinem Schlosse Frauenberg befindlichen Kunstschränke aus Stifters Nachlaß für mich nachbilden ließ.

Möge dieses Buch, das, wie doch jede Biographie dies sein soll, eine Frucht echtester Liebe ist, auch einer liebevollen Nachsicht begegnen, und vor allem — insbesondere in den Herzen der heranwachsenden Jugend — eine sich stets steigernde, unversiegbare Liebe erwecken helfen für den herrlichen, reinen, von höchster Sittlichkeit erfüllten Geist, dem die nachfolgenden, bescheidenen Blätter geweiht sind.

Wien, am 1. März 1904.

A. R. Hein.

Für die gütige Förderung seiner biographischen Arbeit ist der Verfasser zu Danke verpflichtet:

Seiner Gnaden dem hochw. Herrn J. Achleuthner, Prälat des Stiftes Kremsmünster.
Herrn Verlagsbuchhändler C. F. Amelang in Leipzig.
Herrn K. Ad. Bachofen von Echt senior in Wien.
Herrn Baron Karl von Binzer in München.
Herrn akadem. Maler Karl Blumauer in Linz †.
Herrn Andreas Bojar in Oberplan.
Herrn Verlagsbuchhändler Wilhelm Braumüller in Wien.
Fräulein Antonie Braun in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler J. G. Calve in Prag.
Herrn Verlagsbuchhändler C. Daberkow in Wien.
Herrn Dr. Donberger in Wels.
Herrn Theodor Ewert in Linz.
Herrn Ministerialrat Emil Milosch Fesch in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler F. Fontane in Berlin.
Herrn Apotheker Gustav Fossek in St. Florian.
Herrn J. Funke in Bodenbach a. E.
Herrn Ernst Fürböck in Linz.
Herrn Dr. Viktor Gerbert von Hornau in Linz.
Sr. Hochwürden Herrn Professor Dr. Gitlbauer in Wien †.
Herrn Redakteur Dr. Karl Ritter von Görner in Linz.
Herrn Hofrat Karl Graf in Linz.
Herrn Matthias Greipl in Friedberg.
Herrn Georg Gruber auf Gut Hagenau bei Böheimkirchen.
Herrn Fabriksdirektor Gustav Hallwich in Schwadorf.
Baronin Amélie von Handel geb. Gräfin Deroy in München.
Baronin Risa von Handel in Linz.
Herrn Baron Sigmund von Handel in Linz †.
Sr. Exzellenz dem Herrn Minister für Kultus und Unterricht, Geheimrat Dr. Wilhelm Ritter von Hartel in Wien.
Herrn Ministerialrat Dr. Franz Ritter von Haymerle in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Gustav Heckenast in Preßburg †.
Frau Laura Hein in Wien.

Fräulein Hilde Hein in Wien.
Sr. Exzellenz Geheimrat Josef Freiherrn von Helfert in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Otto Hendel in Halle a. d. Saale.
Herrn Dr. Moritz Herrle in Oberplan.
Herrn Registraturdirektor Anton Herzig in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Max Hesse in Leipzig.
Frau Irène Hèvin de Navarre in Wien.
Herrn Dr. August Heymann in Wien.
Herrn Redakteur Rudolf Holzer in Wien.
Herrn Professor Dr. Adalbert Horcicka in Wien.
Herrn Hofrat Dr. Johann Huemer in Wien.
Herrn Professor Louis Jakoby in Berlin.
Frau Anna Kaindl in Linz.
Herrn akadem. Maler J. M. Kaiser in Linz †.
Herrn Max Kalbeck in Wien.
Herrn Hofrat Dr. Josef Karabaček in Wien.
Herrn Landesgerichtspräsident Gustav Klier Ritter von Hellwarth in Linz.
Herrn Johann Kneisl in Budweis.
Herrn Landesarchivar Dr. Ferdinand Krakowitzer in Linz.
Frau Marie Langfellner am Maierhoferberge bei Eferding.
Herrn Paul Langthaler in Schwarzenberg.
Herrn Adalbert Ritter von Lanna in Prag.
Herrn akadem. Maler Karl Löffler in Wien.
Herrn Ludwig Loeffler in Giehren.
Herrn Karl Lorenz in Wien.
Herrn Professor K. Ludwig in Karlsbad.
Herrn Verlagsbuchhändler E. Mareis in Linz.
Herrn Adalbert Markus in Linz.
Herrn Jordan Kajetan Markus in Wien †.
Herrn Hofrat Professor Dr. Jakob Minor in Wien.
Fräulein Aloisia Mugerauer in Friedberg.
Herrn Tabakfabriksdirektor Franz Mugerauer in Wien.
Herrn A. M. Pachinger in Linz.
Herrn Magistratsrat Franz Pohl in Wien.
Herrn Bildhauer Hans Rathausky in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Philipp Reclam in Leipzig.
Herrn Landtagsabgeordneten Karl Reininger in Linz.
Herrn Bildhauer Johann Rint in Linz †.
Fräulein Marie Rint in Linz.
Herrn Dr. P. K. Rosegger in Graz.
Herrn Professor Edward Sambaber in Linz.
Herrn Professor Dr. August Sauer in Prag.
Herrn Verwalter Schacherl in Frauenberg.
Herrn Landtagsabgeordneten Karl Schachinger in Eferding.
Herrn Dr. Anton Schlossar in Graz.
Herrn Dr. Franz Schnürer in Klosterneuburg-Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Schulze in Leipzig.

Sr. Durchlaucht dem Fürſten Adolf Joſef zu Schwarzenberg in Wien.
Herrn Moritz Sechter in Wien.
Sr. Gnaden dem hochw. Herrn Dr. Joſef Seiler, Propſt des Stiftes St. Florian.
Herrn Sektionschef Friedrich Stadler von Wolffersgrün in Wien.
Frau Hofrat Amalie Stifter in Linz †.
Herrn Hans Stifter in Oberplan †.
Frau Katharina Stifter in Oberplan.
Fräulein Marie Stifter in Linz.
Herrn Philipp Stifter in Oberplan.
Herrn Konſervator Joſef Straberger in Linz.
Herrn Kunſthändler Wladimir Strniſchtie in Wien.
Frau Poſtrat Bertha Swoboda in Prag-Smichow.
Frau Marie Swoboda, geb. Baronin Leon, auf Schloß Pielach bei Melk a. d. Donau.
Herrn Bürgermeiſter Joſef Taſchek in Budweis.
Herrn Verlagsbuchhändler A. Weichert in Berlin.
Fräulein Ida Weiß von Starkenfels in Linz.
Herrn Profeſſor Dr. Hans Widmann in Salzburg.
Herrn Miniſterialrat Dr. Karl Ritter von Wiener in Wien.
Herrn Fr. Wieſenberger in Mauthauſen.
Herrn Buchdruckereibeſitzer Julius Wimmer in Linz.
Herrn Profeſſor Dr. Jakob Zeidler in Wien.

Inhalts-Übersicht.

Seite

Vorwort . . . . . V—IX
Liste der Förderer . . . . . X—XII
Inhalts-Übersicht . . . . . XIII—XV

I. Kindheit und Jugend (1805—1826) . . . . . 1—43
Das südböhmische Waldland 1
Oberplan 7
Stifters Geburtshaus 11
Die Eltern des Dichters 13
Stifters Großmutter 15
Stifters unvollendete Selbstbiographie 17
Natürliche Anlage des Knaben für die Musik 26
Josef Jenne und die erste Schulzeit 27
Am Gymnasium zu Kremsmünster 34
Studentengedichte und erste novellistische Versuche 40

II. Sturm und Drang (1826—1840) . . . . . 45—104
Studien an der Universität in Wien 47
Fragment einer bisher ungedruckten Jugendarbeit 50
Studentisches Treiben 59
Privatunterricht in vornehmen Häusern 67
Erste Liebe 69
Briefe an Fanny Greipl 72
Amalie Mohaupt 87
Begründung des eigenen Hausstandes 102

III. Malerei und Dichtkunst (1840—1845) . . . . . 105—181
Beginn der literarischen Laufbahn und des Sammelwerkes **Studien** mit der Erzählung „Kondor“ 107
Feldblumen 120
Das Heidedorf 140
Der Hochwald 148
Die Narrenburg 165
Versuche auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei 177

Digitized by Google

Seite

IV. Von Erfolg zu Erfolg (1845—1853) . . . . . 183—293
Die Mappe meines Urgroßvaters 187
Abdias 199
Brigitta 205
Das alte Siegel 213
Pläne zu einem dramatischen Werke 218
Das Sturmjahr 1848 222
Aufsätze über Schule und Schulbildung 227
Arbeiten für die oberösterreichische Statthalterei 228
Ernennung A. Stifters zum Inspektor der oberösterreichischen Volksschulen 239
Stifter als Staatsbeamter 240
Der Hagestolz 249
Der Waldsteig 258
Zwei Schwestern 263
Der beschriebene Tännling 271
Stifters Verhältnis zu seinem Verleger 279
Faksimile eines Stammbuchblattes von Adalbert Stifter 285
Kritische Stimmen über die „Studien" 290

V. Auf der Höhe (1853—1858) . . . . . 295—411
Bunte Steine 297
Granit 305
Kalkstein 310
Turmalin 318
Bergkristall 323
Katzensilber 336
Bergmilch 341
Erfolg der „Bunten Steine" 344
Lesebuch für Realschulen 351
Gustav Heckenast 353
Reise nach dem Süden und an das Meer 358
Kaiserfeste 360
Der Nachsommer 365

VI. Ausklang (1858—1868) . . . . . 413—590
Kummervolle Zeiten 415
Stifters Familienleben 421
Amalie Stifter 429
Des Dichters äußere Erscheinung und Lebensweise 441
Kakteenzucht 457
Stifter als Tierfreund 462
Stifter als Altertümler 468
Stifters Bedeutung als Maler 471
Erkrankung des vereinsamten Dichters 510
Bitiko 518

Seite

Die letzten Lebensjahre 554
Versetzung in den dauernden Ruhestand 563
Der Schneesturm im bayrischen Walde 575
Schmerzvolles Ende 587
Das Leichenbegängnis 588

VII. Der Nachruhm . . . . . 591—664
Letztwillige Anordnung 595
Nachgelassene Schriften. Erzählungen 598
Der Waldgänger 603
Nachkommenschaften 606
Prokopus 610
Die drei Schmiede ihres Schicksals 614
Der späte Pfennig. Zuversicht. Der Waldbrunnen. Der fromme Spruch 615
Der Kuß von Sentze. Zwei Witwen. Die Barmherzigkeit. Der Tod einer Jungfrau 616
Aus dem bayrischen Walde. Ein Gang durch die Katakomben 617
Stifters Briefe 619
Vermischte Schriften 621
Ergänzungen zur Erzählung „Die Mappe meines Urgroßvaters" 621
Kunstschriften 624
Das Weihnachtsfest. Sylvester 624
Winterbriefe aus Kirchschlag. Die Schule und die Schulbildung. Aus dem alten Wien 625
Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842 627
Gedichte 628
Das Grabdenkmal auf dem Linzer Friedhofe 633
Gedenktafel an dem Geburtshause in Oberplan 634
Die „Stifterstraße" in Linz 635
Der Stifterobelisk auf dem Plöckenstein 636
Die Gedenktafel an dem „Stifterbaume" in Hinterhainbach 639
Der „Stifterpark" in Oberplan 640
Das Stifterdenkmal von Hans Rathausky in Linz 643
Die Gedenktafel am Wohn- und Sterbehause Adalbert Stifters in Linz 648
Die Ehrentafel an der Universität in Wien 649
Das „Stifterarchiv" in Prag 650
Neue Ausgaben der Werke Stifters 651
Adalbert Stifters Stellung in der Literatur 654
Verzeichnis der Bilder 665
Literatur-Nachweis 671
Personen-Register 685

Digitized by Google

I.

Kindheit und Jugend.

(1805–1826.)

Das heimliche häusliche Wort, das der Vater ſeinen Kindern ſagt, wird nicht vernommen von der Zeit; aber wie in Schallgewölben wird es an dem fernen Ende laut und von der Nachwelt gehört.

Jean Paul.

Above the Rapids. The Mountains of Columbia.

The Mountains of Columbia.

grundes. Dem auf dieſe einſame Beobachtungszinne des Waldes Vortretenden wird ein zweifacher Anblick: Glanz und Lichtfülle blendet das bewundernde und verwirrte Auge, wenn es über die weit hinaus ſich dehnende, ſonnenduftige Ferne ſchweift; dunkle, traumhafte Farbentrauer umfängt den Blick, wenn er ſich in das Herz des Waldes hinabſenkt. In lotrechten Steilwänden baut ſich die gigantiſche Granitarchitektur eines kühnen Halbbogens als Schutzmauer um das Myſterium eines weltfernen Talfriedens, in ſich hegend den ſchwarzen Spiegel eines Hochſees, umwuchert von tauſendjähriger, ſtets aus dem eigenen Leichname ſich phönixgleich neugebärender Vegetationsfülle voll üppiger Triebkraft.

In zarter, unangetaſteter Jungfräulichkeit liegt das Geheimnis des Hochwaldes zu unſeren Füßen, verſchloſſen, abgeſchieden und ſchweigend.

Unzählige Wipfel ſtreben mit grauen Rieſenarmen der Höhe des Berges zu und ſuchen eiferſüchtig die ſtolzragenden Felſen zu überflügeln; manch ein vermeſſener Fichtenſtamm klammert verzweifelnd das knorrige Wurzelgeflecht um die magere Gratſpitze einer freiſtehenden Zackenſäule, von da aus fruchtloſen Wettkampf beginnend; rings taumelt an ſchlechten Haltepunkten ein ſchiefhangendes Gewirr von Strebegenoſſen, todesſchaurig in die ungemeſſene Tiefe blickend, wo die Gerippe gefallener Waldſöhne regungslos an den Ufern des ſchwarzen Waſſers langſamer Vernichtung entgegenmodern, einſt mitten im kühnen Aufwärtsringen in den Abgrund geſtürzt vom rächenden Geiſte des Berges.

Oft mag ein verheerender Windbruch hier in einer einzigen Nacht das Ergebnis jahrelanger Äxtearbeit überboten haben und ein wildſchönes Schauſpiel müßte es geweſen ſein, im Blitzesleuchten beim Toſen der Elemente das Stürzen gebrochener Höhenſtämme zu betrachten und ihr ſchattengleich zur Tiefe raſen zu verfolgen: zuerſt das Flirren der fliegenden Äſte und wehenden Wurzelfahnen, die lotrechte Wand jenes Felſentheaters hinab, ſodann den krachenden Aufſall in die Geſellſchaft der bereits früher gefallenen Baumleichen oder den Totenſprung in den See. In ungeheurer Menge ſchauerlich zuſammengeworfen, und mit den dürren Sparren ineinandergreifend, bilden hier dieſe Stämme des ſüdweſtlichen Seeufers abmahnende Schutzwehr. Wo aber einer der geſtürzten Schäfte den feſten Boden im Falle nicht mehr gewinnen konnte, mußte er in das kühle Grab der gierigen Waſſertiefe tauchen; daher vom Ufer abwärts, ſoweit das menſchliche Auge die ſchwarze Fläche forſchend zu durchdringen vermag, ein polypenarmiges Greifen und Aufwärtslangen der golden-rötlich emporſchimmernden Wurzeln den Blick erſchreckt und

eine grauſige Verſammlung von Rieſenalgen und vielköpfigen Waſſerungeheuern ahnen läßt. Am Ufer umliſpeln die dunklen Fluten märchenplaudernd manch einen Stammrieſen, deſſen Haupt die Tiefe küßt, indes wie in lächerlicher Umkehr der Naturgeſetze ſeine Wurzel ſchilfumbuſcht das ungewohnte Koſen der linden Lüfte fühlt.

Ein reizendes Kleinleben, rings umher ausgebreitet, vermählt ſich mit der ernſten Großartigkeit der Waldespracht, dieſelbe ſänftigend und mildernd.

Aber dieſer Hochſee, dieſes einförmige und düſtere „Meerauge" des Böhmerwaldes, iſt der Gegend einzige Schönheit nicht. Wenige Schritte von der Kanzel entfernt, erhebt ſich der mächtige Seeturm, ein gewaltig Bauwerk aus rieſigen Granitblöcken errichtet, durch geheimnisvolle Kräfte

Der Hohenſtein.

beim gewaltſamen Werden der Natur emporgeſchoben, kühn und ſeltſam geſtaltet. Von dieſer ſcheinbar künſtlich gefügten Warte führt ein romantiſcher und abenteuerlicher Weg an dem wüſtgrandioſen, wildherrlichen Granitabſturze des Plöckenſteines, an dem die Ländergrenze zwiſchen Bayern, Böhmen und Öſterreich bezeichnenden Dreimarkſteine vorüber den noch unbegreiflicheren, noch fabelhafteren Steinwundern des Dreiſeſſelberges und des Hohenſteins entgegen.

Der Pfad dahin führt ſtets über Steine und Blöcke, die mit dem dichten, freundlich-grünen Samte einer weichen Moosdecke überkleidet ſind, umkränzt von nickenden Blumen und wehenden Farrenkräutern; die Ausſicht von dort iſt in einem Grade entzückend und unermeßlich, wie von keinem anderen Punkte des Gebirges.

Australia and in the United States of America they are called Mallee Fowl. Their habit of building a huge mound of earth and rotting vegetation in which to hatch their eggs is unique among birds. The mound is built by the male bird, which scratches together a heap of leaves and earth. It may be three yards high and as much as twenty yards in diameter. The female lays her eggs in the mound, and the male bird tends the fire which hatches the eggs. He tests the temperature of the mound by thrusting his beak into it. When the young birds are hatched they dig their way out of the mound and run off into the bush. They are able to fly almost as soon as they are hatched.

The Mallee Fowl's Mound

Not all birds build nests. The Emperor Penguin lays its egg on the ice and balances it between its feet. The Kittiwake Gull lays its eggs on the ledges of cliffs. The Guillemot lays its egg on the bare rock. The Cuckoo lays its eggs in the nests of other birds. The Ostrich lays its eggs in a hollow in the sand. The Nightjar lays its eggs on the ground. The Plover lays its eggs in a hollow in the ground. The Lapwing lays its eggs in a hollow in the ground. The Curlew lays its eggs in a hollow in the ground. The Sandpiper lays its eggs in a hollow in the ground. The Redshank lays its eggs in a hollow in the ground. The Snipe lays its eggs in a hollow in the ground. The Woodcock lays its eggs in a hollow in the ground. The Partridge lays its eggs in a hollow in the ground. The Pheasant lays its eggs in a hollow in the ground. The Grouse lays its eggs in a hollow in the ground. The Ptarmigan lays its eggs in a hollow in the ground. The Capercaillie lays its eggs in a hollow in the ground. The Black Grouse lays its eggs in a hollow in the ground. The Red Grouse lays its eggs in a hollow in the ground. The Willow Grouse lays its eggs in a hollow in the ground. The Rock Ptarmigan lays its eggs in a hollow in the ground. The Snow Ptarmigan lays its eggs in a hollow in the ground. The Willow Ptarmigan

gekommen waren, um das Denkmal aufzurichten, weiter unten Spitzenberg, und rechts von dem Platze, auf dem die Moldau deutungsvoll in seltsam schöner Krümmung ein freundlich silberblinkend Herz in die Fluren geschrieben, erblicken wir die stumpfe Turmpyramide von Oberplan, den Haltepunkt unserer Betrachtung.

Oberplan ist als der Geburtsort Adalbert Stifters einer der bedeutungsvollsten Plätze des Böhmerwaldes.

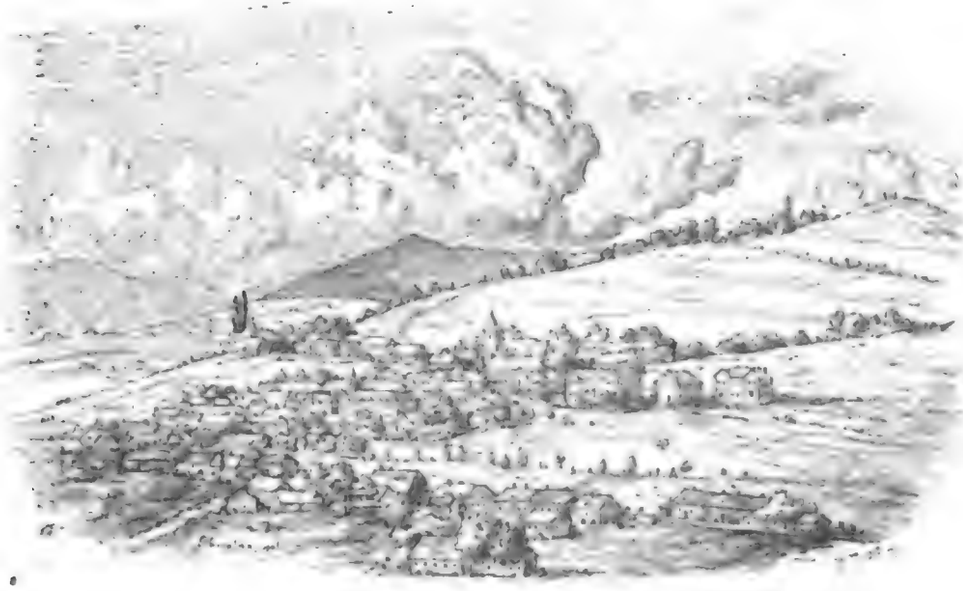
Es gehört zu dieses eigenartigen Dichters vornehmsten Schönheiten, uns ein getreuestes Spiegelbild des Naturlebens entworfen zu haben, das sich unabweisbar mit sanfter, elementarer Gewalt in unsere Seelen schmeichelt, freundlich und unvergeßlich. Er verstand es wie keiner, die holde Zaubersprache im Buche der Natur zu lesen, die Hieroglyphen ihrer Züge zu entziffern. Dabei war er ein echter Sohn seiner Heimat. Er hat die Stätte seiner Geburt geliebt und ihr Andenken unveränderlich im Herzen getragen bis an sein Lebensende.

Daß Stifter zum hervorragendsten Naturschilderer geworden, ist außer der seinem Genius eigenen Begabung vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß er inmitten einer Naturumgebung das Licht des Daseins erblickte, welcher in ihren machtvollen Zaubern etwas so Gefangennehmendes, etwas so Unentrinnbares eigen war, daß sich ein zur Poesie und zu stiller Betrachtung neigendes Gemüt diesem magnetischen Einflusse unmöglich entziehen konnte. Wenn wirklich ein Dichter aus der Einsamkeit, Unschuld und gelassenen Stille dieser Wälder hervorging, so mußte es ein Sänger der Waldespracht, sein Hauptwerk mußte das Epos des Naturlebens sein, dessen Sprache mußte duftig sein, wie das Blühen der keuschen Höhenblume, aus ihrem klaren Rhythmus mußte uns das Murmeln des Felsenquells grüßen, und die Wesenheit seiner Dichtungen mußte unsere Seele beruhigen und klären, wie der Blick in eine milde, sonnenerfüllte Landschaft.

Und so hat es sich an Stifters Dichtungen erfüllt. Es erscheint demnach geboten, um zum vollen Verständnisse der besonderen Eigenart des Dichters zu gelangen, einen zusammenfassenden Blick auf die Naturumgebung seines Geburtsortes zu werfen, in welcher die Erklärung jener begeisterungsvollen Naturvergötterung gefunden werden kann, die den Poeten seit seiner frühesten Jugend beseelte und die ihn in allen Phasen seiner Entwicklung nicht verließ.

Oberplan, friedlich in das Wiesengrün leise ansteigender Hügel hinein gebaut, ist im weiten Umkreis allerorts von der Wucht schwerer Wälder umlagert.

Das Tal, in dessen Mitte der Marktflecken liegt, ist sanft und breit, es ist von Osten gegen Westen in das Waldland hinein geschnitten und fast ganz von Bäumen entblößt, weil man, da man die Wälder ausrottete, viel unter dem Überflusse der Bäume zu leiden hatte, und von dem Grundsatze ausging, je weniger Bäume überblieben, desto besser sei es. In der Mitte des Tales ist der Marktflecken Oberplan, der seine Wiesen und Felder um sich hat, in nicht großer Ferne auf die Wasser der Moldau sieht, und in größerer Entfernung von mehreren herumgestreuten Dörfern umsäumt ist. Der mäßig ansteigende Marktplatz trägt an seinem höchsten Punkte die mit dem Rosenwappen der Witiker geschmückte Kirche; dieselbe ist urkundlich im Jahre 1374 zum ersten Male erwähnt und der heiligen Margarethe geweiht. In mehreren Schriften Stifters, namentlich aber in der „Mappe", wird dieser Heiligen ausführlich gedacht.



Oberplan.

„Das Tal ist selber wieder nicht eben, sondern hat größere und kleinere Erhöhungen. Die bedeutendste ist der 864 Meter hohe Kreuzberg, der sich gleich hinter Oberplan erhebt, von dem Walde, mit dem er einstens bedeckt war, zum Teil entblößt ist und seinen Namen von dem blutroten Kreuze hat, das auf seinem Gipfel steht. Von ihm aus übersieht man das ganze Tal. Wenn man neben dem roten Kreuze steht, so hat man unter sich die grauen Dächer von Oberplan, dann dessen Felder und Wiesen, dann die glänzende Schlange der Moldau und die obbesagten Dörfer. Sonst sieht man von dem Kreuzberge aus nichts, denn ringsum schließen den Blick die umgebenden bläulichen dämmernden Bänder des böhmischen Waldes."

Außer dem Kreuzberge ist Oberplan noch von manchen anderen größeren oder geringeren Höhen umsäumt: da ist der Philippgeorgsberg, die Hochficht, der Tussetwald, der Sesselwald, der Seewald, da ist der Wald des heiligen Thomas mit der Ruine Wittinghausen, da ist endlich der Hüttenwald und der Roßberg.

Von der Vegetation, welche in unvergleichlicher Kraft das Urwaldsparadies dieser Gegend durchwuchert, mag man eine schwache Vorstellung bekommen, wenn man sich die Beschreibung einer Riesentanne vor Augen hält, welche Hochstetter in der Gegend von Wittinghausen gefunden hatte. „Er maß ihren Durchmesser in Brusthöhe mit $9^1/_2$ wr. Fuß, ihren Umfang mit 31 wr. Fuß, dann erkletterte er den liegenden Stamm, ging darüber hin und zählte 72 Schritte; aber die Krone, die schon früher vom Winde abgerissen worden sein mochte, fehlte noch. Rechnete man diese und den stehenden Stumpf dazu und fünf Schritte zu zwei Klafter, so bekam man eine Gesamthöhe von 200 Fuß, fast die halbe Höhe des St. Stefansturmes." Hier stand ein Baum, ruft Hochstetter beim Anblick des gefallenen Kolosses aus, mit seinen Ästen und Zweigen ein ganzer Wald im Walde, mit seiner Krone ein Wald über dem Walde! Der Sturmwind hat den fünfhundertjährigen Riesen abgerissen und hingeworfen; Schwärzer haben den hohlen Stumpf angezündet, aber jetzt noch starren die schwarzen, verkohlten Reste ehrfurchtgebietend in die Höhe.

Zu diesen großartigen Dimensionen kommen nun noch die eigentümlichen Bildungen, deren man nicht selten ansichtig wird. Da ist ein Stein von ansehnlicher Größe vor hunderten von Jahren in das Wurzelgeflechte einer mächtig in die Höhe ringenden Tanne oder Fichte geraten und so ragt sie nun empor, einen starren Felsblock zu ihrer Unterlage, um den sich ihre starken Wurzeln tiefer in die Erde gebohrt haben, so daß er von ihnen, wie mit eisernen Banden umklammert, halb in der Luft zu schweben und doch wieder den Riesenstamm seiner Bezwingerin in der Luft zu tragen scheint. Oder es hat sich das Erdreich und Gesteine, das ehedem den oberen Teil seiner kräftigen Wurzeln umkleidete, im Lauf der Jahrhunderte weggewaschen, wodurch eine freie Höhlung entstand, oft weit genug, einen Mann durchschlüpfen zu lassen. Dann trifft man wieder Bäume, die ihre Wurzeln vor uralter Zeit in einander verschlungen haben, daß sie gleich den siamesischen Zwillingen wie aus einem Körper emporgewachsen aussehen; und wieder andere, die im Gegenteil den einen Stamm etwa in einem Viertel oder Drittel ihrer Höhe in zwei teilen und in solcher Weise gedoppelt ihre Reise in die luftige Höhe fortsetzen.

Rural Rides, &c. in Surrey, Hants, Sussex, and Kent. Illustrated with Engravings on Wood, from Drawings by Samuel Prout, Esq. 8vo. pp. 400. London, 1825. Whittaker, Treacher, and Co.

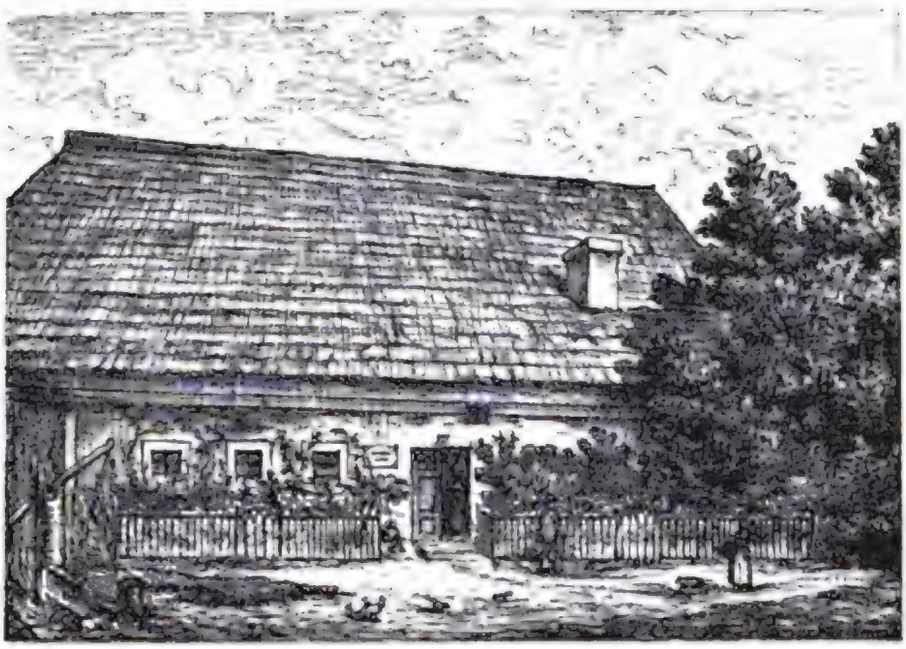
We have here a very handsome volume, containing a series of letters, written during a tour through the counties of Surrey, Hants, Sussex, and Kent, in the autumn of 1822, by a gentleman who has long been known to the public as a writer on rural affairs, and who has, in the present instance, given us a very pleasing account of his journey.

In Surrey, 1822. Above are Views, in the Neighbourhood of Godalming, and Guildford.

The author, who is a farmer, and who has been in the habit of travelling on horseback, has, in the course of his tour, visited many of the most interesting spots in the counties through which he passed, and has described them in a manner which will be found highly interesting to the general reader. He has also given a number of observations on the state of agriculture in the districts which he visited, and has made many remarks on the condition of the labouring classes, which are worthy of attention. The work is illustrated by a number of engravings on wood, from drawings by Samuel Prout, Esq. which are executed in a very superior manner.

Digitized by Google

wie eine einzelne antike Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lotrecht auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen, wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab, daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weiß leuchtendem Verhack die dunklen Wasser säumend.



Adalberts Stifters Geburtshaus in Oberplan.

Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Plöckenstein geheißen, links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllet."

Vielfältig herrlichen Zaubers voll ist jenes wunderbar abwechslungsreiche Stück Natur, welchem im Leben und in den Schriften Adalbert Stifters eine so außerordentliche Bedeutung zugemessen war, wo der Kindesseele erste Regung sich erschloß, wo der Jüngling in ahnungsvollen Träumen schwelgte, und wo in späten Jahren der Mann nach der Arbeit Sorge und Mühsal des Daseins Ruhe und Erholung fand.

An einem Ende der Fahrstraße Oberplans steht das Haus, in welchem Adalbert Stifter am 23. Oktober 1805 geboren wurde. Jener Teil

des Marktfleckens heißt Ansbach und das Haus, welches mit dem Hausnamen „beim Mazel“ oder „beim Mathsel“ (beim Matthias) belegt ist, trägt die Nummer 21. Das bescheidene Anwesen ist noch jetzt im Besitze der Familie und hat seit des Dichters Geburt nur geringe Veränderungen erlitten, da die dort lebenden Verwandten desselben das ausdauernde Beharren und die Liebe für das Bestehende von dem Poeten geerbt zu haben scheinen.

Seit Stifter einmal bei einem gelegentlichen Besuche seines Geburtshauses eine Änderung in der Lage des Sitzsteines, der ihm in seiner Jugend durch die in einer Erzählung in den „Bunten Steinen“ geschilderte schelmische Tücke des Wagenschmiermannes so verhängnisvoll geworden war, mit Unwillen und Betrübnis bemerkte und entschieden die Wiederherstellung des früheren Zustandes verlangte, ist keinerlei Veränderung mehr vorgenommen worden. Und so zeigt sich denn alles noch im alten Zustande, nur daß Sturm und Wetter auf dem hohen Satteldache des Hauses allmählich eine neue Schindellage notwendig gemacht haben und die Verehrung für den Dichter eine schöne Gedenktafel mit freundlich leuchtenden Goldbuchstaben in die reinliche Mauer gesetzt hat. Stifter selbst entwirft im „Granit“ eine überaus klare und anschauliche Schilderung des erwähnten, vielbenützten Ruhesitzes: „Vor meinem väterlichen Geburtshause, dicht neben der Eingangstür in dasselbe liegt ein großer achteckiger Stein von der Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Würfels. Seine Seitenflächen sind roh ausgehauen, seine obere Fläche aber ist von dem vielen Sitzen so fein und glatt geworden, als wäre sie mit der kunstreichsten Glasur überzogen. Der Stein ist sehr alt und niemand erinnert sich, von einer Zeit gehört zu haben, wann er gelegt worden sei. Die urältesten Greise unseres Hauses waren auf dem Steine gesessen, so wie jene, welche in zarter Jugend hinweggestorben waren, und nebst all den andern in dem Kirchhofe schlummern. Das Alter beweist auch der Umstand, daß die Sandsteinplatten, welche dem Steine zur Unterlage dienen, schon ganz ausgetreten, und dort, wo sie unter die Dachtraufe hinausragen, mit tiefen Löchern von den herabfallenden Tropfen versehen sind.

Eines der jüngsten Mitglieder unseres Hauses, welche auf dem Steine gesessen waren, war in meiner Knabenzeit ich. Ich saß gerne auf dem Steine, weil man wenigstens dazumal eine große Umsicht von demselben hatte. Jetzt ist sie etwas verbaut worden.

Ich saß gerne im ersten Frühling dort, wenn die milder werdenden Sonnenstrahlen die erste Wärme an der Wand des Hauses erzeugten.

Ich ſah auf die geackerten, aber noch nicht bebauten Felder hinaus, ich ſah dort manchmal ein Glas wie einen weißen feurigen Funken ſchimmern und glänzen, oder ich ſah einen Geier vorüberfliegen, oder ich ſah auf den fernen blaulichen Wald, der mit ſeinen Zacken am Himmel dahingeht, an dem die Gewitter und Wolkenbrüche hinabziehen und der ſo hoch iſt, daß ich meinte, wenn man auf den höchſten Baum desſelben hinauf ſtiege, müßte man den Himmel angreifen können. Zu andern Zeiten ſah ich auf der Straße, die nahe an dem Hauſe vorübergeht, bald einen Erntewagen, bald eine Herde, bald einen Hauſierer vorüberziehen.

Im Sommer ſaß gerne am Abend auch der Großvater auf dem Steine und rauchte ſein Pfeifchen, und manchmal, wenn ich ſchon lange ſchlief, oder in den beginnenden Schlummer nur noch gebrochen die Töne hinein hörte, ſaßen auch teils auf dem Steine, teils auf dem daneben befindlichen Holzbänkchen oder auf der Lage von Baubrettern junge Burſche und Mädchen und ſangen anmutige Lieder in die finſtere Nacht."

So war der Schauplatz von Stifters Kindheit beſchaffen. Sein Vater war urſprünglich Leinweber in Oberplan; ſpäter aber legte er das Gewerbe zurück, beſchäftigte ſich, wie ja in den kleineren Landſtädten meiſt die Bürger ihre Felder ſelbſt bebauen, mit Landwirtſchaft und errichtete einen Flachshandel, den er bis an ſein Ende betrieb. Stifter hat uns ſowohl über die äußere Erſcheinung, wie über das Geiſtes- und Gefühlsleben ſeines Vaters nur äußerſt ſpärliche Nachrichten hinterlaſſen; unter dieſen wenigen Belegen hauptſächlich jene ‚Stelle aus den „Bunten Steinen", wo er erzählt: „In dem Schlafgemache der Eltern lag der Vater in dem Bette, hatte ein Licht neben ſich und las, wie er gewöhnlich zu tun pflegte." Der Grund, warum ſein Vater in ſeinen Dichtungen eine geringere Rolle ſpielt, während er ſeine meiſten anderen Verwandten, beſonders ſeine Mutter und ſeine Großmutter väterlicher Seite in ſeinen Werken mit der größten Naturtreue und Innigkeit zeichnete, mag wohl der ſein, daß er denſelben ſchon in früher Jugend verlor; in einer Zeit alſo, als die Geſtalt des Mannes noch nicht mit ihren individuellen Zügen in dem Auge und dem Geiſte des Knaben feſte, bleibende Eindrücke ſchaffen konnte. Deſto inniger ſchloß er ſich an ſeine Mutter und an ſeine Großmutter — Frau Urſula Kary aus Glöckelberg — an, und gewiß war die milde, weibliche Erziehung und Umgebung, in welcher der Knabe aufwuchs, für ſein ſpäteres Leben und Dichten von den wichtigſten Folgen.

Seine Mutter Magdalene, eine Tochter des Oberplaner Fleiſchhauers Friepeß, war eine ſtille, ſanfte Frau. Stifter hat, wiewohl die

meiſten Frauengeſtalten ſeiner Werke einzelne Züge von ihr an ſich tragen, ſie doch nirgends ganz geſchildert, ſo ideal und ſchön, ſo liebreich und friede- und freudebringend, wie ſie in ſeiner Seele bis zu ſeinem letzten Tage ihm vorgeſchwebt — vielleicht wollte er ſie voll in ſich behalten, das teure Bild in ſich tragen, ganz und rein und ungeteilt. Vielleicht auch ſchien ihm die Mutterliebe zu erhaben und zu edel, als daß er ſie zum Stoff einer Novelle gemacht hätte. Ein deutlicher Beweis, wie tief ihm ſeine Familie ans Herz gewachſen, liefert der Umſtand, daß ſein erſtes Werk, mit dem er vor die Öffentlichkeit trat: „Seiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern" gewidmet iſt. Und in einem Briefe an Luiſe Stifter vom 21. April 1855 heißt es: „Meine Mutter, ein unergründlicher See von Liebe, hat den Sonnenſchein ihres Herzens über manchen Teil meiner Schriften geworfen, mein edler, nur zu großmütiger Vater iſt noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er uns ſchon, da ich elf Jahre alt war, entriſſen wurde." Über den liebenswürdigen Charakter dieſer Frau wirft auch eine Stelle aus demſelben Briefe einiges Licht; Stifter erzählt hier: „Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter beſuchten und alle Geſchwiſter vollzählig um den Abendtiſch ſaßen (wie ich glaube keines mißraten), ſagte die Mutter, die auf der Ofenbank ſaß: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie."

Als Stifter einmal als Kind einen recht unartigen Streich begangen hatte, deſſen Unrecht er aber nicht einzuſehen vermochte, und er, von ſeinem Stiefvater abgeſtraft, weinend zu Bette gegangen war, trat ſeine Mutter, da ſie ihn ſchlafend glaubte, leiſe herein; er öffnete in ſtillem Unmut die Augen nicht; ſie aber trat an ſein Bett und ſah ihn an und machte ein Kreuz auf ſeine Stirne, dann ſchlich ſie wieder hinaus, und ein ſüßer Troſt kam in ſein armes, kleines Herz.

Und als ſeine Mutter ſchon lange unter den Toten ſchlummerte, verſicherte er: „Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner beſten Gefühle, meiner Vorſtellungen und Wünſche in dem Herzen meiner Mutter zuſammen. Obwohl ſie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war, und nicht eine ausnahmsweiſe Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer ſittlichen Tiefe, von einer Großmut und Leutſeligkeit, ſowie ihr Verſtand von einer Klarheit, wie man es in den ſogenannten beſten Kreiſen ſelten antrifft, was ſich auch dadurch offenbarte, daß, nicht wie die drei Prieſter und die Beamten des Bezirksamtes, welche die Leiche meinetwegen begleiteten, aus benachbarten Dörfern zahlreiche

Menſchen zur letzten Ehrenbezeigung herbeikamen, die von mir nichts wußten. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht bloß wie eine Mutter, ſondern auch wie einen ſeltenen Menſchen. Darum wurden auch meine erſten Dichtungsverſuche ihr gewidmet. Alles was ich ſtrebte, alles was mir Gutes geſchah, bezog ich auf ſie und ihre Freude. Erſt nach meiner Vermählung dehnten ſich dieſe Fäden auch auf meine Gattin aus. Selbſt die Kleinigkeiten, die wir Brüder immer zur Unterſtützung ihres Alters ſandten, machten nach und nach einen gewohnten holden Verkehr aus."

„Zürnen Sie," ſchrieb er früher einmal an ſeinen Verleger Heckenaſt, „Ihrem Freunde nicht, daß er verſchenkt, was er ſelber braucht, aber kennten Sie die unerſchöpfliche Herrlichkeit meiner Mutter, Sie würden mich eher ſegnen."

Hat Stifter ſeine Mutter, wie erwähnt, uns eigentlich nirgends ganz und lebendig mit allen kleinſten Zügen geſchildert, ſo hinterließ er uns ein deſto vollendeteres, in ſeiner Innigkeit und Lieblichkeit deſto rührenderes und ergreifenderes, wahrhaft anſchauliches Bild ſeiner Großmutter im „Heidedorf".

Felix, der Heideknabe, geht von ſeinem heimatlichen Dorfe, getrieben von Weltſehnſucht und heiligem Forſchergeiſt, hinaus in die weite Welt, das große, geheimnisreiche Buch des Lebens zu durchblättern. Nachdem er Abſchied von ſeinen Eltern genommen, eilt er zur Großmutter.

„Er liebte ſie zwar nicht ſo, wie die Mutter, ſondern ehrte und ſcheute ſie vielmehr, aber ſie war es auch geweſen, aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerſt ſeine Heidefreuden webte, dann ſein Herz und ſein ganzes zukünftiges Schickſal. Weit über die Grenze des menſchlichen Lebens ſchon hinausgeſchritten, ſaß ſie, wie ein Schemen, hinten am Hauſe im Garten an der Sonne, ewig einſam und ewig allein in der Geſellſchaft ihrer Toten, und zurückſpinnend an ihrer inneren, ewig langen Geſchichte. Aber ſo wie ſie daſaß, war ſie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, ſondern wenn ſie oft plötzlich ein oder das andere ihrer inneren Geſchöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes, oder wenn ſie ſanft lächelte oder betete, oder mit ſich ſelbſt redete, wunderſam ſpielend in Blödſinn und Poeſie, in Unverſtand und Geiſtesfülle: ſo zeigte ſie gleichſam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Daſein. Ja, der Menſchenkenner, wenn hier je einer hergekommen wäre, würde aus den wenigen Blitzen, die noch gelegentlich auffuhren, leicht erkannt haben, daß hier eine Dich-

tungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt worden war, ungekannt von der Umgebung, ungekannt von der Besitzerin, vorübergelebt in dem schlechten Gefäße eines Heidebauernweibes.

Das alte Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges Buch gelesen, die Bibel; aber in diesem Buche las und dichtete sie siebenzig Jahre. Jetzt tat sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese; aber ganze Prophetenstellen sagte sie oft laut her, und in ihrem Wesen war Stil und Typus jenes Buches ausgeprägt, so daß selbst zuletzt ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und Romanhaft-Poetisches zeigte. Dem Knaben erzählte sie die heiligen Geschichten. Da saß er nun oft an Sonntagnachmittagen gekauert an dem Hollunderstrauch — und wenn die Wunder und die Helden kamen und die fürchterlichen Schlachten und die Gottesgerichte — und wenn sich dann die Großmutter in die Begeisterung geredet, und der alte Geist die Ohnmacht seines Körpers überwunden hatte — und wenn sie nun anfing, zurückgesunken in die Tage ihrer Jugend, mit dem welken Munde zärtlich und schwärmerisch zu reden, mit einem Wesen, das er nicht sah und in Worten, die er nicht verstand, aber tiefergriffen, instinktmäßig nachfühlte, und wenn sie um sich alle Helden der Erzählung versammelte, und ihre eigenen Verstorbenen einmischte und nun alles dramatisch skizzenhaft durcheinander reden ließ, da grauete er sich innerlich entsetzlich ab, und um so mehr, wenn er sie gar nicht mehr verstand — allein er schloß alle Tore seiner Seele weit auf und ließ den phantastischen Zug eingehen." Die poesievolle, bilderreiche Ausdrucksweise, deren sich die Großmutter im Verkehre mit dem kleinen Adalbert bediente, kennen wir aus des Dichters eigenen Aufzeichnungen; einmal sagte sie zu ihm: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts gewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre."

Daß der Dichter mit Felix' Großmutter seine eigene geschildert habe, erklärt er selbst in dem schon mehrfach zitierten Briefe an Luise Stifter, wo er sagt: „Als ich mich der Dichtkunst zuwandte, weil mich ein Herzenszug immer zu ihr führte, kam die liebe Jugend und Kinderzeit wieder in mir zum Vorscheine und erzählte mir rührende, märchenhafte Dinge. Jetzt bedauerte ich, manche Dinge mir nicht gemerkt zu haben, namentlich die Lieder, die Erzählungen und Verwandtschaftsagen der Großmutter väterlicherseits, welche eine lebendige Chronik und Dichtung war, gänzlich, obwohl ich als Kind von ihnen so entzückt war, vergessen

zu haben. Nur ein blasses Bild konnte ich von dieser Frau in das Heidedorf bringen, ihre merkwürdige, von den Oberplanern nicht gekannte Gestalt aber in tiefen Zügen zu fassen, will mir nicht mehr gelingen."

In solcher Umgebung wuchs der Dichter auf. Zwei Frauen, frei von jener oberflächlichen Bildung, die oft nur als glänzende Hülle ein desto verdorbeneres, seelenloses Innere deckt, lehrten ihn früh Milde und Ruhe, woraus wohl eine gewisse weibliche Sanftheit Grundzug seines Charakters geworden ist. Und drückte ein Schmerz seine Brust, so hatte er zwei edle Gemüter, zu denen er sich flüchten konnte, zwei liebende, teilnahmsvolle Herzen eröffneten sich ihm, in denen er niederlegen konnte all seinen Kummer, all seine Leiden und Wonnen.

Frühe schon mußte all das auf ein empfängliches Gemüt tief und bleibend einwirken. Und der Verlust ist daher beinahe unersetzlich, den Poesie und Literatur dadurch erlitten, daß Stifter seine Lebensbeschreibung, die er einst in seinen späteren Jahren begonnen, nicht vollenden konnte.

Es wäre diese Selbstbiographie ein ganz einzig dastehendes Werk geworden, das wohl in der gesamten Literatur seines Gleichen nicht gefunden hätte. Keine äußerlichen Lebensumstände, das innerste Empfinden und Fühlen eines reichen, tiefen Gemütes wollte er niederlegen in diesen Aufzeichnungen. Vergleicht man damit andere Selbstbiographien, selbst Goethes „Wahrheit und Dichtung" oder Grillparzers Leben, so erscheinen uns dieselben im Gegensatze zu Stifters Fragment oberflächlich und mehr am Äußerlichen haftend. Ein Schatz der wunderbarsten Poesie, durch kein Wort, durch keine, noch so leise Andeutung von prosaischer Alltäglichkeit gestört, eröffnet uns den Eingang in das Gefühlsleben eines reichen, wahrhaften Dichters von Gottes Gnaden. Das Buch, vollendet, hätte das Geistesevangelium werden müssen jedes echten Menschensohnes, die Darlegung und Geschichte einer edlen Seele, von den ersten Regungen und Strebungen, von den frühesten noch unbewußten Empfindungen des Kindes, bis hinauf zur glühenden Begeisterung des die ganze Welt mit Liebe umfassenden, stolz zu den Sternen sich aufschwingenden Jünglings — und wieder ausklingend zu den Erfahrungen des gereiften Mannes.

Das Werk blieb Fragment, und als solches ungedruckt. Ich fand die alte Handschrift unter den Papieren im Stifterhause zu Oberplan. Hier mag ihr Wortlaut eine Stelle finden. Denn keine Feder wäre wohl imstande, Jugend- oder vielmehr Kindeseindrücke besser, überzeugender, poetischer zu schildern, als die Stifters.

Das Bruchſtück lautet:

„Es iſt das kleinſte Sandkörnchen ein Wunder, deſſen Weſenheit man nicht ergründen kann. Daß es iſt, daß ſeine Theile zuſammenhängen, daß ſie getrennt werden können, daß ſie wieder Körner ſind, daß die Theilung fortgeſetzt werden kann, und wie weit, wird uns hienieden immer ein Geheimniß bleiben. Nur Weniges, was unſerem Sinne von ihm kund wird und Weniges, was in ſeiner Wechſelwirkung mit anderen Dingen zu unſerer Wahrnehmung gelangt, iſt unſer Eigenthum, das andre ruht in Gott. Die großen Maſſen, davon es getrennt worden iſt, und die den Bau unſerer Erde bilden, ſind uns in ihrer Eigenheit wie das Sandkörnchen.

Sie ſind, und wir ſagen manches von ihnen aus, das auf dem Pfade unſerer Wahrnehmungskräfte zu uns hereinkömmt.

Und zahlreiche Körper kennen wir, die in ihrer Weſenheit wie unſere Erde in dem ungeheuren Raume ſchweben, der ſich durch ſie zunächſt vor unſern Augen aufthut, und Millionen und Millionen anderer Körper können wir betrachten, die, wie unſere Sonne der Erde vielleicht verwandt, vielleicht von ihr verſchieden ſind, und die in dem weit größeren Raume beſtehen, der uns durch ſie geoffenbart wird und deſſen Größe, ſo wie die ungemeine Größe der Körper ſelbſt wir wohl durch Zahlen ausdrücken, aber in unſerem Vorſtellungsvermögen nicht vergegenwärtigen können.

Und doch iſt dieſer Raum nur unſere Umgebung, in die wir mit den Augen, wenn ſie mit Werkzeugen bewaffnet ſind, ſehen können.

Wie weit er geht, wie unſere Fernröhre ahnen, ob er eine Grenze hat, das vermögen wir nicht zu bejahen und vermögen wir nicht zu verneinen und vermögen wir nicht zu faſſen.

Ich bin oft vor den Erſcheinungen meines Lebens, das einfach war, wie ein Halm wächſt, in Verwunderung gerathen. Dies iſt der Grund und die Entſchuldigung, daß ich die folgenden Worte aufſchreibe. Sie ſind zunächſt für mich allein. Finden ſie eine weitere Verbreitung, ſo mögen Gattin, Geſchwiſter, Freunde, Bekannte einen zarten Gruß darin erkennen und Fremde nicht etwas Unwürdiges aus ihnen entnehmen.

Weit zurück in dem leeren Nichts iſt etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig faſſend, faſt vernichtend in mein Weſen drang und dem nichts mehr in meinem künftigen Leben glich. Die Merkmale, die feſt gehalten wurden, ſind: es war Glanz, es war Gewühl, es war unten. Dies muß ſehr früh geweſen ſein, denn mir iſt, als liege eine hohe, weite Finſterniß des Nichts um das Ding herum.

Dann war etwas Anderes, das ſanft und lindernd durch mein Inneres gieng. Das Merkmal iſt: Es waren Klänge.

Dann ſchwamm ich in etwas Fächelndem, ich ſchwamm hin und wieder, es wurde immer weicher und weicher in mir, dann wurde ich wie trunken, dann war nichts mehr.

Dieſe Demi-Inſeln liegen wie feen- und ſagenhaft in dem Schleiermeere der Vergangenheit, wie Urerinnerungen eines Volkes.

Die folgenden Spitzen werden immer beſtimmter, Klingen von Glocken, ein breiter Schein, eine rothe Dämmerung.

Die Kirche von Oberplan.

Ganz klar war etwas, das ſich immer wiederholte. Eine Stimme, die zu mir ſprach, Augen, die mich anſchauten und Arme, die alles milderten. Ich ſchrie nach dieſen Dingen.

Dann war Jammervolles, Unleidliches, dann Süßes, Stillendes. Ich erinnere mich an Strebungen, die nichts erreichten, und an das Aufhören von Entſetzlichem und zu Grunderichtendem. Ich erinnere mich an Glanz und Farben, die in meinen Augen, an Töne, die in meinen Ohren, und an Holdſeligkeiten, die in meinem Weſen waren.

Immer mehr fühlte ich die Augen, die mich anſchauten, die Stimme, die zu mir ſprach, und die Arme, die Alles milderten. Ich erinnere mich, daß ich das „Mam" nannte.

Dieſe Arme fühlte ich mich einmal tragen. Es waren dunkle Flecken in mir. Die Erinnerung ſagte mir ſpäter, daß es Wälder geweſen ſind, die außerhalb mir waren. Dann war eine Empfindung, wie die erſte meines Lebens, Glanz und Gewühl, dann war nichts mehr.

Nach dieser Empfindung ist wieder eine große Lücke. Zustände, die gewesen sind, mußten vergessen worden sein.

Hierauf erhob sich die Außenwelt vor mir, da bisher nur Empfindungen wahrgenommen worden waren. Selbst Mam, Augen, Stimme, Arme waren nur als Empfindung in mir gewesen, sogar auch Wälder, wie ich eben gesagt habe. Merkwürdig ist es, daß in der allerersten Empfindung meines Lebens etwas äußerliches war, und zwar etwas, das meist schwierig und sehr spät in das Vorstellungsvermögen gelangt, etwas Räumliches, ein Unten. Das ist ein Zeichen, wie gewaltig die Einwirkung gewesen sein muß, die jene Empfindung hervorgebracht hat. Mam, was ich jetzt Mutter nannte, stand nun als Gestalt vor mir auf und ich unterschied ihre Bewegungen, dann der Vater, der Großvater, die Großmutter, die Tante. Ich hieß sie mit diesen Namen, empfand Holdes von ihnen, erinnere mich aber keines Unterschiedes ihrer Gestalten. Selbst andere Dinge mußte ich schon haben unterscheiden können, ohne daß ich mich später einer Gestalt oder eines Unterschiedes erinnern konnte. Dies beweist eine Begebenheit, die in jene Zeit gefallen sein mußte. Ich fand mich einmal wieder in dem Entsetzlichen, Zugrunderichtenden, von dem ich oben gesagt habe. Dann war Klingen, Verwirrung, Schmerz in meinen Händen und Blut daran, die Mutter verband mich, und dann war ein Bild, das so klar vor mir jetzt dasteht, als wäre es in reinlichen Farben auf Porzellan gemalt. Ich stand in dem Garten, der von damals zuerst in meiner Einbildungskraft ist, die Mutter war da, dann die andere Großmutter, deren Gestalt in jenem Augenblicke auch zum ersten Male in mein Gedächtniß kam, in mir war die Erleichterung, die alle Male auf das Weichen des Entsetzlichen und Zugrunderichtenden folgte, und ich sagte: „Mutter, da wächst ein Kornhalm."

Die Großmutter antwortete darauf: „Mit einem Knaben, der die Fenster zerschlagen hat, redet man nicht."

Ich verstand zwar den Zusammenhang nicht, aber das Außerordentliche, das eben von mir gewichen war, kam sogleich wieder; die Mutter sprach wirklich kein Wort, und ich erinnere mich, daß ein ganz Ungeheures auf meiner Seele lag. Das mag der Grund sein, daß jener Vorgang noch jetzt in meinem Innern lebt. Ich sehe den hohen schlanken Kornhalm so deutlich, als ob er neben meinem Schreibtische stünde; ich sehe die Gestalten der Großmutter und Mutter, wie sie in dem Garten herumarbeiteten, die Gewächse des Gartens sehe ich nur als unbestimmten grünen Schmelz vor mir; aber der Sonnenschein, der uns umfloß, ist jetzt ganz klar da.

Nach dieſer Begebenheit iſt abermals Dunkel.

Dann aber zeichnet ſich vornehmlich und bleibend die Stube ab, in der ich mich befand. Ganz vorzüglich ſind es die großen, dunkelbraunen Tragebalken der Diele, die vor meinen Augen ſind, und an denen allerlei Dinge hiengen. Dann war der große, grüne Ofen, der hervorſpringt, und um den eine Bank iſt. Dann ſagte die Mutter, der Zimmerſepp wird uns einen Tiſch machen, auf dem das Oſterlämmlein iſt. Der Tiſch wurde fertig und bildete meine große Freude. Deſſen, der früher

Wohnſtube im Stifterhauſe.

geweſen war, erinnere ich mich nicht mehr. Der Tiſch war genau viereckig, weiß und groß, und hatte in der Mitte das röthliche Oſterlämmlein mit einem Fähnchen, was meine außerordentlichſte Bewunderung erregte. An der Dickſeite des Tiſches waren die Fugen der Bohlen, aus denen er gefugt war, damit ſie nicht klaffend werden konnten, mit Doppelkeilen gehalten, deren Spitzen gegeneinander giengen. Jeder Doppelkeil war aus einem Stück Holz, und das Holz war röthlich wie das Oſterlamm. Mir gefielen dieſe rothen Geſtalten in der lichten Decke des Tiſches gar ſehr. Als dazumal ſehr oft das Wort „Conſcription" ausgeſprochen wurde, dachte ich, dieſe rothen Geſtalten ſeien die Conſcription. Noch ein anderes Ding der Stube war mir äußerſt anmuthig und ſchwebet lieblich und faſt leuchtend in meiner Erinnerung. Es war das erſte Fenſter an der Eingangsthür. Die Fenſter der Stube

hatten sehr breite Fensterbretter und auf dem Brette dieses Fensters saß ich sehr oft und fühlte den Sonnenschein und daher mag das Leuchtende der Erinnerung rühren. Auf diesem Fensterbrette war es auch allein, wenn ich zu lesen anhob. Ich nahm ein Buch, machte es auf, hielt es vor mir und las: „Burgen, Nagelein, böhmisch Haidel". Diese Worte las ich jedes Mal, ich weiß es; ob zuweilen noch andere dabei waren, dessen erinnere ich mich nicht mehr. Auf diesem Fensterbrette sah ich auch, was draußen vorgieng, und ich sagte sehr oft: „Da geht ein Mann nach Schwarzbach, da fährt ein Mann nach Schwarzbach, da geht ein Weib nach Schwarzbach, da geht ein Hund nach Schwarzbach, da geht eine Gans nach Schwarzbach." Auf diesem Fensterbrette legte ich auch Kienspäne ihrer Länge nach an einander hin, verband sie wohl auch durch Querspäne und sagte: „Ich mache Schwarzbach." In meiner Erinnerung ist lauter Sommer, den ich durch das Fenster sah, von einem Winter ist von damals gar nichts in meiner Einbildungskraft."

Der erste Teil dieser Aufzeichnungen, bis zu der Stelle, da Stifter auf jene rätselhafte erste Empfindung zu sprechen kommt, ist in drei ähnlich lautenden Manuskripten vorhanden. Zwei derselben fanden sich in seinem Nachlasse, das dritte, hier benützte, schrieb der Dichter seinem Bruder auf dessen Bitte, daß er seiner Familie auch etwas Schriftliches hinterlassen möge, ein Jahr vor seinem Tode in seinem Geburtshause und zwar auf demselben Tische mit dem Osterlamme und den roten Fugen, dessen er in dem Schriftstücke gedachte. Jenes „Unbegreifliche", jener Eindruck, der auf alle Vorstellungen Stifters so tief eingewirkt hatte, erklärt sich auf folgende Weise. Als Kind von nicht ganz einem Jahre wurde der Knabe von seinem Onkel Simon in die Emporkirche mitgenommen und hatte von hier aus Gelegenheit, das Auferstehungsfest, das unter Glockenschall und Fahnengepränge stets festlich begangen wurde, wahrzunehmen. In seinen Jünglingsjahren noch, als er die Schulferien in seinem heimatlichen Dorfe bei seiner Mutter und seinen Geschwistern zubrachte, frug er die erstere oft, was die Ursache jenes merkwürdigen Eindruckes, den er ihr genau schilderte, gewesen sein möge; und seine Mutter war es auch, welche auf jenes Auferstehungsfest riet, als natürlichste, einfachste Lösung.

Die heiligen Zeremonien der Kirche machten auf das gläubige, empfängliche Gemüt des frommen Knaben stets einen tiefen Eindruck; am stärksten wirkten die weihevollen Schauer der Karwoche auf seine reine, kindliche Seele. „Es ist eine eigentümlich wehmütig sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieser Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimat und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derselben kommt

mit dem Namen zurück. Selbſt die Jahreszeit, in welche dieſes Feſt fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. — Schon am Palmſonntage begann ſie in unſerer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrſcheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräſentiert, die einſt dem einziehenden Heilande geſtreut wurden. — Die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und faſt jeder Mann hielt einen Palmenſtamm empor, den er ſchlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geſchnitzt hatte, und an deſſen Spitze ſich ein dichter Buſch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermiſcht mit dem dunklen Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düſtere, ernſte Feier gaben, namentlich wenn der ſanfte, blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinſchwammen. Dann kam der Montag und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig-feierlichen Feſte. — Ungewöhnliche, feierliche Kirchengebräuche geſchahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, ſelbſt das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefſten Trauer machte, in der Kirche aber ſtand das ſchwarze Grab mit ſeinen flimmernden Lampen von düſterem Rot und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer lautloſer Stille betend, und in tiefer, lautloſer Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter bei dem heiligen Grabe — ſo groß iſt die Macht der dem Menſchen angeborenen Religionsweihe, daß mir als Kind, wenn ich in jenen Tagen nur kaum die Schwelle der Kirche betreten hatte, ſchon die Schauer der Ehrfurcht ins Herz kamen, und daß ich mit tiefſter Andacht und Zerknirſchung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menſchenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, ſondern das bedeutete, was vor zweitauſend Jahren als das Geheimnis der Erlöſung geſchah, und ſeither in der Seele der Menſchen fortwirkte. Abends war das Feſt der Auferſtehung. So freudenreich iſt dies Ereignis, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Oſterſonntage nicht wie gewöhnlich auf, ſondern hüpfe dreimal freudig empor. — — Was ich auch ſeitdem geirrt und geſucht, wie ich geſtrebt, was ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was ſich auch immer geändert: jenes tiefe, religiöſe Gefühl für dieſe bedeutungsvolle Woche der Chriſtenheit hat mich nicht verlaſſen, und immer iſt mir die Karwoche die heiligſte, feierlichſte Zeit geblieben."

Den wichtigſten, folgenreichſten Eindruck verurſachte auf Stifters Gemüt die herrliche Gottesnatur; waren doch, wie oben mit ſeinen eigenen

Worten mitgeteilt wurde, grüne Wälder schon in den Tagen seiner frühesten Kindheit Objekte erster, tiefgehender Gefühle. Und so finden wir als natürliche Weiterentwicklung seines Charakters, daß Erscheinungen in der Natur dem für alles Schöne und Große empfänglichen Knaben, als er in die Jahre trat, da die unbewußte Tätigkeit des Empfindens sich umzusetzen pflegt in ein bewußtes, selbständiges Denken und Vergleichen, besonderes Interesse einflößen. Das geheimnisvolle Treiben und Leben im Walde, der ewige Wechsel der Jahreszeiten, die Erscheinungen am gestirnten Himmel, all' das erfüllte ihn mit heiligem Staunen und gottesahnender Bewunderung.

Da war es denn immer wieder Frau Ursula, die Großmutter, welche die rege Neugierde und den eifrigen Wissensdrang ihres Enkels befriedigen mußte — so gut sie konnte; freilich war sie nicht stets im stande, die immerwährenden Fragen des Knaben wissenschaftlich zu beantworten; aber dafür besaß sie einen wahren Schatz von Märchen und Sagen, von legendenhaften Deutungen all' des Schenswerten, das dem jungen Dichter am Herzen lag, so daß der Knabe nie ohne eine, wenn auch nur auf die Phantasie mächtig einwirkende Erklärung oder Erzählung von ihr ging. So wurde sie einmal von ihm bestürmt, was denn das Abendrot sei, woher es komme und wer dies wunderbare Farbenspiel täglich vorbereite? Die Großmutter, die natürlich von dem wahren Grunde keine Ahnung hatte, erzählte ihm dafür ein Märchen, wie die Himmelskönigin täglich am Abende ihre bunten Kleider, deren sie eine große Fülle besitze, am Himmel aushänge; eine Darlegung, welche dem Verständnisse des Knaben um so einleuchtender war, als es eine unter dem Landvolke allgemein verbreitete Sitte ist, die Festtagskleider zur Lüftung vor das Haus zu hängen. Solche ahnungsvolle Sagen machten natürlich auf das zum stillen Träumen und Betrachten von Natur aus schon veranlagte Gemüt des Kindes ebenfalls einen tiefen Eindruck; war ja, wie er selbst später in den „Studien" erzählt, von seiner Kindheit an etwas in ihm wie eine schwermütig schöne Poesie, dunkel und halbbewußt, in Schönheitsträumen sich abmühend — ein ungeborner Engel, ein unhebbarer Schatz, den selber die Musik nicht hob . . .

Daß aber Stifter immer wieder zur Großmutter kam, um sich von ihr alles, was ihm auf der weiten Welt fremd war — und dessen war eine ziemliche Menge — erklären zu lassen, das deutet schon hin auf das poetische Gemüt des Kindes. Denn weder der Knecht Simon, der alles durch übernatürliche, den Sinnen wie der Einbildungskraft widerstreitende Wunder erklären wollte, noch der Vater, der, mehr auf das Praktische

und Wahre gerichtet, seinen Sohn vor einem etwaigen Überwuchern der Phantasie dadurch zu bewahren suchte, daß er alles, worüber der Knabe Auskunft wünschte, ihm auf natürliche Weise auseinanderzusetzen und klarzulegen trachtete, konnten ihn befriedigen. Der Mutter endlich blieb, wenn ihr der Fragen des kleinen Adalbert zu viele wurden, kein anderes Mittel, da sie weder die reicheren Kenntnisse ihres Mannes, noch den Märchenschatz und die nimmermüde Phantasie ihrer Schwiegermutter besaß, als den schon lästigen Frager kurz abzuweisen, worauf denn der Knabe wieder zur Großmutter seine Zuflucht nahm.

Durch den Umstand jedoch, daß Adalbert an den natürlichen Erklärungen seines Vaters, die höchst wahrscheinlich auch nicht immer so genau klappten, wie dies der wißbegierige Knabe wünschen mochte, keinen Gefallen fand, darf man durchaus nicht zu der Meinung gebracht werden, als wäre Stifter ein Schwärmer gewesen, welcher, leeren Träumen nachgehend, das Wirkliche verschmäht oder gering geachtet hätte — im Gegenteil: das Wirkliche im poetischen Gewande zu erfassen war sein Bestreben von Jugend an und ist es geblieben bis zu seinem Ende.

Die Personen, die er uns in seinen späteren Schriften schildert, sind nicht Schemen, nicht leere Schattenbilder, sondern Menschen von voller Wahrhaftigkeit, wie sie unter uns wandeln, wenn auch ein Hauch der Verklärung auf ihnen liegt — seine Landschaften muten uns nicht an wie kalte Gemälde von toter Farbenzier, nein, wir glauben selbst den Wald oder die Heide um uns zu haben, wir fühlen fast den Blütenduft zu uns dringen. — „Wirklichkeit in der Poesie, Poesie in der Wirklichkeit."

Das ist der Kerngehalt seines Lebens und seiner Schriften. Und gewiß schwebte dem Dichter eine Erinnerung an seine eigene Kindheit vor, wenn er im „Nachsommer" den jungen Naturforscher sagen läßt: „Ich war schon als Knabe ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge, wie sie sich so in der Schöpfung oder in dem geregelten Gange des menschlichen Lebens darstellte. Dies war oft eine große Unannehmlichkeit für meine Umgebung. Ich fragte unaufhörlich um die Namen der Dinge, um ihr Herkommen und ihren Gebrauch, und konnte mich nicht beruhigen, wenn die Antwort eine hinausschiebende war."

Die nachhaltigen Eindrücke der Kindheit schufen in dem Knaben früh ein gewisses natürliches Gefühl für das Schöne, eine Naturästhetik, welche desto tiefer in seinem Gemüte lag, als sie ihm ausschließlich aus der eigenen Anschauung erwuchs. Die Natur war seine einzige Lehrerin, und Stifter war und blieb ihr stets ein treuer, eifriger Verkünder.

Auf welch' tief wirkende Weise den jungen Dichter die Eindrücke seiner Jugend anregten, zeigt eine Stelle aus einem Briefe von ihm an G. F. Richter vom 21. Juni 1866, worin er sagt:

„Mir ist jedes Streben nach Schriftstellerruhm vollkommen fremd, wie jedes Streben nach Ruhm überhaupt. Aber für eine Art Beifall war ich von Kindheit an sehr empfänglich, ja ich geizte darnach, für den Beifall, recht getan zu haben, aber dabei auch zu wissen, daß es wahr ist. Sehr bald entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe und ein Widerwillen für das Gegenteil, was mich in meiner ersten Jugend öfter zu überschwenglichem Anschließen oder überschwenglichem Aburteilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahre durch die „Schöpfung" von Haydn in ein ahnungsreiches, wonnevolles Wunderland versetzt wurde, und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete."

Über den großen Einfluß, den dieses Meisterwerk der Musik auf Stifter ausübte, berichtet er selbst noch später: „Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wurde auf Veranlassung unseres Schullehrers Jenne von Musikfreunden Oberplans die „Schöpfung" von Haydn aufgeführt. Ich sang im Alte mit. Das Tonwerk machte einen so unermeßlichen Eindruck auf mich, wie nachher nie ein Kunstwerk mehr. Ich war in die höchsten Kreise der Andacht und Gottesverehrung gehoben. Aus den Proben und der Aufführung merkte ich mir oft lange Strecken und sang sie, wenn ich allein auf Wiesen oder Feldern war. Ich weiß nicht, ob jener Kindheitseindruck auf mein späteres Urteil einwirkte, vermöge dessen ich noch heutzutage die „Schöpfung" für das erhabenste Tonwerk halte und sie nie ohne tiefste Rührung hören kann."

Einst, Adalbert war damals in seinem sechsten Jahre, nahm ihn die Großmutter, die in Begleitung einer anderen Frau nach Glöckelberg ging, dorthin mit. Am Wege nun erzählte der Kleine, der damals eben lesen lernte, und dem besonders die biblische Geschichte in ihrer einfachen Größe am meisten zu Herzen gegangen war, den beiden Frauen die Geschichte vom ägyptischen Josef, den seine Brüder verraten hatten, vor dem sie sich aber zuletzt doch alle beugen mußten, so rührend und lebhaft, daß die Frau, welche das angehört hatte, überrascht und bewegt ausrief: „Ursula, ich sage dir, aus dem Buben spricht der heilige Geist selber!"

Solche Bemerkungen und das Predigertalent, das Stifter in seiner Kindheit in hohem Grade besaß, waren wohl die Ursachen jenes

Bruder, so ist dies, da dieser die Firma übernahm, ebenfalls nicht möglich, weil dieser ja nicht Kaufmann ist, sondern Handwerker.

Die Firma darf also in diesem Falle nur dann fortgeführt werden, wenn ein Kaufmann sie übernimmt. Ein solcher ist aber nicht vorhanden. Es bleibt also nichts übrig, als die Firma zu löschen. Dies geschieht auf Antrag des Inhabers oder seiner Erben. Wenn aber die Erben nicht wollen, dann kann das Amtsgericht die Löschung von Amts wegen vornehmen.

Ein Kaufmann, der sein Geschäft aufgibt, muß also seine Firma löschen lassen. Wenn er aber stirbt, dann können seine Erben die Firma fortführen, wenn sie Kaufleute sind.

Fig. 4.

Wenn sie aber nicht Kaufleute sind, dann müssen sie die Firma löschen lassen. Wenn sie aber nicht wollen, dann kann das Amtsgericht die Löschung von Amts wegen vornehmen. Ein Kaufmann, der sein Geschäft aufgibt, muß also seine Firma löschen lassen. Wenn er aber stirbt, dann können seine Erben die Firma fortführen, wenn sie Kaufleute sind. Wenn sie aber nicht Kaufleute sind, dann müssen sie die Firma löschen lassen. Wenn sie aber nicht wollen, dann kann das Amtsgericht die Löschung von Amts wegen vornehmen.

lügſt!" Dieſe Worte fielen ihm unſäglich ſchwer aufs Herz; „ſie waren," ſagte er einmal, „der erſte große Seelenſchmerz, den ich empfand." Aber noch bedeutſamer wurde dieſe Begebenheit für ihn dadurch, daß ihm damals zum erſten Male der Sinn für männliche Würde und Schönheit aufging. Denn, wie der Lehrer ſo vor ihm ſtand, faſt allwiſſend, und ſtreng, aber doch ruhig ſein Urteil ſprechend, da fiel es dem Knaben auf, „wie ſchön und herrlich doch der Mann ſei".

Schabernack trieb übrigens der kleine Adalbert auch ſpäter nicht ſelten. So ſperrte er einmal eine Katze in den Backofen; die Mutter legte ahnungslos Feuer an, und da nun das geängſtigte Tier im Bauche des geheizten Ungetüms ſataniſch zu rumoren begann und bereits der Aberglaube der Hausbewohner bedenklich rege wurde, öffnete der Knabe, dem vor den Folgen ſeiner Tat zu grauen anfing, den unheimlichen Käfig und entſprang ſamt der Katze, ehe ſichs jemand verſah, über den Heuboden ins Freie. Ein anderes Mal band er dem auf der Ofenbank ſchlafenden Knechte die Füße mit einer Schnur zuſammen und rief ihn ſodann zur Abendſuppe. Daß der Schlaftrunkene beim erſten Ruck zur Erde kollerte und vermeinend, der Teufel ſei ihm in die Glieder gefahren, die verzweifeltſten Anſtrengungen machte, auf die Beine zu kommen, ergötzte unſern kleinen Schelm ganz außerordentlich.

Daß in der Schule, was auf den pädagogiſchen Takt des Lehrers Jenne jedenfalls ein ſehr günſtiges Licht wirft, auch Muſik getrieben wurde, und zwar klaſſiſche Muſik (als Stifter in der zweiten Klaſſe war, wurde Haydns „Schöpfung" aufgeführt), iſt aus dem früher mitgeteilten Brieffragment erſichtlich; Adalbert ſoll zwar ein ſehr gutes Muſikgehör beſeſſen, jeden falſchen Ton eines anderen ſogleich gehört, ſelbſt aber, obgleich er ebenſowohl das Violinſpiel als auch das Blaſen der Klarinette erlernte, nicht viel in der Muſik geleiſtet haben. Doch blieb er ſein ganzes Leben hindurch ein eifriger Verehrer jener ſchönen Kunſt und zahlreiche Stellen aus ſeinen Werken deuten darauf hin, wie hoch er ſie geſchätzt, wie ſehr er ſie immer geliebt habe.

Es iſt natürlich, daß es den Knaben, der für die Natur von jeher die tiefſte Zuneigung bewieſen hatte, gewiß ſehr intereſſieren mußte, tiefer in die Geheimniſſe derſelben einzudringen; die Naturgeſchichte wie die Naturlehre waren ihm daher ſtets liebe Studien; denn hier fand er Wahrheit und Antwort auf alle Fragen, die einſt der Vater nur halb zu erklären gewußt, welche die Großmutter ihm zwar ſchön gedeutet, aber nicht gelöſt hatte. Als er daher einſt auf dem Tiſche des Lehrers Raffs Naturgeſchichte fand, quälte er ſeinen Vater ſo lange, bis dieſer ſich dazu

bequemt hatte, den Lehrer um das Buch zu bitten; Jenne, der es gerne ſah, daß ſich ſeine Schüler auch um etwas annähmen, was außerhalb des Vorgeſchriebenen lag, willfahrte gern der freundlichen Bitte, und nun hatte der kleine Adalbert ſeine helle Freude daran, wenn er das, was er in der Wirklichkeit ſo oft und genau beobachtet hatte, mit ſchönen Worten hier bis ins Kleinſte beſchrieben fand — oder wenn er umgekehrt Gelegenheit hatte, ein ihm dem Namen nach noch unbekanntes Objekt ſeines Forſchens nach den Merkmalen, die Raff getreulich angab, zu beſtimmen. Bald brachte er es dahin, daß nun er ſeine Eltern oder die Großmutter über etwas belehren konnte, was dieſe bis nun nicht gewußt hatten, und das erfüllte ihn mit nicht geringem Stolze.

Das alte Schulhaus in Oberplan.

Aber auch andere Lektüre trieb der Knabe; ſo wird uns erzählt, daß er aus den Büchern ſeines Vaters einmal eine Novelle „Das Bruſtbild" eigenmächtig herausgenommen und geleſen habe, wobei der Ausdruck „ſchön wie die Göttin der Blumen" ihn ſo ſehr in Verwunderung geſetzt habe, daß er wochenlang über den Grad und das Beſchaffenſein jener geheimnisvollen Schönheit nicht ins Reine gekommen ſei. Mit einem anderen Buche, einem Trauerſpiele „Ludwig der Strenge", das er ebenfalls heimlich der kleinen Bibliothek entlehnt hatte, mußte er, um beim Leſen nicht überraſcht zu werden, in die Einſamkeit des unzugänglichen Taubenſchlages flüchten; dort rührte ihn die verdächtigte Unſchuld der armen Gräfin, die zuletzt doch ſterben mußte, ſo ſehr, daß er helle Tränen dabei vergoß und ganz verſtört in die Wohnſtube zurück kam, wo er dann

Jacob de Wet en Zoon

46. Jacob de Wet (Haarlem 1610 – Amsterdam 1676) en zoon. Een schilder in zijn atelier. Olieverf op doek, 73 × 91 cm. Gesigneerd en gedateerd: J. de Wet 1636. Provenance: Verzameling Jacob de Wet de Jonge (1697–1772), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Derde (1741–1772), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierde (1773–1814), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfde (1814–1875), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesde (1875–1939), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevende (1939–1966), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtste (1966–1996), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negende (1996–2016), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tiende (2016–2017), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Elfde (2017–2018), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Twaalfde (2018–2019), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Dertiende (2019–2020), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Veertiende (2020–2021), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijftiende (2021–2022), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zestiende (2022–2023), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zeventiende (2023–2024), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achttiende (2024–2025), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negentiende (2025–2026), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Twintigste (2026–2027), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenentwintigste (2027–2028), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeëntwintigste (2028–2029), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieëntwintigste (2029–2030), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierentwintigste (2030–2031), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfentwintigste (2031–2032), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesentwintigste (2032–2033), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevenentwintigste (2033–2034), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtentwintigste (2034–2035), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negenentwintigste (2035–2036), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Dertigste (2036–2037), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenendertigste (2037–2038), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeëndertigste (2038–2039), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieëndertigste (2039–2040), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierendertigste (2040–2041), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfendertigste (2041–2042), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesendertigste (2042–2043), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevendertigste (2043–2044), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtendertigste (2044–2045), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negendertigste (2045–2046), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Veertigste (2046–2047), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenenveertigste (2047–2048), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeënveertigste (2048–2049), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieënveertigste (2049–2050), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierenveertigste (2050–2051), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfenveertigste (2051–2052), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesenveertigste (2052–2053), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevenenveertigste (2053–2054), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtenveertigste (2054–2055), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negenenveertigste (2055–2056), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijftigste (2056–2057), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenenvijftigste (2057–2058), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeënvijftigste (2058–2059), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieënvijftigste (2059–2060), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierenvijftigste (2060–2061), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfenvijftigste (2061–2062), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesenvijftigste (2062–2063), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevenenvijftigste (2063–2064), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtenvijftigste (2064–2065), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negenenvijftigste (2065–2066), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zestigste (2066–2067), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenenzestigste (2067–2068), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeënzestigste (2068–2069), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieënzestigste (2069–2070), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierenzestigste (2070–2071), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfenzestigste (2071–2072), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesenzestigste (2072–2073), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevenenzestigste (2073–2074), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtenzestigste (2074–2075), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negenenzestigste (2075–2076), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zeventigste (2076–2077), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenenzeventigste (2077–2078), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeënzeventigste (2078–2079), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieënzeventigste (2079–2080), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierenzeventigste (2080–2081), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfenzeventigste (2081–2082), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesenzeventigste (2082–2083), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevenenzeventigste (2083–2084), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtenzeventigste (2084–2085), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negenenzeventigste (2085–2086), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tachtigste (2086–2087), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenentachtigste (2087–2088), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeëntachtigste (2088–2089), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieëntachtigste (2089–2090), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierentachtigste (2090–2091), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfentachtigste (2091–2092), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesentachtigste (2092–2093), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevenentachtigste (2093–2094), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtentachtigste (2094–2095), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negenentachtigste (2095–2096), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negentigste (2096–2097), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Eenennegentigste (2097–2098), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweeënnegentigste (2098–2099), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Drieënnegentigste (2099–2100), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierennegentigste (2100–2101), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vijfennegentigste (2101–2102), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zesennegentigste (2102–2103), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Zevennegentigste (2103–2104), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Achtennegentigste (2104–2105), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Negennegentigste (2105–2106), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdste (2106–2107), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeerste (2107–2108), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweede (2108–2109), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieëntwintigste (2109–2110), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierentwintigste (2110–2111), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfentwintigste (2111–2112), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesentwintigste (2112–2113), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevenentwintigste (2113–2114), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtentwintigste (2114–2115), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegenentwintigste (2115–2116), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddertigste (2116–2117), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenendertigste (2117–2118), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeëndertigste (2118–2119), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieëndertigste (2119–2120), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierendertigste (2120–2121), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfendertigste (2121–2122), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesendertigste (2122–2123), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevendertigste (2123–2124), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtendertigste (2124–2125), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegendertigste (2125–2126), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdveertigste (2126–2127), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenenveertigste (2127–2128), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeënveertigste (2128–2129), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieënveertigste (2129–2130), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierenveertigste (2130–2131), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfenveertigste (2131–2132), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesenveertigste (2132–2133), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevenenveertigste (2133–2134), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtenveertigste (2134–2135), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegenenveertigste (2135–2136), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijftigste (2136–2137), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenenvijftigste (2137–2138), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeënvijftigste (2138–2139), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieënvijftigste (2139–2140), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierenvijftigste (2140–2141), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfenvijftigste (2141–2142), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesenvijftigste (2142–2143), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevenenvijftigste (2143–2144), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtenvijftigste (2144–2145), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegenenvijftigste (2145–2146), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzestigste (2146–2147), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenenzestigste (2147–2148), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeënzestigste (2148–2149), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieënzestigste (2149–2150), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierenzestigste (2150–2151), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfenzestigste (2151–2152), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesenzestigste (2152–2153), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevenenzestigste (2153–2154), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtenzestigste (2154–2155), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegenenzestigste (2155–2156), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzeventigste (2156–2157), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenenzeventigste (2157–2158), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeënzeventigste (2158–2159), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieënzeventigste (2159–2160), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierenzeventigste (2160–2161), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfenzeventigste (2161–2162), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesenzeventigste (2162–2163), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevenenzeventigste (2163–2164), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtenzeventigste (2164–2165), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegenenzeventigste (2165–2166), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtachtigste (2166–2167), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenentachtigste (2167–2168), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeëntachtigste (2168–2169), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieëntachtigste (2169–2170), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierentachtigste (2170–2171), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfentachtigste (2171–2172), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesentachtigste (2172–2173), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevenentachtigste (2173–2174), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtentachtigste (2174–2175), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegenentachtigste (2175–2176), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegentigste (2176–2177), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdeenennegentigste (2177–2178), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdtweeënnegentigste (2178–2179), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderddrieënnegentigste (2179–2180), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvierennegentigste (2180–2181), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdvijfennegentigste (2181–2182), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzesennegentigste (2182–2183), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdzevennegentigste (2183–2184), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdachtennegentigste (2184–2185), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Honderdnegennegentigste (2185–2186), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdste (2186–2187), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeerste (2187–2188), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweede (2188–2189), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieëntwintigste (2189–2190), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierentwintigste (2190–2191), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfentwintigste (2191–2192), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesentwintigste (2192–2193), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevenentwintigste (2193–2194), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtentwintigste (2194–2195), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegenentwintigste (2195–2196), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddertigste (2196–2197), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenendertigste (2197–2198), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeëndertigste (2198–2199), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieëndertigste (2199–2200), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierendertigste (2200–2201), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfendertigste (2201–2202), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesendertigste (2202–2203), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevendertigste (2203–2204), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtendertigste (2204–2205), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegendertigste (2205–2206), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdveertigste (2206–2207), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenenveertigste (2207–2208), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeënveertigste (2208–2209), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieënveertigste (2209–2210), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierenveertigste (2210–2211), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfenveertigste (2211–2212), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesenveertigste (2212–2213), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevenenveertigste (2213–2214), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtenveertigste (2214–2215), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegenenveertigste (2215–2216), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijftigste (2216–2217), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenenvijftigste (2217–2218), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeënvijftigste (2218–2219), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieënvijftigste (2219–2220), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierenvijftigste (2220–2221), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfenvijftigste (2221–2222), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesenvijftigste (2222–2223), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevenenvijftigste (2223–2224), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtenvijftigste (2224–2225), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegenenvijftigste (2225–2226), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzestigste (2226–2227), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenenzestigste (2227–2228), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeënzestigste (2228–2229), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieënzestigste (2229–2230), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierenzestigste (2230–2231), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfenzestigste (2231–2232), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesenzestigste (2232–2233), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevenenzestigste (2233–2234), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtenzestigste (2234–2235), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegenenzestigste (2235–2236), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzeventigste (2236–2237), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenenzeventigste (2237–2238), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeënzeventigste (2238–2239), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieënzeventigste (2239–2240), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierenzeventigste (2240–2241), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfenzeventigste (2241–2242), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesenzeventigste (2242–2243), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevenenzeventigste (2243–2244), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtenzeventigste (2244–2245), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegenenzeventigste (2245–2246), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtachtigste (2246–2247), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenentachtigste (2247–2248), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeëntachtigste (2248–2249), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieëntachtigste (2249–2250), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierentachtigste (2250–2251), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfentachtigste (2251–2252), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesentachtigste (2252–2253), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevenentachtigste (2253–2254), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtentachtigste (2254–2255), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegenentachtigste (2255–2256), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegentigste (2256–2257), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdeenennegentigste (2257–2258), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdtweeënnegentigste (2258–2259), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderddrieënnegentigste (2259–2260), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvierennegentigste (2260–2261), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdvijfennegentigste (2261–2262), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzesennegentigste (2262–2263), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdzevennegentigste (2263–2264), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdachtennegentigste (2264–2265), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Tweehonderdnegennegentigste (2265–2266), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdste (2266–2267), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeerste (2267–2268), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweede (2268–2269), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieëntwintigste (2269–2270), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierentwintigste (2270–2271), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfentwintigste (2271–2272), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesentwintigste (2272–2273), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevenentwintigste (2273–2274), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtentwintigste (2274–2275), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegenentwintigste (2275–2276), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddertigste (2276–2277), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenendertigste (2277–2278), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeëndertigste (2278–2279), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieëndertigste (2279–2280), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierendertigste (2280–2281), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfendertigste (2281–2282), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesendertigste (2282–2283), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevendertigste (2283–2284), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtendertigste (2284–2285), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegendertigste (2285–2286), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdveertigste (2286–2287), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenenveertigste (2287–2288), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeënveertigste (2288–2289), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieënveertigste (2289–2290), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierenveertigste (2290–2291), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfenveertigste (2291–2292), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesenveertigste (2292–2293), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevenenveertigste (2293–2294), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtenveertigste (2294–2295), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegenenveertigste (2295–2296), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijftigste (2296–2297), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenenvijftigste (2297–2298), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeënvijftigste (2298–2299), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieënvijftigste (2299–2300), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierenvijftigste (2300–2301), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfenvijftigste (2301–2302), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesenvijftigste (2302–2303), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevenenvijftigste (2303–2304), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtenvijftigste (2304–2305), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegenenvijftigste (2305–2306), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzestigste (2306–2307), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenenzestigste (2307–2308), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeënzestigste (2308–2309), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieënzestigste (2309–2310), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierenzestigste (2310–2311), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfenzestigste (2311–2312), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesenzestigste (2312–2313), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevenenzestigste (2313–2314), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtenzestigste (2314–2315), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegenenzestigste (2315–2316), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzeventigste (2316–2317), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenenzeventigste (2317–2318), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeënzeventigste (2318–2319), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieënzeventigste (2319–2320), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierenzeventigste (2320–2321), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfenzeventigste (2321–2322), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesenzeventigste (2322–2323), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevenenzeventigste (2323–2324), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtenzeventigste (2324–2325), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegenenzeventigste (2325–2326), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtachtigste (2326–2327), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenentachtigste (2327–2328), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeëntachtigste (2328–2329), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieëntachtigste (2329–2330), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierentachtigste (2330–2331), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfentachtigste (2331–2332), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesentachtigste (2332–2333), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevenentachtigste (2333–2334), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtentachtigste (2334–2335), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegenentachtigste (2335–2336), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegentigste (2336–2337), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdeenennegentigste (2337–2338), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdtweeënnegentigste (2338–2339), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderddrieënnegentigste (2339–2340), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvierennegentigste (2340–2341), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdvijfennegentigste (2341–2342), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzesennegentigste (2342–2343), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdzevennegentigste (2343–2344), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdachtennegentigste (2344–2345), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Driehonderdnegennegentigste (2345–2346), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdste (2346–2347), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeerste (2347–2348), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweede (2348–2349), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieëntwintigste (2349–2350), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierentwintigste (2350–2351), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfentwintigste (2351–2352), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesentwintigste (2352–2353), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevenentwintigste (2353–2354), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtentwintigste (2354–2355), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegenentwintigste (2355–2356), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddertigste (2356–2357), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeenendertigste (2357–2358), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweeëndertigste (2358–2359), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieëndertigste (2359–2360), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierendertigste (2360–2361), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfendertigste (2361–2362), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesendertigste (2362–2363), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevendertigste (2363–2364), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtendertigste (2364–2365), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegendertigste (2365–2366), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdveertigste (2366–2367), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeenenveertigste (2367–2368), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweeënveertigste (2368–2369), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieënveertigste (2369–2370), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierenveertigste (2370–2371), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfenveertigste (2371–2372), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesenveertigste (2372–2373), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevenenveertigste (2373–2374), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtenveertigste (2374–2375), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegenenveertigste (2375–2376), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijftigste (2376–2377), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeenenvijftigste (2377–2378), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweeënvijftigste (2378–2379), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieënvijftigste (2379–2380), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierenvijftigste (2380–2381), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfenvijftigste (2381–2382), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesenvijftigste (2382–2383), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevenenvijftigste (2383–2384), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtenvijftigste (2384–2385), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegenenvijftigste (2385–2386), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzestigste (2386–2387), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeenenzestigste (2387–2388), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweeënzestigste (2388–2389), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieënzestigste (2389–2390), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierenzestigste (2390–2391), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfenzestigste (2391–2392), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesenzestigste (2392–2393), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevenenzestigste (2393–2394), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtenzestigste (2394–2395), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegenenzestigste (2395–2396), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzeventigste (2396–2397), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeenenzeventigste (2397–2398), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweeënzeventigste (2398–2399), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieënzeventigste (2399–2400), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierenzeventigste (2400–2401), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfenzeventigste (2401–2402), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesenzeventigste (2402–2403), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevenenzeventigste (2403–2404), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtenzeventigste (2404–2405), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegenenzeventigste (2405–2406), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtachtigste (2406–2407), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdeenentachtigste (2407–2408), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdtweeëntachtigste (2408–2409), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderddrieëntachtigste (2409–2410), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvierentachtigste (2410–2411), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdvijfentachtigste (2411–2412), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzesentachtigste (2412–2413), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdzevenentachtigste (2413–2414), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdachtentachtigste (2414–2415), Haarlem; Verzameling Jacob de Wet de Vierhonderdnegenentachtigste (2415–2416), Haarlem;

Über seine Gespensterfurcht erzählt Aprent in der schon mehrfach erwähnten Vorrede zu den Briefen Folgendes: „Es bestand in Oberplan, wie auch anderwärts, die Gewohnheit, daß einer der älteren und verläßlicheren Knaben abends das Gebetläuten besorgte. Im Frühjahr und Herbste fiel es schon in die Zeit der Dämmerung, und da war es denn auch Adalbert, welcher sich regelmäßig vor dem Schulhause einstellte und den Lehrer um Übertragung des Geschäftes bittend anging. Mit einem großen Bund Schlüsseln, darunter den großen Kirchentürschlüssel, ging es nun zur Kirche. Er sperrte auf, stieg zuerst über eine steinerne Treppe zur Emporkirche, und dann über eine hölzerne in den Turm. Alles das ging noch so so. Aber mit dem Brummen der großen Glocke kam das Grauen immer stärker, und zuletzt vereinigte sich mit ihr zum Entsetzen auch noch die kleine. Doch jetzt wars aus — der letzte Zug am Strange, unten sein und den Schlüssel einmal umdrehen, das Alles war eins. Alles andere geschah schon in ruhigerem Tempo, denn jetzt war er sicher. Triumphierend brachte er die Schlüssel zurück, um sie am nächsten Abend als Belohnung wieder zu empfangen."

Eigentümlich berührt es uns, wenn wir erfahren, daß der junge Dichter auch grausam sein konnte, und daß seine spätere Sanftheit weniger das Ergebnis einer dazu hinneigenden Naturanlage, als vielmehr das Resultat einer gereiften und zur Klarheit ausgebildeten gemütvollen Weltanschauung gewesen. Stifter mußte, bis er zur erhabenen Größe jener ruhigen Erkenntnis gelangte, wie sie im Nachsommer ausgesprochen ist, eine gewaltige und eingreifende, seelische Wandlung durchleben. Die Schonung, welche er späterhin jedem lebenden Wesen angedeihen ließ, lag ursprünglich nicht immer in seiner Handlungsweise. Noch in seiner Studentenzeit stellte er den Meisenfang hoch über jedes andere Vergnügen, und pflegte diesen Sport alljährlich mit steigender Leidenschaft, wenn er, um die Ferien zu genießen, in seine Heimat zurückkehrte. Er verfolgte den Zug der Meisen mit unermüdlicher Zähigkeit und fing oft Hunderte dieser Vögel in wenigen Tagen. Ein echter Nimrod, hatte er weniger an dem Genuß als an der Verfolgung des Wildes seine Freude, und nicht selten verschenkte er heimziehend die Beute, um deren Erlangung er sich stundenlang durch Dickicht und Dornen geschlagen. — Vielleicht war auch der Hang zur Jagd nur eine mißverstandene Natursehnsucht, die in dem Gemüt des aufstrebenden Poeten noch nicht selbstbewußt geworden war, und ihn nur ungestümen Dranges ins Freie trieb.

Von den poetischen Versuchen Stifters hatte Jenne Kenntnis erhalten und war ungemein erfreut über dieselben; er versicherte den Vater

ſeines Lieblingsſchülers, daß dieſer begabt ſei wie kein anderer, und daß er unbedingt „auf's Studium“ geſchickt werden müſſe. Der Kaplan des Ortes ſolle ihn in der lateiniſchen Sprache vorbereiten. Aber gab ſich nun dieſer zu wenig Mühe oder zeigte vielleicht Stifter ſelbſt zu wenig Eifer — kurz der Kaplan erklärte nach einigen Wochen, daß der Bube durchaus kein Talent beſitze und jeder Groſchen, den man darauf verwende, ihn ſtudieren zu laſſen, ſo gut als verloren ſei. Vielleicht hätte ſich auch Stifters Vater durch dieſe gegen jedes Erwarten ausgefallene Kritik der Fähigkeiten ſeines Sohnes bewegen laſſen, denſelben nicht an das Gymnaſium zu ſchicken, wenn nicht ein ſchwerer Unglücksſchlag, der eben damals die Familie traf, die Sachlage gänzlich umgeändert hätte. Gegen Ende des Jahres 1817, im November, war der Vater mit einer Ladung Flachs in Oberöſterreich. Frühmorgens war er aus einem Gaſthauſe zwiſchen Wels und Lambach weggefahren, und eine halbe Stunde ſpäter fand man ihn nicht allzuweit von demſelben unter ſeinem umgeſtürzten Wagen als Leiche. Groß war der Jammer in der Familie. Als die Mutter die Schreckensbotſchaft von einem Wirte aus der Nähe Oberplans erfahren hatte, ſtürzte ſie angſterfüllt und händeringend in das Zimmer mit den Worten: „Kinder, euer Vater iſt tot, jetzt habt ihr niemand, der für euch ſorgt!“ Da erhob ſich der Großvater Auguſtin und ſagte: „Verſündige dich nicht, der Vater im Himmel ſtirbt nicht, und der wird ſorgen!“ Indes war die Lage der Mutter nach den Mitteilungen Aprents, denen die hierauf bezüglichen Angaben entnommen ſind, traurig genug; nebſt Adalbert waren noch vier Kinder da, die eſſen wollten, mancher Gulden, der im Geſchäfte ausſtand, mußte verloren gegeben werden, weil nichts Schriftliches da war, und manche Forderung, die man bereits beglichen glaubte, wurde erhoben, ſo daß die arme Frau gar oft nicht aus und ein wußte.

Was Adalbert betrifft, ſo ſchien es ihm im erſten Schmerz und aus Trotz gegen Gott das Beſte zu verhungern, welchem Vorſatze er auch wirklich treu blieb, bis ihn zu hungern anfing. Dann aber ſchien es ihm doch beſſer, wieder zu eſſen, und, wie ſich bald zeigen wird, war dies auch wirklich das Beſſere.

Denn als im folgenden Sommer (1818) der Großvater mütterlicher Seite Franz Friepeß nach Oberöſterreich ging, um die infolge des Todes des Vaters nötigen Geſchäftsausgleichungen zu treffen, trat er den Tag vor der Abreiſe zur Mutter ins Zimmer, und fragte: „Nun, was iſt's mit dem Studieren beim Adalbert?“ „Damit iſt's aus,“ antwortete ſie; „der Kaplan ſagt ja, er hat kein Talent.“ Aber der Groß-

vater entgegnete: „Der Bub' ist findig wie ein Vogel und soll das bißchen Latein nicht lernen können! Das glaub' ich nicht! Gib mir ihn nur mit!" So geschah es denn auch, und Adalbert kam mit dem Großvater nach Wiechtwang, wo ein Neffe desselben, Bernhard Koch, Kaplan war. Der gab ein Schreiben an Professor Romuald in Kremsmünster, und dieser wies sie wieder an Pater Placidus Hall, der im nächsten Jahre die erste Grammatikalklasse bekommen würde. Dieser nahm nun mit dem anfangs äußerst verlegenen und befangenen Jungen ein Examen vor, welches sich aber zuletzt für ihn zu einem wahren Triumphe gestaltete. Der Herr Professor fragte also zuerst, woher Adalbert sei, und wie die Ortschaften in der Umgebung von Oberplan heißen, und die Antworten waren vollständig befriedigend. Er fragte dann um die Bäume und Sträucher, um Wässer und Berge der Heimat, und Adalbert nannte sie alle mit großer Genauigkeit. Und selbst, als er gefragt wurde, ob er den Wirt und den Fleischer und noch andere Leute im Orte kenne, ob sie Pferde und Hunde hielten, und wie diese heißen, selbst da stockte er nicht, sondern gab über alles dies und noch über manches andere, worüber er nicht gefragt worden war, ausführlichen Bescheid. Da erhob sich der Professor und sagte: „Nun, es ist schon gut, es wird schon gehen; bringt mir nun den Buben zu Allerheiligen wieder!" Zögernd nahm der Großvater seinen Hut, aber in der Türe faßte er doch noch ein Herz, wandte sich um und bemerkte bedenklich: „Aber das Latein, Herr Professor!" Dieser aber erwiderte: „Nun, da habt ihr mir ja selbst gesagt, daß er nichts weiß! Aber es wird schon gehen, bringt ihn mir nur gewiß!" Also wars beschlossen, und der junge Adalbert kam nach Kremsmünster auf die Schule. Die bessere Meinung hatte obgesiegt über alle Bedenklichkeiten, über die Zweifel des Kaplans, über alle schlechten Prophezeiungen.

Es ist fast wie ein Roman, der Kampf eines jugendlichen Talentes um sein Emporkommen; blind waltet des Zufalls wunderliches Spiel; ein unbedeutendes Ereignis, der Rat eines guten Freundes, ein augenblicklicher Wunsch des sich selbst noch unbewußten Kindes bestimmen die wichtigsten Entschlüsse und geben dem Lebenswege die entscheidende Richtung; und wie der Sieg eines Helden mutet es uns an, wenn unser Genie hart an dem Abgrunde ewigen Vergessens vorbei, auf dem Wege der Bildung einem schöneren Lichte zugeführt wird.

Und gewiß, die Frage, ob Adalbert Stifter die höhere Schulbildung genießen sollte oder nicht, war hier eine Frage über „Sein oder Nichtsein". Wohl ist anzunehmen, daß der sinnige Knabe, aufwachsend in der herrlichen Natur seiner Heimat, zum Poeten geworden wäre; gewiß ist, daß

die Kräfte, welche in ihm ſchlummerten, hervorgebrochen wären, aber ein wahres Kunſtwerk wäre es nie geworden, was die Schwärmerei für die Natur in ungeregelten Tönen der Bruſt des Dichters erpreßt hätte. Auch das Genie braucht Schule, und was aus Stifter geworden wäre, wenn nicht Alte und Neue ihn geführt, lehrt Jean Pauls halbvollendete Größe.

Auch unbekannt mit klaſſiſcher Bildung hätte Stifter manche genußreiche Stunde dem für alle Poeſie empfänglichen Kreiſe ſeiner Lieben verſchafft, aber die Welt hätte nichts erfahren von der zarten Blume, die des Böhmerwaldes Schatten bedeckt.

Kremsmünſter.

Aus dieſem Kreiſe war er nun herausgeriſſen; herausgeriſſen mit einem Male aus den Armen zarter Frauen, die er früher nie verlaſſen; weit entfernt vom Vaterhauſe fand er ſich plötzlich in einer pädagogiſchen Anſtalt, umgeben von ernſten Männern und einer unbekannten Schar lärmender Altersgenoſſen; kein Wunder, daß der ſonſt aufgeweckte Knabe die erſten vierzehn Tage ganz ſchüchtern und verlegen war; aber auch nur vierzehn Tage; da verwand ſeine glückliche Natur den heftigen Stoß; luſtig und heiter bewegte er ſich im neuen Kreiſe und bald ſehen wir ihn als einen der keckſten, munterſten, zugleich aber auch als einen der lernbegierigſten Knaben der Anſtalt.

Es iſt die Benediktiner-Abtei ſozuſagen eine Stadt für ſich; prächtige Gebäude, aber ohne einheitlichen Plan im Laufe eines Jahrtauſends allmählich aufgeführt, wenn gerade reiche Stiftungen einen Weiterausbau verſtatteten, die Zunahme des Kloſters einen ſolchen notwendig machte, oder die harten Beſchädigungen ſturmvoller Kriegszeit eine Ausbeſſerung des älteren Gemäuers verlangten. Wie die Gebäude von Außen den Eindruck des Reichtums und der Fülle machen, ſo ſind auch die Sammlungen im Innern wertvoll und gut ausgeſtattet, und wohl konnte ſich

zu Anfang unſeres Jahrhunderts das Stift Kremsmünſter rühmen, alles zu beſitzen, was an Schulgegenſtänden damals nötig war. Beſonders aber wahrten treffliche Lehrer und Leiter den Ruf der Anſtalt.

Da war Pater Reiſchl, Stifters Gönner, ein trefflicher Philologe, ſelbſt eine poetiſche Seele, deſſen Freude an der Natur ſich Luft gemacht hatte in manchem lyriſchen Gedichtlein; dann war Pater Placidus, ebenfalls aus Plan gebürtig, der durch ſein günſtiges, aufmunterndes Urteil weſentlichen Einfluß genommen auf den Entſchluß der Verwandten Stifters. Stets blieb dieſer dem Knaben gewogen und ſeine Teilnahme wuchs, als er ſah, wie in raſcher Entwicklung die Talente ſeines Zöglings ſich entfalteten, und dieſer in allen Fächern die beſten Fortſchritte machte. Selbſt im Latein überflügelte Stifter bald alle Mitſchüler und doch hatte der Kaplan ſeines Heimatsdorfes bedenklich den Kopf geſchüttelt und gemeint, der Junge habe gar kein Talent dafür. Weil aber auf „Philologica“ weit mehr noch als jetzt das Hauptgewicht gelegt wurde, war Stifters Tüchtigkeit in dieſem Fache maßgebend für ſeine Rangordnung unter den Kollegen. Jeden Freitag wurde pro calculo ein Penſum gemacht, und auf Grund deſſen wurden Samstags die Schüler geſetzt, oder beſſer verſetzt; denn in ewigem Wechſel wanderten die Jünger von einer Bank zur andern, nur Adalbert Stifter behauptete ſtets den erſten Platz. Einmal freilich faßte ihn das Verhängnis, als drei Fehler ſich in ſein Penſum geſchlichen. Das hätte ihn auf eine Woche in die dritte Bank zurückgebracht, doch der Lehrer war ſchonungsvoll genug, die übliche Verſetzung erſt am Mittwoch vorzunehmen, ſo daß, da Donnerstag keine Schule war, Stifter ſich bloß einen Tag zurückgeſetzt ſah — Strafe genug für den Armen, der im niederdrückenden Gefühle der erlittenen, nach ſeiner Anſicht weltkundigen Schmach ſich gar nicht vor der Portier-Lieſel wollte blicken laſſen, welche hart an der Kloſterpforte einen vielbeſuchten Obſtſtand verwaltete; lichtſcheu ſchlüpfte er an jenem Nachmittage in weiten Umwegen durch das Dunkel des Kloſtergartens der Schule zu. So wußten unſere Altvorderen den Ehrgeiz der Knaben anzuſtacheln und die Luſt an geiſtiger Arbeit ungleich der nüchterneren Pädagogik unſerer Zeit durch manch ſubtiles Mittelchen zu erregen. Wie weit man es hierin bringen konnte, mag die erzählte Epiſode illuſtrieren; aber für ein zartes, empfängliches Gemüt, wie Stifter es beſaß, hätte dieſe Methode leicht gefährlich werden können; ein einziges wirklich herabſetzendes Vergehen — und wie leicht trifft ein ſolches ſelbſt den beſten Schüler — hätte ihn moraliſch vernichten können. Zu ſeinem Glücke ging alles gut; jede Arbeit gelang ihm, und nach Jahresfriſt wandte ſich Stifter als erſter

Preisträger, das sorgfältig eingeschlagene und wohlverschnürte Prämienbuch in der Hand, zum schwerverdienten Feriengenusse der Heimat zu. Das schön gebundene Preisbuch war: Des Pomponius Mela drei Bücher von der Lage der Welt. (Viennae 1807, Typis Antonii Pichler). Auf der Vorderseite des Buches standen außen die Worte: „Caes. Reg.-Gymnasium Cremisani" und auf der Rückseite: „In I. Grammat. Classe. — Premio I. — Donatus est — Albertus Stifter — Boh. Oberplan." Als Adalbert nahe bei Oberplan angekommen war, sah er auf dem Felde seinen Großvater arbeiten und vollkommen überzeugt, in seiner neuen Stellung als prämiierten Studenten werde ihn jener gewiß nicht wieder erkennen und wunders wie überrascht sein, schritt er gemessen und schweigend auf den Alten zu.

Der aber wandte bloß ein wenig den Kopf um und sagte: „Warte ein bißchen, wir gehen dann gleich miteinander!"

Die Ferien über blieb Adalbert zu Hause, und als er mit dem folgenden Schuljahre in die zweite Klasse eintrat, wurde der Mutter eine bedeutende Last vom Herzen genommen, denn nun verdiente sich der Knabe, so jung er war, durch Stundengeben alles für die Studien und den Lebensunterhalt Nötige.

Wie er es aber in den ersten Ferien getan, da die Sehnsucht nach Mütterchen ihn heimwärts getrieben, so hielt er es in der Folgezeit.

Auch in der zweiten Klasse war Stifter nach dem Zeugnisse vom 6. April 1819 im ersten Semester der Erste unter 34 Schülern und das Zeugnis vom 7. September 1820 enthält lauter „Eminenzen", so daß der tüchtige Student die Lokationsnummer 1 unter 18 Schülern erhielt „ita ut inter 18 condiscipulos primum locum amplexus sit, praemioque donatus". Das Zeugnis trägt die Unterschrift des P. Placidus Hall, Prof. publ. und jene des P. Ambrosius Blenkelmüller, praefectus Gymnasii. Das Prämienbuch hatte den Titel: „Eutropii Breviarium Historiae Romanae ex recens. Fr. X. Schönberger Wien 1805. Bei Anton Pichler." — In der letzten Grammatikalklasse erhielt Stifter als Preisbuch: C. Julii Caesaris de Bello Gallico et civile, ed. ab. E. Th. Hohler, Bibliothecario et Consiliario Seren. Principis a Schwarzenberg. Viennae et Cremisae 1822, typis et sumptibus B. Ph. Bauer.

Auch in den obersten Klassen des Gymnasiums, in den sogenannten Humanitätsklassen, erzielte Stifter nach einer Mitteilung von Josef Kreschnicka die besten Erfolge: „Seine Zeugnisse berichten über lauter prima cum Eminentia und als Lokationsnummer 2." Sein Lehrer in deutscher Sprache und Literatur war zu jener Zeit der vortreffliche

Pädagoge Pater Ignaz Reischl, unter dessen Leitung er nähere Bekanntschaft mit Schillers Hauptwerken und mit Goethes „Hermann und Dorothea" und „Iphigenie" machte, die ihm gleich als erhabene Meisterleistungen erschienen.

Die Ferienmonate brachte Stifter meist in Oberplan zu und so vermischten sich in seinem für Naturschönheiten so empfänglichen Gemüte die Eindrücke beider Gegenden. Dieses Wechseln des Aufenthaltes im Vereine mit der im Verlaufe des Schuljahres immer mächtiger gewordenen Sehnsucht nach der Heimat bewirkte, daß er sich seiner Gefühle für die Natur bewußt wurde, und daß es ihn drängte, dieselben schriftlich niederzulegen.

Das Dunkle, Ahnungsvolle der Eindrücke des Böhmerwaldes wurde nun gemäßigt und geklärt in dem Anblicke der freundlichen Landschaft, die einem wohlgepflegten Garten gleich um des Klosters Mauern sich ausbreitete.

„Einen friedsameren und günstigeren Ort: Natureindrücke zu sammeln, wird man außer Kremsmünster nicht leicht zum zweiten Male in Oesterreich finden. Noch in der Ebene hingebaut, aber schon den Vorbergen der Alpen nahe, zieht die sanfte Kulturschönheit des Acker- und Wiesenbodens weit ins Land hinaus, während die einsame und strenge Schönheit der gewaltigen Bergzüge an den südwestlichen Rändern der Landschaft emporsteigt. Wenn Stifter, einen Büchsenschuß vom Kloster entfernt, eine mäßige Anhöhe erstieg, die ein alleinstehender Baum auszeichnet, so konnte sein schweifender Blick den im Morgen aufdämmernden Oetscher erreichen und über den hohen Priel hinweg bis zum Traunstein und zu den Spitzen des Höllengebirges gegen Abend vordringen. Aus Mitternacht aber grüßte ihn das verblassende blaue Band des Böhmerwaldes. Es ist dies der ganze Bühnenraum, wo seine Dichtung spielt."

Stifter selbst schildert die Eindrücke, die dieses Kloster auf ihn ausgeübt, mit folgenden Worten:

„In Kremsmünster, das in einer der wundervollsten Gegenden dieser Erde liegt, lernte ich die Alpen kennen, die ein paar Meilen davon im Süden sind. Ich ging von dort sehr oft in das Hochgebirge (wie später auch von Wien). In den letzten zwei Jahren war meine Wohnung in Kremsmünster so, daß, wenn ich Morgens die Augen öffnete, die ganze Alpenkette in mein Bett hereinschimmerte. Wie viele heimliche Gedichte machte ich damals, wenn ich Abends allein auf irgend einer Höhe unter Obstbäumen saß, und der unendlich zarte Rosenschimmer über die Berge floß."

Und daß er nicht etwa im ewigen Betrachten der Natur ein sentimentaler Schwärmer wurde, daß er nicht in leere Träumereien verfiel, dafür sorgte die ernste Schule.

Sein emsiges Studium und die fortwährenden Aufmunterungen und Auszeichnungen, die er hiebei empfing, hinderten die Entwicklung jener inneren Zerfahrenheit, die im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts auftretend, eine Seelenkrankheit unseres Geschlechtes wurde und gerade bei bevorzugteren Naturen epidemisch um sich griff.

Stifter lernte eifrig. Nicht etwa bloß die Beschäftigungen, die seinem Interesse zunächst lagen, wie Lektüre, stilistische Übungen, Zeichnen, trieb er mit Ausdauer, sondern sein Wissensdurst erstreckte sich über alle Gebiete, die ihm überhaupt zugänglich waren. Mit vier oder fünf anderen Studenten in der Familie des Stiftsamtmannes Johann Mayer untergebracht, fand er in der reichen Bibliothek seiner Quartiergeberin willkommene Anregung, und bald hatte er sämtliche Werke von Lafontaine, Spieß und Kramer, sowie eine Menge der aufregendsten Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten gelesen.

Gleich Lessing trieb er neben allen schönen Wissenschaften die trockene Mathematik, und selbst in späteren Jahren wandte er sich derselben mit großem Interesse zu, ohne jedoch ein bedeutendes Talent für diesen Gegenstand zu zeigen. In den späteren Klassen wiesen Logik und Psychologie dem arbeitenden Kopfe neue Bahnen und besonders die letztere scheint ihn zu aufmerksamen Beobachtungen der Menschen veranlaßt zu haben, wie solches manche Notiz in den zufällig auf uns gekommenen Schulheften beweist.

Die Studentenkirche in Kremsmünster.

Hatte er als Kind durch ewiges Fragen seine ganze Umgebung belästigt, so erfreute nun seine Wißbegierde alle Lehrer und ihre Gunst eröffnete ihm manchen Schatz, der der großen Anzahl der übrigen Schüler verschlossen bleiben mußte.

So gelang es ihm, sich die Gemälde-Sammlung des Stiftes zugänglich zu machen, in welcher er sehr gerne verweilte, und an die er sich wieder lebhaft erinnert haben mochte, als er später im Nachsommer das einsame Galeriestudium in so überzeugender und stimmungsvoller Weise schilderte.

Noch besaßen Poesie und Malerei in gleichem Maße sein Herz. Bei seinem feinen Sinne für das Malerische, und vielleicht, weil er eine Schaffensregung, einen frühen, sehnsuchtsvollen Drang seines Geistes nach der Hervorbringung von Bildungen mißverstand, hielt er sich für berufen, in den zeichnenden Künsten etwas zu leisten, und auch Professor Ritzelmayer, sein Lehrer in diesem Fache, glaubte aus ihm einen tüchtigen Maler machen zu können; darum beschäftigte er sich viel mit Stifter und ließ diesen des gründlicheren Studiums wegen fort und fort nur Bäume zeichnen, als die übrigen Schüler schon längst zu Landschaften übergegangen waren. Und als Stifter selbst darüber ungeduldig wurde, sagte er ihm die tröstenden Worte: „Du mußt etwas Tüchtiges lernen und nicht auf die Anderen schauen; die können machen, was sie wollen, sie bringen es so wie so zu nichts!"

Allein, trotz alledem, ein eigentlich künstlerisches Talent entwickelte sich damals noch nicht bei Stifter, und ob er gleich manches Jahr sich mit Ausführung von Landschaften in Wasserfarben beschäftigte, so erkannte er doch zu gut die Wertlosigkeit dieser ersten Versuche und vernichtete selbst den größten Teil derselben.

In späteren Jahren hat Stifter indes auch auf diesem Felde der Kunst Schöpfungen hervorgebracht, denen man gewiß mehr als einen bloß persönlichen Wert beilegen muß. Eine sehr günstige Rückwirkung mögen diese graphischen Hervorbringungen auf das dichterische Element Stifters ausgeübt haben; waren doch in ihm, wie in Salomon Geßner, die verwandten Talente eines Landschaftsdichters und Landschaftsmalers vereinigt, so daß durch die Ausbildung der einen Seite seiner Fähigkeiten notwendig auch die andere gewinnen mußte.

Beachtenswert, wenn auch nicht besonders zahlreich oder etwa von bleibender Bedeutung sind die poetischen Versuche aus jener Zeit, weil schon in ihnen die Individualität des jugendlichen Dichters charakteristisch durchbricht. In den Gymnasialjahren regt sich zuerst die poetische Ader des zukünftigen Genies; Lessing, Schiller und Goethe haben in dieser Periode schon kleinere oder größere Werke geschaffen, und auch Stifter machte manchen Aufsatz, manchen Vers, welchem der Stempel des Genialen in den Augen des Lehrers stets den ersten Preis verschaffte.

Die Schüler Reime fertigen zu lassen war eine beliebte, jetzt völlig abgekommene Methode, Gymnasiasten in die Kunst des Rhythmus einzuweihen, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei einem derartigen Pensum Stifter stets jene Arbeit lieferte, die als Beispiel der Nachahmung den anderen vorgelesen wurde. Nur einmal trug die Musterarbeit den Namen eines anderen Glücklichen, ohne darum weniger von Stifters Hand zu rühren. Die Sache aber trug sich so zu. Ein gewisser Träger (der seinen Namen vielleicht nicht mit Unrecht führte) konnte die vierfüßigen Jamben, in denen die vorgeschriebene Arbeit zu liefern war, nicht zu stande bringen und wendete sich im letzten Augenblicke, kaum eine halbe Stunde vor Beginn der Frühmesse, die den Unterricht einleitete, in großer Seelenangst an Stifter, der seine Arbeit längst mit gewohntem Fleiß beendet hatte. „Ja, das läßt sich nur so hinschreiben," meint dieser; „ich bin gestern schier den ganzen Tag über meiner Arbeit gesessen und jetzt ist's gleich sieben." „Nun, was das Abschreiben betrifft," erwidert der Andere, „die erste Stunde haben wir Religion, da geht es ganz leicht, wenn Du mir's nur machst." „Na," sagt Stifter, „ich probier's halt, muß halt recht einfach werden." Damit setzte er sich auf die Türstufe und in fliegender Hast wird die Arbeit aufs Papier geworfen. Schon am nächsten Tage erscheint der Professor mit den korrigierten Heften, lächelt Stifter an und sagt: „Schaut, diesmal ist der Träger der erste; der Stifter hat mir ein bißchen zu viel gekünstelt." Nach der letzten Schulstunde winkt der Professor und ruft: „Stifter! Träger!" Die Beiden folgen ihm auf sein Zimmer. Hier stellt er sich vor sie hin und sagt langsam: „Also, Träger, du bist heute der erste!" Und nach einer Pause fährt er fort: „Soll nicht sein! Ist nicht in der Ordnung! — Will die Sache aber auf sich beruhen lassen. Wissen's ohnehin alle Andern auch! — Jetzt geht!" So hatte Stifter sich selbst übertroffen, und nicht uninteressant ist es, zu sehen, wie die einfache Arbeit des Augenblicks ihm besser gedieh, als das gekünstelte Produkt längerer Überlegung.

Sonstige kleinere Proben seiner Geschicklichkeit zu erwähnen, würde hier zu weit führen, nur zwei Erzeugnisse dieser Periode, „Das Freudenfest am Trauerdenkmale" und „Das Heidedorf" verdienen wohl genannt zu werden.

Das erstere entstand im Jahre 1824, angeregt durch Professor Reischl, der dieses Thema den Schülern vorgelegt hatte. Es behandelte die Gründung Kremsmünsters, welches Stift seinen Ursprung auf eine kleine Kapelle zurückführt, die der Bayernherzog Thassilo über dem Grabe seines früh verschiedenen Sohnes Günther errichten ließ.

Das andere Werk, „Heidedorf", wurde bekanntlich erst weit später (1840) veröffentlicht, aber angefangen hat Stifter diese Perle seiner Dichtungen schon auf dem Gymnasium. Ein Teil des Urtextes liegt fragmentarisch und skizzenhaft in den vergilbten, modrigen Überresten eines fast gänzlich zerrissenen Schulheftes vor mir. Ein eigentümliches Gefühl der Scheu und Ehrfurcht ergreift das Gemüt, wenn man das Tasten eines großen Geistes nach dem Wahren beobachtet, wie dasselbe sich namentlich in jenen unmittelbaren Äußerungen der Jugendzeit offenbart, welche Zeugnis ablegen von einer Periode noch halb unbewußten Ringens und Schaffens. In diesen Lehrjahren ahnt der künftige Meister selbst die Flamme des Genies noch nicht, die indessen schon zukunftsverheißend über seinem Haupte lodert. Es ist ein Stammeln, ein dichterisches Traumreden, eine Wortjagd, da und dort eine Strophe, ein Novellentorso, die Bausteinsammlung zu wachsenden Romanen, das Festhalten einer erlesenen Redewendung — oft mitten durch die Adresse eines Freundes geschrieben, oder durch die trigonometrische Berechnung eines astronomischen Problems samt sinus, cosinus und dem ganzen mathematischen Apparat — all das in buntem Durcheinander auf die mürben Lappen hingesäet, was wir als redende Zeugen augenblicklicher Stimmungen in jenen interessantesten, nachgelassenen Schriften finden, die meist erst nach dem Tode des Dichters und oft nach jahrzehntelanger Rast aus dem Dunkel der Schreibtischlade aufgescheucht werden von den wühlenden Händen erbgieriger Kleinodiensucher.

Einen eigenartigen Zauber gewährt der Einblick in die künstlerische Werkstätte des Menschengeistes. Das Betrachten von Skizzen ist anregender als das von Gemälden, das Studium verstrichener und bis zur Unkenntlichkeit überarbeiteter Manuskripte lehrreicher als der Genuß der ausgefeilten Werke.

Der Ansicht, als löse sich eine Dichtung ausgereift und mit einem Schlage vollentwickelt vom schöpferischen Geiste, wie Pallas Athene gewaffnet dem Haupte Jupiters entsprang, wird kaum jemand huldigen; man weiß, daß der Dichter in der Regel mit seinem entstehenden Werke lange vertraut ist, und daß fast jedes größere Kunstwerk einen oft von zahllosen Kämpfen und Mühen begleiteten Werdeprozeß durchlebt.

Stifter, dessen unermüdliche Verbesserungssehnsucht seine Arbeiten bis zum Setzerkasten mit ewigen Korrekturen verfolgte, bestätigt diese Tatsache in seinen Manuskripten auf das Anschaulichste.

Wohl mochte er nicht geahnt haben, als er einst, einem naiven Schaffensdrange folgend, die verworrenen Zeilen schüchterner Dichtungs-

anfänge in die bescheidenen Blätter seiner Schulhefte trug, daß dereinst in späten Jahren nach seinem Tode nach diesen Papieren emsig gesucht werden würde, um deren zufällig erhaltene, spärliche Reste wie einen heiligen Schatz behüten und für die Nachwelt bewahren zu können.

Oben an der Seite lese ich „am 1. Juni begonnen"; die Jahreszahl fehlt. Dann folgt, vielfach ausgestrichen und wieder überschrieben, der Beginn jener dichterischen Glanzleistung, welche, beiläufig fünfzehn Jahre später veröffentlicht, allgemeines Entzücken und ungeteilte Bewunderung hervorrief:

„Das Haidedorf. Es ist eigentlich keine Haide, auf die ich den lieben

Der Guntherteich in Kremsmünster.

Leser führen will, sondern weit von hier ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Haide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras dort wuchs, und dünne stehend die Schwarzföhre, an deren Stämmen kleine Wollflöckchen hiengen von den wenigen Schafen oder Ziegen, die zeitweise hier herumgiengen, ferner war noch die Wachholderstaude da, in vielzweigiger Verwandtschaft das Land besitzend und Jahr für Jahr ihre Gäste bedenkend mit einer Ueberzahl von grünen und blauen Beeren — im weiteren aber war gar kein anderer Schmuck, man müßte nur die fernen Berge hierherrechnen, die ein wunderschönes, blaues Band um das mattfärbige Haideland zogen." — — — —

Damit reißt dieser Teil des lose zusammenhängenden Manuskriptes ab; auf der andern Seite steht folgende Reflexion über den Tod der

Erde: „Und ein blühend riesenhaft Geschlecht lustwandelt auf dem Hügel, der einst ein Weltkörper gewesen war und eine Geschichte hatte von billionenfacher Lust und billionenfachen Schmerzen. Seine einstigen Bewohner sinken nach und nach zurück im Laufe der Jahrmillionen und stehen endlich nur mehr im Gedächtnisse des Einzigen, der alles überschaut und leitet."

Ferner ist auf einem andern Blatte (offenbar aus etwas späterer Zeit) unter mancherlei Anmerkungen zu lesen: „märchenhaftes Glück (aufheben als guten Ausdruck)" und „Wie einst ihr Körper in der Umhüllung der alten Kleider, so war ihre Seele ein Räthsel in der Umhüllung der zitternden, düsteren Leidenschaft, die an dem Weibe sichtbar war." — —

Es ist unmöglich, alle die einzelnen Punkte hier anzuführen, welche unter den teuren, handschriftlichen Resten erhöhtes Interesse zu beanspruchen geeignet wären. Auch machen wohl diese Dinge einen weit bedeutsameren Eindruck, wenn sie auf den alten, vergilbten Blättern gesehen werden können, als wenn sie aus der Umgebung, in die sie fast hineingewachsen sind, herausgerissen werden, wodurch sie notwendig allen inneren Zusammenhang verlieren.

Stifter nannte die Zeit in Kremsmünster seine glückliche Zeit. Wohl war sie auch grundlegend für sein ganzes, künftiges Geistesleben. In ebenmäßiger und geordneter Verteilung seiner Kräfte, im steten und wohlabgewogenen Wechsel geistiger sowie körperlicher Tätigkeit — Stifter rühmte sich, in seinen Studentenjahren einer der tüchtigsten und ausdauerndsten Schwimmer gewesen zu sein — entwickelten sich die gesunden Anlagen des jungen Dichters zu allseitiger Entfaltung. Hier hatte er wahren Gottesdienst gegenüber leerer Frömmelei, ernsten, unverwandt zum Ziele strebenden Eifer gegenüber oberflächlicher Arbeit kennen gelernt; er hatte eingesehen, daß man kleine Fehler hinnehmen müsse größerer Vorzüge willen — denn wer ist sich keiner Sünde bewußt — und so hatte sich in ihm ein natürliches Gefühl für Recht und Sitte gebildet, das ihm ein Leitstern wurde für sein ganzes künftiges Leben.

Digitized by Google

II.

Sturm und Drang.

(1826—1840.)

Glückliche Jugend! Es wird in der Seele
des zärtlichen Schwärmers
Jedes Gefühl Sehnsucht, jeder Gedanke
Gefühl.

Platen.

Im Jahre 1826 fuhr Stifter in Begleitung zweier Studiengenossen auf einem Floße nach Wien. Tüchtig zur Universität vorbereitet und von Wissens- und Tatendurst beseelt, blickte er mit dem unbefangenen Auge der Jugend in die unbestimmte Zukunft hinaus, lebens- und entwicklungsfreudig, als ginge er die Welt zu erobern. Der Anblick der großen Stadt und das geschäftige, geräuschvolle und forthastende Treiben in derselben mußten allerdings den stillen, schüchternen, gesellschaftsunkundigen Sohn des Böhmerwaldes verwirren und betäuben; aber er lebte sich bald in einem solchen Grade ein, daß er späterhin, da er längst in Oberösterreichs Hauptstadt Amt und Würden bekleidete, das schöne, freundliche, alte Wien in guter Erinnerung behalten, und in seinen Aufsätzen über dasselbe von der lebensfrohen Stadt und ihren Bewohnern eine liebenswürdige Schilderung entworfen hat.

„Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinandergewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, und mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte so wie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hundertsten Tage herauskostest. Darum geht mancher von hier fort, und trägt nichts mit, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jene Öde überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnung gehst, und täglich andere Menschen auf der Gasse siehest; wenn du an Orten der Freude bist, und alles um dich braust und jubelt, ohne sich um dich zu kümmern, daß es dir fast gespenstisch einsam wird — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach Einer aus ihnen, und siehe, in geheimer Neigung wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, sie werden dich einladen, sie werden dir Freude zuteilen; denn

du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich, und geben sich dir — und wie du auch jetzt befremdet auf diese Häuser hinabsiehst, wer weiß, ob nicht in einem derselben noch im süßesten Morgenschlummer die zwei Augen zugedeckt sind, in deren Himmel du rettungslos versinken wirst, daß du dann die Stadt ein Paradies heißest, die dich jetzt noch mit so widerstrebenden Elementen anfaßt; und hüte dich nur, man trägt hier wunderschöne Augen, und von der Herzensliebenswürdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Teil empfangen."

Stifter hat unverkennbar mit diesen Worten seine eigenen Eindrücke geschildert. So mag es ihm ergangen sein von dem Augenblicke an, wo er hochklopfenden Herzens zum ersten Male die „graue, dämmerige Pappel" des Stephansturmes erblickt hatte, bis zu jenem seligen Momente, in dem er ein solches Übermaß von Herzensliebenswürdigkeit aus den tiefen Augen eines Frauenantlitzes las, daß ihm die Stadt, die ein so herrliches Juwel bergen konnte, fortan zum Paradiese wurde. Zwischen diesen zwei Lebensabschnitten liegt eine bewegte Zeit der Entwicklung und des Kampfes, Stifters Sturm und Drangperiode.

Das frühe Ziel seines kindlichen Ehrgeizes, Pfarrer von Glöckelberg werden zu wollen, lag allbereits weit hinter ihm, und auch die Mutter wußte sich gemach über die fehlgeschlagene Hoffnung zu trösten, ihren Sohn dem geistlichen Stande einverleibt zu sehen. Der nächste Zweck seiner Wienerreise war, die zu einer Beamtenlaufbahn notwendigen, juridischen Studien zurückzulegen, und sodann im Staatsdienste ein geeignetes Fortkommen zu suchen. Aber sein drängendes Naturell und sein ins Unendliche schweifender Wissensdurst hatten zum nüchternen Festhalten eines einseitig begrenzten Arbeitsgebietes keine Eignung. Die Rechtswissenschaft konnte seine nach allgemeiner Erkenntnis und umfassender Bildung ringende Seele nicht dauernd befriedigen; vielmehr nahmen die gleicherweise ins Weite wie in die Tiefe führenden Fächer, wie Physik, Mathematik und Astronomie, sein volles Interesse gefangen, und bald war er bei Ettingshausen, Baumgartner und Littrow mehr zu sehen, als bei den Verkündern des römischen Rechtes. Aus Stifters ersten dichterischen Arbeiten der Wienerzeit ist unschwer zu bemerken, einen wie tief gehenden Einfluß diese Studien auf die Entwicklung seines Geistes ausübten. Seinen Lebensunterhalt fristete er durch die Erteilung von Privatunterricht; sein Vortrag war klar und angenehm, seine Behandlung der Schüler liebenswürdig und aufmunternd, seine Sprache eindringlich und seine äußere Erscheinung gewinnend; daher kam er durch Empfehlung in immer angesehenere Familien, wodurch es ihm nach und nach möglich

wurde, in die erlesensten Gesellschaftskreise Zutritt zu erhalten und zu den einflußreichsten Persönlichkeiten Beziehungen anzuknüpfen. Die Ferien brachte er teils in Oberplan, teils in Friedberg zu, und oft machte er den weiten Weg von dem einen Orte zum andern mitten in der Nacht quer durch die Wälder.

In Friedberg fand er stets freundliche Aufnahme im Hause der Eltern eines Studiengenossen, und so hatte er denn Gelegenheit, von diesen beiden Ruhepunkten aus die ganze Gegend nach allen Richtungen zu durchwandern.

In Wien suchte er sich die edelsten Genüsse zugänglich zu machen und besuchte eifrig Bilder- und Kunstsammlungen, namentlich das Belvedere, wogegen freilich die Galerie in Kremsmünster nur unbedeutend erscheinen mußte, sodann Theater, Konzerte und Oratorien.

Namentlich das Theater wirkte mächtig auf ihn, und waren es hier vor allem Shakespeares bühnengewaltige Dichtungen (über die Aufführung des Lear vergleiche Nachsommer I. 298 u. 304), welche in Stifters Seele die nachhaltigsten Eindrücke hervorriefen. Bei diesen Dramen fand er das entscheidende Merkmal eines echten Kunstwerkes, „daß es jede Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze".

Im engsten Zusammenhange mit diesen Burgtheaterbesuchen steht die Lektüre der Werke Shakespeares, welche Stifter allgemach vornahm, so wie seine gewiß nicht allzureichen Barmittel den Ankauf derselben eben gestatteten. Daß es ihm nicht möglich gewesen sein mochte, alle Dramen mit einem Male in seinen Besitz zu bringen, ist aus einer alten Tabelle zu ersehen, welche sich unter seinen Papieren vorfand, und sämmtliche, mit rührender Gewissenhaftigkeit verzeichnete Daten des Ankaufes enthält; da ist denn zu lesen: König Johann, gekauft am 29. Juli 1831, König Lear, 30. März 1833, Romeo und Julie, 11. Dezember 1833, Hamlet, Prinz von Dänemark, 15. Dez. 1833, Ausgabe 1 fl. 28 kr. K.-M. u. s. w.

Eine andere Lektüre, welche überdies für die Anlage und Ausgestaltung der ersten Dichtungen Stifters von dem allergrößten, ja vielleicht von formgebendem Einflusse war, fand sich am Anfange der dreißiger Jahre in Jean Pauls farbenglühenden Schilderungen.

Die ideale Tendenz, die Hoheit des sittlichen Strebens, die poetische Sonderlingsnatur, die behagliche Beschränkung auf persönliche und intime Verhältnisse erhöht durch einen schwärmerischen, weltfernen Selbstgenuß, die bilderreiche, glanzvolle poetische Prosa, die Humanitäts- und Herzens-Pädagogik einer allumschließenden, heißen Menschenliebe, alle diese besonderen und bezeichnenden Tugenden der Richtung Jean Pauls zogen das von

Hause aus ähnlich geartete, dichterische Ingenium Stifters gänzlich in ihren Bannkreis.

So sind die Briefe aus seinen Universitätsjahren und die ersten Bände der Studien im Gedankeninhalte und im Ausdruck durchwoben von der glühenden Schwärmerei und der volltönigen Überschwenglichkeit Jean Pauls; es waltet in denselben eine hoch gesteigerte Gefühlstrunkenheit, die, so gewiß sie bedingt war durch eine leicht erregbare, warmherzige Veranlagung, doch in Richtung und Sprache den begierig und begeistert aufgenommenen Überschwang der über alles geliebten Lektüre verrät.

Aber wenn sich auch Stifters Geist während einer kurzen Periode seines Entwicklungsganges willig und voll inbrünstiger Verehrung der Führung Jean Pauls überließ, so lag doch zu viel strenge Folgerichtigkeit und hartnäckige Gründlichkeit in seinem von Anfang her zu epischer Breite neigenden Wesen, um auf die Dauer den Kreuz- und Querzügen der umirrenden, ins Unbestimmte taumelnden Phantasie des sprunghaftesten aller deutschen Schriftsteller bedingungslose Gefolgschaft zu leisten. Stifters von Natur aus mehr behäbige Gelassenheit und seine Freude am Wirklichen hielten ihn trotz seiner zu Zeiten fast überschwenglichen Innerlichkeit davon ab, im sehnenden Fluge nach dem Außerirdischen die Schönheit der Erde aus dem Gesichte zu verlieren. Ja, diese Schönheit fesselte ihn immer mehr; beglückt gab er sich ihrem Zauber gefangen, indem er ihren Zauber enthüllte. Er ging von der heimatlichen Scholle aus und mit seltener Beharrlichkeit kehrte er stets wieder zu den ihm von Jugend auf vertrauten Gefilden zurück.

Interessant ist es nun, die Periode vor der Lektüre Jean Pauls mit der darauffolgenden zu vergleichen. Eine sehr lehrreiche Probe der ursprünglichen Schreibart Stifters finden wir in einer zufällig auf uns gekommenen Jugendarbeit aus dem Jahre 1827, da dieselbe allem Vermuten nach in eine Zeit noch unbeirrter, literarischer Naivetät fällt, und all das Linkische und Zutäppische aufweist, das auch sonst an dichterischen Jugendanläufen den völligen Mangel an Schulung verrät. Dieser erste größere novellistische Versuch ist demnach für die Beurteilung der Entwicklung Adalbert Stifters von großer Bedeutung. Leider sind uns von der zwar noch sehr unreifen, aber nichts destoweniger höchst interessanten Erstlingsarbeit nur Fragmente erhalten geblieben; ich setze einiges von dem Entzifferbaren der Handschrift hieher:

„Julius. Eine Erzählung.

Nicht bald wird man auf den Landkarten einen Gebirgszug aufweisen können, der in einem großartigeren Style gefüget, und (wenn ich

ſo ſagen darf) in poetiſcheren Partien geordnet wäre, als die Alpen. In dem Raume, den ſie mit ihren ungeheueren Verzweigungen einnehmen, ſcheint die Natur eine Landſchaftsſchule der erhabenſten Manier aufgeſtellt zu haben; denn es gibt keinen Charakter der Landſchaftsmalerei, von der naivſten Idylle bis zur tiefſten Empfindung des Majeſtätiſchen, der hier nicht analyſiert wäre in dieſen tauſend und wieder tauſend Formen von Seen, Thälern, Krümmungen, Schluchten, Wäldern, Felſen und endlich der ewigen Gletſcher. Schöner, als es vielleicht je eine Feder nach ihm ſchreiben wird, hat uns ſchon der verewigte Haller dieſe Bilder aufgeführet.

Ein in jedem anderen Lande herrliches, in dieſer Gallerie aber nur anmuthiges Bild liefert uns das Thal, in welchem das Städtchen L . . . liegt. Das Thal iſt ziemlich breit und läuft von Oſten nach Weſten. Es wird an der Nordſeite von Eichen-, Buchen- und Nadelwäldern, untermiſcht mit Felſen von Granit und Kalkſtein begrenzet.

An der Südſeite ſtreichen in ſchräger Richtung aufgeſchwemmte Erdlager und Flötzgebirge, mit mannigfaltigem Buſchwerk bekleidet, gegen die Urgebirge hinan, die man in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen hinter ihnen emporſteigen ſieht. Das Städtchen ſelbſt liegt an einem bekannten Fluſſe, der hier in gefälligen Krümmungen das Thal durchwandert und bewäſſert. Eine der ſchönſten Partien dieſer Landſchaft iſt ein Zweig des Thales, der auf demſelben ſenkrecht in die nördlichen Abhänge hineinläuft, und eher eine Schlucht, als ein Thal genannt werden könnte. In demſelben ſteht ein altes Jagdſchloß, das einſt der Familie der Wildenberge gehört hatte, nebſt einem kleinen aber äußerſt maleriſchen Dörfchen.

In L . . . iſt ein Gymnaſium nebſt anderen, geringeren Privatbildungsanſtalten. Eine für den Pſychologen nicht unintereſſante Bedeutung erhält das anſpruchsloſe Thal in Beziehung auf einen jungen Mann, deſſen Geſchichte vor Jahren ſich zwiſchen dieſen Bergen zutrug . . . . .

„Im Menſchen wallt und wogt die Flut der Leidenſchaft." Tiedge.

Das Waldthal hüllte ſich in die Abenddämmerung. Einzelne Sterne traten aus dem Himmelsgewölbe hervor, und um die fernen Berge zuckte ein blaſſes Wetterleuchten. Es war ein Abend ſtiller Betrachtung. Da lag, wo der Waldpfad anfängt durch die Haſelbüſche gegen die Höhen emporzuſteigen, ein Mann lang ausgeſtreckt auf der friſchgemähten Wieſe. Sein Haupt ruhete auf der linken Hand, deren Arm ſich am Ellbogen mit einem ſpitzen Winkel auf den Boden ſtützte. Die Rechte hatte ſoeben die

Flöte ihm zur Seite weggelegt, und ruhte noch mit den Fingerspitzen auf den Klappen. Der Hut lag an dem Stamme einer Eiche. Er war ein gut gebauter, schöner Jüngling, etwa dreiundzwanzig Jahre alt. Die langen schwarzen Haare waren in großen Locken von der weißen Stirn zurückgeschlagen. Aus den dunklen Augen, von zwei schwarzen, gut gezogenen Bogen beschattet, blickte eine glühende Seele. Der Mund war scharf geschlossen, das ganze Antlitz unruhig und nachdenkend.

Ein feines, in einen leichten Knoten geschlungenes, schwarzes Tuch lag einfach um den Hals und die beiden Enden desselben bedeckten lustig die Brust, die durch das geöffnete Hemde hie und da schimmernd hervorblickte. Ein Sommerbeinkleid von silbergrauer Farbe, das sich enge an die Lenden anschloß, und ein kurzer Sommerrock zeigten ein schönes Ebenmaß von gesunden und geschmeidigen Gliedern.

Lange sah er einigen Johanniskäfern zu, die wie leuchtende Funken langsam herumirrend durch die dunklen Haselbüsche schwammen, und jetzt aus der Dunkelheit hervorglänzten, dem Auge vorüberzogen, und jetzt in die Finsterniß zurück schwanden. Sein Herz war traurig, denn er war einer, dem eine seltsame Verknüpfung von Begebenheiten seine Kindheit, sowohl Eltern, als Freunde und Heimat in ein unerhellbares Dunkel begrub. Mit dem Brudernamen hatte er seinen Freund Raphael belegt, der sich mit Anhänglichkeit und Liebe an den Fremdling angeschlossen, als er verachtet und verkannt war. Kein Wunder also, wenn er sich das Verwandtenverhältniß mit umso lieblicheren Farben malte, weil es ihm unbekannt war, und weil er sich so sehr danach sehnte.

Quid melius, Roma? Der unglückliche Sänger hatte doch eine Roma, hatte Erinnerungen und durfte nach Verlorenem zurückverlangen. „So weit der Himmel seinen Bogen spannt, kann ich kein Plätzchen zeigen, nach welchem mir die Wollust gegönnt wäre, mich sehnen zu dürfen!"

Er schwieg wieder. Der Mond trat aus den dunklen Eichen hervor und traf sein Auge. Auf den Kleidern des Mannes lag der Thau, er nahm Flöte und Hut, stand auf und schlug den Weg durch die Haselbüsche hinan gegen den Wald ein, wo man nach L . . . geht. — — —

Julius stand in dem Alter, wo der Mann anfängt, zu werden. Nach den Jahren des Polterns und Ueberſprudelns der physischen Kräfte zeigen sich Erscheinungen edlerer Art an dem Jünglinge, die sich nach Maßgabe der geistigen und körperlichen Verfassung verschieden gestaltet darstellen.

Die Ideen der Vernunft werden tiefer und heiliger — die Begriffe des Verstandes werden klarer und bestimmter — das Gemüth thut sich auf für jeden Eindruck des Sanften und Lieblichen, des Hohen und Groß-

artigen — das ſchuldloſe Herz umſchließt mit Liebe die ganze Welt — vor allem aber eröffnet die Phantaſie ihren unbegrenzten Wirkungskreis: ſie weilt mit Vergnügen in den Gebilden der ſchönen Künſte, und entzückt und belebt die junge Seele mit Bildern einer poetiſchen, glücklichen Zukunft.

Julius liebte mit jugendlicher Leidenſchaft Dichtkunſt, Muſik und Malerei. Vor allem aber tief ergriff ihn die Kunſt Raphaels, und ſie galt ihm mehr, als alles Andere dieſes Lebens. Auch hatte er es hierin am weiteſten gebracht, daher er oft auf dem Punkte ſtand, ſich ihr ausſchließlich zu widmen. In ſeinem neunzehnten Jahre ging er auf die Univerſität, um die Vorleſungen der juridiſchen Studien zu hören. Er fieng es mit Feuer und Eifer an, und hatte ziemliche Erfolge.

Allein im dritten Jahre kam er auf einmal wieder nach L . . . mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich ſei, ſich in eine Kanzlei zwiſchen Actenberge einzukerkern; er tauge nichts zum Jus, habe aber zu nichts ſolche Anlage und ſolche Liebe, als zur Malerei; Gott habe ihm eine Malerſeele gegeben, und er ſchätze ſich glücklich, dem Fingerzeige ſeines Meiſters nachkommen zu können, ohne erſt rings um hofmeiſternde Verwandte und zwingende Verhältniſſe um Rath fragen zu dürfen. Er werde dem Genius im Herzen folgen, und von nun an auf immer und ewig der ſchönen Kunſt leben, und ſtehe er jetzt noch tief unter dem Kranze der unſterblichen Künſtler, ſo fühle er doch Feuer und Muth und Kraft in ſich, ihnen raſtlos nachzuſtreben . . . . .

Von ſeinem frühen Kinderleben war ihm nur ein Bild geblieben, das weit zurück lag, und wie ein fernes Licht durch die Nebel einen matten Schimmer in die Gegenwart herauf warf. Er ſah ſich in einer weiten Halle, wo ſehr viele Säulen ſtanden, und zwiſchen welchen Bilder mit großen, bärtigen Männern waren. In dieſer Halle kniete eine ſchöne, blaſſe Frau und weinte heftig. Vor ihr ſtand ein alter Herr in einem ſchwarzen Mantel, darum er eine goldene Kette hatte.

Dieſer Mann hatte die Arme über einander geſchlagen, und ſtand da mit einem ſo furchtbaren Angeſichte, daß es ſich dem Gehirne des Knaben unauslöſchlich eindrückte. Weiter gab ihm ſein Gedächtniß nichts mehr, er mochte es noch ſo ſehr foltern, als das noch, daß er mit einem Manne lange, ſehr lange in einem Wagen gefahren, wobei ihn ſehr hungerte.

Das Schloß Wildenberg liegt eine ſtarke halbe Meile Weges von L . . . am Ende eines kleinen, buſchigen Thales. An der Mitternachtſeite des Hauſes dehnt ſich ein weitläufiger Park aus, wo Eichen, Linden, Kaſtanienbäume, Akazien, Tannen und Birken ohne Regel untereinander-

castle, a descendant of the Norman baron. Here he died in the year 1307, and was succeeded by his son Edward, who was born in the castle, and who, after the death of his father, became the first Prince of Wales. Edward II. was succeeded by his son Edward III., who was born in Windsor Castle, and who was the father of the Black Prince, who was also born in Windsor Castle. Edward III. was succeeded by his grandson Richard II., who was born in Bordeaux, and who was the son of the Black Prince. Richard II. was succeeded by Henry IV., who was born in Bolingbroke Castle, Lincolnshire, and who was the son of John of Gaunt, Duke of Lancaster, the fourth son of Edward III. Henry IV. was succeeded by his son Henry V., who was born in Monmouth Castle, and who was the father of Henry VI., who was born in Windsor Castle.

Eton College, in the distance, from Windsor Castle.

Henry VI. was succeeded by Edward IV., who was born in Rouen, and who was the son of Richard, Duke of York, who was born in Fotheringay Castle, Northamptonshire, and who was the son of Richard, Earl of Cambridge, the second son of Edward III. Edward IV. was succeeded by his son Edward V., who was born in Westminster Palace, and who was murdered in the Tower of London by his uncle, Richard III., who was born in Fotheringay Castle, and who was the son of Richard, Duke of York, and the brother of Edward IV. Richard III. was succeeded by Henry VII., who was born in Pembroke Castle, and who was the son of Edmund Tudor, Earl of Richmond, who was born in Hadham Castle, Hertfordshire, and who was the son of Owen Tudor, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Maredudd ap Tudor, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Tudor Trevor, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Trevor Hen, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Ednyfed Fychan, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Cynwrig Sais, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Rhys Sais, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Rhys Gloff, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Rhys Fychan, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Rhys ap Tewdwr, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Tewdwr Mawr, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Cadwgan, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Elystan Glodrydd, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Gwrgi, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Teithfallt, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Dunod, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Pabo Post Prydain, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Deinioel, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Dyfnwal Hen, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Aeddan Fradog, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Caradog, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Llyr Merini, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Bran, who was born in Penmynydd, Anglesea, and who was the son of Llyr Llediaith

begraben und zwei Söhne in der Schlacht mit eigenen Augen fallen gesehen hatte, die letzten Tage seines zu Grabe gehenden Lebens mit seiner einzigen Tochter zuzubringen.

Er war ein hoher, stark gebauter Mann mit kräftigen Gesichtszügen, die, von der Sonne verbrannt, mit den schneeweißen Haaren sonderbar und man möchte sagen abschreckend contrastierten. An beiden Seiten einer etwas gekrümmten Nase flammten zwei tiefliegende, graue Augen, die jede Hülle durchblicken zu wollen schienen. In dieser Gestalt wohnte ein gewichtiger und durchgreifender Wille, durch Gewohnheit militärischen Befehlens bis zur starrsten Unbeugsamkeit gesteigert. Seine Diener und Hausleute fürchteten ihn, wie einen Geist des vorigen Jahrhunderts. In jüngeren Jahren mögen Leidenschaften in dieser Brust gewaltet haben; aber ein energischer Geist hat sich durch sechzigjährige Uebung seiner Kräfte über alle seine Thätigkeiten eine solche Herrschaft anzueignen gewußt, daß selbst seine nächsten Umgebungen in der Meinung standen, er sei ganz ohne alle Empfindung. Ein Geschäft noch, pflegte er, im Anschauen seines Kindes verloren, oft zu sagen, ein Geschäft noch habe er auf dieser Erde — den letzten zarten Zweig des wildenbergischen Stammes, der nun einmal fürder nicht mehr selbständig grünen könne, auf einen anderen edlen Stamm zu pfropfen, auf daß die Ehre und die Reinheit seines Hauses unbefleckt in einem anderen Namen möge fortbestehen, und dann wolle er der Letzte heimgehen zu seinen Vätern.

Daher war ihm das Schreiben des Marchese di Sianova, der in seiner frühesten Jugend mit ihm zu Pavia studiert hatte, sehr gelegen, welches für seinen Sohn, falls er dem Major gefalle, Marien als Braut begehrte. Fernando war von altem Adel, und besaß schöne Landhäuser in Süd-Tirol. Der Major wollte auch seine Persönlichkeit kennen lernen. In dieser Absicht ward zwischen den Vätern der Plan eingeleitet, daß der Marchese seinen Sohn, sobald er von seinen Reisen aus Italien zurückgekehrt sein würde, unter dem Vorwande, als sollte er wichtige Papiere überbringen, zu Wildenberg senden wolle, damit der Freiherr und Marie mit seiner Individualität bekannt würden, ohne daß aber letztere die leitende Hand der Väter hierin erkenne, da solches die Annäherung eher zu hindern als zu befördern pflegt. Der Major sah von Tag zu Tag der Ankunft seines Eidams entgegen, und seine Stirn war offener als gewöhnlich. Marie ahnte nichts.

So stand es in Wildenberg, als Raphael mit einem Briefe von Julius in den Schloßhof einritt. Er fand den Freiherrn in einem hohen Lehnsessel eingepolstert sitzen mit zusammengezogenen Augenbrauen . . .“

Es wird nun in dem alten Manuſkripte weiter erzählt, daß Julius auf einem Spaziergange den ſcheugewordenen Pferden eines den Bergeshang herunterraſenden Wagens in die Zügel fiel, und dadurch Marie, der Inſaſſin des Gefährtes, zum Lebensretter wurde, dabei aber von ihrer mächtigen Schönheit hingeriſſen, die Ruhe ſeines Herzens verlor. Marie konnte ihm nicht mehr danken, weil er ſich nach vollendeter Rettung beſcheiden zurückzog. Sie erforſchte nun ſeinen Aufenthaltsort, und lud ihn durch ein herzliches Schreiben ein, auf den Wildberg zu kommen.

Julius beſtand einen ſchweren Kampf mit ſich und beſchloß endlich, der Einladung keine Folge zu geben; er ſagt darüber in einem Geſpräch mit Raphael: „Ich gehe nicht, weil ich ſie liebe — ich fühle, daß meine Neigung nicht mehr, wie ich Anfangs wähnte, in meiner Willkür ſtehe, ſondern ein Theil meiner ſelbſt geworden iſt; — wer bin ich, daß ich meinen Arm ausſtrecke nach dem Diamant des Landes? — Es gibt zwei Fälle: entweder ſie würde mich lieben oder nicht. Iſt letztes, ſo bin ich, iſt erſtes, ſo ſind wir beide unglücklich; denn nie kann der unbekannte Fremdling um die Tochter des ſtolzen Freiherrn werben . . ."

Raphael bringt nun den ablehnenden Brief auf das Schloß, in welchem Julius erklärt, er wäre die geſuchte Perſon nicht. Marie aber zieht aus ihrem Buſentuche ein Blatt Papier, welches Julius während des Ringens mit den Pferden verloren hatte, und erkennt die Gleichartigkeit der Schriftzüge.

Der alte Freiherr fährt nun ſelbſt in die Stadt, um Julius perſönlich auf den Wildberg zu laden. Nicht ohne Erfolg. Ein gemeinſames Abendeſſen wird auf dem Schloſſe eingenommen, und die vorher mühſam zurückgehaltene Liebesglut flammt nun unbezwingbar empor. In ihren Blicken finden die Liebenden ihrer Seelen Sprache und die volle Gewißheit gegenſeitiger Herzensneigung. Auch der Major entdeckt in Julius ein ritterliches Element, das ihm zuſagt, und er rät ihm, Pinſel und Palette mit dem Schwerte zu vertauſchen. Soweit das Entzifferbare des Manuſkriptes. Aus den weiter folgenden verworrenen und abgeriſſenen Sätzen, die unzuſammenhängend auf einzelne, vergilbte Papierblätter geſchrieben ſind, und aus der Anlage des Ganzen läßt ſich beiläufig entnehmen, daß der jugendliche Autor, nachdem die Liebe der beiden jungen Herzen bereits die größte Gefahr läuft, von dem gemeinſamen Anſturme des Majors und des mittlerweile angekommenen Marcheſe di Sianova niedergekämpft zu werden, mit ſeiner Allwiſſenheit rettend dazwiſchen tritt und den Schleier von der bisher unbekannten Abkunft ſeines Helden zieht, ſo daß ſich dieſer als der ſchmucke Sprößling

Church in the Rue Mallet.

Digitized by Google

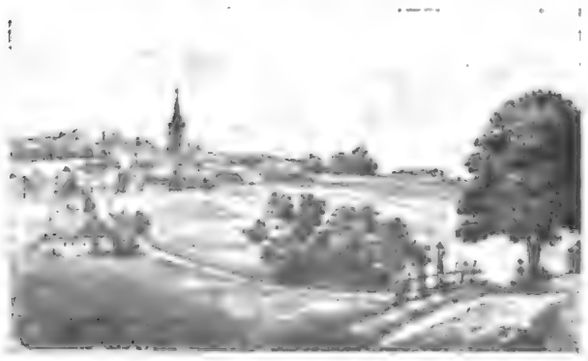
einer reichen gräflichen Familie entpuppt, der schon in seiner frühesten Jugend das Opfer einer Kabale geworden war. Es kommt zu einigen Erklärungen, welche den jungen Marchese, der auch persönlich nicht die Eignung für einen idealen Liebhaber zu besitzen scheint, zur Heimreise veranlassen, worauf die Erzählung ihrem von vorneherein bereits unzweifelhaften Ende sich zuneigt. —

Die hier bruchstückweise mitgeteilte novellistische Skizze, welche als bisher noch ungedruckte und daher völlig unbekannte Erstlingsarbeit Adalberts Stifters allen Verehrern des Dichters von hohem Interesse sein dürfte, zeigt uns die in den ersten Bänden der „Studien" so reich entwickelte Prosa in den bescheidensten Anfängen. Der flüchtige Entwurf, in vielen Stücken an das flache Relief der Almanacherzählungen aus den dreißiger Jahren erinnernd, weist überall auf den unerfahrenen Anfänger in der Kunst des Schreibens hin.

Da sehen wir nichts von der idealen Überschwenglichkeit der Feldblumen, nichts von dem geheimnisvoll romantischen Zauber des Kondor, nichts von der düsteren Farbenpracht des Abdias. Die Fabel der Geschichte ist von dürftiger Erfindung, die Charakter-Zeichnung wird kaum ernstlich versucht und kommt über die ersten schematischen Striche nicht hinaus.

Stifter hat diese halbfertige Skizze in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren niedergeschrieben; die Arbeit, welche wahrscheinlich einem flüchtigen Gedanken die Entstehung verdankte, hat ihn später offenbar nicht befriedigt, denn er kam nie wieder auf dieselbe zurück. Trotzdem verdient sie heute mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. Denn sie verrät uns deutlich, was an Stifters Schreibart wahrhaft ursprünglich ist, und wir werden mit Staunen gewahr, daß der erste, unbeachtet bei Seite geschobene Versuch im Kern der Ausdrucksweise den letzten Arbeiten des Dichters in höherem Grade gleicht als den Schriften, mit welchen er sein öffentliches Auftreten einleitete. Die schlichte Art des Vortrages, die Neigung zum bedächtigen Ausmalen mit sanften, klaren Strichen, die zurückhaltende Bescheidenheit in der Wahl des sprachlichen Ausdruckes, die mehr durch innere Wärme als durch leuchtendes Feuer, mehr durch gediegenen, sorgsam gewählten Schliff als durch äußeren, blendenden Glanz wirkende Darstellung, welche Stifters späteren Arbeiten jene gemäßigte Ruhe und strenge Geschlossenheit verlieh, worin er die Merkmale der zum Vollendeten abgeklärten Kunst erblickte, waren des Dichters natürliche Mitgift. Die einfache Handlung von Stifters erster Erzählung spielt in der nahen Umgebung jener Stadt, welche er so oft besucht hatte,

in welcher er späterhin Amt und Würden bekleidete, und wo er endlich seine Lebenstage beschloß. Dem Geschmacke der Zeit entsprechend ist der Ort nur mit dem Anfangsbuchstaben und drei Punkten bezeichnet, aber hinter dieser unnötig geheimnisvollen Andeutung lugt, für Jeden sofort offenkundig, der in jenem Landstriche nicht fremd ist, ein mit den genau beschriebenen Merkmalen versehener Steckbrief hervor, deutlich auf die Hauptstadt Oberösterreichs hinweisend. Die von Linz aus in die nördlichen Abhänge der Uferberge hineinlaufende Abzweigung des Donautales, der sogenannte Haselgraben, „eher eine Schlucht als ein Tal", und zugleich „eine der schönsten Partien dieser Landschaft", führt an dem Schlosse Wildberg vorbei nach Hellmonsödt und nach Kirchschlag. Dort, wohin die Muse den jungen Dichter auf seinem ersten Gange leitete, hat in frischer, freier Luft auf abgeschiedener Bergeshöhe der Lebensabend des Poeten eine stille Verklärung gefunden.



Hellmonsödt.

Bezeichnenderweise wird der Beginn der Erzählung eingeleitet mit einem Hymnus auf die Alpen. Die Herrlichkeit der mächtigen Gebirgswelt, für Stifter allezeit ein willkommener und gern gesuchter Stoff liebevoller Schilderung, erschien ihm von Jugend auf als das Schönste, was die Feder zu preisen vermöchte. Und an mehr als einer Stelle tritt auch weiterhin in dem Bruchstücke die Neigung hervor, Natureindrücke in Worten schwärmerischer Hingebung zu verherrlichen. Auch die Stoffwahl weist schon vordeutend auf spätere Arbeiten hin. Wie im Kondor und in den Feldblumen ist der Held ein Jünger der „Kunst Raphaels", und wenn gesagt wird, „sie galt ihm mehr als Alles andere dieses Lebens", so hat uns der Dichter damit das sehnsüchtig erstrebte Ideal seiner eigenen frühesten Hoffnungen enthüllt.

* * *

Während der Universitätsjahre gab sich Stifter im Vereine mit einigen seiner Studiengenossen einem Leben voll idealer Ungebundenheit und schöngeistiger Schwärmerei hin, wovon er selbst in seiner Schilderung

„Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten" ein anſchauliches Bild entworfen hat, und wovon auch die Briefe aus dieſer Zeit in beredter Weiſe Zeugnis geben.

Der Einzug der drei luſtigen Studenten in die Großſtadt — ſie waren ſämtlich Böhmerwäldler und hatten gemeinſam in Kremsmünſter das Gymnaſium abſolviert — wird vom Dichter mit jenem köſtlichen, behaglichen Humor erzählt, den die frohe Erinnerung an Selbſterlebtes mit einem leichten Schimmer der Rührung übergoldet. An einem ſehr ſchönen Oktobernachmittage ſtiegen ſie in Nußdorf aus, wo die Flößer vor dem Einlaufen in den Donaukanal zu längerer Raſt anlandeten, und wanderten, dem als Wahrzeichen vor ihren Blicken ſchwebenden Turme von St. Stephan zuſtrebend, in die geräuſchvolle Stadt ein. Stifter, der ſich ſelbſt als „Kandidat der Rechtsgelehrſamkeit Franz Xaver Pfeifer" vorführt, belegt ſeine beiden Freunde, die nachmaligen Ärzte Mugerauer und Schiffler, mit den erdichteten Namen Heinrich Quirin und Urban Schmidt. „Sie gehörten alle drei jener ſtorchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, die ſie ſtets ungeſchickt herumwarfen." Der ſtrammſte unter ihnen dürfte Stifter geweſen ſein, denn er „trug bereits breite Schultern und einen Anſatz zu einem felſenmächtigen Bruſtkaſten, den er keck der Luft entgegen und bei der Nußdorfer Linie hineinſchob".

Die alte Univerſität in Wien.

Als ſie ſich nach langer Wanderung bis zum Univerſitätsplatze durchgefragt hatten und das maſſive Gebäude anſtarrten, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen ſollte, und als ſie dann ihre „ſchleppenden, hängenden, überlangen Röcke" gegen die Eleganz verglichen, mit welcher jedem der Vorübergehenden ſeine Kleider ſaßen, „als wäre er ein Genie",

da wurde ihnen klar, daß eine gänzliche Umgestaltung mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Kultur und Zivilisation annähern wollten. Stifters „unendlich grüner Rock" hing an seinem Körper „wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber so zottig war, wie das goldene Vlies".

Die — am ersten Abend vergebliche — Wohnungsuche der drei exotischen Bursche in der Vorstadt Landstraße, ihr trotz des feierlich beschworenen „Armengesetzes" verschwenderisch reichliches Abendessen im Gasthofe zum roten Hahn, wo sie im „Zimmer Nr. 43 auf die Gasse" auch ihr erstes Nachtquartier bezogen, die durch Stifter vermittelte Einmietung in ein ehemaliges Fürstenpalais, das inmitten vieler Gärten lag und selbst einen romantischen, völlig verwilderten „Gartenwald" besaß — „alle Käfer und Falter summten und flatterten in diesem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hat, sang und pfiff in den Wipfeln" — die stückweise zusammengetragene, burschikose Einrichtung ihres traulichen Nestes, die Verteilung der „staubigen und flüssigen Geschäfte" unter das alle Dienstleistungen und Besorgungen höchstpersönlich verrichtende Triumvirat, und alle sonstigen Leiden und Freuden einer tollen, fahrigen Studentenwirtschaft sind mit dem erquickendsten Humor erzählt. Stifter, der sich zu so vielen seiner Charakterzeichnungen selbst Modell gestanden, dessen Darstellungen so viel Subjektives, Selbstgeschautes enthalten, hat auch in den Wiener Skizzen, zu welchen dieser Studentenhaushalt gehört, getreu die aus seiner Jugend festgehaltenen Erinnerungsbilder abgeschildert.

„Die Geschäfte, die das Allgemeine betrafen, wurden zum ersten Male verlost, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: Aufbetten, die Kleider bürsten u. s. w. besorgte jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, so viel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu lassen, als er wollte und das Bett so weit zu vernachlässigen, als er es nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal wackere Kameradschaft und Kommerz in Aufnahme kam, oft geschah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war, und die auf der roten Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinauf ließen, die anderen sechs oder zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen, und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem

Lachen, dem Witze und dem Singen bei ſolcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden."

Später riß allerdings eine bedenkliche Verfeinerung der Sitten ein, es wurde eine rüſtige Hausmeiſterin der Nachbarſchaft gedungen, „den Staat zu reinigen", und Stifter wurde einmal von einem ſeiner Freunde dabei überraſcht, „wie er eben ſeinen treuen, alten, lodenen Rock abſchor und abſchnitt, wobei er ihn kläglich wie einen Pudel zerſchund, und, da er beim Abſchneiden das Lineal zu Rate zog ſtatt des Zirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübſelig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausſchnitt lächerlich emporgaffte".

Jeder von den drei munteren Geſellen trieb eine Kunſt. Stifter malte in Öl, Mugerauer muſizierte und Schiffler war kunſtreich in Pappe. Knochen und Totenköpfe jeder Gattung wurden zum Studium ins Haus geſchleppt, und Stifter bedeckte Kaſten und Tiſch mit allerlei Landkarten und Tabellen. „Tarokkarten, Schachbrette wurden angeſchafft, gegen den Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinſchaftliche Miete genommen und in das Geſellſchaftszimmer geſtellt. Ein ſchlanker Techniker ſang Schubertſche Lieder, die eben damals heraus kamen; ein Mediziner hieb die Begleitung, die anderen trommelten auf Tiſch und Kaſten, und ſtreuten Tabakaſche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten ſtudiert, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geſchlafen, geboxt — an allen Enden und Orten ſtanden die Flegeljahre in Blüte — Glück und Freude keimten allerwärts . . . ."

Die Briefe Stifters an ſeine Jugendfreunde Handel und Brenner (aus den Jahren 1832–1841) durchzieht ausnahmslos jener ſchwärmeriſche Ton, jener „geräuſchvolle Flug" Jean Pauls, der für des Dichters anfängliche Schreibweiſe ſo überaus bezeichnend iſt. Ich laſſe einiges aus denſelben auszugsweiſe folgen: „Meine himmelſchönen Ideale der Frauenliebe ſind elend hin, das Herz, närriſch und warm, einſt pochend in Überluſt, und die Herrliche, Schwärmeriſche, Trunkene, Treue, Seraphreine, Künftige mit der namenloſeſten, unſäglichſten Überſchwenglichkeit lieben wollend, mußte lächerlich verpuffen zwiſchen Himmel und Erde, und niemand war entzückt über ſeine ſchönen Raketen, niemand wärmte ſich an ſeinem ſtilleren Fortbrennen, höchſtens die eine oder die andere Suppe wurde daran gekocht, und aller Satan. — Ich fühle oft eine Einſamkeit, daß ich weinen möchte wie ein Kind, wenn ich nicht nebſtbei doch ein ſo närriſcher Teufel wäre, der flucht, wenn er weich wird, und kläglich ſchlechte Witze macht, wenn er gerne ſeiner Rührung Herr werden möchte; — denk' an jenen letzten

Abend unſeres Beiſamenſeins! Wie hätte ich ein geliebtes Weib geliebt und geſchmückt mit den Schönheiten, die Gott ſo unerhört in ſeiner Welt aufhäufte, und die in der Kunſt widerſpiegeln, und dann hätt' ich gejubelt und zu Gott geſagt, er ſolle mich nur gerade totſchlagen, weil ich doch des Glückes unwert bin, wenn ihr liebes, großes Herz aufgegangen wäre in ſeinen Wunderblüten, lauter Schönes, Herrliches, köſtlich Liebendes in ſeinem Kelche tragend, das doch ich ſelber wieder vorgelocket habe — es muß koſtbar, himmliſch ſein, ſo ein Tuch um das andere wegzuhüllen, und nun zu erſtaunen, welch abgründlich tiefe Schätze in dem unſcheinbaren Dinge lagen, das nun ſeinerſeits auch ſtaunt, und dann ſo liebt und nichts als liebt. —

Nun lebe wohl — daß ich ein Narr bin, weißt Du ohnehin, daß ich ein Narr voll unſäglicher Liebe zu Dir und den anderen des geweſenen Rundkreiſes bin, wirſt Du ja doch endlich auch wiſſen — daß ich ferner ein Narr bin, der ſich nur ein einzig Mal recht überſchwenglich mit univerſumsgroßem Herzen werfen möchte an ein eben ſolches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geiſtigen Abgrund aufzutun, in den man ſich mit Luſt und Grauſen ſtürze — und eine Trillion Engel ſingen hörte — — aber ſie ſind Gänſe, die derlei für Phantaſterei ausgeben — und bei Ypſilanti nette Schmiſeln kaufen."

So lange der Rundkreis von Stifters Studien- und Geſinnungsgenoſſen, der übrigens den Briefen nach zu urteilen aus einer erleſenen Phalanx der untadeligſten Prachtmenſchen beſtanden haben mußte, noch vollzählig in Wien beiſammen war, ging es nicht immer philoſophiſch gelaſſen her, ſondern es wurden bei paſſenden Gelegenheiten auch herzhaft allerlei Allotria getrieben. Eine ehemalige Schülerin des Dichters, Frau Julie K., welche zwei Winter hindurch von Stifter in Phyſik, Mathematik, Naturrecht, Geſchichte und Literatur unterrichtet worden war, erzählte mir darüber reizende Details; unter anderem ſoll ſich folgende Geſchichte zugetragen haben:

Stifter wohnte, wie ſchon erzählt wurde, mit mehreren ſeiner Kollegen in Gemeinſchaft. Nun befand ſich in einer Treppennische des alten Hauſes, das übrigens von einem brummigen und habgierigen Cerberus bewacht wurde, ſei es behufs fraglicher Verſchönerung, ſei es zur Erweckung religiöſen Sinnes, die bekannte, typiſche Steinfigur des heiligen Johannes, ein bis zur Unkenntlichkeit verſtaubtes Kurioſum heimiſcher Plaſtik. Die Figur genoß bei Alt und Jung große Verehrung und ſtand wegen unterſchiedlicher ſchützender und heilkräftiger Wirkungen in nicht geringem Anſehen. Da ereignete ſich eines Tages das Entſetzliche — das Palladium

verſchwand. Sofort lenkte ſich der Verdacht, das Kleinod entfernt oder etwa gar vernichtet zu haben, auf die ohnedies in dem üblen Geruche nihiliſtiſcher Geſinnungen ſtehende Studentenſchaft des Hauſes, die übrigens tatſächlich an dem Verſchwinden des koſtbaren Heiligen unſchuldig war, deſſen ungeachtet aber von allen Seiten des ſakrilegiſchen Verbrechens angeklagt wurde und ſich nur mühſam einer nachdrücklichen Verfolgung zu entziehen vermochte. Nach zwei Tagen ſchon klärte ſich das Mißverſtändnis, und der Heilige, mittlerweile von frommer Hand gewaſchen und geputzt, erſchien wieder in Galauniform in ſeiner alten Niſche. Nun aber beſchloſſen die Studenten, ſich zu rächen. Desſelben Tages wußten ſie bei einbrechender Dunkelheit den heiligen Wundermann unbemerkt aus dem Hauſe zu ſchaffen, und nun war alles Suchen vergebens. Es verging eine Woche nach der andern, die Winterkälte zog ins Land, aber in grauſamer Beharrlichkeit blieb der Hort der Frommen vereinſamt. Man hatte allbereits jede Hoffnung auf ein Wiederſehen des geliebten Schutzherrn aufgegeben. Da, es war in einer bitterkalten Winternacht, kamen die Studenten ſeltſamerweiſe zu ſpäter Stunde einzeln heim, indes ſie ſonſt als vollzähliger Schwarm von dem Wächter des Hauſes gegen Erlag eines gemeinſamen Obolus ſich wohlfeilen Einlaß erzwangen. Gegen Mitternacht des bezeichneten Tages kam der erſte Jünger der Wiſſenſchaft, klingelte und erlangte nach einigem Harren Einlaß; nach etwa einer Viertelſtunde, da die Bettwärme neuerdings ihren wohltuenden Einfluß auf die durchfrornen Glieder des biederen Hausbeſorgers ausgeübt hatte, und der Grimm über die geſtörte Nachtruhe von ſeinem traumſchwangeren Gehirne gewichen war, klingelte es abermals; der zweite Zögling der Alma mater rückte an. Das ging nun eine Stunde lang ſo fort. Daraufhin gedachten ſie des fluchenden Hausbeſorgers Geduld hinreichend erſchöpft zu haben und inſzenierten den Schlußeffekt. Es wurde nach einer längeren Pauſe plötzlich mit großer Heftigkeit mehrere Male hintereinander der Glockenſtrang gezogen. Und da der Alte nun im höchſten Grimme geöffnet hatte, ſtand nicht etwa wie bisher ein frierend Studentlein vor dem Tore, ſondern der leibhaftige, ſteinerne St. Johannes mit der demütig frommen Geberde fußte im Schnee, in einer Hand eine brennende Stallaterne, in der andern Hand — und darin lag wohl der größte Spott — den tarifmäßig vorgeſchriebenen Sperrſechſer haltend. Und als nun der Alte mit unſäglicher Mühe den ſo ſeltſamerweiſe wiedergefundenen Schatz in das Innere des Hauſes ſchleppte, ging ein leiſes Kichern durch die Nacht, das klang aus den Dachfenſtern und um die Häuſerecken vergnüglich zuſammen.

Dieselbe Dame erzählte mir auch, daß sämtliche Personen, welche mit Stifter in Verkehr traten, beim ersten Anblicke sehr überrascht waren, an ihm keinen blondlockigen und blauäugigen Himmelsstürmer zu finden. Er hatte ein ruhiges, maßvoll breites, etwas blatternarbiges Angesicht mit schlicht herabgestrichenen, sehr glänzenden Haaren; nur wer länger den Geist dieser Züge durchforschte, konnte in den feingezeichneten Mundwinkeln das Spielen des Genius, und in dem überaus leuchtenden, seelenvollen Auge das geheime Feuer tiefsinniger Dichtungsfülle erkennen.

Im Vortrage entwickelte er seinen Privatschülern gegenüber dieselbe Gründlichkeit und Umständlichkeit, wie später in der Schreibweise, und er kam in zwei Jahren mit der Geschichte des Altertums nicht über die punischen Kriege hinaus. Da er alles aufs Höchste trieb, und bei jedem Dinge bis zu den Endursachen vordringen wollte, entfaltete er häufig beim Vortrage der Physik einen so umständlichen wissenschaftlichen Apparat, daß ihm trotz der Deutlichkeit und Weitschweifigkeit seiner Darlegungen das Verständnis seiner Zuhörer nicht mehr folgen konnte, wie es denn auch beispielsweise bei der Lehre vom Lichte im Geiste seiner Schülerin nach deren eigenem Ausdrucke „finster" wurde.

Stifter beschränkte sich indessen bei seinen Schülern und Schülerinnen nicht bloß auf verstandesmäßige Übung der Geisteskräfte, sondern trachtete in erster Linie den Sinn für das allgemein Menschliche und die Begeisterung für das Ideale in den jungen Seelen zu hegen und auszubilden. Ein Beleg dafür sind die Worte, welche er der vorerwähnten Schülerin ins Stammbuch schrieb:

„Nicht, was Du von mir wissen lerntest, nicht, was Dir Geist und Denken übte, danke mir, sondern wie mild und gut Du bist. Traue Dir selbst und traue den Deinen! Wenn Dir das aus meinen Worten in das Herz geflossen, danke mir's! Dann werde ich noch als Greis mit weißen Haaren, wenn ich Dich loben und Dich preisen höre, wie Du ein trefflich, herrlich Weib bist, stets mit Freuden sagen: Sie war einst meine Schülerin."

Das ist schon ganz die edle Denkart des Autors, der unter allen deutschen Schriftstellern die Grundzüge echter Frauenbildung am schönsten entwickelt hat.

Während seines Aufenthaltes in Wien machte Stifter mit Vorliebe Ausflüge in die prachtvolle Umgebung der Stadt. Mit seinen munteren, gleichgesinnten Freunden wanderte er oft gegen Nußdorf hinaus und die Höhen hinan, dem Kahlenberg oder dem Leopoldsberge zu. Häufig wurde, wie Franz Neumann in seinem Beitrage zur Biographie Stifters nach Erzählungen Mugrauers mitteilt, im Gasthaus „Himmel" oberhalb

Grinzings eingekehrt und einige Stunden hindurch geſcherzt. „Allerdings kam dann auch bisweilen der ſtudentiſche Übermut zum Durchbruche und äußerte ſich wohl gar in ſträflicher Weiſe durch Angriffe auf nächtliche Leuchten auf dem ehemaligen Glacis."

Toll genug ging es in der fahrigen Studentenwirtſchaft beſtändig zu. Fräulein Aloiſia Mugerauer in Friedberg, die Tochter von Stifters beſtem Freunde, erzählte mir eine Reihe luſtiger Anekdoten, welche ſie aus dem Erinnerungsſchatze ihres Vaters im Gedächtniſſe behalten hat. In einer derſelben tritt unſer Dichter als Haarkünſtler auf. Bergmann, ein etwas eitler Kamerad der drei Studenten, wollte zu einem Ballfeſte den Bart ſchön gebrannt haben. Da aber die jungen Leute keine Brennſchere in ihrem Beſitze hatten, half der immer erfindungsreiche Stifter aus, und brannte Bergmanns Bart mit der Papierſchere. Das gelang auf einer Geſichtshälfte über alle Erwartung, als aber die andere Seite in die Behandlung kam, verbrannte das unvorſichtigerweiſe überhitzte Inſtrument den Bart ſo arg, daß der arme Bergmann gezwungen war, den ganzen Stolz ſeiner jugendlichen Männlichkeit dem Raſiermeſſer zu opfern.

Zur Beſorgung der für den ſtudentiſchen Haushalt notwendigen Geſchäfte hatte Stifter wenig Geſchick und wenig Eifer. Seine Abneigung gegen das Aufbetten war geradezu unüberwindlich. Das beſorgte monatlich nur einmal die Wäſcherin, wenn ſie kam, um die Betten friſch zu überziehen. In der Zwiſchenzeit wurde die Lagerſtätte mit keiner Hand berührt. Stifter wollte ſich, ſo erklärte er ſeinen Kameraden, nicht jede Nacht von neuem abmühen, in ſeinem Bette „ein friſches Grüberl zu drücken", und in einem ſolchen ſei der Schlaf doch am allerbeſten.

Bei der Einteilung der häuslichen Geſchäfte traf Stifter eines Tages das feuchte, nämlich die Beſorgung des Waſſers; in gewohnter Vernachläſſigung der häuslichen Obliegenheiten vergaß er jedoch das Trinkwaſſer für die Nacht zu beſchaffen. Schiffler bemerkte den Mangel und teilte ſeine Wahrnehmung auch Mugerauer mit; beide ſchwiegen aber abſichtlich, bis Stifter gemütlich im warmen Bette lag. Draußen heulte der Sturm und ein eiſiger Regen praſſelte an die Fenſterſcheiben. Nach einer Weile fing Schiffler über heftigen Durſt zu klagen an, und auch Mugerauer erklärte, es ohne einen friſchen Trunk nicht länger aushalten zu können. Trotz der flehentlichſten Bitten um Nachſicht und Erbarmen mußte Stifter dem ſtrengen, durch nachdrückliche Drohungen mit dem Stiefelzieher verſchärften Hausgeſetz Folge leiſten und im Nachtkleid in den Hof gehen, um das Waſſer vom Brunnen zu holen.

Mit einer echt ſtudentiſchen Schlafſucht ausgeſtattet, wurde es den drei Nachtſchwärmern oft ſchwer, ſich morgens des frühen Beginnes der Vorleſungen zu entſinnen, umſomehr, als eine Weckeruhr im Haushalt fehlte, und die Mittel zur Beſchaffung einer ſolchen nicht aufzubringen waren. Da erwies ſich Stifters erfindungsreicher Geiſt als Helfer in der Not. Um die richtige Zeit zum Aufſtehen nicht zu verſäumen, wurde die alte am Tandelmarkt gekaufte Schwarzwälderin ſo eingerichtet, daß das Gewicht beim Ablaufen zur rechten Zeit ein an einem dünnen Faden leicht befeſtigtes Lineal ſtreifte, worauf das letztere mit großem Gepolter zur Erde fiel.

Mit der Einhaltung der geſellſchaftlichen Formen wurde es — wenigſtens in der erſten Zeit und in einfachen bürgerlichen Kreiſen — nicht ſehr genau genommen. Bei einer Faſchingsunterhaltung ſollten zum Nachtiſche Krapfen herumgereicht werden. Die Schüſſel mit der leckeren Speiſe befand ſich in einem ſchwach erleuchteten Zimmer neben dem Salon; in der Nähe derſelben ſtanden die jungen Muſenſöhne in einer Gruppe beiſammen. Wollte es nun der Zufall oder war es Abſicht, plötzlich verlöſchte das Licht und undurchdringliche Finſternis herrſchte in dem Raume. In der Dunkelheit vollzog ſich eine geſchäftige Bewegung. Da man das Licht wieder angezündet hatte, waren ſämtliche Krapfen von der Schüſſel verſchwunden. Gelächter und Erſtaunen, ſchlecht verhehlte Entrüſtung der Hausfrau! Scheinbar empört wendete ſich Stifter an einen neben ihm ſtehenden jungen Herrn mit den Worten: „Das iſt doch ein Skandal, dieſe Geſchichte mit den Krapfen!“ — „Ja,“ entgegnete der andere, „es war wohl etwas ſtark, aber haben Sie denn nicht auch ſelbſt zugelangt?“ — „Ei freilich,“ meinte verſchmitzt lächelnd der junge Dichter, „aber ich griff nichts als Hände!“

Außer mit ſeinen engeren Studiengenoſſen verkehrte Stifter zu jener Zeit auch viel mit jungen Männern, die zu den vornehmſten Kreiſen der Reſidenz zählten, ſo mit Fürſt Joſef Colloredo-Mannsfeld, mit Sigmund Freiherrn von Handel, mit Adolf Freiherrn von Brenner, mit Ludwig von Collin, mit Joſef Türk, mit Th. von Hornboſtel und vielen anderen. Damals verlebte Stifter, wenn auch in ſeiner Kaſſe unaufhörlich eine beängſtigende Ebbe war, ſo daß oft die Freunde mit einer rettenden Aushilfe beiſpringen mußten, ſeine ſorgenfreieſten, glücklichſten Tage. Manchmal, wenn gerade die Lage am bedenklichſten war, kam die freudig begrüßte Einladung zu einem feinen Geſellſchaftsabend, wobei die Fülle ſeltener Leckerbiſſen — „Stomachikum erſter Güte“ nannten die jugendfrohen Genoſſen ein beſonders erleſenes Magenlabſal — leicht eine magere

Woche aufwog. Wenn es dabei nur immer möglich gewesen wäre, sich um die verwünschten Trinkgelder herumzudrücken! Einmal war er mit Mugerauer — beide mit gänzlich leeren Taschen — bei Herrn Hofrat Freiherrn von Brenner geladen. Nach Beendigung des fröhlichen Mahles wurde den Gästen mit Fackeln über die Treppe geleuchtet, wodurch die Trinkgeldfrage in ein überaus kritisches Stadium trat. Da raunte Stifter seinem Freunde zu: Du, reden wir lateinisch! Alsbald gerieten denn auch beide in die eifrigste lateinische Unterhaltung, und ohne auf ihre Umgebung weiter zu achten, gelangten sie — gleichsam in gelehrter Zerstreutheit — auf die Gasse.

Auch in dem damals berühmten „Kaffee Neuner", wo alles verkehrte, was zum geistigen Wien in Beziehung stand, finden wir Stifter nicht selten; er dürfte daselbst frühzeitig mit Lenau, mit Castelli, mit Anastasius Grün, mit Zedlitz und mit Grillparzer in Verkehr getreten sein.

Der späterhin in weiten Kreisen bekannte Wiener Kunstschriftsteller Emerich Ranzoni war sein Schüler; viele Jahre nachher erzählte derselbe noch mit Entzücken, wie geistvoll und anregend Stifter vorzutragen verstand, und wie er „spielend aus dem Schüler alles herausholte".

Wäre Stifter allen seinen plötzlichen Ideen mit Entschiedenheit gefolgt, so hätte er den Reiz der Druckerschwärze zum ersten Male in einer Streitschrift gekostet. Er hatte nämlich den Plan, einen Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung über eine Kunstausstellung zu widerlegen; aber zuerst konnte er der betreffenden Zeitungsblätter nicht habhaft werden, sodann kam er mehrere Tage nicht zum Schreiben, und so war es endlich zu einer Widerlegung zu spät geworden.

Als Stifter 1832 die Ferien seiner Gewohnheit gemäß in seinem Heimatsorte zubrachte, schrieb er an Adolf Freiherrn von Brenner: „Hätt ich nur um Gotteswillen einige Jean Paule da, aber so lieg' ich oft stundenlang unter wehenden Föhren oder blätternden Birken, und lese nichts als mich selber, d. h. ich denke und jage den scheckigsten Bildern nach und mache Gedichte, mit denen ich mir Abends die Pfeife anzünde. Wann wird denn einmal dieser Vulkan ausbrennen? Ich sehe hier rings so sanfte Fruchthügel, auf denen blauer Himmel und Sonnenschein liegt, und ich stehe darunter ein blitzender Krater, auf dem gar wohl süße Weine wachsen, aber zitternd unter der Drohung vielleicht morgender Vernichtung. Links und rechts und oben und unten stehen Kräfte auf und können in keiner Resultierenden ausruhen."

Stifter hat mit den letzten Worten die Sturm- und Drangperiode seines Herzens trefflich gekennzeichnet. Er fühlte sich von Bestrebungen

gehoben, deren eigentliche Wesenheit er selbst nicht zu ergründen vermochte, er sah sich zu poetischem Schaffen angeregt, ohne doch zu wissen, ob in dieser Tätigkeit sich jemals „Die Resultierende" seiner Kräfte finden werde. In diesen Tagen des Schwankens stützte ihn der kräftige Idealismus einer gesunden Männerfreundschaft; er schreibt darüber (1834) an Adolf Freiherrn von Brenner: „O, was sind alle Liebschaften und Mädchen gegen ein Männerherz, fest, treu, glühend, gut und nimmer lassend von Recht und Freund! Die Liebe ist die höchste Poesie, sie ist die weinende, jauchzende, spielende Musik — die Männerfreundschaft ist die schweigsame, edle, klare Plastik: jene gibt einen Himmel selig und trunken (wie ihn weiter nichts gibt) — diese stellt erst die schönen, aber ruhigen Göttergestalten hinein. Wo ist die, die deine Geliebte und dein Freund zugleich ist? Die durch unsere Donnerwetter schiffet, an unseren Gletschern sich nicht spießt, an den wackeren Stachelgewächsen, Kaktis und Aloen sich nicht zerreißt (die doch so süß blühen werden), Alles in Allem nimmt, und versteht und vermildert wiedergibt. — Ich könnte niederknien vor der großen Seele, sie wäre größer als ein großer Mann!"

Es ist zweifellos, daß Stifter in dieser Zeit das Urbild seiner Angela schon fertig im Haupte trug, daß er damals bereits die Stellung des Weibes zum Manne im Sinne idealer gegenseitiger Ergänzung auffaßte, und daß ihm folgerichtig die Aufgabe vor allem als wichtig und bedeutungsvoll erschien, das Weib zum vollen Verständnis der Seele des Mannes zu erziehen. Ein sehr interessanter, bisher nicht veröffentlichter Brief von Sigmund v. Handel an Stifter aus dem Jahre 1835 gibt über diese Punkte interessanten Aufschluß: „Ich muß Dir sagen, daß es sehr schön von Dir ist und Du in dem Sinne wirkest, der so häufig unsere Gelage belebte, indem Du den Samen göttlicher Kultur in andre Herzen legst. Sind's dereinstige Mutterherzen, um so besser.

Nach Deiner Stellung und Deinen Verhältnissen ist dies die einzige, freilich auch sicherste Art, für unsere speziellen Zwecke zu wirken. Darum bilde fort und wecke und nähre den Sinn für das Gute, Wahre und Schöne. Es wäre auch eine Sünde, und Du verdientest gepeitscht zu werden, wenn Du Dein Gold unnütz vergraben wolltest. Und gerade zum Mädchenlehrer taugst Du viel — denn auf gewisse Herzen kannst Du gar viel Einfluß gewinnen, obwohl Du selbst sehr Ursache hast, dabei auf Deiner Hut zu sein, daß Dich Phantasie oder Gefühl oder beide nicht mit sich reißen. Du mußt dabei die beste Schule finden, Deinen Charakter zu stärken. — Sollte ich einmal heiraten und Töchter kriegen,

ſo ſuche ich ſie ſo zu erziehen, daß ſie nur die rechten Männer kriegen, oder keine — und auch in letzterem Falle nicht unglücklich ſind."

Die eifrigen Ferienbeſuche in Friedberg ſollten für Stifter noch eine Quelle ſchwerer Seelenleiden werden. Damals war es, daß der Traum der erſten Liebe mit ſeiner ſüßen, unwiderſtehlichen Gewalt über des Jünglings Herz kam, und daß dann, daraus entſpringend, ein jäher Schmerz das noch knabenhaft unſchuldige Gemüt in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Es war im Hauſe der Familie Greipl, wo Stifter die ſeligſten und auch die bitterſten Augenblicke ſeines Lebens zugebracht,

Friedberg.

und wo er die ſüße Macht holderblühter Weiblichkeit zum erſten Male kennen gelernt hatte. „Es iſt nicht zu ſagen, woher es kommt, daß vor einem Herzen die Erde, der Himmel, die Sterne, die Sonne, das ganze Weltall verſchwindet, und vor dem Herzen eines Weſens, das nur ein Mädchen iſt, und das andere noch ein Kind heißen. Aber ſie war wie der Stengel einer himmliſchen Lilie, zaubervoll, anmutsvoll, unbegreiflich."

Es iſt eine echte Dichterliebe geweſen, womit Stifter an dem ſüßen Kleinod des Waldes hing, und gar oft mochte er zu jener Zeit in den

Resten der Ruine Wittinghausen geweilt haben, um sein überquellend stürmisch Herz in die Einsamkeit hinauszutragen, und dort selbstversunken den lieben, „aufkeimenden Jugendgefühlen" zu horchen, oder er mochte an der Plöckensteiner Wand längs den Gestaden des schwarzen Sees gewandert sein, um dem tiefsten Walde die Geheimnisse seiner Liebe zu vertrauen. Von den zahllosen Gedichten „An Fanny", welche in dieser Zeit entstanden sind, ist wenig auf uns gekommen, und das Wenige nur in Bruchstücken. Dagegen hat Stifter im dritten Bande des „Nachsommer" eine ausführliche Schilderung des ganzen Verhältnisses entworfen, innig und wahr, nur von dem Staube der Vergänglichkeit befreit und in das Reich der Dichtung gehoben. Das Äußerliche der Sache ist bald erzählt. Da die Liebe der jungen Leute schon eine Zeit gedauert hatte, da die Eltern des Mädchens darum erfuhren und aus der Fortsetzung eines vorläufig aussichtslosen Verhältnisses Gefahr für das Wohl und Gedeihen ihres Kindes befürchteten, nahm die Mutter den jungen Stifter eines Tages in eine Fensternische und redete dort kühle und verständige Worte mit ihm, wie dies eben Art und Pflicht der Eltern ist. Das ungestüme Feuer der jugendlichen Herzen sollte durch die Rechenkunst des nüchternen Alltagslebens gedämpft werden: „Die Verbindung, welche ihr beide geschlossen habt, ist ohne Ziel, wenigstens ist jetzt ein Ziel nicht abzusehen. Und sind nicht oft frühzeitige, auf weite Ziele gerichtete Neigungen die Zerstörerinnen des Lebensglückes geworden? Gräbt nicht tiefes Sehnen und heftiges Fühlen durch Jahre fortgesetzt alle Kräfte des Menschen an? Ihr seid so jung, ihr habt euch in den Anfang einer Laufbahn begeben. Ihr müßt nun in derselben fortfahren oder, wenn ihr sie mißbilligt, eine andere einschlagen. In ganz und gar keiner kann ein Mann von eurer Begabung und eurem inneren Wesen nicht bleiben.

Welche lange Zeit liegt nun vor euch, die ihr benützen müßt, euch in jene feste Lebenstätigkeit zu bringen, die euch not tut, und euch jene äußere Unabhängigkeit zu erwerben, die ihr braucht, damit ihr beides zur Errichtung eines dauernden Familien-Verhältnisses anwenden könnt. Welche Unsicherheit in euren Bestrebungen, wenn ihr eine verfrühte Neigung in dieselben hinein nehmt, und welche Gefahren in dieser euch beherrschenden Neigung für euer Wesen und euer Herz!

Es wird euch beiden jetzt Schmerz machen, das geknüpfte Band zu lösen oder wenigstens aufzuschieben, wir wissen es, wir fühlen den Schmerz, ihr beide dauert uns, und wir machen uns Vorwürfe, daß wir die entstandene Sachlage nicht zu hindern gewußt haben; aber ihr werdet beide

richtigen Antwort, die wieder in seinem gutmütigen Herzen noch kräftiger haften, und vom Tone seiner Lippen noch lauter.

Wilhelm, der Sohn des Herrn Kramer, verbrachte die Tage möglichst im Freien, wenn es nicht gerade regnete. Er hatte sich mit seinem Vater schon vor der Reise ein Pferd und ein Boot zum Gebrauche erbeten. Herr Kramer konnte ihm auch sogleich Beides geben. Das junge ungebändigte Pferd dauerte, als es Wilhelm bestieg, nicht lange.

Wilhelm hatte dasselbe nämlich kaum bestiegen, als es, ungewohnt des Reiters, sich bäumte, hoch und tief sprang und so Wilhelm abwarf.

Wilhelm, der Sohn des Herrn Kramer, verbrachte die Tage möglichst im Freien, wenn es nicht gerade regnete. Er hatte sich mit seinem Vater schon vor der Reise ein Pferd und ein Boot zum Gebrauche erbeten. Herr Kramer konnte ihm auch sogleich Beides geben. Das junge ungebändigte Pferd dauerte, als es Wilhelm bestieg, nicht lange.

Herrn Kramer und Wilhelm.

Wilhelm hatte dasselbe nämlich kaum bestiegen, als es, ungewohnt des Reiters, sich bäumte, hoch und tief sprang und so Wilhelm abwarf.

Wilhelm, der Sohn des Herrn Kramer, verbrachte die Tage möglichst im Freien, wenn es nicht gerade regnete. Er hatte sich mit seinem Vater schon vor der Reise ein Pferd und ein Boot zum Gebrauche erbeten. Herr Kramer konnte ihm auch sogleich Beides geben. Das junge ungebändigte Pferd dauerte, als es Wilhelm bestieg, nicht lange.

Wilhelm hatte dasselbe nämlich kaum bestiegen, als es, ungewohnt des Reiters, sich bäumte, hoch und tief sprang und so Wilhelm abwarf.

Als sie tot war, sagte Stifter zu seiner Frau: „Die Fanny ist gestorben, jetzt hab' ich Dich erst ganz und doppelt gern!"

Wie unvergeßlich ihm die erste Wallung seines Herzens durch die ganze Dauer seines Lebens blieb, beweist der Umstand, daß er selbst im späten Alter den Ort Friedberg niemals durchfahren konnte, ohne, von der Erinnerung mächtig erfaßt, in die bittersten Tränen auszubrechen.

Lange hoffte ich, die Briefe erlangen zu können, welche Stifter an seine Jugendgeliebte schrieb; aber alle meine Nachforschungen blieben vergeblich. Gelegentlich einer meiner Böhmerwaldreisen teilte mir endlich zu Anfang der siebziger Jahre Dr. Herrle aus Oberplan mit, daß die ganze Sammlung der Briefe und Manuskripte, welche in Friedberg vorhanden gewesen, bei dem im Jahre 1856 daselbst ausgebrochenen Brande zu Grunde gegangen sei. Im Besitze der Familie Greipl befänden sich nur noch drei zufällig gerettete Gemälde von Stifters Hand: das alte, längst umgeänderte Friedberg, eine Phantasielandschaft und eine Ansicht des Ortes Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich.

Dennoch sind diese so überaus wertvollen Schriften aus Stifters Jugendzeit wenigstens teilweise glücklich vor dem Untergange bewahrt und mehr als zwanzig Jahre nach meinen ebenso eifrigen als fruchtlosen Nachforschungen der Öffentlichkeit übergeben worden. Diese Tatsache ist in gleicher Weise erfreulich und lehrreich, denn sie zeigt, daß auch in jenen Untersuchungen, die nach der darauf verwendeten Sorgfalt anscheinend mit vielem Rechte als abgeschlossen angesehen werden konnten, spätere Überraschungen keineswegs ausgeschlossen sind. Ich fahndete zu jener Zeit, also wenige Jahre nach des Dichters Tode, mit Unermüdlichkeit und Ausdauer nach jenen Briefen, von welchen ich wußte, daß sie vorhanden gewesen waren; ich besprach mich wegen derselben wiederholt mit Heckenast, mit Stifters damals noch lebender Witwe, mit seinem Bruder Anton und mit seinem Neffen Philipp, welch' letzterem ich viele schätzbare Mitteilungen und eifrige Förderung verdanke, und der mir auf Grund unseres häufigen, vertraulichen Verkehres ein lieber, treugesinnter Berater wurde, so sehr, daß er mich persönlich nach Friedberg begleitete, um mir daselbst unausgesetzt in meinen Bemühungen beizustehen; endlich erklärt ein vertrauter Freund ebensowohl des Stifterschen als auch des Greiplschen Hauses, daß die gesuchten Schriften unwiderbringlich verloren seien — und fast ein Vierteljahrhundert später können sie unversehrt in den Druck gegeben werden. Deutlicher vermag sich die Lehre, daß man den Glauben an die Auffindbarkeit wertvoller Dokumente selbst in scheinbar gänzlich aussichtslosen Fällen dennoch unbeirrt festhalten soll, nicht zu offenbaren.

Allerdings sind zahlreiche Briefe, welche Stifter in seinen Universitätsjahren der Familie Greipl, insbesondere seinem Jugendfreunde Matthias Greipl und dessen Schwester Fanny schrieb und die sorgfältig in einem Koffer aufbewahrt wurden, bei dem schrecklichen, im Jahre 1856 in Friedberg wütenden Brande mit vielem anderen den verheerenden Flammen zum Opfer gefallen. Aber die Liebesbriefe Stifters, oder wenigstens die bedeutungsvollsten derselben, befanden sich nicht bei den verbrannten Schriften, da sie von Fanny gesondert aufbewahrt und vor ihrer Verheiratung ihrem Bruder Matthias anvertraut worden waren. Anfangs der neunziger Jahre erhielt Professor J. J. Ammann in Krumman durch die Freundlichkeit der Verwalterswitwe Frau Franziska Bezecny, einer Tochter des Matthias Greipl junior, diese so lange verloren geglaubten und für die Geschichte von Stifters Entwicklungsperiode so wichtigen Dokumente zur Herausgabe.

Ammann trat zuerst in einem Feuilleton der „Deutschen Zeitung" vom 16. Feber 1893 mit der Nachricht hervor, daß die Briefe gerettet seien, und ließ zwei Jahre später eine wortgetreue Veröffentlichung und wissenschaftliche Bearbeitung dieser denkwürdigen Schriftstücke unter dem Titel: „Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde" auf Seite 673—699 und 865—883 der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Band XLVI, Jahrgang 1895, folgen. Die Aufschlüsse, welche uns diese Briefe über eine bisher wenig gekannte Periode aus des Dichters Jugendleben vermitteln, sind überaus belangreich; denn viele von Stifters Schriften, so vor allem der Nachsommer, das Heidedorf, der Hochwald, der Waldgänger und die Mappe meines Urgroßvaters gehen auf seine Erlebnisse in Friedberg zurück.

Die Familie Greipl war aus Höritz nach Friedberg gekommen, wo Adalbert Greipl ein großes Leinwandgeschäft begründete, das unter seinem Sohne Matthias, dem älteren, zu hoher Blüte gelangte und sich zu einem mächtigen, weit und breit angesehenen Kaufmannshause mit Niederlagen in Wien, Pest, Verona, Triest und Mantua entwickelte. Matthias Greipl hatte einen einzigen Sohn, Matthias junior, geb. am 8. April 1810 und vier Töchter: Fanny, geb. am 27. Juli 1808, also um 3 Jahre jünger als Stifter, sodann Klara, Luise und Nanni.

Zu diesem stattlichen Familienkreise gesellte sich der Arzt Huber in Friedberg, gleich Stifter der Fanny Greipl in Verehrung ergeben, sein Bruder Wilhelm, seine drei Schwestern Nanni, Julie und Therese, der Forstadjunkt Johannes Tomschy von St. Thoma, Stifter, Schiffler und

die Brüder Mugerauer, endlich Marie, die Tochter des Glasfabrikanten Blechinger in Ernſtbrunn, welche ſpäterhin Schifflers Frau wurde.

Fanny war damals zwanzig, Stifter war dreiundzwanzig Jahre alt; die anderen Teilnehmer der Runde waren von ähnlichem Alter.

Das gab eine jugendfrohe Gemeinde voll Humor und Lebensluſt. Zu den anregenden Unterhaltungen in dem gaſtlichen Hauſe kamen zwangloſe, gemeinſame Wanderungen durch Wald und Flur und größere Ausflüge mit Greipls eigenem Wagen nach Roſenberg, Hohenfurt, Krummau, Ernſtbrunn oder Oberplan, an welchen die Mädchen häufig teilnahmen. In dieſem anregenden und harmlos vertrauten Zuſammenleben entwickelte ſich allmählich aus urſprünglich nur freundſchaftlichen Beziehungen das

Der Marktplatz von Friedberg mit dem Greiplhauſe.

zarte, innige Liebesverhältnis, welches Stifters Jugendzeit ſo ſehr mit Glanz und Helligkeit erfüllte, daß noch ſeine ſpäteſten Schriften vom leuchtenden Schimmer jener holdſeligen Tage durchwoben ſind.

Stifter hat Fanny mit unſäglicher Innigkeit geliebt, nachdem einmal im vertraulichen Umgange der Zauber ihres anmutigen, jungfräulichen Weſens ſich ſeinem Herzen ganz enthüllte. Daß trotzdem dieſe Liebe ausſichtslos blieb, ging vor allem aus der Ungleichheit der Lebensverhältniſſe hervor. Stifter war mittellos, ohne irgend eine Lebensſtellung und auch ohne ſichere Ausſicht auf eine ſolche; Fanny war ein reiches, ſchönes Mädchen, in ihrem Kreiſe gefeiert und verehrt, und von vielen wegen ihres behaglichen Daſeins beneidet. Dazu kam, daß Stifter von Jugend

auf und zu allen Zeiten eine ausgesprochene Scheu vor dem Zwange jeder amtlichen Stellung hatte, und daß ihm der bloße Gedanke an das „Vergrabensein hinter Aktenbergen" wie ein Verrat an der Heiligkeit seines Innenlebens erschien. Überdies war Stifter stets eher eine träumerische als eine tatkräftige Natur. Das herzhafte Zugreifen blieb seinem Wesen fremd. Trotzdem war er aus Liebe zu Fanny mehr als einmal entschlossen, seine Freiheit zu opfern. Wenn das nur auch mit einem Schlage hätte geschehen können! — Aber der Weg dazu war lang und ermüdend, Hindernisse türmten sich auf, schließlich erlahmten die guten Vorsätze im Kampfe gegen die hemmenden Gewalten. — Und immer wieder stand hinter ihm leuchtenden Fittichs der Genius der Kunst mit zum Himmel weisender Gebärde. — Da ließ der Dichter entsagend die irdische Glückseligkeit fahren.

Die von Ammann veröffentlichten sieben Briefe Stifters an Fanny, welchen ein Brief des Dichters an Matthias Greipl junior vom 4. Juli 1830 angeschlossen ist, verteilen sich auf die Jahre 1828—1835.

Im ersten Briefe Stifters an Fanny aus Wien vom 7. November 1828 schreibt der Dichter dem geliebten Mädchen, daß ihm das Leben in Wien beinahe unerträglich sei auf jene glückliche, goldene Zeit, in welcher er „in so angenehmer Gesellschaft im Budweiser Kreise herumfuhr". Und gleich darauf heißt es: „Ich werde jener Tage in Ewigkeit nicht vergessen, es waren die schönsten Ferien meiner ganzen Studienzeit. — — Ich habe Dich wirklich recht mit ganzem Gemüte lieb, und werde Dich immer lieben. Ich weiß es ja, es ist nur ein liebliches Phantom, es ist nur ein Kartenhaus, an dem ich mich so sehr ergötze, doch mir ist dieses Phantom, dieses Kartenhaus so lieb, und mich wird der Wind sehr betrüben, der es gewiß über kurz oder lang umblasen wird. Wenn es eine Torheit ist, die ich begehe, so ist bloß jenes Herumfahren Schuld, wo wir uns beide so nahe kamen ... "

Stifter und Fanny hatten sich in jenen „glücklichen, goldenen" Ferien ihrer gegenseitigen Neigung versichert und Fanny, welche von dem Dichter mit dem traulichen Duworte angeredet wird, hatte ihm gestattet, an sie schreiben zu dürfen. Aber so frohbewegt Stifter auch über diese Erlaubnis und in froher Erinnerung an vergangene glückliche und glückverheißende Stunden ist, kann er doch schon von allem Anfang her zu keiner festen Zuversichtlichkeit gelangen. Er mißt dem vertrauten, gemeinsamen „Herumfahren" die „Schuld" bei an dem Hervorbrechen seiner Liebe, die vielleicht „eine Torheit ist", und sieht im Geiste schon das Herannahen jenes verheerenden Windstoßes voraus, der das „Kartenhaus" seiner innigsten

Hoffnungen zu Boden werfen wird. Man merkt es diesem Briefe deutlich an, wie sehr die Haltlosigkeit seiner Stellung ihn bedrückte und unsicher machte, und wie dadurch die Zaghaftigkeit seines zweifelvollen Gemütes gesteigert wurde. Für einen Liebhaber, den sich jedes Weib seiner Natur nach immer kühn, voll Wagemut zulangend und tatkräftig dem Ziel mit dem ersehnten Preise zustrebend denkt, allerdings eine wenig vorteilhafte Geistesverfassung. Wenn schon der Mann verzweifelt, woher soll dann das Mädchen den Mut der Beständigkeit gewinnen? — Stifter, der durch seine Lage sich zur Schüchternheit und zu tatenlosem Zaudern herabgestimmt fühlte, hätte einer begeisterungsvollen und begeisternden, schwärmerischen Liebesbeteuerung von der Gegenseite bedurft, um zu strammer Festigkeit des Entschlusses zu gelangen. Dafür aber war Fanny zu wohlerzogen, als daß sie es vermocht hätte, aus den sittigen Schranken weiblicher Zurückhaltung hervorzutreten. Sie antwortet ihm im Tone harmloser Freundlichkeit, aber ihre Zeilen sind ihm doch nicht aufmunternd genug, um seine Seele von dem bangen Gefühle der Unsicherheit zu befreien. Wiederholt versucht er es auch, sie durch ausgesprochene Zweifel zu einem rückhaltlosen Bekenntnisse zu veranlassen.

Die von Ammann mitgeteilten Briefe Stifters an Fanny wurden sämtlich in Wien geschrieben bis auf den letzten, welcher das Datum Oberplan, 20. August 1835 trägt.

Schon im zweiten Briefe vom 3. Feber 1829, in welchem Stifter seiner innigen Freude über das empfangene Antwortschreiben Ausdruck verleiht, treten bange Zweifel deutlich hervor; unter denselben mag wohl die geheime Hoffnung verborgen gewesen sein, von Fanny sichere, beglückende Klarheit zu erlangen. Nachdem er sich wegen der langen Pause im Briefwechsel entschuldigt hatte, fährt er fort:

„Dein Schreiben, das Du so ungerechterweise ein Gekritzel nennest, hat mich im höchsten Grade entzückt, da es mich doch einigermaßen überzeugte, daß meine Freundschaft und Dein Wohlwollen gegen mich doch nicht jenen flüchtigen Charakter hat, der der Zuneigung eigen ist, die man gewöhnlich einem guten Bekannten, mit dem man sich einige Zeit hindurch gut unterhält, so lange er da ist, weiht, und wenn er fort ist, nach und nach des fröhlichen Gesellschafters vergißt. Verzeihe mir — anfangs glaubte ich fast, die mit Euch Mädchen in den langen Ferien geschlossene Freundschaft, die so enge zusammengezogen wurde, daß Ihr uns das brüderliche Du erlaubtet, würde nichts weiter sein, als das momentane Aufwallen eines fröhlichen Augenblickes, wo das jugendliche Gemüt von dem allgemeinen Vergnügen hingerissen, sich zu etwas verpflichtet, was

doch, wenn die Zeit so nach und nach ihre Schleier darüber legt, zuletzt so verhüllt wird, daß es schwächer und schwächer durchschimmert und endlich ganz aus dem Bewußtsein sinkt. — — — Ich fürchte mich schon auf die Zeit, wo das so schöne brüderliche Band sich allmählich lösen wird und wo der Jugendzeit, der Zeit unbefangenen freudigen Liebens, als eines schönen Traumes gedacht werden wird, der der gemeinen Wirklichkeit Platz machen mußte. — Nur der ist reich, der geliebt wird, und lieben darf. — Ich werde von Tag zu Tag ernster, wie Du es schon bemerkt hast, daß ich in den vergangenen Ferien nicht mehr so lustig war, als früher, und meine Stirne verfinstert sich. Einen großen Teil davon mag das Bewußtsein haben, daß ich einen gewissen Wunsch, der mein höchster ist, nie und nimmermehr erreichen werde. Nun er fahre hin, aber lieb wird er mir bleiben, so lange ich lebe." — Stifter erzählt dann noch, daß er die Absicht gehabt habe, für Fanny eine Ansicht des Ortes Grünau zu malen, daß ihm dies jedoch unmöglich geworden sei, weil er keinen lithographierten Abdruck erlangen konnte; tröstend fügt er bei: „Aber Dein Friedberg soll recht, recht schön werden. Ich habe es schon zweimal angefangen, allein jedesmal wieder herabgerissen, da es mich nicht befriedigte ..." In diesem Briefe hatte Stifter am Schlusse eifersüchtig die Frage gestellt: „Hat wohl — das geht mir immer im Kopfe — hat wohl der heurige Karneval wieder ein Unglück unter Deinem Busentuche angerichtet?? Schreibe mir bald, bald, bald!"

Statt dessen hüllt sich Fanny in langes Stillschweigen, und Stifter erfuhr nur durch Matthias, daß sich in Friedberg die Meinung verbreitet habe, Stifter könne die künftigen Ferien nicht nach Friedberg kommen, „weil er wegen eines Mädchens in Wien bleiben werde". Als Fanny sich endlich wieder zu einem Brief aufraffte, geschah dies in wenig ermunterndem Tone; die eifersüchtige Schlußbemerkung im letzten Briefe hatte sie offenbar tief verletzt, denn sie schreibt wörtlich: „Die Frage, die Du in Deinem letzten Briefe an mich machtest, die laß mir unbeantwortet; warum, Stifter, soll ich Dir noch eine Erklärung über das machen, was Du vielleicht schon lange als Torheit erkennest — laß uns lieber von den Ferien nichts mehr schreiben, denn mir ist seit Deinem letzten Briefe, als wäre Dir die Erinnerung an den Herbst die Störerin mancher Deiner Freuden ..."

Stifter, aufs Äußerste betroffen, bemüht sich in seinem nächsten Briefe das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen:

„Ist es Spott oder Ironie, oder beleidigte Dich in meinem letzten Schreiben, daß ich meine Liebe zu Dir eine Torheit nenne? Fanny,

wenn es Dich beleidigte, dann haſt Du mich gewißlich mißverſtanden. Nicht die Liebe zu Dir nenne ich Torheit, ſondern das nenne ich Torheit, daß ich immer und immer Hoffnungen habe, immer eine ſchöne Zukunft träume, wo doch die Verhältniſſe ſo ſtehen, daß ſie vermutlich die ſo ſüßen Hoffnungen nie — in Ewigkeit nie in Erfüllung werden treten laſſen. Darum nenne ich ſie Torheit, weil ſie Dir und mir ſo manches Weh bereiten kann; darum meinte ich, es wäre beſſer, wenn ſie nicht da wäre, um nur Dir nicht Unglück zu bereiten, da dieſe Leidenſchaft nie zum Glücke führen kann; darum kämpfte ich ſchon im Herbſte gegen das Aufkeimen derſelben in meiner Bruſt an, um Deinen Frieden nicht zu ſtören; darum war ich traurig, weil ich ſie doch nicht bezwingen konnte, und kein fröhliches Ende abſah, und doch dieſe Liebe nicht laſſen konnte; darum findeſt Du in mir den Widerſpruch, daß ich Dich jetzt mit aller Macht des Herzens mein zu nennen wünſche, und jetzt wieder mich zwinge, es für beſſer zu halten, wenn es wäre, wie früher! — — — Das Gewiſſen, das mir vorwirft, ich zerſtöre Deine Ruhe, ſelbſt wenn ich Dich unausſprechlich und treu liebe — ich als Mann ſollte ſtärker ſein — dies iſts, was mich quält, und in dieſem Sinne haſt Du Recht, wenn Du die Erinnerung an die Ferien eine Störerin meiner Freuden nennſt. — Meinſt Du, es ſei ſo leicht, das vorige Verhältnis der Unbefangenheit und Ruhe herzuſtellen? Wo einmal das Gleichgewicht geſtört iſt, ſei es durch Liebe, ſei es durch Haß, dort iſt es nimmer wieder herzuſtellen. Deshalb haben wir Beide nur mehr die Alternative, daß wir uns recht lieben, oder ganz entfremden müſſen; es gibt kein Drittes! ... Und nun, Fanny, wiederhole ich meine Frage des vorigen Briefes. Ich bitte Dich, weiche mir nicht aus, ſag' es mir geradezu — ich kann und will nicht länger in dieſem Zwitterverhältnis zwiſchen Freundſchaft und Liebe ſchweben — mag die Antwort ſein, wie ſie wolle, einmal muß es entſchieden werden; — nur zweifle nicht mehr an meiner Liebe und Aufrichtigkeit! — Schreibe mir recht, recht bald!"

Nach dieſem Briefe ſcheint das alte, gemütliche und herzlich einträchtige Verhältnis wieder hergeſtellt geweſen zu ſein, wenn auch nach Stifters eigener, neuerdings bewieſener Kleinmütigkeit Fanny unmöglich die Kraft zu einem kühnen und bindenden Entſchluſſe finden konnte. Sicherlich aber hat ſie durch ihr aufmunterndes, vertrauensvolles Entgegenkommen Stifters Lebensfreudigkeit neu belebt, und ſeine der Zweifelſucht und Hoffnungsloſigkeit ſo leicht zugängliche Seele wenigſtens für die nächſte Zeit von dem drückenden Alp ſchwarzer Ahnungen befreit. In ſeliger Liebesſtimmung werden die Hauptferien des Jahres 1829 in

Friedberg verbracht, und Stifter ſchreibt bezeichnenderweiſe ſchon am erſten Tage nach ſeiner Ankunft in Wien unter dem unmittelbaren Eindrucke der verlebten glücklichen Stunden folgenden Brief, welcher den Höhepunkt dieſes ſchönen und doch ſo traurigen Verhältniſſes bezeichnet:

Am erſten Oktober 1829.

Meine herzinnigſtgeliebte Freundin!

Die ſchlechte, ſtinkende Luft, der Lärmen und vor allem mein Herzweh ſagen mir, daß ich in Wien bin. Geſtern Abends, d. i. Mittwoch, am 30. September, kamen wir bei noch ſcheinender Sonne in Nußdorf an, und es iſt heute mein einziges tröſtliches Geſchäft, dieſe Zeilen an Dich zu ſchreiben. O Fanny! in meinem ganzen Leben habe ich noch keinen ſo innigen Schmerz gefühlt, als der war, mit dem ich am Montag Morgens vor Deinem Bette ſtand und Abſchied nahm. Mir war, als müßte ich von Allem, was die Erde nur immer Liebes und Freundliches für mich hat, auf immer ſcheiden, als ſtände mir ein unglücksvolles Jahr bevor. In den Mantel gehüllt, ging ich, ohne mit den anderen Zweien ein Wort zu reden, bis auf den Friedauer-Berg voraus. Dort ſetzten wir uns auf, warfen aber ſchon in dem Walde vorn um, jedoch ohne uns zu beſchädigen. Bis in den Weißenbach waren wir faſt ſchon durch und durch naß, und in der Zwettl mußten wir von Näſſe Rock und Stiefel ausziehen. Allein das ſchlechte Wetter war das geringſte Ungemach, was mich traf; eine unausſprechliche Wehmut war in meinem Herzen, und ich mochte auf die verſchiedenſte Weiſe mich zu zerſtreuen ſuchen: immer und immer ſtieß ich wieder auf irgend einen Gegenſtand oder Gedanken, der mich an Dich erinnerte. In Linz ſprach die Jungwirtin von Dir, erkundigte ſich nach Euch — ich ſog ihr jedes Wort von den Lippen. Bei dem Mugrauer Barthl ſchickte ich Euch die letzten Grüße und ging auf das Waſſer — o Gott! es war nicht luſtig. Entweder ich mußte recht übertrieben und toll durch einander ſchwärmen, lachen und poltern: oder ich ſaß auf dem Dache oder ganz vorn auf der Spitze des Schiffes, und dachte an die Vergangenheit und hing Luftſchlöſſer bauend meinem Schmerze nach, der in aller ſeiner Wehmut doch das Süße hatte, daß er das Bewußtſein mit ſich führte, daß ich von Dir ſo herzlich geliebt werde. Wien hat meine Traurigkeit nicht vermindert, ſondern im Gegenteile vermehrt. O, mir iſt die Stadt und ihre Menſchen und all' ihr Treiben und Wogen und Lärmen verhaßt wie der Tod. Alles hier verwundet mich, und Alles iſt mir widerwärtig, weil es hier ſo ganz anders iſt als bei Euch, wo Güte und Redlichkeit des Gemütes und Liebe zu Hauſe iſt.

Wir wissen erst, wie teuer uns unsere Freunde sind, wenn wir sie nicht mehr haben. Jetzt erst weiß ich, wie unendlich ich Dich liebe, da zweiunddreißig Meilen zwischen uns liegen, da ich Deinen freundlichen Blick nicht sehe, Deine Stimme nicht höre, und Dir nicht sagen kann, wie mir um die Seele ist. Überall, wo ich gehe und stehe, überall gehst Du mir ab, immer ist mir, als sollte ich Dich wo aufsuchen, als sollte ich Dir dies oder das sagen, als müßte ich Dich irgendwo finden: aber wo mein Auge hintrifft, begegnen ihm kalte und fremde Blicke, die mich daran mahnen, daß ich wieder in dem herzlosen Wien bin. Lächle nicht, wenn ich Dir sage, daß mir selbst das Essen nicht schmeckt, und daß ich mich schon allemal auf die Nacht freue, wo ich entweder schlafend von gar nichts weiß, oder ein Traum mich täuscht, daß ich bei Dir bin. Fanny, liebe, liebe Freundin! wenn ich den Gedanken denken sollte, daß wir uns einst trennen müßten — ich bitte Dich, übereile Dich nicht, wenn man Dir eine Partie vorführt — Du zerrissest mir das Herz, wenn ich Dich unglücklich wüßte — und doch, was wird es anders sein? — Ein Fremdling wird kommen und mit kalter Hand Dein Herz dahinführen, das mich und Dich unendlich glücklich gemacht hätte. Er wird Dich nicht kennen, Dich nicht nach Verdienst würdigen können — und mir — mir bricht das Herz, wenn ich Dich in rohen, liebeleeren Händen wüßte. Doch wenn irgend Treue und Glauben in der Welt ist, so bitte ich Dich, baue und traue auf mich, eher verlasse ich das Leben, als ich Dich verlasse. Wenn Du Mut hättest und Vertrauen auf mein Ehrenwort oder, besser gesagt, auf meine Rechtschaffenheit! Feste Ausdauer muß endlich zum Ziele führen.

Was mich betrifft, so wollte ich jede Kraft, die nur immer in mir liegt, aufregen zur Tätigkeit; ich will arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann — aber Du müßtest aus Liebe und Vertrauen in mein Versprechen Dich selbst zum Lohne meiner Mühe aufsparen. Es müßte doch einmal eine Zeit kommen, wo ich mit Ehren vor Deine Eltern treten könnte und sie bitten, daß sie mir Dich als mein Liebstes auf Erden geben möchten. Dann soll Deine Mutter ein Beispiel erleben, daß doch nicht jede Studentenliebe vergänglich sei. Denke nicht, Fanny, daß ich schwärme, nein, seitdem ich eine weitläufigere Unterredung mit dem Hofrate Sommer hatte (die Du nächstens erfahren sollst), seitdem ist es mein nüchterner, unabänderlicher Entschluß, Dich zu gewinnen, oder ich verlange mir sonst gar keine Anstellung und keine Freude auf der Welt. Freilich wirst Du mir einwenden, es gehe zu lange her; aber ein starkes Gemüt steckt sich ein weites Ziel, allein es läßt nicht ab, bis es dasselbe

erreicht — und wenn es wahr ist, wenn Du mich liebst, wie ich Dich — dann ist auch Dir das Ziel nicht zu weit, und die Ausdauer nicht zu lange. Und überdies, was ist denn an dem ganzen Plane Unmögliches und Zweifelhaftes? Im schlimmsten Falle kann es sechs bis acht Jahre dauern, und warum soll treue Liebe diesen Zeitraum nicht überwinden können? Nur kleine und schwache Seelen schrecken vor großen und weit aussehenden Plänen zurück. Andererseits aber hat man auch Beispiele, daß es schnell geglückt ist. Heute erzählte mir der Reißer, daß einer (den Namen hab ich vergessen), der im vorigen Jahre absolviert hat, nun in Linz mit 600 fl. C.-M. angestellt ist. Hat es diesem geglückt, wer kann es mir absolut absprechen? Ich habe Gönner, und zwar große, meine Liebe gibt mir Mut, und Gott hat mir Talente verliehen, die mich zu großen Erwartungen berechtigen; warum soll ich bei Anwendung alles dessen nicht vorwärts kommen? Darum fasse Mut und verzage nicht, bleiben nur wir uns treu und harren standhaft aus, so muß auch das Glück uns treu bleiben. Von meiner Seite setze ich Dir meine Seligkeit zum Pfande (ich sage nicht zu viel und weiß wohl, was ich da sage und verspreche), daß ich nur Dich nehme, falls Du treu bleiben willst, und solltest Du hundert Jahre alt sein. — Jetzt weißt Du alle meine Beschlüsse. Antworte mir darauf aufrichtig und wie Dir's um das Herz ist. Schreibe mir sogleich, ich bitte Dich herzlich, Mädchen! und alle Deine Meinungen, Deine Gefühle, alles, alles, was auf Dich Bezug hat. War Dir denn auch so weh und bange? Wie brachtest Du denn die Tage zu? Deine Krankheit quälet mich auch immer. Noch ein Band will ich heuer zwischen Dir und mir anknüpfen, das so manches freundliche Wort zu Dir bringen kann — ich meine das Bürgerblatt. Alle Gedichte, die Du mit dem Namen Ostade unterzeichnet finden wirst, sind von mir. Sage aber Niemandem etwas davon, denn es könnte so manches darinnen sein, was einer Deutung fähig wäre. — Pflege den Kaktus, er ist von meinen Händen gepflanzt. Grüße mir die Nanni zu tausendmal, auch die Minna; ich habe das Mädchen recht lieb gewonnen. Warte mit Deiner Antwort nicht erst, bis der Matthis schreibt, sondern laß Dir von ihm ein Couvert über Deinen Brief machen. Ich wohne nicht bei dem Schiffler und Mugerauer. Lebe wohl zu tausend und tausendmalen, und wenn Du mich ein wenig liebst, so schreibe mir recht, recht bald. Ich bin

Dein Dich ewig liebender

Freund Stifter.

Meine Adresse:

Landstraße, Rabengasse, Palfyſches Haus,
Thür Nr. 9, abzugeben beim Portier.

Dieser Brief ist von allen, welche Stifter an Fanny gerichtet hat, der hoffnungsfreudigste. Es fehlt zwar auch in ihm nicht der ahnungsvoll schmerzliche Hinweis auf den „Fremdling", der kommen wird, um „mit kalter Hand" das Herzenskleinod an sich zu reißen, aber vor und nach dieser vereinzelten, finsteren Weissagung finden sich neben den innigsten Beteuerungen unvergänglicher Liebe das Gelöbnis ewiger Treue und die frohe Zuversicht, durch rastlose Tätigkeit dem ersehnten Lebensziele zustreben zu dürfen. Freilich wagt es Stifter auch da trotz des Überschwanges seiner Empfindungen in der strengen Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit seines Wesens nicht, die Zusicherung eines raschen Erfolges auszusprechen. Er will arbeiten, was nur ein Mensch vermag, er weist auf seine Talente und auf die freundschaftliche Förderung hin, die er nach seinen Verbindungen wohl zu erwarten berechtigt ist, er beschwört die Geliebte, auf seine Rechtschaffenheit zu vertrauen, und er versichert sie, wenn sie treu ausharren wolle, keine andere zu nehmen, und sollte sie bis dahin „hundert Jahre alt sein". Nach diesen aus der Tiefe der innigsten Empfindung losgelösten Schwüren ist sicher anzunehmen, daß Stifter sein Bestes darangesetzt hätte, die Geliebte fürs Leben zu erringen, wenn Fanny, wie der Dichter dies immer gehofft und geträumt hatte, sich ohne Zaudern „mit universumsgroßem Herzen" an seine sehnende Brust geworfen hätte. Aber dieser begeisternde Entschluß, auf den Stifter unerschütterlich gebaut und vertraut hatte, blieb aus, wozu wohl die Abmahnungen im elterlichen Hause das Meiste beigetragen haben mochten. Stifter erhielt als Antwort auf seinen liebeglühenden Brief ein kurzes, sachliches, herabstimmendes Schreiben, worin Fanny, der peinlichen Zwitterstellung müde, die Erwartung aussprach, daß auch er es unmöglich gutheißen könne, „immer unter lauter Heimlichkeiten fortzuleben", andererseits aber wisse er, „wie ihre Mutter von den jungen Herren denke, daher gebe sie die Hoffnung auf, daß die Mutter jemals einwilligen werde". Stifter billigt Fannys kindlichen Gehorsam und ist weit entfernt davon, ihre dankbar treue Hingabe an das geliebte Elternhaus erschüttern zu wollen, aber trotzdem vermag er es auch jetzt noch nicht, an eine völlige Aussichtslosigkeit zu denken, wie aus dem fünften Briefe vom 15. November 1829 hervorgeht. In demselben bedauert es der gekränkte Dichter, daß Fanny es über sich gebracht, seine warmgefühlten Worte mit so wenigen, dürftigen Zeilen zu erwidern. Ihm sei das Schreiben an die Geliebte Herzensbedürfnis und wonnige Glückseligkeit; er könne sich darin gar nicht genug tun, und wenn er noch soviel geschrieben habe, so sei ihm stets, als hätte er „noch eine Menge zu sagen". Dagegen bekräftigt er

Fanny in ihrem Vorhaben, den Eltern ein vertrauendes, gehorsam ergebenes Kind zu sein, wenn daraus auch ihrer Neigung unbesiegbarer Widerstand erwachsen könnte: „Ich achte tief die Offenheit Deiner Gesinnungen. Ich habe mir die Antwort ungefähr so vorgestellt, wie sie wirklich erfolgt ist; nur über eines, und zwar über das Wichtigste, hast Du Dich nicht ausgesprochen, nämlich was Du meinst, daß wir tun sollen. Oder soll ich das aus dem Zusammenhange Deines Schreibens erst erschließen? Ich habe es versucht und bin auf drei mögliche Fälle gestoßen, einen vierten Ausweg gibt es nicht. Entweder das Verhältnis fortführen, wie es jetzt besteht, oder es ganz aufheben, oder das ganze Deinen Eltern offenbaren und ihrem Gutachten anheim zu stellen — dies sind die drei Wege. Was den ersten betrifft, so verwirfst Du ihn geradezu, wie Deine Worte sagen: „und immer unter lauter Heimlichkeiten fortleben — dies kannst auch Du selbst unmöglich gut heißen.“ Du hast Recht, auch ich liebe diesen Weg nicht, weil es mir scheinen will, er sei nicht der edelste. Was den zweiten betrifft, nämlich es Deinen Eltern zu offenbaren, so wäre er der schönste und geradeste und mein Herz neigt sich sehr zu ihm hin. Oft drängte es mich in den Ferien, Deiner Mutter alles zu sagen, mir war als wäre ich dann einer Sünde los, und könnte wieder von Herzen fröhlich sein; allein immer widersetzte sich meine Liebe zu Dir diesem Entschlusse, denn er ist es, der uns auch auf ewig trennen kann. Wenn Du aber meinst, liebe Fanny, daß es besser wäre, so schreibe mir darüber, und ich will Deiner Mutter schreiben, will ihr alles offen gestehen, will sie bitten, sie möchte mir nur das einzige erlauben, daß ich an Dich schreiben dürfe, und zwar so, daß sie alle Briefe lesen soll; nur nicht plötzlich und ganz soll sie uns trennen, das ertrüge ich nicht. — Aber auch das ist zu bedenken, daß dieses Mittel alles zerstören kann; denn denke, wenn sie von uns fordert, daß wir unser Verhältnis ganz aufheben sollen, was dann? Es dennoch fortführen? Das, Fanny, erlaubt dann unsere Ehre nicht mehr; denn was jetzt nur Verheimlichung ist, wäre dann Betrug, und wahrlich, Betrug verdienen Deine so herrlichen Eltern nicht — von Dir nicht, weil Du ihr Kind bist, von mir nicht, weil ich Eurem Hause so unendlich viel zu verdanken habe, und weil sie mich lieben und Vertrauen zu mir haben. Es bliebe uns also nichts, als Trennung. — Aber Fanny, nein! Das kannst Du unmöglich in Deinem Schreiben gemeint haben, ich kanns und darfs und wills in Ewigkeit nicht glauben, daß Du das im stande wärest zu tun, ohne vorher alle möglichen Wege versucht zu haben. — Bist Du für mich hin: nun dann liegt mir auch nichts mehr an der Welt. Mögen sie

mir dann die glänzendste Stelle geben, mir gleichviel — dann ist es für mich zu spät . . . .

Schreibe mir viel, recht viel, und recht bald! Grüße mir die Nanni. Lebe tausendmal wohl. Ich küsse Dich und bin

Dein Dich innig liebender

Albert."

Meine Adresse: Stadt Nr. 2, Renngasse, zum römischen Kaiser, 2. Hof, 2. Stock, abzugeben bei Mademoiselle Bruner.

Fanny beantwortete diesen Brief nicht, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie nicht wußte, wie sie sich zu Stifters Vorschlägen stellen solle. Auch auf einen zweiten Brief vom Jänner 1830, der uns nicht erhalten blieb, erfolgte keine Antwort, so daß Stifter am 14. Feber 1830 sich noch einmal, diesmal schon in sehr gekränktem Tone, mit eindringlichen Vorstellungen an Fanny wandte. Er wolle ihr keine Vorwürfe machen, daß sie durch volle vier Monate kein Wort an ihn geschrieben, er wolle sich bemühen, zu glauben, es sei ihr unmöglich gewesen, aber nur jetzt solle sie endlich schreiben, nur eine Zeile, um das seltsame Schweigen zu erklären. Denn sie sei ihm rätselhaft geworden, er sei in seinem Inneren irre, und stehe an der Grenze des Zweifels . . . Wenn Stifter nun eine unmittelbare Antwort von Fanny erhalten haben sollte, so war dieselbe gewiß keine befriedigende; denn in dem Briefe vom 4. Juli 1830 an ihren Bruder Matthias beklagt Stifter sein verlorenes Lebensglück, indem er ausruft: „Den größten Trost in meiner wüsten Lage — ja gewissermaßen die Liebe einer Geliebten — geben mir die Studien jener großen Seelen, die, obwohl auf Erden lebend doch im Himmel wandelten, und nicht Einen oder Eine, sondern die Menschheit liebten!" — Es muß also in der Zwischenzeit, wahrscheinlich durch das Eingreifen der Eltern, zum Bruche und damit auch zur Einstellung des Briefwechsels gekommen sein; Stifter scheint nun versucht zu haben, die Liebe zu Fanny nach dem von ihm ausgesprochenen Vorsatze „auf die Arbeit und auf die Menschheit" zu übertragen . . . „ein wohltätiges Leben, sagt man, gibt ja auch Zufriedenheit". — —

Ob sich Stifter in den folgenden Jahren um eine feste Lebensstellung bewarb in der geheimen Hoffnung, nach der Erlangung einer solchen vielleicht doch noch Fannys Hand zu gewinnen, kann nicht entschieden werden. Doch war bei dem Unmut und der Unsicherheit, die er nach dem Bruche des Verhältnisses empfand, für ihn der Hauptanreiz dahin.

Daß der Dichter mehrmals bei den Behörden Geſuche um erledigte Lehrſtellen eingab, erſehen wir aus dem im zwanzigſten Jahresberichte der deutſchen Staatsrealſchule in Pilſen, Jahrgang 1893 von Profeſſor Franz Neumann in einem biographiſchen Aufſatze über Adalbert Stifter mitgeteilten Taufſchein-Duplikat de dato 29. Jänner 1833, in welchem es am Schluſſe heißt: „Urkund deſſen iſt nachſtehende pfarrämtliche Fertigung mit dem Bemerken, daß, da ſchon unterm 11. November v. J. der Original-Taufſchein zum Behufe bittlichen Einſchreitens um die erledigte Lehrkanzel der Phyſik zu Prag ausgeſtellt worden iſt, gegenwärtiges Duplicat einzig zu dem Endzwecke ausgefertigt werde, damit Adalbert Stifter dasſelbe zu ſeiner bittlichen Verwendung um eine erledigte Lehrkanzel am k. k. Lycaeo zu Linz der philoſophiſchen Facultaet als Beylage benützen könne. Pfarre Oberplan."

Die Bewerbung um die Lehrſtelle in Prag erfolgte über Anraten des damaligen Profeſſors der Phyſik in Wien und nachmaligen Finanzminiſters Andreas Freiherrn von Baumgartner, der gleich dem gefeierten Kontrapunktiſten Simon Sechter ein gebürtiger Friedberger war, und um Stifters Verhältnis zu Fanny wußte. Stifter meldete ſich zum Konkurſe, beſtand die ſchriftliche Prüfung auf das glänzendſte, erſchien aber unbegreiflicher Weiſe am Tage des Examens nicht zur mündlichen Prüfung. Ob dieſe gewiß unverzeihliche Nachläſſigkeit einem fahrigen Zuge ſeines Weſens entſprang, ob ihm der eigentliche Anſporn fehlte, oder ob er den Termin einfach vergeſſen hatte, wird ſtets unentſchieden bleiben. Profeſſor Baumgartner, auf das peinlichſte bloßgeſtellt, erſtattete den Eltern Fannys über dieſes bedauerliche Vorkommnis Bericht, worauf ſich die letzteren mit noch größerer Entſchiedenheit von Stifter abwendeten. Schweren Herzens ſchrieb nun Stifters Freund Matthias am 5. Feber 1833 nach dieſen Vorfällen an den unglücklichen Dichter: „Hätte ich Dir etwas Angenehmes zu ſchreiben gehabt, ſo hätteſt Du gewiß ſchon auf einige Deiner Briefe immer Antwort erhalten; aber ich ſoll und muß Dir ſchreiben, als Dein Freund, daß es meinen Eltern lieber iſt, wenn Du mit der Fanny nicht korreſpondierſt, und dieſes einzige iſt die Urſache meines langen Stillſchweigens. Ich bitte Dich, bleibe *mir* der alte."

Somit waren Stifters Bewerbungen endgültig abgelehnt. Wie der Dichter jenen ſchwerſten Schlag ſeines jungen Lebens ertrug, darüber fehlen uns die Zeugniſſe. Aber in dem Schreiben an Adolf Freiherrn von Brenner vom 24. September 1834 — alſo faſt zwei Jahre ſpäter — entringt ſich noch ſeiner Seele der ſchmerzliche Ausruf: „Wir wollen die Neige unſeres Beiſammenſeins noch recht oft innig ausſchöpfen — ſonſt

wußt' ich nie, wie Du mir teuer biſt, da ich die Abweſenheit von Dir durch jene geliebten Augen verkläret und verſüßet fand, die ich nie, nie vergeſſen werde . . . Ich hatte in Mariabrunn einen Traum. Folgendes iſt wörtlich wahr:

Ich kannte zwei ſchwarze Augen
Und liebte ſie gar ſo ſehr.
Wohl hab' ich ſie längſt verloren,
Aber vergeſſen nimmermehr . . . . .

Nur einmal möcht ich ſie noch ſehen,
Die nie mein Herz vergißt.
Wie ſie mir einſtens gut war,
Ob denn noch etwas übrig iſt?"

Und im Jahre 1840, als er bereits ſeit drei Jahren vermählt war, erzählt er im „Heidedorf", wie Felix durch den Boten aus der Stadt einen Brief erhält und vor der Lampe ſeines Tiſches die wohlbekannte Handſchrift entſiegelt: „Es macht mir vielen Kummer, in der Tat, ſchweren Kummer, daß ich Ihre Bitte abſchlagen muß. Ihre ſelbſtgewählte Stellung in der Welt macht es unmöglich, zu willfahren; meine Tochter ſieht ein, daß ſo nichts ſein kann, und hat nachgegeben. — — Der Mann, als er geleſen, trat mit ſchneebleichem Angeſichte und mit zuckenden Lippen von dem Tiſche weg — an den Wimpern zitterten Tränen vor . . . . Es iſt geſchehen, ſagte er atmend, und trat ans Fenſter, ſein Auge an den dicken, finſteren Nachthimmel legend" . . . . .

Über die nächſten Jahre liegen keine beſonderen Nachrichten vor. Stifter lebte weiter vom Stundengeben, „deren Erträgnis", nach einer Mitteilung von Franz Mugerauer, „ſeine Exiſtenz oft in eine ärmliche Lage brachte, ja dieſelbe oft ſehr fraglich geſtaltete". Daneben aber widmete er ſich in der Einſamkeit ſeines Junggeſellenſtandes der heimlichen Pflege ſeiner Ideale, und kehrte, von allen Gedanken an eine feſte Lebensſtellung abgewendet, wieder vollends zur Kunſt zurück, die ſein Herz „noch immer ſo feſt hat, wie eine erſte unvergeßliche Jugendgeliebte". Ungeſtört ſeinen künſtleriſchen Neigungen leben zu dürfen, verſchafft ihm allmählich wieder neue Lebensfreude: „Das Amt nämlich, in das mich wohlmeinende Freunde bringen wollten, um jene Erſcheinung an mir darzuſtellen, die man geſichertes Daſein nennt, iſt mir glückſeligerweiſe abgeſchlagen worden, und als ich mit dem lieben Beſcheide in der Taſche nach Hauſe kam, ſo war es nicht anders, als hüpften mir meine Farben entgegen und ſähen mich noch einmal ſo freundlich an . . . ." Als Maler und als „Schönheitsgeizhals", wie er ſich ſelbſt nennt, kann

er ſich trotz der ſchweren Täuſchung, die er erlitten, dem Zauber holder Weiblichkeit nicht verſchließen, ja er läßt beſonders „gern die Augen in lieben, feinen, jungen, weiblichen Geſichtchen ſtecken“.

Dieſer Zauber konnte dank der Empfänglichkeit ſeines leicht entzündbaren Weſens für ihn auf die Dauer nicht ohne tiefere Wirkung bleiben. Er müht ſich in „Schönheitsträumen“ ab; in der Kirche, im Konzert oder in Galerien entdeckt er manchmal unter der horchenden und ſchauenden Menge eine ſtolz dahinwandelnde Idealgeſtalt, deren Züge ſich ſeinem Gedächtniſſe ſo tief einprägen, daß er verſuchen kann, ſie aus der Erinnerung für ſeine „Sammlung ſchöner Menſchenköpfe“ auf die Leinwand zu werfen; er geht tagelang beharrlich denſelben Weg, bis es ihm glückt, ſein reizendes „Modell aus der Annenkirche“ wiederzuſehen, und, indem er dem Mädchen nachblickt, kommt ihm der Gedanke: „ſo müßte ein altgriechiſches Marmorbild ausgeſehen haben, das wandeln konnte und Augen gehabt hätte“; in einem öffentlichen Garten betrachtet er von rückwärts bewundernd den herrlichen Bau einer Frauengeſtalt, „ſtolz wie die Königin Zenobia“, und als ſie ſich endlich umwendet, verſchlingt er „mit einem einzigen, heftigen Blick die ganze Dichtung dieſes Angeſichtes“. In dieſer ſchönheitstrunkenen Stimmung lernt er zufällig ein Mädchen von bezaubernder Anmut der Erſcheinung kennen. Nach der Darſtellung Johannes Aprents, welche vielleicht auf perſönlichen Mitteilungen Stifters beruht, erfolgte die Bekanntſchaft auf einer häuslichen Tanzunterhaltung. Da am Morgen nach dem Balle ein heftiger Platzregen vom Himmel fiel, und um dieſe Stunde nirgends eine Fahrgelegenheit aufzutreiben war, wurden die Damen von der Frau des Hauſes mit waſſerdichten und möglichſt widerſtandsfähigen Schuhen verſehen und der Obhut der Herren übergeben. Stifter war ſo glücklich, Amalie Mohaupt, dasſelbe Fräulein, welches bereits während des Balles ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregt hatte, und das nur in Geſellſchaft einer älteren Begleiterin, bei welcher es in Wien wohnte, zur Unterhaltung gekommen war, nach Hauſe begleiten zu dürfen. Nach einigen Tagen erhielt er von der Frau, die jenen Ball gegeben hatte, ein Briefchen, worin erklärt wurde, Fräulein Amalie vermiſſe ihre Ballſchuhe und glaube ſich zu erinnern, ſie Herrn Stifter anvertraut zu haben. Dieſer antwortete ſofort, die Sache verhielte ſich wirklich ſo, und die Schuhe befänden ſich noch in der Seitentaſche ſeines Mantels, wo er ſie bis jetzt vergeſſen habe; er werde ſich das Vergnügen machen, ſie der Eigentümerin perſönlich zurückzuſtellen. Und ſo geſchah es. Stifter brachte die Schuhe, plauderte ein Weilchen, und empfahl ſich dann. Beim Weggehen aber ſchien es ihm, als wäre

er zum Wiederkommen eingeladen worden, was zur Folge hatte, daß er zuerst in drei Wochen und dann in immer kürzeren Zwischenräumen seinen Besuch erneuerte, bis er endlich jeden Tag als verloren betrachtete, an dem er nicht in Amaliens Augen gesehen. — Das war im wesentlichen die Anknüpfung und Fortentwicklung dieses Verhältnisses nach der Darstellung Aprents. Franz Mugerauer, dessen persönliche Erinnerungen den in Rede stehenden Zeitraum vollkommen umspannen, verweigert in geheimnisvoller Weise Ammann über diesen Punkt nähere Auskunft zu erteilen: „Stifter hatte während seines Verhältnisses zur Fanny keine andere Liebe, er hätte sie uns gewiß nicht verheimlicht, und daß er Versuche machte, die gute Fanny wieder zu gewinnen, das glaube ich umso weniger, weil er damals bereits ein sehr intimes Verhältnis mit Amalia hatte, die wie eine Klette an ihm hing. Wie er zu dieser Liebe kam und auf welche Weise sie sich entwickelte und fortdauerte bis zur Verehelichung, muß ich sowohl im Interesse beider als auch in meinem mit ewigem Stillschweigen übergehen, nam taedet mihi mentionis."

Die Veröffentlichung mysteriöser Andeutungen solcher Art konnten dem Andenken an Stifters nachmalige Gattin begreiflicherweise kaum zum Vorteil gereichen. Allerdings wird dieser bedenkliche Eindruck nicht gemildert, wenn man sich den letzten Brief gegenwärtig hält, welchen Stifter an Fanny geschrieben. Dieses in Oberplan am 20. August 1835 verfaßte Schreiben entstand unter dem unmittelbaren Eindruck, welchen die Trauung seines Jugendfreundes Franz Xaver Schiffler mit Maria Blechinger in der Kirche zu Christianberg auf das Gemüt des Dichters ausübte. Der stets denkwürdige Brief lautet:

Liebe teure Freundin!

Oberplan ist mir fürchterlich leer, und nur Du allein beschäftigst immer mein Herz — ein unsägliches Gefühl, halb Trauer und halb Seligkeit, ist seit der Vermählung Schifflers mit Marie in mir — zweier Menschen, deren Geschichte so enge mit unserer verbunden ist, und deren Glück so hart mit unserm Unglück kontrastiert, daß ich jenes Gefühls des tiefsten Mitleidens mit mir selber seit jenem Hochamte zu Christianberg nicht Meister werden kann. Seitdem weiß ich es, Du liebest mich noch — ich hab es wohl gesehen, wie Du während der heiligen Handlung etwas zurücktratest, um Dich dem Anblicke zu entziehen, und wie Du später verweinte Augen hattest; meinem Auge, das nur immer Dich suchte, ist es gar nicht entgangen, wie Dein Inneres in schweren, traurig schönen Erinnerungen arbeitete, und mein Herz sagte es mir, daß wir uns in

seine Begeisterung in großen Schlücken hinunter. Da bot er Hagel. Der ist ja ein Lustiger. Er sah mir heute Morgen so verschlafen [illegible] gestern, wenn Hagel sich da, so war was gut —

Und Hagel war gut. Er war sogar sehr gut. Er war so gut, daß Gabriel beschloß, nicht eher zu gehen, als bis Hagel ihn dazu zwänge. Er wollte sich nicht selbst zwingen, sondern Hagel sollte es tun. Gabriel hatte Hunger und er dachte unwillkürlich, daß Hagel ihn zum Essen einladen würde. Aber Hagel tat es nicht. Er bestellte Bier um Bier, Schnaps um Schnaps, und Gabriel sah, daß Hagel sich betrank. Er wollte ihn nicht betrinken, er wollte, daß er nüchtern sei, aber Hagel war stärker als er. Wie gesagt, Hagel war gut. Er war ein sehr guter Trinker. Er war ein sehr guter Mensch. Er war ein sehr guter Kerl. Er war ein sehr guter Kamerad. Er war sogar — o ja, er war sehr gut — was?

Gabriel sah, daß Hagel sich betrank.

Und Gabriel sah, daß Hagel sich betrank. Er sah es an Hagels Augen, an Hagels Händen, und vergeblich suchte er in Hagels Worten nach einem Beweis, daß Hagel sich nicht betrank. Hagel betrank sich. Hagel war betrunken. Hagel war sehr betrunken. Hagel war so betrunken, daß er nicht mehr sprechen konnte. Hagel war so betrunken, daß er nicht mehr sitzen konnte. Hagel war so betrunken, daß er vom Stuhl fiel.

Gabriel sah, daß Hagel vom Stuhl fiel. Er sah es, aber er konnte nicht aufstehen. Er konnte nicht — o ja, er konnte nicht — was?

Gabriel sah, daß Hagel vom Stuhl fiel. Er sah es, aber er konnte nicht aufstehen. Er sah es, aber er konnte nicht — was?

Gabriel sah, daß Hagel vom Stuhl fiel

warſt doch immer die Heilige, zu der mein beſſeres Innere betete — und wie oft ſuchte ich Deine Briefe hervor und las ſie alle durch. Erſt als ich ſtark genug war, das neue Band zu zerreißen und ihr alles zu ſagen, und aus meiner Selbſtquälung zu klarerem Entſchluß zu kommen — erſt da, als Amalie ſagte: Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, und achte Sie, daß Sie Ihrer erſten Liebe treu blieben ꝛc., erſt dann kehrte wieder ein unendlich ſüßer Friede in mein Herz, als hätteſt Du geſagt: ich liebe Dich ja noch, und verkenne Dein gutes Herz nicht. Ich habe dieſes alles nicht etwa geſagt, um mich zu rechtfertigen, nein, ſondern mein Benehmen zu erklären. Hätte ich Dein einfaches, ſchuldloſes Gemüt, ſo hätte ich ſtill geduldet, nicht durch Trotz mein Herz herabgewürdigt und einem anderen Weſen Kummer verurſacht. Freilich ſagen die Leute: Du hatteſt nichts gegen ſie gefehlt, Euer Vertrag war ja aufgehoben — als ob ein Herzensbündnis mit Worten zu Null gemacht werden könnte! Wäre es von mir bloße Untreue geweſen, warum hätte ich dann plötzlich wieder gebrochen? Als weil mir mein Verſtand ſagte, ich ſoll nicht mich und ſie unglücklich machen; denn ich liebte ſie nicht, und ſollte mir ihr Kuß Wohlgefallen ſein, ſo mußte ich mir Deine Lippen dazu denken. — Aber gut, alles iſt vorüber, und dieſe Begebenheit hat neuerdings gezeigt, wie unbeſiegbar meine Liebe zu Dir iſt, ſie iſt die letzte Verirrung meines Gefühls geweſen und hat aber das Gute bewirket, daß ich nun ſanft und ſtille ſein will, und in reiner ſchöner Liebe Dein Bild in mir aufhängen und ſchmücken werde mit der liebreichſten Verehrung immer und immer fort. Ich fühle jetzt ſchon eine ſolche Zufriedenheit mit mir, wie ich ſie ſeit zwei Jahren nicht gehabt habe, und ich fühle, wie ſie immer ſteigen wird. Nun noch eins: Wenn Du ein Herz, das ſo hart von ſeinem wahren Ziele irrte, das aber bereute und umkehrte, nicht verſchmähen willſt, wenn Deine Güte noch einen Reſt alter Liebe und Zärtlichkeit aufbewahrt, ſo nimm meine Liebe, die ich Dir als eine demütige Gabe anbiete, wieder an, und heile meine Wehmut mit freundlicher Zärtlichkeit — ich weiß, was ich Dir dann ſchuldig bin, und nie, ſo lang ich lebe, ſoll ein unſanftes Wort Dein Herz betrüben, oder eine Handlung Dein Gemüt verletzen. Kein Mann auf Erden liebt Dich mehr, als ich, weil Dich keiner mehr kennt, als ich — und keiner kann Dich glücklicher machen. Sagſt Du ja (und Du wirſt es, weil Du ſo gut biſt), ſo werde ich mit Deinen Eltern reden, und ihnen dartun, daß eine Verbindung zwiſchen uns ganz und gar nicht ſo ungereimt ſei, und um ihre Einwilligung bitten. Sagſt Du aber, Du liebeſt mich nicht mehr, ſo will ich es leiden, wie auch das Herz wehe tue, und will nur allein Dich zur

Braut meiner Ideen machen, und Dich fort lieben bis an meinen Tod. Ich schrieb dies alles, weil ich fürchte, daß zu einer Unterredung keine Zeit ist. Übrigens will ich keineswegs, daß dieses Blatt ein Geheimnis bleibe zwischen uns, im Gegenteile, berate Dich mit Deiner Mutter und bitte sie, daß sie mit mir rede.

Lebe wohl, ich bin ewig

Dein Dich innigst liebender Freund

Oberplan, am 20. August 1835. A. Stifter.

Es war zu spät. Stifter hatte von Fannys Herzensgüte zu viel erwartet. Nachdem sich schon früher die Hindernisse, welche einer dauernden Verbindung fürs Leben entgegenstanden, als übermächtig erwiesen hatten, mußte nun nach dem Hinzutreten des mittlerweile entstandenen Verhältnisses zu Amalie die Aussichtslosigkeit eine vollständige werden. Auch war es bei Fannys vornehmer Gesinnung undenkbar, daß sie nach diesen Zwischenfällen über die begründeten Ansprüche Amaliens hinweg, welche ja von Stifter bereits ein bindendes Eheversprechen erhalten hatte, dem mit sich selbst völlig uneins gewordenen Dichter noch die Hand gereicht hätte. — Die Eltern Fannys aber, welche der „ziellosen Studentenliebe" immer mit dem äußersten Mißtrauen gegenübergestanden waren, würden dem nunmehr dreißigjährigen Manne, dessen ganze Existenz immer noch einzig von dem Ertrage seiner Privatstunden abhing, die Tochter jetzt noch entschiedener verweigert haben, als vorher. —

Ammann, dem Stifter in jener Zeit „wankelmütig und unberechenbar" erscheint, kommt zu dem Schlusse, daß dem Dichter „eine gewisse Freiheit und Ungebundenheit im Dienste der Kunst" noch kostbarer erschienen sein mochte, als selbst die Liebe und ein regelrechtes Familienleben: „Nur aus einer derartigen Mischung und Gärung widerstrebender Gefühle lassen sich die tollen Streiche erklären, die Stifter seiner Jugendliebe gegenüber und darauf bei seiner Verheiratung begangen hat. Diese individuell merkwürdigen, für ruhig denkende Menschen schwer verständlichen Charakterzüge in Stifters Sturm- und Drangzeit sind psychologisch interessant, sie verraten keineswegs einen Normalmenschen, sondern eine ganz eigen geartete Menschennatur, vielleicht eben das extreme Wesen eines dichterischen Geistes, mag es mitunter auch menschlich unangenehm berühren. Wie edel und milde das ganze Lebensbild Stifters in den späteren Jahren erscheint, in dieser Jugendzeit hat es doch auch seine gewissen Unebenheiten und Härten."

In Wahrheit jedoch läßt ſich der ganze unglückſelige Zwieſpalt in jenen Entwicklungsjahren des Dichters auf die leidige Geldfrage zurückführen. Stifter litt, wie ſo viele köſtlich begabte Menſchen vor und nach ihm, unter der Laſt jener bitteren Lebensverhältniſſe, „wo die Mühſal des Erwerbens unſer Beſtes untergräbt“. Wie ganz anders würde ſich ſein Lebenslauf von allem Anfang geſtaltet haben, wenn ihm das Glück zu teil geworden wäre, der Sohn wohlhabender Eltern zu ſein. Tauſenden von Menſchen fällt das Anrecht auf den höchſten Glanz des Daſeins ſchon als erſtes Angebinde in der Kinderwiege zu; für ungezählte Hunderttauſende aber iſt ein finſteres Erdenlos unabänderlich beſiegelt, noch ehe ſie den erſten Atemzug getan. — Schon in den früheſten Gymnaſialjahren muß ſich der Bettelſtudent durch Stundengeben erhalten, und an dieſes Joch, das Stifter ſelbſt mehr als einmal als entwürdigend beklagt, bleibt auch der Mann noch ſein halbes Leben hindurch gefeſſelt, bis ihn endlich der Dichterruhm in die Sphäre der Freiheit hebt. Es iſt müßig, ſich des Dichters Leben auszumalen, wie es ſich wohl geſtaltet haben würde, wenn ſchon dem Knaben die Glücksgöttin die Hand entgegengeſtreckt hätte. So, um nur die eine ſtets ungeſtillte Sehnſucht ſeines Lebens zu berühren, wird er von allen Seiten als ein Auch-Maler angeſehen, der zwar künſtleriſche Impulſe beſaß, dabei jedoch über mittelmäßige Verſuche nicht hinauskam. Erſcheint es aber nicht vielmehr faſt wie ein Wunder, daß Stifter ſo vortreffliche Bilder in den verſchiedenſten Darſtellungsarten gemalt hat, da er die einzige Unterweiſung in der Kunſt dem ſelbſt nicht künſtleriſch gebildeten Lehrer an einer Kloſterſchule verdankt? Wer möchte zu behaupten wagen, daß Stifter nicht einer der bedeutendſten Maler aller Zeiten geworden wäre, wenn ihn die Gunſt der Verhältniſſe in eine hervorragende Kunſtſchule geführt hätte? — Und auch ſein über allen Zweifel erhabener Dichterberuf? Welche viel reichere Fülle köſtlicher Gaben hätte er der Mit- und Nachwelt vielleicht beſchert, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſich unbehindert auszuleben, ſtatt ein halbes Menſchenalter hindurch die beſten Stunden des Tages ſich zum Drill zahlloſer Zöglinge zu verdingen, um — ärmlich genug — nur das nackte Leben friſten zu können. — Endlich ſein Verhältnis zu Fanny! Mit welcher dankbaren Freude, mit welcher entgegenkommenden Bereitwilligkeit hätten die Eltern des Mädchens einem feinſinnigen, gebildeten, zartfühlenden Bewerber die Obhut über das Lebensglück ihres Kindes anvertraut, deſſen äußere Lage ſeinem inneren Reichtum angemeſſen geweſen wäre. — Nehmen wir ſchließlich an, Stifter hätte als ſolider Durchſchnittsſtudent die juridiſchen Studien anſtandslos abſolviert

und wäre ſodann als tüchtiger Staatsbürger in ein Amt getreten; wer weiß, um wie vieles früher ſeine dem Wunderland der Phantaſie zuſtrebenden Flügel erlahmt wären, die höchſt erſichtlich durch ſeine ſpätere Verwendung im Dienſt der Behörde an Schwungkraft raſch ihr Beſtes verloren. — Stifter fühlte inſtinktiv ſeine höhere Sendung und in bitterſter Seelenangſt fürchtete er ſein Pfund töricht zu vergraben. Darum ging er allem in weitem Bogen aus dem Wege, was alle praktiſchen Leute an ſeinem Platze ohne Zaudern ergriffen hätten. Das Richtmaß gewöhnlicher Naturen konnte den Umfang ſeines Geiſtes, die Weite ſeiner wallenden, dürſtenden, nach dem Höchſten verlangenden Seele nicht umſpannen. Und ſo hat er duldend die Weihe ſeines göttlichen Berufes mit dem ſchönſten Lebensglücke bezahlt.

Fanny, die gewiß unter den geſchilderten Wirrſalen unſäglich gelitten hat, glaubte für immer von aller Freude und Glückſeligkeit ausgeſchloſſen zu ſein. Es ſcheint, daß ihre Freundinnen zu jener Zeit ſich eifrig bemüht haben, ſie aus dem Zuſtande dumpfer Gleichgültigkeit aufzurütteln, in den ſie verfallen war. Sie redeten auf ſie ein, Stifters nicht weiter zu gedenken und ſuchten ſie von ſeinem Bilde abzuziehen, indem ſie die Vorzüge anderer Bewerber, an denen es Fanny niemals gefehlt hatte, unabläſſig hervorhoben. Nach Ammanns Meinung dürften auch die Vorkommniſſe nach der Hochzeit zu Chriſtianberg in Fannys Gemüt „den Wunſch rege gemacht haben, durch eine Heirat mit einem anderen geachteten Manne dem verdrießlichen Verhältniſſe mit Stifter ein- für allemal ein Ende zu machen". Vor allem aber mochte es der Einfluß der Mutter geweſen ſein, welcher Fanny veranlaßte, dem ihr von Julie und Nanni Huber als Bewerber warm empfohlenen Kameralbeamten Joſef Fleiſchanderl in Ried „entſcheidende Unterredungen" zu geſtatten. Unter dem unmittelbaren Eindrucke derſelben ſchreibt ſie in einem Briefe vom 27. Juli 1836 an ihre Freundinnen: „Daß ich an Fleiſchanderl nicht allein dasjenige, was Ihr mir von ihm ſagtet, beſtätigt, ſondern, daß ich alles über meine Erwartung fand, wird Euch als ſo getreue Anhängerinnen gewiß nicht in ein großes Erſtaunen ſetzen. — Ich bin nun ſeit unſerer Ankunft ein ganz anderes Weſen; beſonders froh macht es mich, daß Fleiſchanderl auch den ganzen Beifall von meiner Mutter genießt, die gewiß in dieſer Hinſicht nicht ſo leicht zufrieden geſtellt iſt . . . In meinem Kopf iſt eine Fülle von Gedanken, die ſich aber noch weigern auf das Papier zu treten; künftigesmal mehr davon — doch eins noch: meine Zukunft, die ſeit lange mir ſehr düſter erſchien, iſt mir nun wieder recht freundlich und helle, ſo zwar, daß ich

wirklich dasjenige zu werden beginne, was ich noch vor einiger Zeit zu den Unmöglichkeiten zählte." — —

Am 18. Oktober wurde die Hochzeit gefeiert. Fanny war damals über achtundzwanzig Jahre alt; ihr Gatte war ein würdiger ernster Mann. Später übersiedelte das Paar nach Wels, wo Fleischanderl die Stelle eines Kameralsekretärs bekleidete.

Fanny aber hatte sich getäuscht, als sie in ihrem Briefe die Hoffnung aussprach, daß ihr das Leben doch noch ein spätes Glück bringen werde. Auch an ihr erfüllte sich Stifters Wort: „Es gibt nur eine einzige Liebe, und nach der keine mehr!" Nachdem drei lange Jahre einer lichtlosen Ehe dahingegangen waren, genas Fanny am 12. September 1839 eines Knaben, „doch starb sie mitsamt dem Kinde infolge unglücklicher Entbindung bereits am 16. September und war so von Liebe und Leid erlöst. Ihr redlicher Gatte war tief erschüttert, auch seine Lebensfreude war dahin und sein Sinn verdüsterte sich von Jahr zu Jahr, so daß er später ein fast menschenfeindlicher Sonderling ward".

Das ist die ergreifend traurige Geschichte von Stifters Jugendliebe.

Seines düsteren Abschiedes von Friedberg, der für ihn zugleich der Abschied von dem reinsten, innigsten Lebensglück bedeutete, gedenkt der Dichter im „Waldgänger" mit Worten rührender Wehmut: „Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, der jetzt ein Mann ist, auf einem jener Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Teile, die heiteren, herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren, unbedeutenderen Gegenden unseres Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet, das nichts besaß, keine sogenannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung, als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose, vertrauende Herz. Er wollte sie an sich heben, an das Herz drücken, und auf den Armen durch alle gefahrvolle Welt der Zukunft tragen. Er stand auf dem Scheidepunkte und sah zurück in jene unbedeutenderen Teile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen, vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl,

meiſt windig und ſeine Fenſter ſchauen zum Teile nach Mitternacht, zum Teile nach Mittag auf beide Teile des Landes. Auf den kühlen Wieſen dieſes Ortes, auf die ſich eine mattwarme Herbſtſonne legte, ſtand er und ſah zurück.

Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag iſt, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beſchloſſen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenſchein, als würde erſt ſpäter über jene geſegneten Länder das traurige Naßkalt des ſpäten Herbſtes hereinbrechen. Unten, gleichſam zu Füßen, in der Tat aber noch ziemlich weit entfernt, lag das weißbetupfte Scheibchen der Stadt Linz, geſchnitten von dem ſchimmernden Strome der Donau, der im zartgewebten Dufte des Landes gegen Oſten ging.

Dort, weit zurück gegen Mittag, wo das Grau und Violett des Flachlandes einen Streifen in den Äther des Hochgebirges ſchiebt, müßte der weiße Punkt der Abtei ſchimmern, wenn er ſichtbar wäre, wo der Betrachter dieſer Dinge ſo viele Jahre ſeiner Kindheit zugebracht, und wo er ſo viele Freuden des Herzens und der aufknoſpenden Seele genoſſen hatte. Aber weder hinaus zur Abtei, deren Türme gewiß jetzt im Sonnenſcheine glänzen würden, noch zurück in das vereinſamte Land, das jetzt von Wolken beſchattet iſt, durften ihn ſeine Schritte tragen, ſondern er ſchaute noch einmal auf das hinter ihm befindliche, unſcheinbare, in beginnendem Regenwetter liegende Land zurück, und ſtieg dann in das Rinnſal des abwärts führenden Tales hinein, das die Leute den Haſelgraben nennen; der Glanz und die Hitze der auf ſeinen Laubwäldern liegenden Sonne empfing ihn, und wie mit einem Zauberſchlage, kaum nach drei Schritten, war das hinter ihm liegende Land, die Streifchen der Wälder, die vielen Felder, die böhmiſchen Höhen, der graue Wolkenhimmel und die ſäuſelnden Halme verſunken; die in der Tiefe des Engtales ruhig ſtehende, warme und mildere Luft umfloß ihn und geleitete ihn abwärts. Ganz oben, wo das Tal mit noch geringer Tiefe anfängt, begann auch ein winziges Waſſerfädlein neben dem Wanderer abwärts zu gehen. — Sie kamen an dem Schloſſe vorüber, das aus dem edelſteinfunkelnden Laubdache mit ſeinen alten Mauern und mit dem finſtern, runden Turme in die Tiefe hernieder ſchaut, und wo einſt jener böhmiſche König Wenzeslaus gefangen war — ſie gingen an manchen zerſtreuten Häuschen, an mancher Mühle, an mancher, auf einem tiefgelegenen Wieſenfleckchen weidenden Kuh vorüber, bis endlich nach einigen Stunden Wanderns da, wo links eine Heiligenkapelle, rechts eine ſtattliche Mühle ſteht, die Berge ſich auseinander taten, das abwärts ſteigende Tal aus

war, und die hingebreitete, große Ebene begann. Der Bach ging breit und wallend links gegen die Felder und Bäume, wo schon in nicht sehr großer Entfernung der Silberblick der Donau durch die Zweige herüber grüßte und auf ihn harrte. Der Wanderer ging rechts in die Gebüsche und aus ihnen auf der weißen Straße auf die schönen, ebenen Gefilde hinaus, die mit Herbstfrüchten besetzt und mit Obstbäumen bepflanzt waren, und die er von oben als duftiges, gewobenes Band erblickt hatte. Der Äther der Alpen stand tief im Süden wieder vor ihm — links auf dem Abhange, der von den zurückweichenden Bergen seitwärts gegen Morgen ging, stand im Schoße von Obstbäumen und Gebüschen das kleine Kirchlein Sankt Magdalena, überall blickten die dichten Strohdächer reicher Bauernhöfe hervor, überall standen Fruchtbäume, und noch grüne, nickende Gesträuche; denn der Oberösterreicher liebt den Baum und den Strauch, und pflanzt eher einen, als er ihn umhaut — und geradeaus vorwärts vor den Augen des Wanderers glänzten die blankgehaltenen, gelben Turmknöpfe der Stadt Linz in der Nachmittagluft und schimmerten die weißgetünchten Wände der Häuser, die geschnitten waren durch die grünen Fensterläden, und gehoben durch das leuchtende Grün der neben ihnen ansteigenden Berge, die gegen Sonnenuntergang die Donau umstehen und sie verengen. In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmut über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte. Er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde, die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich gewesen ist, wie er da gelebt habe, und was er zu erreichen hoffe — oder er erzählte es manchem von ihnen auch nicht, weil er es heilig und geheim in seinem tiefen Innern behalten wollte. Er blieb diese Nacht in Linz.

Am andern Morgen war alles weithin grau und regnerisch, der Wolkenbau des nördlichen, bergigen Mühlkreises hatte sich bereits über das ganze Land gezogen, die zwei Türme einer Kirche, die, auf einem nordwestlichen Berge gelegen, sonst immer so freundlich auf die Stadt hernieder schauen, waren mit einer Nebelhaube bedeckt, längs der ganzen Bergreihe, über die er gestern herunter gekommen war, strichen, die Höhenspitzen eintrinkend, weiße und graulichte Wolkenbänke, teilweise trübe Regenschleier niedersendend; die südlichen Alpen waren ganz und gar verschwunden, und wie der Wanderer im Wagen saß, und Strecke und Strecke auf der Straße nach Wien fortrollte, war es, als führe er auf einem kahlen Flachlande dahin, nicht in dem reizenden, abwechselnden Lande, dessen Höhen und geschmückte Teile der immer dichter hernieder

fallende, feine Sprühregen auch immer mehr verhüllte, in dem Lande, das er so liebte, zu dem er immer wieder zurückkehrte, und das er nie, nie in seinem Leben vergessen wird. Am dritten Tage, nachdem sie immer unter grauem Himmel, herabfallendem Regen und auf ruhig starrender Erde fortgefahren waren, trafen sie in Wien ein, wo auch die Türme in das niederhängende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten, und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens niederfielen, als er unter dem Torwege des Gasthauses hineinschwankte.

Wie war seit jenen Jahren alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben ferne halten wollte, war gekommen — an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurückschaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen — kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz — was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen; denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte, stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er wieder die Wälder, die Berge, die Täler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war; sie hatten einen Teil des schönen Duftes abgestreift, und standen bekannt und klar und einsam um ihn herum und öfters war es ihm nicht anders, als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinausziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte und nun fortgegangen ist." —

Was er anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte! Bei diesen Worten hat Stifter an die kühnen Lebenshoffnungen des aufstrebenden Jünglings und an den süßen Traum der ersten Liebe gedacht. Damit war es nun für immer vorbei! Fanny war verheiratet, und er mußte das stets noch nagende Gefühl mit Gewalt in seiner Brust ersticken, wollte er nicht in untätigem Hinbrüten rettungslos versinken. Sein letzter, herzbewegender Brief an Fanny war mit eisigem Schweigen aufgenommen worden, und wenn er auch jetzt noch an der gänzlichen, unabänderlichen Abweisung, die ihm zu teil geworden, hätte zweifeln mögen, so mußte durch den Abschluß des Ehebündnisses jede Hoffnung auf den Fortbestand der einst so „süßen, heimlichen Jugend-

gefühle" entschwinden. Wie Stifter selbst in jenem letzten Briefe sagt, hatte er sich Amalien „in vorsätzlicher Selbstverhärtung" und „aus gekränkter Eitelkeit" zugewendet, und solcherart „durch Trotz sein Herz herabgewürdigt"; er wollte dem stolzen Patrizierhause zeigen, daß er „doch ein schönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden wußte". — Mag nun dem reuevollen, schmerzdurchwühlten, zurückverlangenden Herzen des Dichters in jenem Augenblicke innigster Zerknirschung diese Deutung selbst am zutreffendsten erschienen sein, so ist bei dem für weibliche Anmut sehr empfänglichen Auge des Malerpoeten doch sicher, daß Amaliens ungewöhnliche Schönheit, sowie ihre schrankenlose Hingebung wesentliche Gründe der erfolgten Annäherung gewesen sind.

Stifter hatte die bitterste Enttäuschung seines Lebens erlitten und stand mit einem unendlich trostlosen, verwaisten Herzen in der Welt. In jener Zeit hat ihm gewiß der Idealismus einer gesunden Männerfreundschaft über manchen schweren Augenblick der Mutlosigkeit hinweggeholfen. Er selbst sagt es wiederholt in diesen düsteren Tagen, daß ihm die Freundschaft mehr gelte, als selbst die Liebe. — Aber auch Amaliens holdselige Nähe wirkte nach dem Verbrausen des ersten, wilden Schmerzes sänftigend auf ihn ein; sie kannte sein zerrissenes Herz; sie trachtete danach, ihn durch vergrößerte Milde und Zärtlichkeit zu trösten; sie dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und achtete ihn dafür, daß er dem Andenken seiner ersten Liebe treu geblieben; sie suchte nicht in eifersüchtiger Regung das traurig süße Versenken in den Glückestraum vergangener Tage zu verhindern; sie duldete kampflos das andere, durch heilige Erinnerungen verklärte Bild neben ihrem eigenen, und der Wetteifer ihrer selbstlosen Frauenart bestand einzig darin, sich dem Geliebten mit umso größerer Innigkeit völlig hinzugeben. Durch opferfreudige Sanftmut hat ihre stille, schmiegsame Natur endlich den vollen Sieg errungen.

Amalie wurde nach Neumanns Mitteilungen als die Tochter des Fähnrichs Philipp Mohaupt in Kojetein in Mähren geboren und erhielt die Taufe in der dortigen Pfarrkirche am 11. Juli 1811. Sie war um sechs Jahre jünger als Stifter. Der am 4. December 1811 ausgestellte Taufschein lautet folgendermaßen: „Endesgefertigter bescheiniget, daß vermöge glaubwürdig Kojeteiner Kirchenmatrik 4 Fol. 337, die Amalia Mohaupt, von katholisch und ehelichen Aeltern gebohren, sub Tom. N. 61 nämlich von dem H. Philip Mohaupt, Fähnrich von Raysky Inf.-Regmt. (Jetzt 10. Galizisches Inf. Regmt., Oskar II. Friedrich König von Schweden und Norwegen) und seiner Ehefrau Katharina Schell, dann unter Beistand als Pathen des H. Anton Braudner Ober-

lieutenant von Raysky-Inf. und der Maria Lambort Bürgersehefrau, den eilften July Ein Tauſend Acht Hundert Eilf: d. i. den 11. July 1811 in daſiger Pfarrkirche Maria Himmelfahrt das heilige Sacrament der Taufe von dem Ignatz Priat hieſigem Cooperator empfangen habe, und ihr der Name Amalia gegeben worden. Kojetein. Daniel Polansky, Pfarrer."

Stifter hatte an Fanny geſchrieben, er habe „doch ein ſchönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden gewußt". In Bezug auf Schönheit und Edelmütigkeit mochten ſeine Angaben vollkommen zutreffend geweſen ſein, in Anſehung der Wohlhabenheit aber hatte ſich der Dichter ſchwer geirrt. Amalie war in Wahrheit noch ärmer als ihr Verlobter; ſie beſaß ſelbſt kein Vermögen und hatte keine auch nur einigermaßen nennenswerte Mitgift zu erwarten; denn ihr Vater lebte von ſeiner kärglichen Penſion, welche monatlich 16 fl. C.-M. betrug, verlaſſen und kränklich in Miskolcz in Ungarn. Er empfahl ſeine Kinder, da er ſie nicht bei ſich behalten konnte, „dem Schutze Gottes, des Allmächtigen", und ſchickte ſie in die Fremde, damit dieſelben dort ein geeignetes Fortkommen fänden. Sein Sohn Philipp war Unteroffizier und ſtarb, nachdem er ſeine Gattin in jungen Jahren verloren hatte, frühzeitig in tiefem Elend. Zwei Töchter desſelben fanden ſpäter in Stifters Hauſe liebevolle Aufnahme: Katharina und die unglückliche Juliana, welche durch ihren freiwillig in den Wellen der Donau geſuchten Tod dem Dichter ſchweren Kummer bereitete.

Als ihre Mutter geſtorben war, verſuchte es Amalie im Vereine mit ihrer Schweſter Joſefine ſich in Wien eine Exiſtenz zu gründen. Sie kam zu einer Frau Lazzer, welche die Schweſtern in ihre Obhut nahm und ſie in den weiblichen Handarbeiten unterrichtete. Das Verhältnis mit Stifter ſcheint jedoch Amaliens Beziehungen zu Frau Lazzer ſpäterhin ſehr ungünſtig beeinflußt zu haben. Vielleicht iſt in demſelben auch die Veranlaſſung zu ſuchen, daß die Mädchen ihren Aufenthalt bei dieſer Frau ganz aufgaben und ſich vollkommen ſelbſtändig zu machen ſuchten.

Amalie ſcheint von Stifter in der erſten Hälfte des Jahres 1835 das Eheverſprechen erhalten zu haben, von welchem in dem letzten Briefe an Fanny die Rede iſt. Einige hierauf bezügliche Stellen aus den Briefen Philipp Mohaupts an ſeine Tochter Amalie theilt Profeſſor Franz Neumann in dem vorerwähnten Programmaufſatze mit; ſo heißt es in dem Briefe vom 1. Juli 1835: „Ich habe zwar ſchon lange einen Brief zu erhalten gehofft, damit ich in der Kenntniß ſei, wie es mit Deiner Heirat

ſteht. Leider ſehe ich gar zu wohl ein, daß noch mehrere Umſtände eintreten können, welche es gar gänzlich verhinderlich machen dürften. — Meine beſondere Empfehlung an Deinen anzuhoffenden Ehegatten!" — In dem Briefe vom 7. Jänner 1836, in welchem der Vater zuerſt den Namen Stifters erwähnt, ſchreibt er: „Ich muß Dir auch zugleich bekannt machen, daß ich auf Dich ſehr böſe geweſen, weil Du mir ſo lange nichts von Deiner bevorſtehenden Heirat geſchrieben haſt. — — Endlich langte doch ein Brief von Herrn Stifter an, der mich einigermaßen befriedigte. — Meine Empfehlung an den Herrn von Stifter, als auch an Deine gnädige Frau von Lazzer bitte nicht zu vergeſſen." Der ſehr gottesfürchtige, in der Ferne weilende Vater, welcher wahrſcheinlich wußte, daß Stifter keine Stellung hatte, den Charakter des Bräutigams ſeiner Tochter aber nur aus unzulänglichen, brieflichen Mitteilungen kannte, war offenbar um die Zukunft und das fernere Wohlergehen ſeines Kindes nicht wenig beſorgt. Stifters ſchriftliche Erklärungen ſcheinen ihn aber doch etwas beruhigt zu haben, denn er ſchreibt am 11. Jänner 1837: „Schließlich muß ich Dir noch beifügen, daß Du nach Deinem Schreiben Dich nicht mehr bei der Frau von Lazzer befindeſt, ſondern daß Ihr Euer mäßiges Auskommen ſelbſt fortzubringen ſuchet; ſo kann ich doch nicht unterlaſſen, Deiner Wohlthäterin, die Dich ſo viele Jahre hindurch als Deine Mutter behandelte und Du durch dieſelbe zu allen dieſen weiblichen Arbeiten, durch welche Du gegenwärtig in den Stand geſetzt worden biſt, mit Deiner Schweſter das Nothwendige zu erwerben, zu danken.

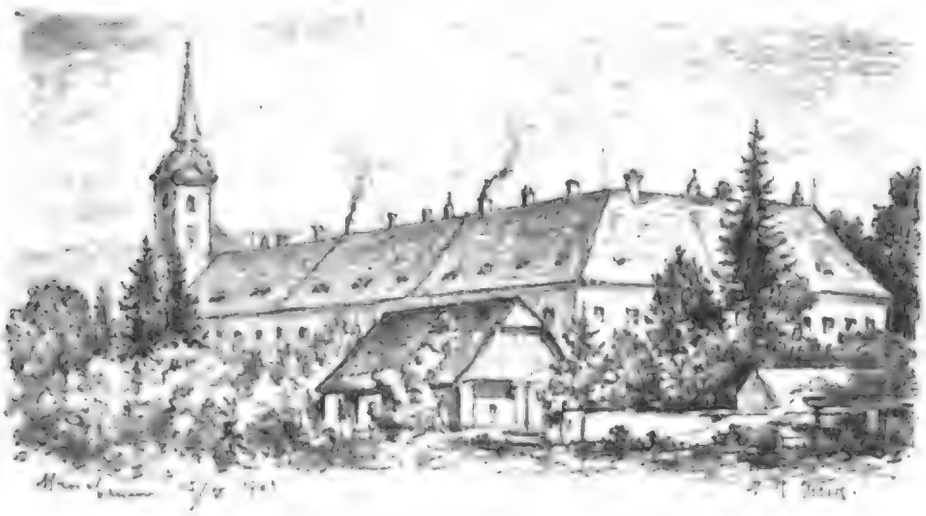
Dahero erſuche ich Dich, zu der Frau v. Lazzer Dich dahin zu begeben und ihr in meinem Namen den wärmſten väterlichen Dank für alle ihre durch ſo viele Jahre an Dir erwieſene Mutterſtelle, die durch Wohlthaten an Deiner Erziehung, durch Ausbildung Deiner Perſon, als auch hinſichtlich in allen Vollkommenheiten der weiblichen Arbeiten zum Grunde Deines Glückes ſo mütterlich beigetragen hat, abzuſtatten. — —

Was Deine Verhältniſſe mit dem Herrn Stifter anbelangen, ſo habe ich in dieſer Hinſicht nichts beizuſetzen, als daß der väterliche Wunſch je eher, je lieber, als es der Allerhöchſte, ſeine Gnade und Hilfe, hinzugeben wolle, es in Erfüllung gehen möge. Dahero empfehle mich auch dem Herrn Stifter in ſeine fernere Freundſchaft mit der größten Verſicherung meiner Hochachtung und der väterlichen Liebe."

Amalie, der Fortſetzung eines unſicheren, für ihren weiblichen Ruf wenig günſtigen Verhältniſſes müde, dürfte Stifter zu einer Entſcheidung gedrängt haben, und dieſer fand ſich zum Ehebündniſſe mit Freuden bereit. Der Zuſtimmung des Vaters konnte er nach deſſen brieflichen Auslaſſungen

ohne weiteres ſicher ſein. Wie ganz anders war überhaupt das Entgegenkommen, das er hier fand, wenn man es mit der ablehnenden Haltung im Hauſe Greipl vergleicht. Allerdings waren auch die Familienverhältniſſe ungeheuer verſchieden.

Mit der Ausſicht, ſich ein Familienleben zu gründen, wuchs nun freilich abermals die Sorge um einen auskömmlichen Erwerb, und Stifter zog ſich demgemäß im Sommer 1837 nach Hadersdorf zurück, um ungeſtört und durch die reichen Hilfsmittel der Forſtlehranſtalt zu Mariabrunn unterſtützt, das Studium der Botanik und anderer verwandten Wiſſenſchaften zu treiben, und ſo jenen Grad fachlicher Ausbildung zu erlangen, der zu einer ihm von hohen Gönnern in Ausſicht geſtellten Profeſſur an der genannten Lehranſtalt erforderlich ſchien.



Die ehemalige Forſtlehranſtalt Mariabrunn.

„Ad vocem ſtudieren," ſo ſchreibt er hierüber an einen Freund, „muß ich Dir melden, daß ich ſehr fleißig Forſtbotanik ſtudiere, weil man ſich ſehr um mich annimmt, daß ich die Kanzel in Mariabrunn bekomme. Sie enthält Phyſik und Chemie und Forſtbotanik als Soll und 1500 fl. als Haben. Wenns gelingt, ſo jauchze ich!! Einen Konkurs will ich machen, dem nichts mangeln ſoll — wenn nur nicht wieder der alte Satan eine größere Protektion daherführt, die ſich auf wen anderen als mich bezieht, oder ſonſt ein Malheur, z. B. daß ich gerade am Konkurstage an der Cholera ſterbe, oder eben geſunde — oder daß der Himmel einfällt oder der jüngſte Tag iſt — ich bin auf die ſonderbarſten Unfälle gefaßt, und paſſe darauf, daß mir das Fatum etwas tückiſch iſt und ſich mit Hinderniſſen rüſtet."

In der sicheren Hoffnung auf die Erlangung der Lehrkanzel in Mariabrunn hatte sich Stifter an Amaliens Vater um die Hand der Tochter gewendet, und dieselbe ward dem künftigen Professor nicht versagt.

Da nun das Paar noch längeres Zuwarten unleidlich fand, so entschloß man sich kurzweg, auf Grund der väterlichen Einwilligung die Trauung vorläufig vollziehen zu lassen, in der zuversichtlichen Erwartung, die günstige Erledigung der Professur werde folgen.

In der Augustinerkirche der Vorstadt Landstraße fand am 15. November 1837 die Vermählung statt. Stifter war damals zweiunddreißig, Amalie war sechsundzwanzig Jahre alt. Der Trauungsschein lautet: „Ich Endesgefertigter bezeuge, daß Herr Adalbert Stifter, Candidat des Lehramtes der mathematischen Physik, ledigen Standes, katholischer Religion, geboren zu Oberplan in Böhmen, wohnhaft an der Landstraße Nr. 484, des Johann Stifter, Flachshändlers, und der Magdalena Friepeß ehelicher Sohn, mit der Amalia Mohaupt, ledigen Standes, katholischer Religion, geboren zu Kojetein in Mähren, wohnhaft an der Landstraße Nr. 484, des Herrn Philipp Mohaupt, pens. Lieutenant, und der Katharina Schell ehel. Tochter, den fünfzehnten November im Jahre Eintausend Achthundert Dreißig Sieben (15. Nov. 1837) vom Unterzeichneten in Gegenwart des Herrn Anton Mugerauer, Doctors der Medicin und des Herrn Franz Xaver Schiffler, Juristens, als Beiständen dem christ-katholischen Gebrauche gemäß getraut worden ist. Zur Urkunde dessen meine Fertigung und Sigill. Wien, den 18. November 1844. Ferdinand Füß, Ehr. Domh. u. Pfarrer an der Landstr. und untern Weißgärber."

Über den geschlossenen Ehebund berichtete Stifter am 18. November 1837 nach Miskolcz und bat um den väterlichen Segen. Dieser wurde dem neuvermählten Paare in dem Antwortschreiben vom 20. Dezember 1837 auf das Freudigste erteilt. Der Vater, welcher vordem bange Zweifel gehegt haben mochte, schreibt: „Ich danke Ihnen, mein vielgeliebter und hochschätzbarster Herr Eidam, für die mitgetheilte erfreuliche Nachricht, daß Sie mit meiner Tochter, der Amalia, am 15. November d. J. das Gelübde der ewigen Treue am Altare gewechselt haben und durch priesterlichen Segen verbunden worden sind. Sie bitten um meinen väterlichen Segen, welchen ich Ihnen aus vollem, reinem Herzen im vollen Maße ertheile."

Nach einer Stelle dieses Briefes bildeten zwei Bilder der Familie Jesu Christi, welche der Vater vor Jahren aus Italien mitgebracht hatte, die überaus bescheidene elterliche Ausstattung.

In dem Stadtteil Landstraße, dem ruhigsten der Residenz, wurde eine einfache, aber freundliche Hofwohnung mit zwei Zimmern gemietet und dem neuen Stande und den Verhältnissen entsprechend eingerichtet. Auf diese Weise vertauschte Stifter sein burschikoskünstlerisches Junggesellenleben gegen die Freuden und Leiden des Ehestandes. So durfte es nun nicht mehr bei ihm aussehen, seit die ordnende Hand einer überaus netten Frau in seinem Tuskulum wirtschaftete, und die Bücher auf den Gestellen unbekümmert um Autornamen und Zusammengehörigkeit symmetrisch nach dem Orgelpfeifensysteme der Größe und dem Formate gemäß zusammenstellte — so durfte es nicht mehr aussehen, wie Stifter selbst seine Künstlerwohnung in den Feldblumen geschildert hat: „Vier Treppen hoch liegt eine Stube (Schreib-, Wohn-, Schlaf- und Kunstgemach) — komisch sieht es drinnen aus! Dichter, Historiker, Philosophen, auch Mathematiker und Naturforscher liegen broschiert auf dem ungeheuren Schreibtische — dann Rechentafeln — Griffel, Federn, Messer, ein Kinderballen (mein kleiner Hund braucht ihn zum Spielen), ein Fidibusbecher, Manuskripte, Tintenkleckse — daneben zwei bis drei Staffeleien in voller Rüstung; an den Wänden Bilder, auf den Fenstern Blumen und noch eigens eine Menge derselben auf einem Gestelle; dann eine Violine, die ich Abends peinige, und rings Studien, Skizzen, Papiere, Folianten (Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich mit Stichen); dann noch anderes, woraus dem Eintretenden sofort klar wird, daß hier gelehrt gelebt werde und ein Junggesellenstand sei, in welchem eine große Anzahl Gulden Jahr aus Jahr ein nicht da ist, wo aber Künste und Wissenschaften blühen und an Gefühlen ein wahrer Luxus herrscht."

Damit hatte es nun ein Ende. Sich ein „Paphos und Eldorado" einzurichten, wie dies in derselben Erzählung mit so reizenden Farben geschildert ist, dazu fehlten ihm damals gänzlich die Mittel, da er es niemals darauf angelegt hatte, sich feste Bezüge zu sichern; machte ihm doch schon die Einrichtung des allerbescheidensten Haushaltes genug Mühe und Sorge, nachdem er in allem allein auf seine eigene Kraft angewiesen war.

Als Stifter das Ehebündnis schloß, schien ihm die Lehrkanzel an der Forstakademie so gut wie sicher; darin aber lag eine arge Täuschung, und zur Versüßung der Flitterwochen des jungen Ehepaares trugen die verwickelten, äußeren Verhältnisse, in denen dasselbe lebte, gewiß nichts bei. Bald nach der Verehelichung ward Stifter krank und lag den ganzen Winter über an einem Fußleiden darnieder. Während dieser Zeit wurde die Konkursprüfung für die Professur, die indessen tatsächlich in Erledi-

gung gekommen war, ausgeschrieben; Stifter, dessen prophetische Ahnungen dadurch eine merkwürdige Bestätigung fanden, konnte sie natürlich nicht mitmachen und verlor damit jede Anwartschaft auf die Stelle. Als er im nächsten Frühling wieder zum ersten Male ausging, kam er an einer Tischlerwerkstätte vorüber, wo man eifrig mit dem Verpacken und Aufladen von Möbeln beschäftigt war; zufällig fragte Stifter in seiner Leutseligkeit, wem dieselben gehörten, und erhielt die ahnungslos gegebene, für ihn aber wie bittere Ironie klingende Antwort: „Dem neuen Professor in Mariabrunn." Zu dieser trostlosen Aussicht in die Zukunft gesellte sich das unmittelbar aufeinanderfolgende Eintreten zweier Todesfälle. Josefine, die Schwester Amaliens, welche man nach der Vermählung ins Haus genommen hatte, starb an der Schwindsucht, und Amaliens Vater, der versprochen hatte, zur Tochter nach Wien zu ziehen, und dessentwillen man bereits eine größere Wohnung aufgenommen hatte, wurde vor der Abreise schwer krank, und überlebte denselben Winter nicht.

Am 8. April 1839 schrieb er zum letzten Male an seine Tochter Amalie und teilte ihr mit, daß ihn sein alter Arzt für „höchst gefährlich krank erklärt, ihn seine Sachen in Ordnung zu bringen geheißen und ihm zu beichten aufs schärfste anempfohlen habe".

Die in Anbetracht der traurigen und zerrissenen Familienverhältnisse wenig verheißungsvollen Erbschaftsverhandlungen zogen sich bei den ungarischen Gerichten sehr in die Länge und das Ergebnis derselben war voraussichtlich ein ungünstiges. Also entschloß sich Stifter kurz, eines höchst zweifelhaften Erfolges halber auf langwierige Prozesse nicht einzugehen, und mit eigener Kraft über die unglücklichen Zufälle hinauszukommen. Der Ertrag der Privatstunden, welche Stifter gab, mußte den Neuvermählten, so gut es ging, das Leben fristen, wobei freilich der Haushalt oft recht dürftig bestellt war. Nach drei Jahren aber kam plötzlich in sehr unerwarteter Weise das Dichtertalent dem Erwerb zu Hilfe.

III.

Malerei und Dichtkunſt.

(1840—1845.)

Vor jedem ſteht ein Bild des, was er
werden ſoll,
So lang er dies nicht iſt, iſt nicht ſein
Friede voll.

Rückert.

Es war um das Jahr 1840, als Stifter an einem prächtigen, heiteren Frühlingsmorgen in den abgeschiedenen und lauschigen Gängen des Schwarzenberggartens auf und ab ging, wie man bemerken konnte, sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, und in ein eifriges Sinnen und Schreiben vertieft. Nachdem er einige Stunden geschrieben haben mochte, steckte er achtlos die Rolle in seine Rocktasche; das Papier aber lugte ungebührlicher Länge halber über den Rand der Tasche hervor. So machte er nun einen Besuch bei der Baronin Mink, wo die Tochter Ida schelmischerweise und dem Zuge der weiblichen Neugierde folgend, sich nicht enthalten konnte, dem Dichter unvermerkt die vorwitzige Papierrolle aus der Tasche zu ziehen. Nachdem sie eine Weile darin gelesen hatte, hielt sie das entdeckte Konzept mit dem Ausrufe der Mutter vor: „Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter; hier fliegt ein Mädchen in die Luft!"

Stifter wurde nun trotz seines Sträubens verurteilt, sein noch unvollendetes Werk selbst vorzulesen, und die Baronin, welche an der Arbeit sehr viel Gefallen fand, entschied kategorisch, dazu müsse ein Anfang und ein Ende gemacht werden, und Witthauer, der damalige Redakteur der Wiener Zeitschrift, müsse es drucken. Und so geschah es denn wirklich. Also hatte Stifter zwangsweise mit dem „Kondor" seine literarische Laufbahn begonnen! —

Der Brief, mit welchem Stifter sein erstes Schriftstellerhonorar erhielt, lautet wörtlich:

„Ew. Wohlgeboren

erlaube ich mir beiliegend das versprochene Exemplar Ihres Artikels „der Condor" so wie auch das Ihnen dafür zukommende Honorar zu übersenden. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Wiener Zeitschrift 22½ fl. C. M. für den Bogen von 16 Octav-Seiten honoriert, demgemäß ich den Betrag von 20 fl. C. M. für Ihren zwölf Seiten betragenden Artikel beischließe. Es wird mich von ganzem Herzen freuen, wenn Sie

mir recht bald und recht oft Gelegenheit geben wollen, ähnliche Zahlungen zu leisten. Meines innigsten Dankes für die Mittheilung des Condor sind Sie ohnehin gewiß; es wird also nur von Ihnen abhängen, auch die materiellen Früchte dieses Dankes zu ernten.

Mit freundlicher Hochachtung

der Ihrige

Wien, den 11. April 1840. Friedrich Witthauer."

Das war nun ein zwar bescheidener, aber doch ein sehr aufmunternder Anfang. Überdies hatte Stifter mit diesem ersten „Artikel" die Aufmerksamkeit der Fachleute wachgerufen, denn noch im halben Sommer kam der Herausgeber der „Iris" Graf Joh. Mailáth zu Stifter, um diesen zu einem schriftlichen Beitrage für sein bei Gustav Heckenast in Pest erscheinendes Taschenbuch zu bewegen. Stifter antwortete, er habe nichts fertig, und nur ein loses Fragment, das er während seiner Krankheit im Winter mit Bleistift aufs Papier geworfen, liege im Schreibtische. Aber die Erzählung, aus mosaikartig an einander gereihten Abschnitten bestehend, sei noch ganz titellos, nur jedes Kapitel trage den Namen einer Feldblume als Überschrift. „Nun, so sind es Feldblumen," sagte Mailáth, nahm das Manuskript und rückte es unter diesem Namen in die „Iris" ein. Begreiflicherweise war nach diesen beiden Erstlingsarbeiten Stifters Mitarbeiterschaft an der „Wiener Zeitschrift" und an der „Iris" insolange eine ständige, als es dem Dichter gefallen mochte, für dieselben Beiträge zu leisten. Der einmütige Beifall der Lesewelt brachte es mit sich, daß man sich auch von anderen Seiten bald um seine Gunst bewarb. Dieses unerwartet rasche und kräftige Einsetzen des Erfolges dürfte wohl bestimmend dafür gewesen sein, daß Stifter fortan der Dichtkunst einen großen Teil der Stunden des Tages widmete, über die er frei verfügen konnte, und daß seine bis dahin mehr ins Weite strebenden Kräfte sich zu sammeln begannen. Zur Zeit seines ersten dichterischen Auftretens konnte Stifter in gleicher Weise als Lehrer, als Maler und als Schriftsteller gelten; um seine Berufswahl befragt, dürfte er damals sicher in Verlegenheit gewesen sein, welche Lebensstellung er als die wirklich zutreffende anzugeben hätte. Diese Dreiteilung des geistigen Strebens, welche sich schon in der Zeit seines Aufenthaltes in Kremsmünster geltend machte, blieb seinem Wesen fest verbunden bis in die späteren Lebensjahre. Das Erteilen von Privatunterricht machte den Gymnasiasten schon auf der Unterstufe von häuslicher Unterstützung unabhängig, die Kunst der Malerei besaß von Anfang her des schwärmerischen, kunstbegeisterten Jünglings ganzes Herz, und den Weihekuß der

dichterischen Muse empfing er früh; aber auch, da er sich unter den deutschen Prosaschriftstellern längst einen der ersten Plätze errungen hatte, kehrte er gerne in heiteren Feierstunden zur geliebten Staffelei zurück, um das wechselnde Spiel der Himmelslichter festzuhalten oder in erträumten landschaftlichen Schönheiten zu schwelgen, die er auf der Höhe seines Schaffens ebensowohl zu schildern als zu malen verstand; der vom Hause aus lehrhafte Zug seines Wesens aber trat später nicht nur in seiner amtlichen Stellung, sondern auch in seinen Schriften deutlich hervor.

Zur Zeit, als seine ersten Arbeiten gedruckt wurden, mochte Stifter noch eher von der Malerei als von der Dichtkunst dauernde Erfolge fürs Leben erhofft haben; es ist bekannt, wie eifrig und voll innerer Schaffensfreude er der bildenden Kunst ergeben war, und wie ernst er dem Studium der Galerien und Kunstausstellungen oblag; von seinen Spaziergängen und Ausflügen kehrte er selten ohne eine reiche Ausbeute an Aufnahmen und Studienblättern heim, und es erfüllte ihn mit inniger Genugtuung und froher Erwartung für die Zukunft, wenn eines seiner Bilder auf den Ausstellungen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte oder in den Besitz eines kunstverständigen Sammlers überging. Damals gehörten, soweit es die nicht geringen Verpflichtungen des Privatunterrichtes erlaubten, die schönen, sonnenhellen Stunden des Tages noch zum überwiegenden Teile der Malerei; die Dichtkunst mußte sich zunächst mit dem Anrecht auf die heimliche Stille der Nacht bescheiden. Eine Wandlung in diesen Verhältnissen trat erst ein, als die großen, überraschenden Erfolge kamen, welche den versteckten und verschämten Dichter zum laut und öffentlich umjubelten Schriftsteller machten.

Stifter war ein literarischer Spätling. Wenngleich er frühzeitig, einem inneren Drange gehorchend, zu schreiben begann, so erlangte, — einen ganz kleinen Kreis von vertrauten Freunden abgerechnet, — niemand von dieser geheimnisvollen Lieblingsbeschäftigung Kenntnis, und erst im Alter von fünfunddreißig Jahren trat er, immer noch zögernd und eigentlich unfreiwillig, als Dichter vor die Öffentlichkeit. Nun aber zeitigten die im langsamen Wachstum still und sorglich aufgesammelten Kräfte rasch die köstlichsten Früchte. Dichterruhm und literarische Geltung werden in der Regel nur sehr allmählich erworben; ein langer, dornenvoller Weg mühseligen Ringens, voll Enttäuschungen und Entbehrungen führt zumeist spät an das schwererkämpfte Ziel, und nicht selten schmückt erst den Leichenstein der heißersehnte Lorbeer. Nicht so bei Adalbert Stifter; ihm war es vergönnt, sich sozusagen mit einem Schlage durchzusetzen. Seine schriftstellerische Laufbahn erreichte ihren Höhepunkt verhältnismäßig bald

und können selbst Kulturen, mit denen jenen Rassen hat es nicht gut gegangen ist wie Indien, Ägypten, Persien, Griechenland, Rom, Mesopotamien, Mexiko, Japanischen Kulturvölkern, Klimaten und Bodenarten, Kulturen, Kulturen, Kulturen

Noch im Jahre 1840 entstand außer dem „Kondor" und den „Feldblumen" das „Heidedorf", in das Jahr 1841 fällt der „Hochwald", die „Narrenburg" und die „Mappe meines Urgroßvaters", in das Jahr 1842 „Bergmilch", „Abdias", „Brigitta" und „der späte Pfennig". Bezüglich der Reihenfolge des ersten Erscheinens der genannten Arbeiten teilt Aprent in einer Tabelle die nachstehenden Ortsangaben und Jahreszahlen mit: Der Kondor. Wiener Zeitschrift. 1840. — Das Heidedorf. Wiener Zeitschrift. 1840. — Die Feldblumen. Iris. 1841. — Die Mappe. Wiener Zeitschrift. 1841 und 1842. — Der Hochwald. Iris. 1842. — Die Narrenburg. Iris. 1843. — Wirkungen eines weißen Mantels. (Bergmilch.) Wiener Zeitschrift. 1843. — Abdias. Novellen-Almanach. 1843. — Der späte Pfennig. Album aus Österreich ob der Enns. 1843. — Brigitta. Gedenke mein. 1843. Sieben von den in schneller Folge geschriebenen Anfangsarbeiten erschienen zunächst in der „Wiener Zeitschrift" und in der „Iris". Im Jahre 1843 aber brachten gleichzeitig der „Novellen-Almanach", das „Album aus Österreich ob der Enns" und die Taschenbücher „Iris" und „Gedenke mein" Erzählungen aus der Feder des Dichters, dessen bezaubernde Eigenart den Leserkreis der damals in erster Reihe stehenden Zeitschriften und Taschenbücher mit einem Schlage für sich gewann.

So etwas war neu! Stifter trat als vollendetes Original vor die Schranken. Sprache und Empfindung waren ursprünglich und unvergleichlich; das bis zu anbetender Verehrung gesteigerte Naturgefühl, das liebevolle Versenken in zarte, weiche Stimmungen, die heiligfromme Gemütstiefe, der Reichtum der Phantasie und die Fülle des Ausdruckes bei fast ängstlicher Scheu vor allem, was den Lärm des Tages ausmacht und sich im lauten Ringen der Zeit austobt, alles das mußte beifälligste Bewunderung und innigste Zustimmung finden in jenen zahlreichen Kreisen des Vormärz, welche den gedämpften Worten reinfrohen, weltfernen Kindersinnes willfähriger lauschen mochten, als den eben damals mit ungestümer Leidenschaftlichkeit zornmütig ausgestoßenen Kampfrufen der den Geist der Unzufriedenen aufreizenden literarischen Tumultuanten. Inmitten des immer stärker anschwellenden Aufruhrs der Meinungen, inmitten der Verwünschungen und des Wutgeschreis wegen geistiger Knechtschaft, Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit und Beschränkung der höchsten menschlichen Güter stand Stifter mit seinem glaubensfrohen Anhang auf einer Insel der Glückseligen, deren den ewigen Göttern geweihter Hain, küstenfern und abgeschlossen, unbehelligt blieb von der tosenden Brandung der Gezeiten. Während eine auf gewaltsame Umwälzung

hoffende, dem Umſturz der Dinge in ſchrillen Tönen eindringlich das Wort redende Sängerſchar mit den bedrückenden Erſcheinungen des Alltags ihre murrenden Strophen füllte, hielt Stifter den verzückten Blick auf das Ewige und Unendliche, auf das Dauernde und Unveränderliche gerichtet. Die ſcharfen Laute der Tendenzpoeſie drangen nicht bis an ſein Gehör; er hatte keinen Sinn für das Weſen und die Bedeutung der Zeitgedichte; er vernahm ſie nicht, er wußte nichts von ihnen, ſein Geiſt hatte nichts mit ihnen zu ſchaffen. Gleichwie ihn ſpäter, als die Zeit der Erfüllung kam, das revolutionäre Aufſchäumen der Volkswut erſchreckte und anwiderte, ſo fanden auch die den blutigen Ereigniſſen vorangehenden Dithyramben des Freiheitsdranges keinen Weg zu ſeinem Herzen. Was die Zeitwelle hebt, was die Zeitwelle verſchlingt, das achtete er für nichts. Nach ſeiner Anſchauung vom Leben erſchien ihm der Gedanke widerſinnig, daß die Gewährung politiſcher Freiheiten an die Maſſen das Glück des Einzelnen zu erhöhen vermöchte. Denn er erblickte das höchſte individuelle Glück in dem harmoniſchen Einklang der Empfindungen, in der ſtillen Ausgeglichenheit des Innenlebens, in der erhabenen Friedfertigkeit, welche dem Einſamen abſeits vom Wege erblüht. Dieſes Glück, das jeder Einzelne in ſeiner beſonderen Weiſe ſucht und aus der Tiefe ſeines Weſens gründet, konnte er nicht in Zuſammenhang ſetzen mit den Kämpfen und Erſchütterungen einer ſtürmiſch bewegten Zeit; um ruhig und ſicher ausreifen zu können, mußte es ſorglich vor dieſen Stürmen behütet werden. Die politiſchen und geſellſchaftlichen Beſtrebungen erſchienen ihm in ihrer Unbeſtändigkeit klein gegen das unerſchütterliche Walten der Natur. Der Halm, welcher genau ſo wie heute ſchon vor Jahrtauſenden im Koſen der Lüfte ſich wiegte, an deſſen Wachstum alle Leidenſchaften, alle Erfindungen, alle Umwälzungen der Menſchengeſchichte auch in der fernſten Zukunft keine Veränderung bewirken können, war dem ſtillen Malerpoeten, dem Poeten des Waldes, bedeutender, wertvoller, heiliger, vertrauter, als das Kampfgetümmel wechſelvoller Erſcheinungen.

Obgleich nun Stifter ſchon in den Reihen der Schriftſteller mitzählte, wollte er doch nicht ſeine ganze Exiſtenz an die Ertragfähigkeit ſeiner Feder knüpfen, und lugte noch immer nach einer Profeſſur aus. Aber es fand ſich nirgends eine für ihn paſſende Stelle. Alſo mußte er wohl oder übel auf dem ſchwanken Boden der Literatur ſtehen bleiben, und da es ihm an verſchiedener Privatbeſchäftigung nicht fehlte, ſo konnte er zunächſt ruhig zuwarten. Durch die Baronin Mink war er bei der Fürſtin Schwarzenberg (der Witwe des Feldmarſchalls) eingeführt

worden, mit welcher er auf ihren Wunsch täglich das Wichtigste aus der allgemeinen Zeitung durchzusprechen pflegte. Stifter rechnete die Stunden, die er in der Gesellschaft dieser hochgebildeten Frau zubrachte, zu den schönsten seines Lebens. An demselben Orte traf er auch mit der Dichterin Betty Paoli zusammen, welche damals die Stelle einer Vorleserin im Hause der Fürstin bekleidete. Außerdem war Stifter ein stets willkommener Gast bei der Baronin Pereira, wo er mit Grillparzer und Zedlitz in Verkehr trat, bei der Familie Collin, bei dem Hofjuwelier Türk und dem damals berühmten Augenarzte Friedrich Jäger. Später fand er auch Zutritt im Hause Metternichs, des Staatskanzlers, und unterrichtete mehrere Jahre den Fürsten Richard in der Mathematik und Physik. Im Jahre 1844 traf er das erste Mal im Hause des Fürsten Metternich mit dem ihm gesinnungsverwandten Schriftsteller Friedrich Simony zusammen.

Der vielfache Verkehr mit hochstehenden Aristokraten mochte bald einen sehr vorteilhaften Einfluß auf die Umgangsformen Stifters ausgeübt haben, die von Hause aus gerade nicht die glänzendsten gewesen sein dürften; wenigstens läßt das Urteil der Frau von Collin über den jungen Stifter an drastischer Schärfe nichts zu wünschen übrig: „Weder Menschen noch Hunde, weder Tische noch Stühle, nichts, was nicht festgenagelt war, blieb vor ihm sicher. Er stieß überall an, rannte alles nieder, aber da er ein prächtiger Mensch und ein vortrefflicher Umgang für meinen Ludwig war, einfach und sittig wie ein junges Mädchen, so habe ich mich darangemacht und nicht nachgelassen, bis er sich seine Tölpelei abgewöhnte."

Daß Stifter in seiner Stellung als Instruktor junger Aristokraten nicht immer glücklich gewesen sei, und daß auch er manches von den Launen der Reichen gekostet habe, beweist die abfällige, unverkennbar nach eigenen Eindrücken niedergeschriebene Schilderung des Stubenunterrichtes: „Die Verachtung wird eingeteilt in die grobe und feine. Die grobe wirft dem Manne Brocken und Heller hin, und schaut ihn nicht an. Diese genießen die Türenbettler und die Straßenbettler. Die feine haben die Menschen innerlich gegen die, welche ihnen vorher etwas geben, dafür man den Lohn stets zu groß hält. Da sind die Komödienspieler, Gaukler, Pfeifer, Marktschreier, Tierabrichter, Hanswurstzeiger, Riesen, Zwerge und solche. Da sind die, welche in die Häuser gehen müssen, um ein wenig Erziehung und Unterricht darzureichen, und sich dann wieder von hinnen zu begeben. Und wenn eine Zeit um ist, bekommst Du Dein Geld, und niemand kümmert sich um Dich. Und wenn Dich Dein Herz überkommt, und Du aus ihm zu dem Schüler redest, und dann aufstehst,

und in Demut Abschied nimmst und fortgehst, und wenn er an dem Fenster steht, und auf den Scheiben trommelt, und Dich unten weggehen sieht, von Wägen, die da fahren, mit Kot bespritzt, dann däucht er sich mehr zu sein als Du, und die Seinigen denken auch so. Und ist das nicht Hunde tanzen lassen, Dudelsack pfeifen, Untaten singen, den Hanswurst zeigen, und dann mit der Papierdüte sein Geld sammeln gehen? Mir ist es schon lange bis zur Kehle."

Der Verkehr mit den Großen behielt für Stifter trotz seiner späteren gesellschaftlichen Gewandtheit stets etwas Unangenehmes und Beengendes: „Wenn ich auch auf dem ganzen Wege von meiner Wohnung bis zu dem Hause des großen Herrn über die allgemeine Menschenwürde nachdenke, und selbst den möglichen Fall in Betracht ziehe, daß ich ein weiserer und vielleicht ein besserer Mensch bin, oder doch wenigstens ebenso weise, ebenso gut wie er, so hilft mir doch das Alles nichts. So wie ich in den Kreis der vornehmen Leute trete, wiederholt sich in mir regelmäßig die Empfindung des Schulknaben, wenn der Direktor, der Pfarrer oder etwa der Bischof vor ihm steht. Es dauert immer eine Weile, ehe ich mein Gleichgewicht und mit diesem meine Sprache wiederfinde."

Den vorteilhaftesten Einfluß auf das Emporblühen Stifters übten die freundliche Anerkennung, die Wärme und das aufmunternde Entgegenkommen aus, welche der Dichter bei seinem Verleger fand. Ist die Entwicklung eines intimen Verhältnisses in einem derartigen Verkehre, bei welchem seitens des Verlegers doch vor allem das geschäftliche Interesse bestimmend zu sein pflegt, an und für sich schon eine Seltenheit, so kann die innige Freundschaft, mit welcher Gustav Heckenast dem Dichter bis zum Grabe treu blieb, als ein Phänomen in der Literaturgeschichte bezeichnet werden. Stifters Briefe sind ein bleibendes Denkmal dieser edlen, vorurteilslosen und folgenreichen Männerfreundschaft. Als erstes Ergebnis des offenen und freundlichen Verkehrs zwischen dem Verleger der „Iris" und deren Mitarbeiter kann zunächst die Herausgabe der bisher in einzelnen Zeitschriften zerstreut erschienenen, novellistischen Arbeiten betrachtet werden. So erschienen im Jahre 1844 die zwei ersten Bände der „Studien", die einen so mächtigen Eindruck in allen Leserkreisen hervorbrachten, daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage veranstaltet werden mußte.

Die Gesamtbezeichnung, welche Stifter seiner Novellensammlung voranstellte, ist dem Wörterbuche des Malers entnommen. Der Dichter, welcher — eine echte Künstlernatur — auch als Maler den Reiz der „Studien" am köstlichsten und tiefsten empfand und aus vielfältiger

Erfahrung wohl wußte, daß die Studie, für den Schaffenden zumal, an Freiheit, Urſprünglichkeit und Lebendigkeit die umſichtig und gewiſſenhaft durchgebildete Ausführung des in allen Teilen vollendeten Werkes zumeiſt weit überragt, wollte gewiß ſchon im Titel die unmittelbare Friſche und ſorgloſe Ungebundenheit ſeines poetiſchen Schaffens der erſten Zeit kennzeichnen. Auch verlieh ihm die gewählte Bezeichnung den Freibrief, in wenigen Strichen bloß andeutend zu ſkizzieren, wo es ihm angemeſſen erſchien, die Phantaſie des Leſers zu ergänzendem Fortſpinnen anzuregen, ohne ihr am feſſelnden Gängelbande ſklaviſche Gefolgſchaft aufzunötigen.

Stifter hatte, ohne unbeſcheiden zu ſein, von ſich keine zu geringe Wertſchätzung, und die Bemerkung, welche er einmal ausſprach, „der Mann, der ſich fühlt, weiß, was er taugt, er kennt die Reihe unter ſich, aber auch die über ſich", war eigentlich ein Bekenntnis ſeiner Selbſtbeobachtung. Stifter fühlte ſich. Bezüglich der „Mappe" ſchrieb er einmal an Heckenaſt: „Wenn ich ſo die freundlichſten, geweihteſten Stunden darauf verwenden würde, ſo würde es ſich zuſammenfinden, einfach, klar, durchſichtig und ein Labſal wie die Luft. Der Leſer würde in dem Buche fortgehen zwiſchen allbekannten, geliebten Dingen und ſachte gebannt und eingezirkelt werden, ſo wie man im Frühlinge in warmer Luft, in allſeitigem Keimen, in glänzender Sonne geht, und glückſelig wird, ohne ſagen zu können, wodurch man es geworden."

Die zwei erſten Bände der „Studien" enthielten „Kondor, Feldblumen, Heidedorf, Hochwald und Narrenburg". Alle dieſe Erzählungen ſind durch eine völlig eigenartige Form, durch überaus wirkungsvolle Gegenſtändlichkeit, durch ſorgfältige Klarheit und zauberiſchen, muſikaliſchen Wohlklang des bis zu klaſſiſcher Vollendung emporgehobenen ſprachlichen Ausdruckes, durch feine, verſtändnisvolle Naturbeobachtung und durch Tiefe und keuſche Reinheit des ſittlichen Empfindens ausgezeichnet.

* * *

Im „Kondor" iſt es ein treuer, ſtarker, edler Männercharakter, den uns der Dichter ſchildert; nach ſchweren Seelenkämpfen wendet ſich derſelbe in ſtiller Größe verachtend ab, da er erkennt, daß das blühende, ſtolze, von eitlen und maßloſen Wünſchen erfüllte Mädchen, dem er die volle Glut einer erſten Empfindung entgegengebracht, ihre hochfahrenden, ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen ſeiner Liebe entgegenſtellt. Kornelia will die Schranken, welche ſeit Jahrtauſenden um das weibliche Geſchlecht gezogen ſind, zu brechen verſuchen, und durch ihre eigene Lebensführung den

Beweis erbringen, daß das Weib den Wettſtreit mit dem Manne erfolgreich aufnehmen könne, ohne an Tugend und Weiblichkeit zu verlieren. Gegen den Willen des ihr in aufopfernder Liebe ergebenen Jünglings nimmt ſie teil an einer zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ausgerüſteten Ballonfahrt; aber den ſchreckhaften Eindrücken der ſie umgebenden finſteren Unendlichkeit des Raumes iſt ihre Kraft nicht gewachſen. Von ſchwerer Ohnmacht befallen, ſinkt ſie in die Arme ihres Begleiters, während das Luftſchiff ſich feierlich in die erhabenſten Regionen des Äthers aufſchwingt. Was ſie niemals hatte glauben wollen, das mußte ſie nun an ihrer eigenen Schwäche erleben: „Das Weib erträgt den Himmel nicht!" — Von dem Fenſter ſeines Dachſtübchens aus beobachtet nach angſtvoll durchwachter, mondheller Sommernacht der junge Maler die im Himmelsraume zitternde Gondel, in welcher für ihn „das ſtrahlenreichſte Geſtirn" in die Höhen des Firmamentes emporſchwebt; Sorge und bitterer Unmut ſind in ſeinem Herzen. Und obgleich Kornelia, nach der Enttäuſchung, die ihr der tollkühne Verſuch gebracht, ihm voll Beſchämung in Demut und Sanftheit entgegenkommt, verſchließt er trotzig ſein Herz und kämpft gewaltſam ſeine ungeſtüme Leidenſchaft nieder. Kornelia wird von dem jungen Manne in der Kunſt des Malens unterrichtet; bei einer Malſtunde erreicht die Spannung zwiſchen beiden ihren Höhepunkt: „Wie ſo oft der Geiſt des Zwieſpalts zwiſchen Menſchen tritt, anfangs als ein ſo kleines, weſenloſes Ding, daß ſie es nicht ſehen, oder nicht wert halten, es mit einem Hauch des Mundes, mit einer Falte des Gewandes wegzufegen — wie es dann heimlich wächſt und endlich als unangreifbarer Rieſe wolkig, dunkel zwiſchen ihnen ſteht; ſo war es auch hier. — Einſtens, ja in einem ſchönen Traume war es ihm geweſen, als zittere auch in ihr der Anfang jenes heißen Weſens, das ſo dunkel über ſeiner Seele lag, einſtens in einem ſchönen Traum; aber dann war ihr Stolz wieder da, ihr Freiheitsſtreben, ihr Wagen — alles, alles ſo ganz anders als ihm ſein ſchüchtern wachſendes, ſchwellendes Herz ſagte, daß es ſein ſolle — ſo ganz anders, ganz anders, daß er plötzlich knirſchend alles hinter ſich geworfen, und nun daſtand, wie einer, der verachtet — — und wie ſie immer fortmalte und auch nicht eine Seitenbewegung des Hauptes machte und auch nicht ein Wort ſagte: da preßte er die Zähne ſeines Mundes auf einander und dachte, er haſſe dieſes Weib recht inbrünſtiglich!" Endlich nach bangen Stunden tonloſer, erdrückender Stille bricht der weibliche Stolz in ſich zuſammen, und Kornelias ſeeliſche Erregung macht ſich im heißen Strome lange zurückgehaltener Tränen Luft. Da liegt er mit eins zu ihren Füßen. Die elementare Macht der Liebe beſiegt die

widerſtreitenden Gefühle, und ein glühender Kuß vereint die beiden ſtolzen Herzen. „Ein lachendes Gewölbe ſprang über die Welt, und die grünen Bäume wiegten ein Meer von Glanz und Schimmer! — Der Kranz aus Gold und Ebenholz um ihre Häupter hatte ſich gelöſet, der Funke war geſprungen, und ſie beugten ſich auseinander ....“

Aber der ſelige Wonneſturz iſt zu überraſchend gekommen; ſie vermögen ihr Glück nicht feſtzuhalten. Der junge Maler entſchließt ſich, ſeine geplante Reiſe ſogleich anzutreten, um zu ſehen, welche Frucht dieſe Glut der Leidenſchaft zu zeitigen vermag, und ſo trennen ſich zwei Menſchen, die ſich kaum gefunden. — An dieſer Stelle tritt Stifters aus der bildenden Kunſt übernommene Vorliebe für eine bloß ſkizzenhafte Andeutung zum erſten Male hervor. Die freiſchaffende Phantaſie des Leſers mag ergänzen, welche Geſchehniſſe und Gefühle ein langer Zeitraum in ſich barg: „Welch ein Glühen, welch ein Kämpfen zwiſchen beiden war, wer weiß es?“ — Jahre nachher erregen in Paris zwei Bilder eines unbekannten Malers ungeheures Aufſehen. „Es waren zwei Mondbilder — nein, keine Mondbilder, ſondern wirkliche Mondnächte, ſo dichteriſch, ſo gehaucht, ſo trunken!“ Und Kornelia, die gefeiertſte Schönheit der unermeßlichen Rieſenſtadt, „welche tauſend Herzen entzündete und mit tauſenden ſpielte“, ſinkt nach dem Anblicke dieſer Gemälde in tiefſter, ſchmerzlichſter Reue zuſammen. „Wie zuckte in ihrem Gehirne all das leiſe Flimmern und Leuchten dieſer unſchuldigen keuſchen Bilder, gleichſam leiſe, leiſe Vorwürfe einer Seele, die da ſchweigt, aber mit Lichtſtrahlen redet, die tiefer dringen, die immer da ſind, immer leuchten und nie verklingen, wie der Ton.“ — Der junge Künſtler aber weilt fern in den Urgebirgen der Kordilleren, „ein unbekannter, ſtarker, verachtender Menſch, um dort neue Himmel für ſein wallendes, ſchaffendes, dürſtendes, ſchuldlos gebliebenes Herz zu ſuchen“. —

Der Stoff dieſer Erzählung iſt ſkizzenhaft behandelt; an ſich ſeltſam und neu, erweckt er im Vereine mit den glanzvollen Schilderungen ungewöhnlicher Lebenslagen gleich vom Beginn ab die lebhafteſte Anteilnahme. Nichts erinnert an die Erzählerſchablone der ſeichten vormärzlichen Unterhaltungslektüre. Iſt bezeichnenderweiſe gleich die erſte ſchriftſtelleriſche Studie, mit welcher Stifter vor die Öffentlichkeit trat, eine Malergeſchichte, ſo verrät auch die Freude an dem ſorgfältigen Ausmalen ſchöner Einzelheiten ganz ebenſo wie die trotz aller Romantik kräftig betonte Gegenſtändlichkeit der Darſtellung den ſicher und ſcharf beobachtenden Malerpoeten.

So führt den Dichter die das „Nachtstück" einleitende Unterredung mit Hinze, einem Vorfahren des bekannten Katers Hiddigeigei, zur entzückend wahrhaftigen Beschreibung einer zauberischen Mondnacht, welche wir mit dem jungen Maler am Dachfenster der hochgelegenen Künstlerwohnung durchleben, und die uns nicht als bloßes Landschafts- und Kabinettsstück, wie Emil Kuh behauptet, sondern vornehmlich deshalb interessiert, weil damit der Gang der Handlung auf das Geschickteste verwoben ist, da sich eigentlich schon in jener Nacht das Schicksal der liebenden Herzen entscheidet. „Der Mond hatte sich endlich von den Dächern gelöset und stand hoch im Blau — ein Glänzen und ein Flimmern und ein Leuchten durch den ganzen Himmel begann, durch alle Wolken schoß Silber, von allen Blechdächern rannen breite Ströme desselben nieder, und an die Blitzableiter, Dachspitzen und Turmkreuze waren Funken geschleudert. Ein feiner Silberrauch ging über die Dächer der weiten Stadt wie ein Schleier, der auf den hunderttausend schlummernden Herzen liegt. Der einzige Goldpunkt in dem Meere von Silber war die brennende Lampe drüben in dem Dachstübchen der armen Waschfrau, deren Kind auf den Tod liegt." — Gleich farbenprächtig und glänzend im Ausdruck ist die darauf folgende Schilderung der verhängnisvollen Ballonfahrt, eine sprachgewaltige Darstellung voll trunkener Schönheit. Der ungeheure Bau der leuchtenden Kugel erhob sich in den feurigen Strahlen der Morgensonne: „Wie glühende Stäbe schnitten sich die Linien der Schnüre aus dem indigoblauen Himmel, und seine Rundung flammte wie eine riesenhafte Sonne. Die Erhabenheit begann nun allgemach ihre Pergamente auseinander zu rollen — und der Begriff des Raumes fing an mit seiner Urgewalt zu wirken. — Wie große Schatten zogen die Wälder gegen den Horizont hinaus — ein wunderliches Bauwerk von Gebirgen wie wimmelnde Wogen ging in die Breite und lief gegen fahle Flecken ab, wahrscheinlich Gefilde. Nur ein Strom war deutlich sichtbar, ein dünner zitternder Silberfaden, wie sie oft im Spätherbste auf dunkler Heide spinnen. — Der Kondor wiegte sich in seinem Bade und wie mit den prächtigen Schwingen seines Namensgenossen hob er sich langsam und feierlich in den höchsten Äther . . . Wie in einem fremden goldenen Rauche lodernd, taumelte die Erde gleichsam zurück, an ihrer äußersten Stirn das Mittelmeer wie ein schmales, gleißendes Goldband tragend, überschwimmend in unbekannte phantastische Massen . . . Das ganze Himmelsgewölbe, die schöne, blaue Glocke unserer Erde, war ein ganz schwarzer Abgrund geworden, ohne Maß und Grenze in die Tiefe gehend — jenes Labsal, das wir unten so gedankenlos genießen, war hier oben

völlig verſchwunden, die Fülle und Flut des Lichtes auf der ſchönen Erde. Wie zum Hohne wurden alle Sterne ſichtbar — winzige, ohnmächtige Goldpunkte, verloren durch die Öde zerſtreut — und endlich die Sonne, ein drohendes Geſtirn, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine ſcharfgeſchnittene Scheibe aus wallendem, blähenden, weißgeſchmolzenen Metalle: ſo glotzte ſie mit vernichtendem Glanze aus dem Schlunde — und doch nicht einen Hauch des Lichtes feſthaltend in dieſen weſenloſen Räumen." — Zu der plaſtiſchen Anſchaulichkeit dieſer Schilderungen haben des Dichters naturwiſſenſchaftliche Studien gewiß ein Erhebliches beigetragen; ſie ſind die poetiſche Ausmünzung der in den Vorleſungen von Littrow und Ettingshauſen aufgeſammelten Kenntniſſe.

Die Charaktere der Menſchen ſind mit wenigen, flüchtigen Strichen leicht ſkizziert, und es bleibt dem Leſer überlaſſen, ſie mit nachſchaffender Phantaſie lebendig aufzufärben. Stellenweiſe treten Beziehungen zu Jean Paul hervor, ſo vor allem in dem hochtonigen Schwung der Sprache und in den Überſchriften der vier Abſchnitte: Nachtſtück, Tagſtück, Blumenſtück, Fruchtſtück. Das Gefühlsleben, da und dort nur angedeutet, erhebt und verdichtet ſich allgemach wie ein heimlich und unbezwingbar waltendes Fatum über den beiden Häuptern. Das Weib, das den Himmel der Aſtronomen nicht ertrug, war auch zu ſchwach, um beſeligt einzugehen in den reinen Himmel lauterer, ſelbſtloſer Liebe. In dem Beſtreben, die Bande der Natur zu ſprengen, ſchwand das Glück dahin, mit welchem die Natur ihre Getreuen überſchüttet. Das Seeliſche in den Vorgängen kommt völlig dem modernen Empfinden nahe. In einem ſehr beachtenswerten Aufſatze über Adalbert Stifter hat Karl Pröll dieſe Verwandtſchaft treffend gekennzeichnet: „Die realiſtiſche Schule der jüngſten Zeit legt großen Wert auf die ſorgfältige Beobachtung des Details und auf die muſiviſche Zuſammenfügung des Erſtöberten und Erlauerten, um zu einer möglichſt getreuen Wiedergabe des Urſächlichen in den Eindrücken zu gelangen. Und ſie entdeckt zu ihrem Erſtaunen in Stifter einen verwandten Zug, ja ſie findet ſich meiſtens von ihm übertroffen in der Aneignung und Weiterleitung jener „äſthetiſchen Imponderabilien", welche man mit dem Worte „Stimmung" zu bezeichnen liebt. Ja ſelbſt die Schwäche, daß dieſe Schule moderner Schriftdarſtellung ſich häufig damit begnügt, ſtatt Charakterentwicklung und Charakterzeichnung uns nur Charakterſtimmungen zu geben, deutet auf Stifter als einen unbewußten Vorläufer zurück."

* * *

Sprach ſich im „Kondor" das dichteriſche Problem in den Worten aus: „Das Weib erträgt den Himmel nicht," ſo zeigt uns Stifter in ſeiner zweiten Studie, in den „Feldblumen", die Idealgeſtalt des ganz in ſich ruhenden, vollendeten Weibes als berufene Veſtalin des reinſten, himmliſchen Feuers. In dieſem Sinne iſt die Novelle eine inbrünſtige Vergöttlichung des Erhaben-Weiblichen, ein begeiſterter Hymnus der innigſten Frauenverehrung. Aber indem der Dichter mit der ganzen Schwärmerei eines jugendlich glühenden Herzens die unendliche Fülle von Vorzügen, Kenntniſſen, Tugenden und Holdſeligkeiten in dem Weſen einer einzig Auserwählten ihres Geſchlechtes unerſättlich zuſammenträgt, weiſt er zugleich die Pfade, welche zu ſolcher Höhe emporführen. Stifter hat in dem Charakter Angelas nicht nur die prächtigſte und innigſte Frauenſchilderung geſchaffen, er hat auch gezeigt, wie das „vernähte, verkochte, verwaſchene Leben" des Weibes einer höheren Sendung gewonnen werden könne, ohne dabei die feſten Schranken ſeiner natürlichen Beſtimmung und Begabung zu überſchreiten.

Die Emanzipationsidee, welche freilich zu jener Zeit noch weit davon entfernt war, Loſungswort und Kampfgeſchrei eines erhitzten Vorfechtertums zu bedeuten, hat bereits Stifter zu ernſtem Nachdenken veranlaßt, und er verſucht es, im „Kondor" ebenſowohl als in den „Feldblumen" die Frage der „Befreiung des Weibes aus geiſtiger Knechtſchaft" je nach der perſönlichen Eignung individuell zu löſen. Während aber im „Kondor" die Maßloſigkeit des ungebändigten Freiheitsdranges die ſchmerzlichſten Konflikte nach ſich zieht, ſehen wir in der harmoniſchen Ausgeglichenheit Angelas den Inbegriff des über allen Kämpfen und Erſchütterungen thronenden Vollweibes. Im „Kondor" muß das hochbegabte, von ſchrankenloſer Ichſucht erfüllte Mädchen durch die Unzulänglichkeit des eigenen Weſens zu beſchämender, reuevoller Erkenntnis geführt werden, durch die Angela der „Feldblumen" aber wird gezeigt, daß der höchſte Beruf des Weibes, „die Bildung des künftigen Mutterherzens", durch wiſſenſchaftliche Vertiefung weit eher gefördert als gefährdet werden kann, und daß die vollendete, ideale „Häuslichkeit" die Pflege der geiſtigen Güter nicht nur geſtattet, ſondern vorausſetzt.

Wenn John Stuart Mill in „The subjection of women" die Behauptung aufſtellt, „die Frauen wären Philologen, wenn Ihr ſie vorerſt das Perſiſche der Zendaveſta ſtudieren ließet," ſo zeigt uns Stifter in ſeinem „Weiblichen Cato von Utica" ein Mädchen, das Homer und Virgil im Urtext geleſen, das in Naturrecht und Geſchichte, in Mathematik, Geometrie und Aſtronomie gründlich bewandert iſt. „Das Wiſſen ſtellt

den Menſchen glänzender unter ſeine Brüder zurück, wie einen fremden Weiſen, vor dem man Ehrfurcht hat.“ In ihrer armſeligen Beſchränktheit wiſſen freilich die Klatſchbaſen des Schmälens über Angelas Unnatur und Verſchrobenheit kein Ende zu finden; der Dichter aber tritt voll heiligen Eifers (Feldblumen, Tagebuchblatt vom 22. Juni 1834) für ſeine Heldin ein:

„Sie (Angela) iſt das reinſte und herrlichſte Weib auf Erden. Was ſagten ſie da oft für ein albernes Märlein, die wiſſenſchaftliche Bildung zerſtöre die ſchöne, zarte Jungfräulichkeit, und die Naivetät und die Herzensinnigkeit und ſo weiter — hier iſt doch eine Wiſſensfülle, an die wenig Männer reichen, und doch ſteht eine ſtrahlenreiche Jungfrau da — ja, erſt die rechte, ernſte Jungfrau, auf deren Stirne das Vollendungsſiegel leuchtet, eine erblühte, ſelbſtbewußte, eine würdevolle Jungfrau, vor der zaghaft jeder Schmutzgedanke verſtummen muß — eure Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, die mich ſonſt ſo entzückte, iſt nur erſt das Vorbild und die Anlage der rechten, und neben dieſer ſteht ſie faſt wie Dummheit da — und ſie iſt es auch, weil ſich an ſie der Verführer wagt.

Am Kinde entzückt das Lallen, aber der Knabe muß reden lernen. Selbſt die geiſtvollſten Mädchen meiner Bekanntſchaft, wenn ſie neben ihr ſind, werden ordentlich armſelig, und wenn ſie den Mund auftun, ſo iſt es doch nur jenes Alltagsei der Einfalt, was ſie legen. Selbſt das Naive, Weibliche, Jungfräuliche an ihnen erſcheint mir gemacht und unnatürlich oder unreif neben dem einfachen gelaſſenen Sichgehenlaſſen Angelas, das keinen Anſpruch und Aufwand macht, und doch erkannt wird als die Königin. Es muß ein rieſenhafter Geiſt geweſen ſein, der dieſes Weib erzogen hat. Ich bin ſie weitaus nicht wert — aber jede andere vermag ich jetzt auch nicht mehr zu ehelichen, weil ich ſie nicht zu lieben vermag, und ſo will ich ihr Bild bewahren als das ſchönſte Geiſteskleinod, was mir in dieſem Leben begegnete. Ein tiefer Ernſt ſitzt mir im Herzen, und ſie hob ſeitdem wieder manche jener erträumten göttlichen Geſtalten empor, die einſt mein ſehnſüchtiges Herz bevölkerten, und die ich aber in die Tiefe ſinken ließ, weil ich ſie für weſenloſe Phantome hielt, nur meiner Sehnſucht angehörend; aber ſie hat auch dergleichen und betet ſie ruhig an, ohne ſich weiter umzuſehen, ob ihnen ein Halt zukomme im äußeren Gewerbsleben oder nicht; genug, in ihrer Seele, der mondlich ſtillen, wandeln ſie, wie die hohen Geſtalten der Geſchichte — und daher ſind ſie. Ihr hat man die Heiligkeit der Phantaſie, die unſere Erzieher eine Betrügerin nennen, nicht verleidet und ſie hat deſſen kein Hehl. Das iſt es, was die Welt an ihr die Verſchrobenheit heißt. Was ſie ſechzig Jahre

ſehen, und was ihr Vater und Großvater auch ſechzig Jahre geſehen haben, das iſt ihnen das Natürliche, wie verkehrt es auch ſein mag — und wer ſich dagegen auflehnt und ein Neues bringt, der iſt ein Fremdling unter ihnen, ein Aufrührer gegen die Natur. Ich will Dir noch einiges von ihr erzählen; höre mir gütig zu, mein Titus!

Erſtens kann ſie Latein und Griechiſch — das Franzöſiſche und Engliſche wird ihr nicht übel genommen. Zweitens kann ſie ſo viel Mathematik, als zum Verſtändnis einer allgemeinen Naturlehre nötig iſt; ja, ſie kann noch mehr, weil ſie die Sternkunde verſtehen wollte und nun wirklich verſteht. Drittens, daß ſie Bücher über Seelenkunde und Naturrecht ſtudierte, ward für lächerlich erklärt, ſie aber meinte, ſonſt die Weltgeſchichte nicht verſtehen zu können. Selbſt in philoſophiſche Syſteme ſteckte ſie den Kopf — nur gegen Phyſiologie wehrte ſie ſich hartnäckig, ſie fürchtete Zerſtörung der ſchönen inneren Welt. — O, die iſt ja gelehrt, ein Ausbund, ſagen viele ihrer Mitſchweſtern, aber ich glaube, es iſt bei vielen Neid, bei vielen Beſchränktheit — die Männer ſagen, das müſſe fade ſein — und dennoch ſchrumpft der, der es ſagte, in ihrer Gegenwart jämmerlich ein, wenn auch nur Alltägliches geſprochen wird. Ich bewundere ihren Lehrer, wie ich Dir ſchon mehrfach ſagte, der mir bis längſtens im Auguſt verſprochen wird; denn er war es, welcher ihren ſchönen Geiſt in die ernſten Hallen der Wiſſenſchaft führte und ihr die Bilder dieſes Iſistempels deutete. Darum iſt ihr die Wiſſenſchaft Schmuck des Herzens geworden, und das iſt die größte und ſchönſte Macht derſelben, daß ſie den Menſchen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menſchheit aus ihrer Schule läßt — freilich, bei andern bleibt es dürr liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in ſein Neſt trägt und blödſinnig darauf ſitzt.

Die Sprachen lernte ſie in der Kindheit — die Wiſſenſchaften von ihrem zwölften bis in das zweiundzwanzigſte Jahr (ſo alt iſt ſie jetzt) und von da noch immer fort — die Poeſie trieb und treibt ſie ihr ganzes Leben. Du wirſt wohl nicht fragen, wo ſie die Zeit hernimmt, da Du es ſelber warſt, der mir Verſchwender zuerſt dieſes koſtbare Gut zeigte, wie zum Erſtaunen ergiebig es ſei, wenn man es richtig einteilt und kein Teilchen derſelben töricht wegwirft. Doch wirſt Du begreifen, wie viel Zeit ſie hatte, wenn ich Dir aus Luciens Munde berichte, daß ſie eine Menge nicht kann und nicht lernte, was nicht zu können jedes Mädchen Wiens für eine Schande halten würde. Zum Beiſpiel: Stricken. Es war mir ein Jubel, als ich das hörte. O, dieſer ewige Strickſtrumpf, an dem unſere Jungfrauen nagen — es gibt nichts Öderes und Geiſt-

loſeres als das unendliche Fortbohren und das Zuſchauen eines unglücklichen Mannes. Wohl wird es zuletzt zur Gewohnheit, und ſie können ſo ſchön und frei denken, ob ſie ſtricken oder nicht — aber es iſt nicht wahr; denn welche koſtbare Zeit verlernten ſie an dem Ding, und verlernten dabei das ſchöne, freie Denken mit, welches Denken übrigens bei jeder fortgeſetzten, einförmigen Körperbewegung immer etwas von dem Charakter dieſer Bewegung annimmt. Erſparnis iſt es in den meiſten Familien auch nicht; denn ſonſt müßten ſie ſich konſequenter Weiſe auch die Schuhe machen und noch andere teurere Sachen — aber wo Erſparung Not tat, hätten die Töchter etwas beſſeres lernen können, um ſich damit Strümpfe genug und all die teuern Sachen obendrein zu verdienen. Bei ihrer ſehr einfachen Art, ſich zu kleiden, erſpart Angela mehr, als ſie für Strümpfe wird ausgeben müſſen.

Es iſt Unglück genug, daß bei dem Unſinn des materiellen Luxus, der ſich der Welt bemächtigte, ohnehin ein ſo großer Teil der Menſchen verdammt iſt zur lebenslangen Arbeit des Körpers, daß er kaum Zeit hat, zum Himmel zu ſchauen, wie er ſo ſchön blau iſt. Dazu hat uns Gott nicht gemacht, und Jahrtauſende werden vergehen, bis wir natürlicher, d. h. geiſtig reicher und körperlich einfacher werden.

Ferner das Sticken, von dem ihr Lehrer ſagte, es ſei die ſündenvollſte Zeitverſchwendung; denn das endlich fertige Produkt ſei kein Kunſtwerk; iſt es ſchön, ſo iſt das Vorbild ſchuld, nicht die Nachmacherin; meiſt aber bleibt es hinter dem mittelmäßigſten Gemälde zurück, und kann ſolches auch ſeiner Technik zufolge nicht erreichen, koſtet aber ſo viel Zeit und Mühe, daß man mit derſelben ein wahrer Künſtler in Farben werden könnte. — Das Machen — und dies iſt das Traurigſte — gewährt auch nicht das geringſte Erſprießliche. Ja, dieſes langſame, tote Nachſtechen von Form in Form verödet das Herz, und der Geiſt wird dumpf und leer. Dann welcher Nachteil für die Geſundheit, wenn der blühende, drängende, treibende Jugendkörper zuſammengeknickt wird und in einer Stellung ſtundenlang verharrt, die ihm unnatürlich iſt, und im Eifer der Arbeit noch unnatürlicher gemacht wird durch vermehrtes Bücken, durch das Andrücken des Rahmens an die Bruſt und dergleichen.

Wirklich, Titus, dachte ich auch oft, wenn ich ſo eine holde, aufknoſpende Geſtalt über dem Rahmen hängen ſah, — du liebe, arme Blume; man hat einen finſtern Topf über deine Herzblätter geſtürzt, daß du nichts weißt von Luft und Sonne — wenn du ſtatt deſſen dieſe Zeit durch in die Strahlen geſtellt würdeſt, die aus ſo vielen großen Herzen der Vergangenheit auf uns herüberleuchten: wie würdeſt du daran

deine Blüte entfalten können — wenn du statt dessen in den Hauch Gottes gestellt würdest, der von Bergen zu Bergen weht: wie würdest du auftun die großen, frischen Blätter deiner Seele, und froh erstaunen über die Schönheit der Welt!

Freilich sagen die Guten: „Aber es freut uns, solches zu bilden und dann unserer Hände Arbeit in der lieben Wohnung zu erblicken und uns zu freuen, wenn sie dem Geräte zur Zierde dient, und uns an den Werken einstens in die schöne Jugendzeit zurückzuzählen."

„Ihr Lieben, Holden!" sag' ich dagegen; „ja, bildet nur, aber gleich noch etwas Schöneres, wenn ihr schon den Bildungstrieb habt, etwas, das noch dazu leichter ist — lernet, daß es ein Schaffen gibt, ein Erschaffen des eigenen Herzens, Bildung dieses schönen Kunststückes, Ansammlung und Eigenmachung der größten Gedanken, welche erhabene Sterbliche vor uns gedacht haben und uns als teures Erbstück hinterließen; ja, lernet, daß ihr leicht in der wahren Kunst etwas zu machen verstehen werdet, was aus der freien Seele quillt.

Dann haben sie ein anderes Zauberwort, mit dem sie sich tragen und alles abfertigen: Die Häuslichkeit. Diese Häuslichkeit aber ist ein Hinfristen an Bändern und Kram, ein Ordnen der Hausbälle und Tafeln und Gesellschaften, und ein unnötiger Luxus an Kleidern und Gerätstücken. Freilich hat da eine Frau samt der ihr beigegebenen Dienerschaft genug zu tun. Wenn aber Häuslichkeit nur heißt: Wohnung, Kleider, Speise in ordentlichem Stande zu erhalten, so mag sie allerdings ein Teil und zwar ein kleiner Teil des weiblichen Berufes sein, der aber so leicht zu erfüllen ist, daß zu dem größeren und höheren noch Zeit genug übrig bleibt, da ohnehin in diesen Dingen Mutter Natur die größte Einfachheit vorgeschrieben hat, und die Abweichung durch Krankheiten aller Art bestraft.

Diese letzte Häuslichkeit hat Angela in hohem Grade; denn sie ist immer, obgleich einfach, doch bis zum Eigensinne rein und edel gekleidet, und zu Hause, wo sie das Regiment führt, soll es immer aussehen, wie in einer Kapelle. Einen andern schönen Teil der Weiberpflicht aber erfüllt sie, wie wenige ihrer Schwestern: Bildung des künftigen Mutterherzens, von dem man nicht wissen kann, ob nicht ein Sokrates, Epaminondas, Gracchus als wehrloser Säugling an demselben liegt und die ersten Geisterflammen von ihm fordert und fordern darf! Wie nun, wenn sie der Sendung nicht gewachsen wäre und den Geistesriesen zu einem Nero und Octavianus verkommen ließe? Und der erste Druck in das weiche Herz gibt ihm meist seine Gestalt für Leben lang.

Endlich ſelbſt Vorbereitung und Erfüllung der Mutterpflicht ſchließt nicht den Kreis des Weibes. Iſt es nicht auch ſeiner ſelbſt willen da, ſtehen ihm nicht offen Geiſter- und Körperreich? Soll es nicht, wie der Mann, nur in der Weiſe anders, durch ein ſchönes Daſein ſeinen Schöpfer verherrlichen — endlich, hat es nicht einen Gatten zu beglücken, und darf es ihm ſtatt des ſchönen Herzens eine Wirtſchaftsmaſchine zubringen, die geiſtig genug zu ſein glaubt, wenn ſie nur unſchuldig iſt? Das iſt der Knecht, der ſein Talent in das Schweißtuch vergraben hat. O Titus! Angela hat mir die Augen geöffnet über Wert und Bedeutung des Weibes — ich ſchaudere, welche Fülle von Seelenblüte taub bleibt, wenn die Beſterzogenen daſtehen, nichts in der Hand, als den dürren Stengel der Wirtſchaftlichkeit, und das leere, ſchneeweiße Blatt der angebornen Unſchuld. Andere werden freilich unterrichtet, aber obiges Blatt wird dann eine bunte Muſterkarte von unnützen Künſten und Fertigkeiten, die man unordentlich und oberflächlich darauf malte.

Es iſt ein ſchweres Ding um die rechte, echte Einfalt und Naturgemäßheit — zumal jetzt, wo man bereits ſchon ſo tief in die Irre gefahren iſt.

Wie manche warme und großgeartete Seele in dieſem Geſchlechte mag darben und dürſten, ſo lange ſie lebt — bloß angewieſen an den Tand, den ihr der Herr der Schöpfung ſeit Jahrtauſenden in die Hände gibt." — —

Man wird in ausführlichen, dickbändigen Werken über Erziehungslehre keine ſo zutreffenden, herrlichen Sätze über Bildungsausmaß und Beſtimmung des weiblichen Geſchlechtes finden. Stifter ſelbſt war von der Richtigkeit ſeiner Anſchauungen ebenſo überzeugt, wie ſeine Freunde, von denen einer (Freiherr v. Handel) ihm ja einmal die bereits angeführten Worte ſchrieb: „Zum Mädchenlehrer taugſt du viel." Im Privatunterrichte ſuchte der Dichter ſtets ſeinen Grundſätzen gemäß einzuwirken, und von einer Dame wurde mir erzählt, daß er aus jedem Mädchen, das ſeiner Erziehung anvertraut wurde, eine „Angela" zu machen beſtrebt war. Den weiblichen Handarbeiten blieb er als Lehrmeiſter immer abhold, und nie duldete er die Unſitte, daß während des Vortrages an einem Strumpfe geſtochert wurde.

Über Erziehungsfragen und beſonders über Mädchenerziehung, welche den Dichter in jenen Jahren viel beſchäftigte, hat ſich Stifter mit ſeinen vertrauten Freunden mündlich und brieflich oft auseinandergeſetzt. Daß er ſich der Erziehungsaufgabe in jenen Fällen, in welchen er freie Hand erhielt, mit dem größten Eifer, mit faſt ungeſtümer Begeiſterung hingab,

zeigt ein Brief an Sigmund Freiherrn von Handel vom 8. Februar 1837: „Meine Schülerinnen sind bei weitem mehr, als ich ihnen bei meiner ersten Bekanntschaft zumutete. Ich fragte wenig darum, was ich sie lehren soll, sondern fing auf eigene Faust an, sie zu bilden. Mit der einen fing ich Geographie, Naturgeschichte, Diktandoschreiben, Briefstellen und Rechnen an, und in letzterem befriedigte sie mich so, daß wir jetzt in allem Feuer in einer kompendiösen Algebra begriffen sind, die sie recht artig versteht, und mir die Beweise bündiger liefert, als es mancher Schüler tat. Mit den beiden anderen begann ich Seelenlehre, die ich jetzt für sie schriftlich verfasse, um sie ihnen als Andenken zu hinterlassen. Dann nahm ich die Grundzüge des Naturrechtes als Vorbereitung zu Rottecks Geschichte, in der wir jetzt sind. Diese und Physik und Ästhetik (nach Jean Pauls Vorschule, die sie entzückt) wechseln ab. Ich traf so guten Grund und Boden, daß sie Dinge verstehen und nota bene lieben, die ich Mädchen nicht zugetraut hätte, und nicht nur ich, sondern auch Rolph bemerken schon die Früchte an ihnen, was mich unsäglich freut. Ein liebes, treues, unschuldsvolles Gemüt ist der Anteil Aller, und Rolph und ich sind summarisch in beide verliebt. Beide sind tausendmal besser, als ich selber, und ich liebe sie beide recht ausnehmend herzinniglich und freue mich allemal auf unsere Unterredung. Nur habe ich mir eine lächerliche Angst aufgeladen, nämlich, daß sie einem Manne zufallen, der sie nicht verdient. Es verfängt nichts, daß ich sie jede einem meiner Freunde zudenke . . . ."

Es ist klar: so wie Stifter immer nach dem Leben zeichnete, hat er auch die Züge seines „weiblichen Cato von Utica" nach unmittelbaren Eindrücken geschildert.

In den „Feldblumen" wird uns so wie im „Kondor" eine Künstlergeschichte erzählt; gleich wie uns der Dichter freimütig die Erfahrungen aus seinen Lehrstunden mitteilt und die Überzeugungen, welche er daselbst über Mädchenerziehung gewonnen, gestattet er uns auch gerne den Einblick in sein Atelier, wobei er uns zu Vertrauten seiner Kunstanschauungen macht.

Der junge Maler Albrecht — wir erkennen in seinen Zügen unschwer das Selbstbildnis des Autors — schildert in Briefen und Tagebuchblättern dem in den Pyrenäen weilenden Freunde Titus sein Leben und seine Schicksale in Wien. Er ist ein „Schönheitsgeizhals" und läßt sich von dem Zauber weiblicher Anmut gern umstricken.

„Ich habe es jetzt heraus," so berichtet er selbst über seine nimmersatte Schönheitsgier, „wie mich das Ding schon als Kind verfolgte, wo

og alt om ikke Gletscher vaske, saa alt fuldt ud blev, ungdommen Magt var saa kæmpestærk paavirket, at man de Sommetider gjemte sig, saa vi Gletcher Mennes, at hvis, for saare Magt Skyld, per de Sommetider, at hvis, for saare Magt Skyld, per de Sommetider, at hvis, for saare Magt Skyld, per de Sommetider

Schlechtigkeit ihrer Feinde gelesen hatte, aber unglücklicherweise dreihundert Jahre zu spät.

Damals, da ich bis zur letzten Seite auf Rettung baute und traute, und endlich keine kam, rieb ich mich fast auf vor Schmerz. Aus jenem unbewohnten, staubigen Taubenschlage, Titus, trug ich wundersame, liebe Gefühle bis in die spätesten Zeiten meines Lebens hinüber und wurde nach der Hand für und für kein anderer; immer suche ich noch, bildlich gesprochen, solche Taubenschläge, spanne mich aus der Gewerkswelt los und buhle um die Braut des Schönen."

In Hainbach, wohin Albrecht mit seinem neugewonnenen Freunde Lothar Dissou einen Ausflug unternimmt, sieht er ein von ihm schon bei Kirchenbesuchen beobachtetes schönes Mädchen mit einem jungen Manne, mit dem sich fast auf jeder Wanderung seine Wege kreuzen, einen Wagen besteigen, wo neben einer alten, schönen Frau eine junge, schlanke Gestalt sitzt „mit einem ganzen Wolkenbruch von Schleiern" bedeckt. Die übermütigen jungen Freunde dichten den beiden Huldinnen, nachdem der Wagen sie entführt, alle Vorzüge des Leibes und der Seele an, und geben der Wirtin gegenüber im Scherz eine Wette ein, wonach sie sich verschwören, in drei Jahren die beiden jungen Mädchen als ihre Ehefrauen wieder nach Hainbach zu führen. Einige Tage nach dieser Begebenheit sieht Albrecht im Paradiesgarten in Wien ein weibliches Wesen, das ihn durch außerordentliche, überaus ungewöhnliche Schönheit so sehr entzückt, daß er alles andere darüber vergißt. „Von meiner Kindheit an war immer etwas in mir, wie eine schwermütig schöne Dichtung, dunkel und halbbewußt, in Schönheitsträumen sich abmühend — oder soll ich es anders nennen, ein ungeborener Engel, ein unhebbarer Schatz, den selber die Musik nicht hob — — in diesem Augenblicke hatte ich das Ding zwei Spannen breit meinen Augen sichtbar gegenüber." — Obgleich er keine Erkundigungen nach ihr einzieht, erfährt er zufällig durch seinen Freund Lothar, der ihr Bildnis malte, daß er die russische Fürstin Fodor gesehen habe, welche zu kurzem Aufenthalte auf der Durchreise in Wien gewesen sei. Zu seinem größten Erstaunen trifft er aber kurze Zeit darauf in einer Gesellschaft bei dem alten Engländer Aston die ihm bis dahin unbekannte, aber lange in Aussicht gestellte Freundin von Astons Töchtern, Angela, welche der russischen Fürstin genau gleicht. Der junge Künstler ergreift eine passende Gelegenheit, um Angela über diese merkwürdige Ähnlichkeit zu befragen; zuerst sehr verwirrt, erklärt Angela, daß sie nichts mit dieser Fürstin gemein habe, er möge sie nur immer als ein-

faches Mädchen anſehen und behandeln. Doch ſei ſie ſelbſt die Frauengeſtalt geweſen, die er im Paradiesgarten geſehen.

Bald entwickelt ſich ein edler, unbefangener Verkehr zwiſchen Albrecht und den drei Mädchen; ſie kommen täglich zuſammen, um zu leſen und zu muſizieren, und je mehr ſich Angelas edles, ſchönes Herz öffnet, um ſo tiefer wird Albrechts Neigung zu ihr. Von ihren gewöhnlichen Lebensverhältniſſen weiß er nichts, nicht einmal ihren Familiennamen, nur ſo viel, daß ſie bei Oheim und Tante wohne, die als ſehr reich gelten, und daß ſie von einem jungen Manne erzogen wurde, den ſie als ihren Lehrer hoch verehrt, der aber zur Zeit mit ſeiner Schweſter in Frankreich weilt. Im Laufe des Sommers verabredet Albrecht mit Lothar eine Alpenreiſe, erfährt aber gelegentlich eines Beſuches bei Aſton von Angela, die er allein trifft, daß ihr verehrter Lehrer zurückgekehrt ſei, ſie jedoch in vierzehn Tagen für immer in den Jura ziehen werde. Von dieſer plötzlichen Nachricht und von dem wilden Schmerze des Abſchieds überwältigt, kann Albrecht ſeine Leidenſchaft nicht mehr verbergen, er geſteht Angela ſeine Liebe und iſt durch die Gegenliebe, die er findet, auf das höchſte beglückt. „Titus, eine Tempelhalle, weit und ungeheuer, hat ſich in meinem Herzen aufgebaut und ich trage einen neuen ſeligen Gott darinnen.“ Albrecht beſchließt nun, ſeine Reiſe aufzugeben; Angela will ihn am nächſten Tage mit ihrem Lehrer und Freund bekannt machen, und dieſen um ſeine Einwilligung zur Verlobung erſuchen.

Der Obelisk zu Schönbrunn.

Überglücklich verbringt Albrecht eine unruhige Nacht; ſchon um vier Uhr Früh eilt er nach Schönbrunn, um den Morgen im Freien zu genießen. Er erblickt dort, in der buſchigen Wildnis ſtehend, an deren Rande der bekannte Obelisk ſich erhebt, in dem ſonſt menſchenleeren Park zwei Geſtalten, einen Mann und eine Frau, die in traulicher Unterhaltung vertieft ſind; als er plötzlich Angela erkennt, wallt blinde, raſende Eiferſucht in ihm auf. Er entſchließt ſich, ſofort abzureiſen, mit Angela vollſtändig zu brechen, und nimmt von Aſton ſchriftlichen Abſchied. Aber nach drei Tagen überkommt ihn in Linz heftige Reue über ſein rückſichts-

Lied auf Friedrich Barbarossa, der Sage auf seinen Nachfolger auch Wilhelm, den Wilhelm der Sage Barbarossa zu nennen. Aber dies ist nur Witz und, wie wahrlich so viele Witze, ungerechtfertigt und falsch. Denn Wilhelm I. ist nicht Barbarossa, sondern Barbarossa ist Wilhelm I. Wenn dieser Kaiser Barbarossa heißt, heißt Wilhelm I. ebenfalls Barbarossa. Und wenn Barbarossa nicht Barbarossa heißt, sondern Rothbart, heißt Wilhelm I. ebenfalls Rothbart. Denn Barbarossa und Rothbart sind ein und dasselbe. Barbarossa heißt Rothbart, weil er einen rothen Bart hat, und Rothbart heißt Barbarossa, weil er einen rothen Bart hat. Wilhelm I. hat einen rothen Bart, also ist er auch Barbarossa, also ist er auch Rothbart.

Der Wilhelm.

Barbarossa, der wirklich Rothbart hieß, weil er einen rothen Bart hatte, ist nicht gestorben, sondern er sitzt im Kyffhäuser und wartet, bis die Raben ihn rufen, daß er sich aufmachen kann. Wilhelm I. ist nicht gestorben, sondern er sitzt im Kyffhäuser und wartet, bis die Raben ihn rufen, daß er sich aufmachen kann. Barbarossa sitzt im Kyffhäuser und wartet, bis die Raben ihn rufen, daß er sich aufmachen kann. Wilhelm I.

Berührungspunkte finden ſich zwiſchen beiden, und Albrecht beobachtet an Emil all das, was ihn an Angelas bedeutendem Weſen entzückte. In der Goſaumühle erwartet ſie Emils Schweſter Natalie, in welcher Albrecht voll Erſtaunen das junge Mädchen erkennt, das er in Hainbach im Wagen geſehen. Alſo war damals die verſchleierte Dame Angela, der junge Mann Emil. Nach einigen Tagen kommt auch Aſton mit ſeinen Töchtern nach Hallſtatt; alle begrüßen Albrecht freudig, aber die Erinnerung an Angela wallt immer mächtiger und ſchmerzlicher in ihm auf. Auf einem Spaziergange erzählt ihm Natalie Angelas Geſchichte: „In den blutigen Tagen der franzöſiſchen Revolution floh aus Paris, wo er handelshalber anſäſſig war, nebſt vielen anderen auch Eduard Morus, aus Boſton gebürtig, weil ihm Gefahr drohte. Er ging nach Oſtindien, wo er einen Bruder hatte, und wurde dort zum reichen Manne. Seine Frau gebar ihm, nach langer kinderloſer Ehe, hintereinander vier Söhne und zwei Töchter; aber nur der älteſte Sohn und die jüngſte Tochter lebten. Der Knabe war zehn, das Mädchen zwei Jahre alt, als Morus ſtarb. Die Mutter, eine Pariſerin, konnte ihr Vaterland nicht vergeſſen; deshalb, mit Hilfe des Bruders ihres verſtorbenen Gatten, machte ſie ihre Habe beweglich und ging nach Paris, das inzwiſchen ausgetobt hatte. Es war im Jahre 1817. Das neue Paris gefiel der alten Dame nicht mehr und ein ſchönes Landhaus in den Cevennen ſollte ihr Ruheplatz werden. Er wurde es: denn noch in demſelben Sommer ſtarb ſie. Jetzt zog auch der Oheim ſein Vermögen aus dem oſtindiſchen Handel und ging nach Frankreich auf dasſelbe Landhaus und verwaltete auch die Habe ſeiner zwei Bruderskinder als Vormund.

Der Knabe wurde bald mit einem Lehrer nach Paris getan und das Mädchen erhielt eine Erzieherin. Als er zwölf Jahre alt war, geſchah es, daß er mit ſeinem Erzieher auf der Reiſe nach dem Landhauſe in eine Schenke der Cevennen trat. Viele Leute gingen aus einer Kammer aus und ein und machten traurige Geſichter, und als auch er hineinging, ſah er einen toten Mann liegen, mit jungem, blaſſen Geſichte und einer breiten Stirnwunde, aus der kein Blut mehr floß und die ſauber ausgewaſchen war. Über den Leib war ein weißes Tuch gebreitet. Als er ſich erſchrocken wegwendete, ſah er auf einer zweiten Bank eine Frau liegen, bis auf die Bruſt zugedeckt; dieſe aber und das Angeſicht waren weiß wie Wachs und wunderſchön, nur in der Gegend des Herzens war ein roter Fleck, wo, wie ſie ſagten, die Bleikugel hineingegangen ſei. Was aber den Knaben zumeiſt jammerte, war ein etwa zweijähriges Kind, das bei der Frau ſaß und fortwährend die

weißen Wangen ſtreichelte. Des Morgens hatte man ſie etwa eine halbe Meile tiefer im Walde bei einem umgeſtürzten und geplünderten Wagen gefunden. Das Mädchen ſei unverletzt unter einem Haufen ſchlechter Kleider gelegen und hatte ein ſehr kleines goldenes Kreuzchen um den bloßen Hals hängen.

Unſere Angela! —

Emil ging zu dem Mädchen und liebkoſte es; da lächelte ihn die Kleine an und ſagte Laute, die nicht franzöſiſch waren. Der Knabe begehrte, das Kind mitzunehmen, und da man ihn und ſeinen Oheim kannte, ſo ward ſie ihm ohne weiteres überlaſſen, bis ſie von ihren Angehörigen jemand zurückfordere. So brachten die zwei Männer das Kind auf das Landhaus. Nie hat ſich aber jemand mehr um die Waiſe gemeldet. Sie ward fortan meine Geſpielin und der Liebling Emils. So oft er auf Beſuch da war, der oft Monate dauerte, lehrte er ſie Buchſtaben kennen, Blumen und Falter nennen und erzählte ihr Märchen. Sie horchte gern auf ihn und begriff wunderähnlich und liebte ihn auch am meiſten. Dann ſagte er ihr von fernen Ländern, in denen er geboren worden, und von den ſchönen Menſchen, die dort wohnen. Auf einmal verlangte er ſelbſt nach Oſtindien. Alle Werke über dieſes Land, deren er habhaft werden konnte, las er durch und entzündete ſich immer mehr und mehr, ja als er im nächſten Jahre von Paris kam, redete er zum Erſtaunen des Oheims ziemlich gut die Sprache der Brahmanen. In demſelben Jahre ſtarb ein Handelsfreund in Kalkutta und dies machte eine Reiſe des Oheims nach Indien nötig. Emil jauchzte über den Tod des unbekannten Freundes, weil er mitdurfte. Die Mädchen kamen unter die Obhut der Tante.

Sechs Jahre blieb er aus, und als er zurückkam, war er ein Mann, ſtark und gütig. Auch das unſcheinbare Kräutlein, Angela, war eine ſchöne Wunderblume geworden, ſo daß er betreten war bei ihrem Anblicke. Wir ſiedelten damals nach Wien über. Er unternahm nun ausſchließlich unſere Erziehung und erzog ſich ſelbſt dabei. Er fing die Wiſſenſchaften an und dichtete uns nebenbei indiſche Märchen vor, voll fremden Duftes und fremder Farben. Er predigte und lehrte nie, ſondern ſprach nur und erzählte uns und gab uns Bücher. Wir lernten trotz Männern. Die Dichter las er vor. So wurden wir uns nach und nach, wie die Jahre vergingen, immer gleicher und für Europa eine Art fremdländiſcher Schauſtücke — aber das Herz, die Seele, glaube ich, hat er an den rechten Ort geſtellt — nun, Sie kennen ja jetzt alle drei. Einmal ging er wieder fort und war zwei Jahre in Amerika. Als er

zurückkam und Angela wieder herrlicher und ſchöner fand, ſo erkor er ſie zu ſeiner Braut; aber er ſagte nichts zu ihr, ſondern beſchloß, daß ſie nun noch mehr als früher unter Männer, wo möglich, bedeutſame käme, und etwa frei wähle. — Indes begann er ſie immer mehr und mehr zu lieben, ja, er lebte recht eigentlich um ihretwillen — ſie liebte ihn auch unter allen Dingen dieſer Erde am meiſten; aber Emil behauptete immer, ſie liebe ihn als Bruder. Da ihm ihr Glück das Höchſte war, ſo wollte er ihre Freiheit und Unbefangenheit nicht im geringſten beirren, ſondern, um ihrem Herzen allen und jeden Raum zu geben, nahm er ſich vor, nach Frankreich zu gehen, wo er ohnedies Vermögensgeſchäfte zu ordnen hatte, und mich mitzunehmen. Ich ſage Ihnen, es war der ſchönſte Augenblick meines Lebens, da ich dieſen herrlichen Menſchen Abſchied nehmend vor Aſton ſtehen ſah und ihn dringlich bitten hörte, er möge Angela lieben und ſchützen; er möge die beſten und edelſten Männer in ihre Nähe führen, ob ſie nicht einen wähle, der es verſtände, ihres Herzens wert zu werden. Ich weinte; Aſton tadelte ihn heftig, und da alles nichts half, ſo ſchlug er Sie vor. Emil billigte es, und wir reiſten. — Ich hatte ſehr gezürnt, als wir zurückkamen, und Angela in Schönbrunn alles erzählte — noch mehr zürnte ich aber, da ich Ihre Abreiſe und Heftigkeit erfuhr. — Alle waren wir gegen Sie, nur Emil nicht, und was auch wir alle — Angela war nie im Rate — was auch wir alle über Aufdringlichkeit und über Wegwerfung ſagten: er dachte anders und reiſte Ihnen nach. — Und ſo hat er Sie geſucht, ſo hat er Sie gefunden — und ſo iſt er nun entſchloſſen, Ihnen ſein Liebſtes zu geben. — Angela iſt die Zwillingsſchweſter der ruſſiſchen Fürſtin Fodor, der ſie ſchon als Kind ſo ähnlich war, daß ihnen ihr Großvater kleine goldene Kreuzchen mit verſchiedener Bezeichnung umhing, daß man ſie unterſcheiden könne. Die Fürſtin wurde bei ihrem Großvater erzogen, deſſen Liebling ſie war und deſſen Erbin ſie werden ſollte; Angela aber, die, wie wir jetzt wiſſen, eigentlich Alexandra heißt, blieb bei den Eltern und wurde auf jene unglückſelige Reiſe mitgenommen, wo beide ein ſo trauriges Ende fanden."

Nach dieſen umſtändlichen Enthüllungen Nataliens, welche der Dichter einſchalten mußte, um die höchſt ungewöhnliche und verworrene Vorgeſchichte der handelnden Perſonen aufzuklären, ergibt ſich der Abſchluß von ſelbſt. Albrecht reiſt mit Emil, Natalie und den andern an den Traunſee, wo ſie auf dem Wege zwiſchen Gmunden und Altmünſter mit Angela zuſammentreffen; nach wenigen Worten iſt eine vollkommene Verſtändigung herbeigeführt, und der Dichter kann uns in ſeinem Schlußworte Folgendes berichten: „Am erſten Mai anno domini 1835 war zu

Hainbach ein großes Frühstück. Es war da: erstens ein junger, schöner, höchst geistvoller Mann mit ernsten Augen und mutigem Antlitz, Albrecht, der Schreiber obiger Blätter; an seiner Seite war Angela, sein wohlgetrautes Eheweib, eine vollendete Minerva. Item ein zweites junges Ehepaar: Lothar und Natalie; Albrecht zeichnete sie in seinen Blättern ohnedies sehr gut. Tertio: Emil und Lucie, kein Ehepaar, sondern gute Freunde. Ferner ein sonnverbrannter, feurig blickender Mann, mit mehr Lockenwald als Jupiter Olympikus, aber etwas klein und stämmig: der Titus aus den Pyrenäen. Ihm zur Seite saß — nicht sein Weib — sondern Jungfrau Emma, frisch herumblickend voll trotziger Gesundheit

Motiv aus Hinterhainbach.

item Onkel und Tante; und zuletzt Aston, zu dem sich kein weiblicher Gesponse vorfand, man müßte nur die Wirtin rechnen, die freudig und verschämt lächelnd herumging und alle Hände voll zu tun und ihres Wunderns und Gesegnens kein Ende hatte; denn ganz oben am Ende des Tisches, im schönsten Goldrahmen prangend, steht ihr sehr gelungenes Konterfei auf schneeweißem Papiere in netten Farben ausgeführt, wie es Albrecht in der Glockenblume versprochen hatte. — So war also jener Scherz schon in einem Jahre in Erfüllung gegangen, nur verkehrt. Lothar hatte das Griechenbild und Albrecht die Verschleierte gewonnen. Und dem damaligen Scherze zulieb wurde das heutige Frühstück veranlaßt, um die Voraussagung so wahr als möglich zu machen." —

Die Inhaltsangabe dieſer Novelle enthüllt die Schwächen derſelben. Der in Bewegung geſetzte Apparat iſt von großer Umſtändlichkeit und Schwerfälligkeit; viele Perſonen wandeln durch das Bild, von denen wir kaum einen undeutlichen Schattenriß erhaſchen; Namen werden genannt, deren Träger einer abgetanen Vergangenheit angehören, für welche der Dichter umſo vergeblicher bemüht iſt, unſer Intereſſe wachzurufen, als der Lauf der Geſchehniſſe die Rückſchau nicht bedingt; die rätſelhafte Auffindung Angelas an der Seite ihrer gemordeten Eltern, die verblüffende Ähnlichkeit der Zwillingsſchweſtern, die Menge der exotiſchen Reiſen ſind romanhafte Zutaten, welche den Gang der allen Flitters entkleideten, einfachen Handlung unſerem Herzen nicht näher bringen.

Wachſen aber auch die „Feldblumen" in jeanpauliſch verwilderten, ſtellenweiſe allzu üppig durchwucherten Gefilden, ſo ſprießt doch allüberall im üppigen Geranke eine köſtliche Saat herrlicher Reflexionsblüten auf. Die tagebuchartige Form des Mitteilens iſt wie keine andere geeignet, von Zeit zu Zeit die ſich verkettenden Schickſale mit ſinnendem oder weitausſchauendem Blicke zu betrachten, das Gewordene zu überprüfen, dem Werdenden mit Ahnungen entgegenzugehen. Die Icherzählung, ſchon in der Anlage ſubjektiv, entbindet den Dichter von der Verpflichtung, hinter ſeinem Werke zu verſchwinden, im Gegenteile gewährt ſie ihm ſowohl Freiheit als Anreiz, nach Herzensluſt vor dem Leſer die höchſten Fragen der Menſchheit aufzurollen. In der Tat führt uns Stifter in keinem anderen ſeiner Werke ſo höchſtperſönlich in die Geheimkammer ſeiner Ideen, um uns mit freudigem Stolze den reichen Schatz kerniger Denkfrüchte zu weiſen. Dieſe Neigung zum Ausſpinnen ſelbſtändiger Gedanken, welche in den „Feldblumen" faſt in jedem Abſchnitte hervortritt, gemahnt ebenſo ſehr an Jean Paul, wie die etwas geſuchte Geheimniskrämerei, das ſpielende Verbergen des Ganges der Handlung, das abſichtliche Zerflattern der Form, die Wahl der Kapitelüberſchriften, die hochtönende, in Gefühlen, Stimmungen, Klängen und Farben ſchwelgende Sprache.

Über das Jeanpauliſche in Stifters erſter Schaffensperiode äußert ſich Rudolf Fürſt in der Einleitung zu der in Max Heſſes Verlag in Leipzig erſchienenen ſechsbändigen Ausgabe der ausgewählten Werke des Dichters überaus zutreffend: „Die Ähnlichkeit, die man zwiſchen Jean Paul und Stifter finden wollte, beruht wohl in der Hauptſache auf einer Reihe freilich frappant übereinſtimmender äußerer Umſtände. Beiden iſt das Drama ſtets fremd geblieben (obgleich Stifter jahrelang an einem Trauer-

ſpiel „Nauſikaa“ arbeitete und auch einzelne Luſtſpielpläne im Auge hatte), beide haben den Vers nur ſelten und mit ſehr geringem Erfolg gehandhabt, beide waren Lieblinge der Frauen und der Ariſtokraten, beiden iſt die Not des Lebens nicht erſpart geblieben; Stifters Verhältnis zu Fanny iſt dem Jean Pauls zu Sofie Ellrodt nicht unähnlich, auch Stiftern iſt das Myſterium wahrer Liebe ſehr ſpät oder nie aufgegangen, wenngleich er Jean Pauls bequeme Theorie von der „Simultanliebe“ niemals zu der ſeinen gemacht hat. Einzelnes mag Stifter dauernd von Jean Paul übernommen haben: die Vorliebe für „Juvenilität“, um mit Gervinus zu ſprechen, in ſeinen Schriften, die faſt ausſchließlich das Gemütsleben von Jünglingen und Jungfrauen behandeln, wobei die Liebe immer etwas bläßlich ausfällt, den Widerwillen gegen Fremdwörter, vielleicht auch den Hang zu übermäßiger Breite der Form, zum Einſpinnen ins Detail. Dagegen trennen ihn auch wieder tief gehende Unterſchiede von dem älteren Dichter: das geringe Verſtändnis, das Jean Paul der bildenden Kunſt, der Geſchichte, der Naturforſchung entgegenbrachte, bildet den ſtärkſten Gegenſatz zu Stifter und dem Grundton ſeiner Produktion. Vergeblich wird man bei Stifter Jean Pauls Bevorzugung des Häßlichen, dieſes weſentliche Hilfsmittel ſeines Humors, oder ſeine Art, das Kleine auch als läſtig und ſtörend hinzuſtellen, ſuchen, vergebens nach ſeiner oft bitteren Ironie Umſchau halten. Der Humor hält ſich bei Stifter überhaupt nur in beſcheidenen Grenzen, und er hat Jean Pauls Galerie beſchränkter, aber liebenswerter Käuze nur um eine, freilich prächtige Geſtalt bereichert. Und ſchon durch ihre körperliche und ſeeliſche Geſundheit ſcheiden ſich Stifters Menſchen von den mondſcheinblaſſen Geſtalten Jean Pauls.“

Ein Grundzug, der in allen Schriften des Dichters wiederkehrt, tritt ſchon in den „Feldblumen“ deutlich hervor. Stifter geht den Nachtſeiten des Lebens gern aus dem Wege; Armut und Entbehrung ſind ihm verhaßt, und er vermeidet es, ſie zu ſchildern. Er ſtellt den Schweiß der harten Arbeit nicht vor den Beſitz der irdiſchen Güter; für die materielle Wohlfahrt ſeiner Helden haben faſt immer tüchtige Vorfahren durch Umſicht und Betriebſamkeit in ſo reichem Maße geſorgt, daß die Nachkommen ſich dem neidenswerten Glücke hingeben können, unbekümmert um die Anforderungen des täglichen Lebens nur dem Geheiß ihrer inneren Sendung zu folgen. Stifter, der alle Jahre ſeines Lebens hindurch von den Gymnaſialſtudien an bis zur ſehnlichſt erwarteten Verſetzung in den dauernden Ruheſtand wohl kaum einen anderen Kummer ſchmerzlicher und bitterer empfand, als den, ſich nicht ausleben zu dürfen, hat den beſeligenden Zuſtand geiſtiger Freiheit, je inniger und vergeblicher er ihn ſelbſt

für sich stets herbeigesehnt, den Helden seiner Erzählungen in vollster Schrankenlosigkeit zugedacht. Tief unter den sonnigen Höhen, wo von eifrigen und begeisterten Händen die hehren Tempel der Kunst und der Schönheit errichtet werden, liegt verborgen und begraben die gemeine Sorge des Lebens, so daß auch nicht ein einziger Blick auf sie fällt, und nicht ein einziger Gedanke durch sie herabgezogen werden kann. Die auf diesen Glückseligkeitsinseln herrschende Selbstverständlichkeit des Besitzes geht so weit, daß, wenn wirklich einmal ein armer Teufel den goldübersäeten Boden betritt, sofort der edelmütigste aller Freunde an seiner Seite steht mit dem Rate, von dem Reichtum so viel an sich zu nehmen, als zu fröhlichem Gedeihen erforderlich scheine: „Nicht wahr, wenn Du in den See fällst und ertrinken willst, und ich ziehe Dich mit äußerster Gefahr meines Lebens heraus, so dankest Du mir und es freut Dich, und Du erscheinst Dir nicht gedemütigt — aber wenn ich sage: das Glück und der Fleiß meines Vaters hat mir so viel zugeführt, daß ich und andere ein schönes Vernunftleben führen können, wie es Gott nach unserer Lage fordern kann, und wenn ich sage, da liegt so viel übrig, daß wir es gar nicht verbrauchen können, bleibe da, gönne uns einen Anteil und Genuß an Deinem Geistesleben und verwende von dem, was sonst unnütz da läge, so viel Du willst, zu immer weiterer Ausbildung dieses Deines Geisteslebens — nimm Anteil an dem, was wir gesellig beginnen wollen, und an den Taten, wodurch wir das Reich des Guten zu erweitern streben wollen; wenn ich dieses alles sage, so sitzest Du da, und fühlst Dich gedrückt — warum? weil sie alle ihr Leben lieber für den andern wagen als ihr Geld; weil alles mitteilbar ist, nur kein Vermögen — außer in Almosen — und weil sie dieses mit Stolz und so geben, daß der Empfänger gedemütigt wird. Wenn ein Freund ein übermäßiges Vermögen mit dem anderen dürftigeren Freunde teilt, so schreien sie, das sei eine ungeheure schöne Tat — damit aber bekennen sie nur die ganze eingewurzelte Schlechtigkeit ihrer Selbstsucht."

Die durch die höchste künstlerische Sorglosigkeit gesteigerte Verachtung des Mammons bei gleichzeitiger Selbstverständlichkeit des Besitzes als Grundlage eines göttlichen Vernunftlebens! Das war der schönste von Stifters unerfüllten Lebensträumen.

Die Äußerungen dieses „schönen Vernunftlebens" treten in den „Feldblumen" allerorts hervor; Stifter, der selbst einmal seine Werke „sittliche Offenbarungen" nennt, redet in dieser Erzählung oft mit der „Feuerzunge des heiligen Geistes".

Die allumfassende Weltsehnsucht des Dichters, seine unermeßlich tiefe, unzerstörbare Menschenliebe finden hier in hinreißender Beredsamkeit warmgefühlten Ausdruck: „Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne sah, diese glänzenden Tropfen, von dem äußeren, großen Weltenozeane auf das innere, blaue Glöcklein hereingespritzt, das man über uns Infusionstierchen gedeckt hat — wenn ich sie sah und auf ihnen dachte dieses Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu sehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeschlossen bin; so fühlte ich mich fürchterlich einsam auf der Insel Erde — — und sind denn nicht die Herzen ebenso einsam in der Insel Körper? Können sie einander mehr zusenden, als manchen Strahl, der noch dazu nicht immer so freundlich funkelt, als der von den schönen Sternen? Wie jene Herzen des Himmels durch ein einziges, ungeheures Band verbunden sind, durch die Schwerkraft, so sollten auch die Herzen der Erde verbunden sein durch ein einziges, ungeheures Band, die Liebe — — aber sind sie es immer??

Noch sind Kriege, noch ist Reichtum und Armut.

Was hat denn der unergründliche Werkmeister vor mit dem Goldkorne Mensch, das er an einen wüsten Felsen klebt, dem gegenüber der glänzende Sand einer endlosen Küste schimmert, der Saum eines unentdeckten Weltteils? Und wenn dereinst ein Nachen hinüberträgt, wird da nicht etwa wieder eine neue, schönere Küste herüberschimmern? — —

Ich weiß nur das Eine, Titus, daß ich alle Menschen, die eine Welle dieses Meeres an mein Herz trägt, für dies kurze Dasein lieben und schonen will, so sehr es nur ein Mensch vermag — ich muß es tun, daß nur etwas, etwas von dem Ungeheuren geschehe, wozu mich dieses Herz treibt — ich werde oft getäuscht sein, aber ich werde wieder Liebe geben, auch wenn ich nicht Liebe glaube — nicht aus Schwäche werde ich es tun, sondern aus Pflicht. Haß und Zank zu hegen oder zu erwidern, ist Schwäche, — sie übersehen und mit Liebe zurückzahlen ist Stärke."

In den „Feldblumen" ist Stifter noch ganz der subjektive Dichter, der sich's vor den Augen seiner Leser häuslich und behaglich einrichtet, um sich dann hinter der Verschanzung seines Werkes und unter der Maske seiner zumeist einem nachdenklichen Hang ergebenen Helden mit dem Lesepublikum über Menschheit und Leben, über Gott und Unsterblichkeit auseinanderzusetzen. Nicht ohne Absicht dürfte der Dichter für seine Erzählung die Form loser Tagebuchblätter gewählt haben, da diese ihm die erwünschte Gelegenheit gab, sich selbst mit dem Schreiber des Memoiren-Bruchstückes zu identifizieren, und so sein jugendvolles Herz einmal

recht mit Liebe auszuſchwärmen. In der Tat iſt es eigentlich Stifters Tagebuch, das der Dichter vertrauensvoll in die Hände ſeiner Leſer gelegt hat, die darin ausgeſprochenen Wünſche ſind ſeine eigenen, die Gedanken, welche das Werk beleben, verflechten ſich zu Stifters eigenſtem Glaubensbekenntnis.

Iſt doch, wie mir einer der beſten Freunde des Dichters mitteilte, Angela nichts anderes, als das zu idealer Vollkommenheit verklärte Abbild Amalie Mohaupts, das Stifter in der Begeiſterung der erſten, heißen Gattenliebe in ſo anſprechenden Farben ſchuf.

In ähnlicher Weiſe dürften die geſchilderten Zuſtände, Erlebniſſe und Wahrnehmungen zum größten Teile aus eigenen Erinnerungen und Erfahrungen hergeholt ſein.

Das nach dem Weiten und Unendlichen gerichtete Streben, die freudige Pflege veredelnder Neigungen, das gleichzeitige Umfaſſen, Verſtehen und Aufnehmen aller Wiſſenſchaften und Künſte, der Hang zu Muſik, Malerei, Dichtung und Philoſophie iſt für die Sturm- und Drangperiode Stifters ungemein bezeichnend. Namentlich iſt die Teilnahme, mit welcher von den Aufgaben der bildenden Kunſt geredet wird, ein Abglanz von des Autors eigener künſtleriſcher Tätigkeit:

„Wenn ich nicht mit der Natur umgehe, ſo ſitze ich zu Hauſe und arbeite an meinen Tafeln — oft ſehe ich ſie ſtundenlang an und habe das Gefühl, als ſollt' ich wunderſchöne Dinge machen — da kommen mir dann Träume von glänzenden Lüften und ſchönen Wolkenbildern darin, lieben, fernen Bergen und ihrem Sehnſuchtsblau, wie Heimwehgefühle, von ſonnigen Abhängen, von Waldesdunkel und kühlen Wäſſern drinnen und von tauſend anderen Dingen, die ſich nicht erhaſchen laſſen, ſchattenhaft und träumeriſch durch die Seele ziehend, wie Vorahnungen von unendlicher Seligkeit, die bald, bald kommen müſſe. Dann male ich und laſſe das Ding ſo gehen, wie es geht, und es iſt mir, Titus, als finge manches Bild an, mir zu gefallen."

Der Wunſch, den Stifter in der Vorrede zu den „Studien" ausgeſprochen, daß ſeine Schriften in ihrem Weiterwirken irgend ein ſittlich Schönes fördern helfen mögen, iſt in den feurig beredten Mahnworten, welche die „Feldblumen" ſo reichlich durchſetzen, bis zur Leidenſchaftlichkeit geſteigert. Zum erſten Male tritt hier der unwiderſtehliche Trieb hervor, welcher den Dichter gebieteriſch nötigte, zu den Menſchen als Erzieher zu reden. Wenn vom Umgange mit Stifter überhaupt geſagt wurde, und wenn das von jedem ſeiner Bücher gilt: man war beſſer, wenn man von ihm ging, man iſt um einen Schatz geläuterter Geſinnungen be-

wieder, wenn man einen Dichter und vor Gott sagt, da schämen sich „Schillbauer" und die Gemeinde gewaltig. Aber das ist ihnen eben Interessanteste Kunst ist.

Maurer, Rich. Aus: Deutsche Kunst und Dekoration, Bd. 1, Darmstadt

Und wie sind Leben und Interessen dieser Kleinen Städter? Sie sind ganz ausgefüllt von ihrem Beruf, ihrem „Amt", ihrem „Geschäft" und es ist selbst, beim Weltmarkt versteht sich, nicht viel mehr als ein Geschäft, was sie treiben. Sie sind ganz und gar Philister, Philister mit Haut und Haar, Philister mit Leib und Seele, Philister bis ins Mark und in die Knochen.

Und Philisterei ist nun das Nichtbeachten und Nichtwissen von der Existenz des Geistigen, die Unfähigkeit, sich dafür zu interessieren, es zu verstehen, es zu lieben. Philisterei ist Mangel an Geistigkeit, Mangel an Geist. Philisterei ist Geistlosigkeit. Und Geistlosigkeit heißt Leben ohne Kultur, ohne Kunst, ohne Religion, ohne Wissenschaft, ohne Philosophie, ohne alle Dinge, welche die Menschheit über das Tier erheben. Geistlosigkeit heißt Leben ohne Ideale, ohne Ideen, ohne Gedanken, ohne Ahnungen, ohne Sehnsucht, ohne Liebe, ohne Haß, ohne Leidenschaft, ohne Leiden und ohne Freuden, ohne alles, was Menschen adelt, ohne alles, was Menschen Menschen macht, ohne alles, was Menschen Menschen hält, ohne alles, was Menschen Menschen hebt, ohne alles, was Menschen Menschen trägt.

Und Geistlosigkeit ist nun das Leben dieser Kleinen Städter und es ist Geistlosigkeit heute. Ganz Deutschland ist heute ein Kleiner Städter. Ganz Deutschland ist heute ein Land der Geistlosen und ein Volk der Geistlosigkeit. Und Geistlosigkeit ist nicht nur Mangel an Geistigkeit, sondern heute eine Tugend, heute eine Eigenschaft, die man sich zu Ehren zu lieben pflegt, heute eine Errungenschaft, die man sich selbstbewußt, wie Lichtenberger Philister, die man sich verdächtigen

Bestimmungsorten an und von dieser in ihrer Größe ganz
wenig mehr. Von der Straße gelangt man in den Vorhof, von
dem aus man links in die Eingangshalle gelangt. Von dieser aus
führt eine Treppe in den ersten Stock, wo sich die Wohnräume
befinden befinden, während man die Kellerräume durch eine Thüre
links von der Eingangshalle betritt. Die Wohnräume sind
sehr geräumig. Eine Küche, Speisekammer, Waschküche, Badezimmer,
Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Dienstbotenzimmer,
Abtritte, Gänge, Treppen, Vorplätze, Balkone, Veranden, Terrassen
und Gärten sind vorhanden.

In der Kellerzone sind vor allem die Lagerräume für Kohlen,
Holz, Kartoffeln, Obst, Gemüse, Wein, Bier, Eis, Milch, Butter,
Käse und Fleischwaren anzuführen. Ferner befinden sich in der Kellerzone
die Heizkammer, die Waschküche, Badezimmer, Dienstbotenzimmer,
Abtritte, Gänge, Treppen, Vorplätze, Balkone, Veranden, Terrassen
und Gärten sind vorhanden.

Nicht nur die Kellerräume sollen in der Richtung gegen Norden
schützen, sondern auch die Gänge, Treppen und Vorplätze. Wenn man
nun die Kellerräume, Gänge, Treppen und Vorplätze in der Richtung
von Norden gegen Süden zu anordnet, so ist man in der Lage, die
Wohnräume gegen Süden zu legen, wodurch man eine gute Lüftung
und Belichtung der Wohnräume erzielt. Die Lüftung und Belichtung
der Küche, Speisekammer, Waschküche, Badezimmer, Dienstbotenzimmer,
Abtritte, Gänge, Treppen, Vorplätze, Balkone, Veranden, Terrassen
und Gärten sind vorhanden.

beginnt hinten Gelbe anzulegen, von da ab folgt es der Farbe des Vorderflügels, bis es wieder in Gelb übergeht, das hinten am Leibesrande, Rückrand und um die Spitze herum sich zieht. Von der Wurzelhälfte zieht unter und unter diesem Gelb ein Streifen entlang, der sich in der Mitte des Flügels zu einem Fleck erweitert, von dem Vorderrande abgeht. Auf der Unterseite, wo Gelb in Grau übergeht, ist der Streifen noch deutlicher.

Die Raupenfarbe Ungarns ist eine ausgesprochene Mischung der Farbenelemente ganz wie in den beiden Abänderungen von Zeller-Lederi und diese dürfte wohl die Form sein, welche

Fig. „Hyrcanus“ in Ungarn.

Mann wahrscheinlich als Zeller-Lederi bezeichnet hat. Die Raupe ist dunkelgrau mit einem Stich ins Violette und mit dunkelbraunen Rückenstreifen. Die Seitenlinie gelblichgrau, die unterhalb gelblichgrün, die Bauchseite grün. Die Afterklappe ist dunkelbraun, die Afterspitze und die Nachschieber sind rötlich. Die Afterklappe ist mit einer Reihe von Dornen besetzt, die Afterspitze mit vier solchen. Die Dornen sind dunkelbraun, die Spitzen rötlich. Die Afterspitze ist rötlich, wodurch sie in ganz auffallender Weise

Fig. „Hyrcanus“ in Ungarn.

von der Afterklappe absticht. Die Luftlöcher sind schwarz, die Brustfüße rötlich, die Bauchfüße grün, die Nachschieber rötlich. Die Afterklappe ist rötlich, die Afterspitze rötlich bis schwarzrötlich, an der Unterseite grün. Die Dornen sind hellgelblich, ihre Spitzen rötlich

täglichem Anblicke eine glutenſprühige Phantaſie in die tiefen, ſtillen, dunklen Gewalten der Kindheit des Heideknaben hineinwächſt.

„Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem ſich das graue Geſtein, auch ein Mitbeſitzer der Heide, reichlicher vorfand und ſich gleichſam emporſchob, ja ſogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wachholder drängte ſich dichter an dieſem Orte, ſich breit machend in vielzweigiger Abſtammung und Sippſchaft nebſt manch ſchönblumiger Diſtel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Ausſicht weit ſchöner war, als an anderen Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, ſo ungeſund für ſeine Bewohner, ſo ſchön für das entfernte Auge, blauduftig hinausſchwamm in allen Abſtufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg; aus welchen Gründen, iſt unbekannt, da hier nie ſeit Menſchenbeſinnen ein Pferd ging, was überhaupt ein für die Heide zu koſtbares Gut geweſen wäre."

Die Predigerkanzel am Roßberg bei Oberplan.

Nach dieſem Punkte nun wandert unſer kleiner Freund am allerliebſten, wenn auch ſeine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeſchäften gehen; er kann die ihm anvertrauten Tiere getroſt ſich ſelbſt überlaſſen und ſeinen eigenen Gedanken und Träumen nachhängen. Bald ſchließt er Freundſchaft mit all den tauſend Lebeweſen, die ihn auf der Heide umgeben, und in dieſer menſchenfernen Einſamkeit reift ſein Geiſt zu ernſter Größe.

„Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Heide. Teils durchzog er sie weit und breit, teils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und so weit das Auge gehen konnte, so weit ging die Phantasie mit, oder sie ging noch weiter und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so daß er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher und bevölkerte die Heide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer und Kinder und Kindeskinder, zahlreich wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung und alle lauschten auf ihn."

Zu einer anderen Zeit baut er aus den kleinen Steinen des Roßberges die weitläufige Stadt „Babylon", oder er gräbt den „Jordan" ab und leitet ihn andere Wege.

So gehen die Tage und so gehen die Jahre dahin. Aber in sein Herz schleicht sich die Sehnsucht nach der fernen Welt, die Heide wird ihm zu eng, er strebt fort aus der stillen Heimat, unbekannten Zielen entgegen. „Sein Auge ging über die fernen Duftstreifen des Moores und noch weiter hinaus; als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen und weit, weit von seiner Herde gehen. — Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Tierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlaß den kleinen Engel nur seinem eigenen inneren Gotte und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm auf die Größe der Welt, und des Menschen und Gottes." — Eines frühen Morgens nimmt Felix Abschied von seinen Eltern und von der alten Großmutter und geht in die Fremde. Diese Großmutter hatte auf die Entwicklung seiner Phantasie den größten Einfluß gehabt; selbst von einem reichen Geistesleben erfüllt, hatte sie dem Knaben die heiligen Geschichten und die Erinnerungen ihres langen Daseins erzählt und ihm den Einblick in eine geheimnisvolle Welt eröffnet. Mit diesem Schatz im Herzen verläßt Felix die heimatliche Scholle; nur selten bringt ein heimkehrender Wandersmann Kunde von ihm in

das ſtille Heidehaus. Allmählich vergrößert ſich der Beſitzſtand des Vaters Niklas, die Felder bringen durch eifrige Pflege reichere und beſſere Früchte hervor, es ſiedeln ſich andere Bauern auf der Heide an, eine Straße verbindet das entlegene Dorf mit dem allgemeinen Verkehr und Niklas wird zum Richter des neuen Heidedorfes gewählt. Von Felix aber iſt ſeit Jahren jede Nachricht ausgeblieben; es wird auch nicht mehr von ihm geſprochen, nur die Mutter trägt das Bild des Sohnes treu und unverändert in ihrem Herzen. Sie iſt es auch, die in dem ſonnverbrannten Manne, der eines Abends vor dem Heidehauſe ſtehen bleibt, Felix erkennt. „Das Mutterherz iſt der ſchönſte und unverlierbarſte Platz des Sohnes, ſelbſt wenn er graue Haare ſchon trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges ſolches Herz.“ Felix, der weit in der Welt umher gekommen war, ſich ein reiches Wiſſen erworben und fern in Jeruſalem und am Jordan in den heißen, einſamen Wüſten geweilt hatte, kehrt nun auf ſeine Kindheitsheide zurück, dahin ihn ein dunkles Gefühl, ſtärker als alles andere, gezogen hatte, um ſie nicht mehr zu verlaſſen. Bald iſt er der Liebling des Dorfes. Auf der Heide draußen erbaut er ſich ein Haus, und hier lebt er nun mit den Geſchöpfen der Heide, ſo wie er es als Knabe getan.

„Ein Geſchenk iſt ihm geworden, das den Menſchen hochſtellt und ihn doch verkannt macht unter ſeinen Brüdern — das einzige Geſchenk auf dieſer Erde, das kein Menſch von ſich weiſen kann. Auf der Heide hatte es begonnen, auf die Heide mußte er es zurücktragen. Bei wem eine Göttin eingekehrt iſt, lachenden Antlitzes, ſchöner als alles Irdiſche, der kann nichts anderes tun, als ihr in Demut dienen. Damals war er fortgegangen, er wußte nicht, was er werden würde — eine Fülle von Wiſſen hatte er in ſich geſogen; es war der nächſte Durſt geweſen, aber er war nicht geſtillt; er ging unter Menſchen, er ſuchte Maſſen derſelben — er hatte Freunde — er ſtrebte fort, er hoffte, wünſchte und arbeitete für ein unbekanntes Ziel — ſelbſt um Güter der Welt und um Beſitz trachtete er: aber durch alles Erlangte — durch Wiſſen, Arbeiten, Menſchen, Eigentum — war es immer, als ſchimmere weit zurückliegend etwas, wie glänzende Ruhe, wie große Stille, wie ſanfte Einſamkeit — — — ach, hatte ſein Herz die Heide, die unſchuldsvolle, liebe Kindheitsheide mitgenommen? oder war es ſelber eine ſolche liebe, ſtille, glänzende, ſelige Heide? — — Er ſuchte die Wüſten und die Einöden des Orients, nicht brütend, nicht trauernd, ſondern einſam, ruhig, heiter, dichtend. — Und ſo trug ihn dieſes ſanfte, ſtille Meer zurück in die Einſamkeit, und auf die Heide ſeiner Kindheit — — und wenn er nun

ſo ſaß auf der Rednerbühne, wie einſt, wenn die Sonnenfläche der Heide vor ihm zitterte und ſich füllte mit einem Gewimmel von Geſtalten, wie einſt, und manche daraus ihn anſchauten mit den ſtillen Augen der Geſchichte, andere mit den ſeligen der Liebe, andere den weiten Mantel großer Taten über die Heide ſchleifend — und wenn ſie erzählten von der Seele und ihrem Glücke, von dem Sterben und was nachher ſei, und von anderem, was die Worte nicht ſagen können — und wenn es ihm tief im Innerſten ſo fromm wurde, daß er oft meinte, als ſehe er weit in der Öde draußen Gott ſelbſt ſtehen, eine ruhige, ſilberne Geſtalt: dann wurde es ihm unendlich groß im Herzen, er wurde ſelig, daß er denken könne, was er dachte — und es war ihm, daß es nun ſo gut ſei, wie es ſei."

Ein Jahr nach ſeiner Rückkunft, einige Tage vor dem Pfingſtfeſte, liegt über Felix und dem Heidedorfe die Schwüle furchtbar banger Erwartung. Eine große, lang anhaltende Dürre verzehrte das Gras und alle Feldfrüchte, und die verzweifelnden Heidebewohner harren vergebens auf befruchtenden Regen. Felix aber, der aus der ganzen, weiten Welt, als er ihre Ämter und Reichtümer verließ, nur „einen einzigen, ſüßen Punkt heimlichen Glückes" mitgenommen, hat eine heiße Bitte abgeſandt, und ewig zögert die Antwort, die ihm ſagen ſoll, ob er ſein Haus für ſich allein gebaut oder nicht.

„Alles und jedes Gefühl verſtummte endlich vor der furchtbaren Angſt, die täglich in den Herzen der Menſchen ſtieg. Nun waren auch gar keine Wolken mehr am Himmel, ſondern ewig blau und ewig milde lächelte er nieder auf die verzweifelnden Menſchen. Auch eine andere Erſcheinung ſah man jetzt oft auf der Heide, die ſich wohl früher auch mochte ereignet haben, jedoch von niemand beachtet; aber jetzt, wo viele tauſend und tauſend Blicke täglich nach dem Himmel gingen, wurde ſie als unglückweisſagender Spuk betrachtet: nämlich ein Waldes- und Höhenzug, jenſeits der Heide gelegen und von ihr aus durchaus nicht ſichtbar, ſtand nun öfters ſehr deutlich am Himmel, daß ihn nicht nur alles ſah, ſondern daß man ſich die einzelnen Rücken und Gipfel zu nennen und zu zeigen vermochte — und wenn es im Dorfe hieß, es ſei wieder zu ſehen, ſo ging alles hinaus und ſah es an, und es blieb manchmal ſtundenlang ſtehen, bis es ſchwankte, ſich in Längen- und Breitenſtreifen zog, ſich zerſtückte und mit eins verſchwand. — Die Heidelerche war verſtummt; aber dafür tönte den ganzen Tag und auch in den warmen, tauloſen Nächten das ewige, einſame Zirpen und Wetzen der Heuſchrecken über die Heide und der Angſtſchrei des Kibitz. Das flinke Wäſſerlein ging nur mehr wie ein dünner Seidenfaden über die graue

Fläche, und das Korn und die Gerste im Dorfe ſtanden fahlgrün und weſenlos in die Luft und erzählten bei dem Hauche derſelben mit leichtfertigem Rauſchen ihre innere Leere. Die Baumfrüchte lagen klein und mißreif auf der Erde, die Blätter waren ſtaubig und von Blümlein war nichts mehr auf dem Raſen, der ſich ſelber wie rauſchend Papier zwiſchen den Feldern hinzog." — So kommt Pfingſten heran, und endlich läßt das Ausſehen des Himmels darauf ſchließen, daß es regnen werde.

Felix aber erhält einen Brief, worin ihm mitgeteilt wird, daß „ſeine ſelbſtgewählte Stellung" es unmöglich mache, ſeiner Bitte zu willfahren. In ſeinem heißen Schmerze über dieſe Zeilen liegt es doch wie eine zuckende Seligkeit, die ihn lohnt, daß er alles geopfert, ſeinem inneren Berufe folgend und ſeiner Heimat zuliebe. Am nächſten Morgen, Pfingſtſonntag, rieſelt ein dichter Landregen hernieder, der die Spannung und die Angſt von allen Herzen nimmt, und Felix „ging zum Tempel Gottes und dankte mit, und keiner wußte, was ſeine ſanften, ruhigen Augen bargen". —

Dieſe Erzählung iſt eine ſchwärmeriſche Verklärung der Heimatliebe, und aus der innigſten Heimatliebe des Dichters iſt ſie auch hervorgegangen. Die Kindheitsträume des Heideknaben ſind ein Abglanz von Stifters eigenen, köſtlichen Jugendgefühlen; jene wunderſame, alte Frau mit dem hellſehenden Blicke und dem unendlichen Schatz von Dichtung und Geiſtesfülle, daraus er „die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerſt ſeine Heidefreuden webte, dann ſein Herz und ſein ganzes zukünftiges Schickſal" iſt Frau Urſula Kary aus Glöckelberg, Stifters Großmutter, von der vielleicht jener auf das Außerordentliche gerichtete Einſchlag des Blutes rührt, der bis heute noch in der Familie des Dichters fortwirkt; an ſeiner eigenen Jugendliebe mußte Stifter den Schmerz und den Stolz der „ſelbſtgewählten Stellung" erfahren, und doch auch beſeligt erkennen, daß über den Bitterniſſen des Lebens der Strahlenkranz der erhabenſten Göttin winkt, „ſchöner als alles Irdiſche" der er berufen war, „in Demut zu dienen"; die „dunkle, glutenſprühige Phantaſie" des kleinen Hirten aber hat in ſpäteren Jahren Tauſenden von gleichgeſtimmten Herzen die höchſten und lauterſten Freuden geſpendet.

Die unvergeſſenen, ſeligen Wonnen der Kindheitsheide haben den Dichter ſchon am Beginne ſeines Schaffens in die Gefilde der Heimat zurückgeführt, und aus dem bekannten und vertrauten Boden zog er fürderhin ſeine urſprünglichſte Kraft. Stifter bewies durch die Tat die Lächerlichkeit des Ausſpruches von Goncourt, daß der Aufenthalt in der Natur verrohend, verſumpfend, verdummend wirke, und wie er ſchon als Kind aus den ihn umgebenden Gewalten und aus dem Nachſinnen über

den inneren Zusammenhang derselben eine reiche Summe von Anregungen schöpfte, so blieb sein Lebensideal für alle Zeiten der Anschluß an Gottes herrliche Schöpfung, deren Anblick in seinem Inneren eine unermeßliche Fülle poetischer Gedanken wach rief.

Stifter schildert uns im Heidedorf den Schauplatz der einfachen Handlung eingehend und ausführlich, voll inniger Liebe zu sorgfältigster Detailmalerei. Aber wenn selbst das Naturgemälde nicht so ansprechend, nicht so fesselnd wäre, daß der Leser auch ohne Ausblick auf die Geschehnisse freudig und mit sich steigerndem Entzücken an der langsamen Wanderung durch die Heidelandschaft teil nimmt, so könnte doch dem Erzähler nicht der kleinste Zug davon erlassen werden, wenn er uns die Charaktere der handelnden Personen völlig glaubhaft machen will. Denn der Heidebewohner ist selbst ein Stück der Heide und kann nur aus dem vollen Verständnis seiner einförmigen, dürftigen, einsamen Umgebung richtig gedeutet werden.

* * *

Hatten schon die drei ersten Erzählungen Stifters, vor allem die „Feldblumen", einen unerwartet großen Erfolg gehabt, so sollte „der Hochwald", 1841 vollendet und im Jahrgang 1842 der „Iris" zum ersten Male gedruckt, den dichterischen Ruhm des Malerpoeten dauernd begründen. Welchen Eindruck diese von romantischem Zauber und einer innigen Naturfreude erfüllte Erzählung auf die zeitgenössische Kritik ausübte, zeigt deutlich die enthusiastische Besprechung, welche in den österreichischen „Blättern für Literatur und Kunst" vom 4. Jänner 1845 veröffentlicht wurde: „Ein ganz vollendetes Werk, würdig in der neuesten deutschen Novellen-Literatur einen der ersten Plätze einzunehmen, ist der „Hochwald", welche Erzählung einzig und allein, in ihrer Art unübertrefflich, wie eine hohe, duftige, vom Abendrot übergossene Alpe über die niederen Gipfel emporragt aus der heiligen Stille der Täler, nichts über sich, als das Blau des ewigen Himmels. Mögen seine übrigen Erzählungen an gediegene Werke anderer ausgezeichneter Schriftsteller in der Art mahnen, wie ein Gemälde eines Meisters, trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes, an das eines andern, durch ähnliche Behandlung der Farben oder anderer Außendinge der Technik: diese Erzählung ist ein ganz für sich Bestehendes, Abgeschlossenes, ist ihre eigene Gattung und hätte der Verfasser nichts geschrieben als diese, so wäre sein Wunsch „Menschen,

die ungefähr eben so fühlen, eine frohe Stunde zu machen", im vollsten Maße erfüllt! Solche Schriften sind es, die wahrhaft veredelnd wirken ...

Mit scharfem, das Kleinste, wie das Größte, wenn es in den ewigen Werken Gottes ein Kleinstes und ein Größtes geben kann, auffassendem Blicke erspähet der Dichter das geheimnisvolle und wunderreiche Innere des Hochwaldes und malt seine zu allen Zeiten des Tages und Jahres neue Herrlichkeit auf eine Weise, daß er, wie auf einem Zauberteppiche, den Leser hinwegführt unter das sonnendurchblitzte, kühle Laubdach, wo ihm würziger Duft heilend die Brust umweht, und wohin er keinen unreinen Gedanken mitzunehmen vermag, der wie ein mißtönender Schrei das harmonische Rauschen der Wipfel unterbrechen würde."

Diese Erzählung ist das Hohe Lied des Waldes. Der Dichter, welchem wir den herrlichen Hymnus verdanken, hing alle Jahre seines Lebens hindurch mit inniger Liebe an dem stillen Zauber der heimatlichen Berge, und wenn schon in der Seele des Knaben der feierliche Ernst der Waldesschöne die künstlerische Begeisterung löfete, so sehen wir den Mann noch an seinem Lebensabend wenige Jahre vor seinem Tode und von schwerer Krankheit gebeugt, das Sommerhaus seines Freundes Rosenberger am Fuße des Dreisesselberges aufsuchen, um dort erneuerte Heiterkeit des Gemütes, Trost und Linderung seiner Leiden zu finden. „Jenes Waldhaus, die Waldluft und das Waldwasser haben dem Dichter," wie Dr. Anton Schlossar in einer seiner wertvollen Abhandlungen über Stifter treffend bemerkt, „über vieles hinweggeholfen und ihn körperlich und geistig gestärkt, seiner Seele ruhige und friedliche Zeiten gegeben".

Der „Hochwald" ist ganz und voll aus dem stark entwickelten Heimatsgefühle des Dichters hervorgegangen, das ihn so oft zur poetischen Verherrlichung der Moldaugegend angeregt hat. Schon der Titel „Hochwald", und wenn dies nicht genügen sollte, die Überschriften der sieben Kapitel, als da lauten Waldburg, Waldwanderung, Waldhaus, Waldsee, Waldwiese, Waldfels, Waldruine bekunden hinlänglich den Schauplatz der Handlung, den Gang der Handlung und die Handlung selbst — es ist ein Wandern, ein Träumen, ein Trauern im Walde, mit bald frohen, bald ahnungsvollen, bald düster schmerzhaften Gefühlen. Gefühle, die einerseits fast ebenso stark vom Zauber des Waldes wachgerufen werden, als andererseits Liebe, Sehnsucht und Todesbangen dem Menschen ein verschiedenes Licht über das ewig gleiche Naturantlitz gießen.

An dem tiefen Frieden der in lauschiger Stille gelegenen Burg, in welcher Heinrich von Wittinghausen seine zwei lieblichen Töchter Johanna und Klarissa sanft gebettet hält, braust der Sturm des Dreißigjährigen

dringen werden, die Gegner durch ihre tödtlichen Geschosse zu vernichten. Um von Annäherung gegen die starken Verschanzungen gesichert zu werden, so hatte man vor Belagerung der Burg, rund um dieselbe Pallisaden gesetzt, die in Form eines Zickzack gestellt, eine ungefähr 2 Klafter weite Entfernung von einander haben. Zu jeder Seite dieser Pallisaden befanden sich Schießlöcher, durch welche die Vertheidiger ihre Geschosse auf die Angreifenden schießen konnten. Auf diesen Pallisaden war ein eigener Gang, welcher mit Schießlöchern versehen war, damit Soldaten auch Hinter- und Seitenwärts schießen konnten.

Eine Schweizer Burg, wie sie ehedem waren.

Als es den Schweizern schon beträchtlich ernstlich wurde, und es auch gewiß war, daß sie nicht mehr lange würden aushalten können, so begehrten sie, einen Abzug mit Gewährung gleicher Ehre, wie sie in einem Abkommen mit Kaiser Sigismund, als er Constanz belagerte, gewährt worden war. Herzog Friedrich war in dem gegenwärtigen Falle damit nicht einverstanden. Doch, Hermann und Graf Hugo sagten auf ihren Verpflichtung treuen Beistand zu leisten, und Ehre und Leben zu retten, wenn es möglich wäre. Diese Versicherungen bewogen Friedrich dazu, mit seinen Gegnern, welche Bedingungen sie wünschten, sich zu einigen. Sie kamen überein, daß Herzog Friedrich und seine Anhänger mit ihren Waffen, Harnischen, Pferden, Geld und Kleidern, was jeder Mann auf seinem Leibe hätte, ungehindert, und mit aller Ehrbietung von Herzog

Gedenkfeier noch ist mehr Platz vor diesem schönen und historisch bedeutsamen Gebäude, als es jetzt hat. Deshalb ist es gut, daß der Rath schon vor einigen Jahren vom Kaufhaus zu Goslar einen Theil abgebrochen hat, damit der Platz vor demselben freier und größer werde. Auch ist es gut, daß das prachtvolle Rathhaus zu Braunschweig, welches in alter Zeit ebenfalls mit Bildsäulen geschmückt war, jetzt wieder in seiner ursprünglichen Schönheit dasteht.

Der „Burkhardt“ in Braunschweig.

Es soll hier namentlich Einer erwähnt sein, der auf einem besonders hohen Standpunkte steht. Es ist der Burkhardt, der auf dem Markte vor dem Rathhause steht. Er ist ein Wahrzeichen der Stadt, wie der Roland in Bremen. Er ist ein Wahrzeichen der Freiheit, wie der Roland in Bremen. Wenn Einem die Bürger einen Burkhardt vor seinem Rathhause errichten, so können sie ihm damit keine größere Ehre erweisen. Und wenn Einer einen Burkhardt verdient, so ist es der, welcher Recht, Freiheit und Ehre schützt. Der Burkhardt in Goslar war aber auch ein solcher, welcher Recht schützte, ehrte und — sich selbst.

unter dem Schutze Gregors in der wunderbaren, sie rings umgebenden Waldesstille. „Es liegt ein Anstand, ich möchte sagen, ein Ausdruck von Tugend, in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem sich die Seele beugen muß, als etwas Keuschem und Göttlichem — — und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichnis der Natur legt." Der Ritter hatte ein Fernrohr für sie zurückgelassen, damit sie durch das Glas von der Seewand aus ihr Vaterhaus betrachten können. Am ersten ganz klaren Tag steigen sie in Gregors Begleitung auf die Wand. Voll zauberischen Duftes ist nun die Szene, wie die beiden Mädchen von dem höchsten Felsen des einsamen Waldes, der einen Fernblick über das ganze Moldautal gestattet, nach dem väterlichen Schlosse auslugen: . . . „Das Fernrohr wurde ausgepackt und an dem Stumpfe einer verkrüppelten Birke befestiget — — aller Augen aber waren schon vorher in die Weite gegangen — wie eine glänzende Wüste zog der heitere Himmel hinaus über alle Wälder weg, die wie riesenbreite dunkle blähende Wogen hinauslagen, nur am äußersten Horizonte gesäumt von einem Hauche eines fahlen Streifens — es waren die bereits reifenden Kornfelder der Menschen — und endlich geschlossen von einem rechts in das Firmament ablaufenden Duftsaume — — — — siehe, der geliebte kleine Würfel: wie ein blauer Punkt schwebt er auf seinem Rande, Johannas Herz wogte in Freude und Schmerz — — Klarissa kniete mittlerweile vor dem Rohre und rückte und rückte, das sah sie gleich, daß es ein ungleich besseres sei, als das des Vaters, jedoch finden konnte sie damit nichts. Bis zum Erschrecken klar und nahe stand alles vor sie gezaubert, aber es war alles wildfremd — abenteuerliche Rücken und Linien und Vorsprünge gingen wie Träume durch das Glas — dann farbige Blitze — dann blau und blau und blau — — sie rührte die Schraube, um es zu verlängern — dann führte sie es dem Saume eines dunklen Bandes entlang — plötzlich ein schwacher Schrei: Zitternd im Runde des wunderbaren Glases stand das ganze Vaterhaus, klein und zart, wie gemalt, aber zum Staunen erkennbar an Mauern, Erkern, Dächern — ja die Fenster meinte man durchaus sehen zu müssen. Johanna sah auch hinein — blank, unversehrt, mit glänzendem Dache stand es in der Ruhe des Himmels. O wie schön, wie freundlich!" —

Die Wanderung zum Gipfel der Seewand wird oft wiederholt; immer erblicken sie das Vaterhaus schön und unverletzt, und da durch Wochen und Monate der stille Frieden ihrer Behausung nicht gestört wird, gewinnen sie ihren verborgenen Zufluchtsort immer lieber. Aber eines Tages, als sie mit Gregor über den See gefahren sind und, auf

einem Steine ausruhend, die ſtolzen, ruhigen Kreiſe beobachten, die ein über dem See ſchwebender Geier zieht, kracht plötzlich ein Schuß, und der Geier ſtürzt zu Tode getroffen ins Waſſer. Dann iſt es wieder totenſtille und reglos wie vorher. Die Mädchen ſind aufs Höchſte betroffen, auch Gregor kann ſich den Schuß nicht erklären, findet aber, als er den Geier aus dem Waſſer zieht, in der Wunde eine ſehr kleine Kugel, die er zu erkennen ſcheint; ohne ein Wort zu ſprechen, ſchiebt er dieſelbe zu den anderen in ſeinen ledernen Beutel. Dann beruhigt er die Mädchen mit der Verſicherung, daß ihnen keine Gefahr drohe; er kenne den Schützen. „Er ſucht den Schimmer und will das Irrlicht greifen; er begeht lauter Dinge, die ohne Ziel und Zweck ſind, und ſtrebt nach Unerreichbarem. Er hat manchmal wollen den Sonnenſchein auf ſeinen Hut ſtecken und die Abendröte umarmen.“ — Die Mädchen ſuchen ihrer Angſt Herr zu werden, aber nach einigen Tagen, in denen ſich nichts Ungewöhnliches ereignet werden ſie in einer ſtillen Mondnacht durch ein Lied geweckt, das, von einer Männerſtimme geſungen, über den See herüberklingt. In Klariſſa erweckt dies Lied heftigſte Leidenſchaft, denn ſie erkennt es und auch die Stimme, die es geſungen, und die ihre ſtürmiſche Erinnerung an holde, unvergeßliche Tage wachruft. Für ſie iſt das Rätſel der letzten Tage gelöſt. Am anderen Morgen eröffnet ſie Gregor ihren Wunſch, dem nächtlichen Sänger eine Unterredung zu geſtatten, aber nicht allein und nicht im Hauſe, ſondern in Begleitung von Gregor und Johanna bei dem kleinen Ahornwäldchen. Gregor kennt den Sänger, welcher auch der rätſelhafte Schütze geweſen war; er willfahrt der Bitte und führt ſie an den bezeichneten Platz, wo ein ſehr ſchöner Jüngling ihrer wartet, von Gregor dahin beſchieden. Der Jüngling iſt Ronald, der Sohn Guſtav Adolfs. Klariſſa hatte ihn vor Jahren gekannt, als er in das Schloß ihres Vaters kam und im Sturm ihr Herz an ſich riß; aber auch ſie hatte unauslöſchliche Liebe in ihm erweckt; dann war er fortgegangen von ihr auf Bitten und Befehle eines, „der ſtärker war als er“ und der geſagt hatte: „Laß fahren das Scheinding!“ — Er hatte die weite Welt durchwandert, um ſie zu vergeſſen, aber in den ganzen langen Jahren war ſie ſein einziger Gedanke, und als er, zurückgekehrt, von ihrer Abweſenheit erfuhr und auch Gregor nicht fand, ſuchte er ſie monatelang, bis er an den Ufern des Sees ihren Zufluchtsort entdeckt und Gregor durch den Schuß auf ſich aufmerkſam gemacht hatte. Klariſſa ſucht ſich dem Zauber ſeiner Rede zu verſchließen, aber immer heißer wallt die alte Leidenſchaft, von ſeinen Worten entzündet, auf, und da er endlich um ihre Liebe und ihre Hand wirbt, lehnt ſie ſich beſeligt an ſeine Bruſt. „Wie ſchwach

um wie bereits in der Stadt, wenn es abendlich dichter und dichter herab auf die weiß-blühenden und dunkel-grünen Bäume sinkt. Dann ist's, als ob die Bäume in ihrer Pracht, die Lichtkerzen und Blütenkränze, die sie tragen, nicht für uns, sondern für sich selbst da wären, als wollten sie sich gegenseitig bewundern, schauen und sich freuen. Und wir Menschen gingen — allerdings wenn die hohe Weihnachtsnacht kommt, dann ist's anders — wir gingen wie Fremde, wie Gäste, die in diesen wunder-seligen Garten eintreten, hinein und heraus, wie es ihnen

Blühender Kastanienbaum im Mondschein.

Lust, so, als wenn wir selbst keine von diesen Bäumen hätten, als wenn wir nicht auch unsere Bäume hätten, die wir pflegen und hegen, die uns gehören, wenn sich nicht auch unser Leben mit ihnen verwoben hätte!

Wie dicht und hoch die Bäume sind! Bäume sind Zeugen der Vergangenheit, Wunder aber, wer von großen Bäumen weiß und Bescheidung von ihnen empfangen hat, wenn Menschen sie pflanzten, um an ihnen Freude zu haben, zu sehen und sich ihrer zu freuen, und Nachkommen sie dann

Überfall der Schweden bewahren will. Nach seinem Weggange verstreichen den beiden Mädchen die Tage so still und einförmig wie früher, aber es liegt etwas auf ihnen, was die frühere harmlose Fröhlichkeit verscheucht und besonders Johanna mit Schmerz und dumpfer Angst erfüllt. Der Spätherbst schleicht ins Land, die Natur rüstet sich zum Winterschlafe. Zur großen Beunruhigung der Mädchen ist lange keine Nachricht von Wittinghausen gekommen, auch liegt seit vierzehn Tagen drückender Nebel auf der Landschaft, welcher den Blick auf das Vaterhaus verwehrt. Endlich ist die Aussicht wieder hell und klar, und Gregor steigt mit den Mädchen auf die Seewand, um Ausschau zu halten. Aber gerade dort, wo die Burg steht, liegt eine kleine Wolke über dem Walde, die das Schloß dem Blick verhüllt. Ohne ihr Vaterhaus gesehen zu haben, müssen die Mächen den Rückweg antreten. Am nächsten Tage, als sie die Höhen wieder erklimmen und durch das Fernrohr blicken, ist die kleine Wolke verschwunden. „Johanna war die erste am Gipfel des Felsens, und erhob ein lautes Jubeln; denn in der glasklaren Luft, so rein, als wäre sie gar nicht da, von keinem Wölklein verdeckt, stand der geliebte kleine Würfel auf dem Waldesrande, so deutlich schwebend, als müßte sie mit freiem Auge seine Teile unterscheiden, und der Himmel war von einem so sanften Glanze, als wäre er aus einem einzigen Edelsteine geschnitten.

Klarissa hatte inzwischen das Rohr befestigt und gerichtet. Auf einmal aber sah man sie zurücktreten, und ihre Augen mit sonderbarem Ausdrucke auf Gregor heften. Sogleich trat Johanna vor das Glas, der Würfel stand darinnen, aber siehe, er hatte kein Dach, und auf dem Mauerwerke waren fremde schwarze Flecken. Auch sie fuhr zurück — aber als sei es ein lächerlich Luftbild, das im Momente verschwunden sein müsse, drängte sie augenblicklich ihr Auge wieder vor das Glas, jedoch in derselben milden Luft stand dasselbe Bild, angeleuchtet von der sanften Sonne, ruhig starr, zum Entsetzen deutlich — und der glänzende, heiter funkelnde Tag stand darüber — nur zitterte es ein wenig in der Luft, wie sie angestrengten Auges hineinsah; dies war aber daher, weil ihr Herz pochte, und ihr Auge zu wanken begann.

Als sie sich nun ohnmächtig zurücklehnte, hörte sie eben, wie Klarissa mit schneebleichem Antlitze sagte: „Es ist geschehen."

„Es ist geschehen", erwiderte Gregor; „mir ahnete gestern schon aus dem sanften unbeweglichen Wölklein — aber lasset mich es auch erblicken."

Mit diesem Worte schaute er in das Rohr, aber ob auch sein Auge durch Übung vielmal schärfer war, als das der Mädchen, so sah doch auch er nichts anderes, als sie: in schöner Klarheit einen gewaltigen

Turm von dem Waldrande emporſtehen ohne Dach und mit den ſchwarzen Brandflecken, nur ſchien es ihm, als ſchwebe noch eine ganz ſchwache blaue Dunſtſchicht über der Ruine. Es war ein unheimlicher Gedanke, daß in dieſem Augenblicke dort vielleicht ein gewaltiges Kriegsgetümmel ſei, und Taten geſchehen, die ein Menſchenherz zerreißen können: aber in der Größe der Welt und des Waldes war der Turm ſelbſt nur ein Punkt, von Kriegsgetümmel ward man gar nichts inne, und nur die lächelnde ſchöne Ruhe ſtand am Himmel und über der ganzen Einöde."

Ruine Wittinghauſen.

Gregor ſucht die beſtürzten Mädchen damit zu beruhigen, daß dem Vater nichts geſchehen ſein werde; auch ſei ja Ronald bei ihm. Vergebens harren alle auf Nachricht, und nachdem elf Tage in Unruhe und Angſt vergangen, wird ein Knecht auf Kundſchaft ausgeſandt; aber er kommt nicht wieder. Da können die Mädchen die Ungewißheit nicht länger ertragen, und ſie kehren mit Gregor nach Wittinghauſen zurück. Aber wie iſt da alles anders geworden! Der Vater, Ronald und der Bruder ſind gefallen, die Burg verbrannt, geplündert und zum größten Teile zerſtört. In einem noch einigermaßen wohnlichen Gemache richten ſich die Mädchen ein, deren ferneres Lebensglück vernichtet iſt.

„Der Turm hatte kein Dach, und ſeine Ringmauern hatten keine Tore, gerade wie er noch heutzutage ſteht — aber er trug noch nicht die verwitterte graue Farbe ſeiner bloßgelegten Steinmauern, wie heute, ſondern war noch bekleidet mit Anwurf und Tünche, nur war deren Reinheit beſchmutzt mit häßlichen Brandflecken, aus den Fenſtern aus-

gehend, und wie Kometenfahnen aufwärts ziehend. Auch war in dem äußeren Mauerwerke manche tiefe Verwundung ersichtlich. Der Rasen umher war verschwunden und glich einer gestampften Tenne, von tiefen Räderspuren durchfurcht, und hie und da mit einem verkohlten Baume oder Trümmern unbekannter Geräte bedeckt. Die größte Stille und ein reiner Himmel mit freundlicher Novembersonne schaute auf diese Todesstelle nieder. Kein Gedanke eines Feindes war ringsum zu erschauen, aber auch kein einzig anderes lebendes Wesen stundenweit in die Runde; die Hütten waren verbrannt, und der Ort Friedberg lag in Trümmern." — Endlich kommt der schöne, ernste Ritter Bruno, welcher einst Klarissa innig geliebt und mit Werbungen gequält hatte, von ihr aber nie erhört worden war.

Dieser erzählt den Mädchen, wie zuerst die Burg scheinbar unbeachtet blieb, wie aber durch einen Überfall der Kaiserlichen auf die Schweden die Kriegslage eine plötzliche Änderung erfuhr. „Ein Wald," begann er, „war das eigentliche Unglück. — Euer Haus — — kein Finger hätte es angerührt; — weit links davon sollte der Zug gehen — aber Gallas hatte Völker gesandt, mich auf eigenes Ansuchen mit, um in jenem Walde (er zieht sich rechts von hier gegen das Moldautal ab) Schanzen aufzuwerfen und den Feind zurückzuweisen. Friedbergs unglückliche Bewohner, die graben mußten, werden zeitlebens an den Schanzwald denken und den Namen ihren Enkeln und Urenkeln einprägen; denn er war ihr und unser Unglück. Ich sah es voraus, wie es kam und bat Euren Vater noch tags zuvor, er möge die Burg preisgeben und zu Euch flüchten; aber er verwarf den Antrag mit Entrüstung, weil ein Haufe Kaiserlicher unter seinem Befehle die Burg besetzt hielt. Harmlos, wie eine Schar Wallfahrer, mit klingenden Liedern stiegen die Schweden den schönen Wald heran. — — Es war schrecklich anzusehen, wie, da der Rauchwall aus unseren Gewehren sich verzog, ihre zerfetzten und blutenden Linien zurücktaumelten. Kein neuer Angriff ward mehr gewagt, die Kurzsichtigen unter uns jubelten, aber noch die Nacht sahen wir den Brand Friedbergs, und des anderen Tages, da die Scharen schwollen, ward im furchtbaren Morden die Schanze gestürmt. Die Unseren zerstäubten wie zerbrochenes Glas; ein Teil warf sich nach Wittinghausen, ich mit ihnen. O Klarissa, alles wäre noch gut geworden. Der erste siegestrotzige Anfall wurde zurückgeschlagen — eine Woche verging schon — und noch eine — der Feind, bereits abgekühlt und einsehend, wie wenig ihm eigentlich an dem Hause gelegen sein könne, hatte nur den Schein von Ehre zu wahren und bot willig die Hand zur Unterhandlung. Da, eines schönen Morgens,

ſahen wir, gleichſam wie einen neuen Befehlshaber, einen jungen Mann in prachtvollen Kleidern durch die Reihen der Belagerer reiten, gleichſam wie Anordnungen treffend. Wir begriffen nicht, was er wollte; die Anführer alle, Sture an der Spitze, ſtanden ehrfurchtsvoll vor ihm. Es war gerade Waffenſtillſtandstag. Am anderen Morgen ritt derſelbe Mann — ach, wie wir glaubten, um zu kundſchaften, ungewöhnlich nahe an die Mauern — und, wie es manchmal der Zufall will, der Helm entfiel ihm — ein ganzer Wall von blonden Locken rollte in dieſem Augenblicke über ſeinen Nacken — — —

War es nun Verblendung, war es Verhängnis, das ſich erfüllen mußte, wir verſtanden die Zeichen des Jünglings nicht, wie er ſo zuverſichtlich vorritt, ja Euer Vater, mit allen Merkmalen höchſter Überraſchung, ſah lange und unverwandt auf ihn hin; — da ſah ich nach und nach ein Rot in ſeine Wangen ſteigen, bis ſie dunkel wie in Zornesglut brannten. Ohne eine Silbe zu ſagen, ſchleuderte er mit einemmale ſeine Lanze gegen den Reiter, nicht bedenkend, daß ſie auf dieſe Entfernung gar nicht treffen könne — ach, ſie traf auch nicht, die arme, ſchwache, unſchuldige Lanze — allein ſie wurde das Zeichen zu vielen anderen, die augenblicks von unſeren Leuten flogen; auch hörten wir zugleich das Krachen von unſeren Doppelhaken hinter uns. Von den Schweden ſahen wir nur noch, wie viele vorſprengten, um den Reiter in ihre Mitte zu nehmen, wie er ſank — und dann, ehe uns noch kaum Beſinnung wiederkehren konnte — — war ſchon Sturm hier, dort, überall — wütend von der Schwedenſeite, wie nie — Rauch, daß kein Antlitz auf drei Schritte erkennbar war — —“

Bruno ſelbſt wurde verwundet und gefangen, erfuhr aber bei den Schweden, daß Ronald als Vermittler gekommen ſei, um zu bewirken, daß man die kaiſerliche Beſatzung frei abziehen und den alten Freiherrn ungeſtört in ſeinem Hauſe laſſe. —

Da ſie in dem Kampfgetümmel gefallen waren, ließ Sture beide, den Freiherrn und den Knaben Felix „kriegeriſch ehrenvoll unter der Steinplatte vor dem Altare der Thomaskirche begraben, die freilich auch abgebrannt war“. — Die beiden Schweſtern, im Innerſten vernichtet vor Schmerz über das entſetzliche Schickſal, verbringen die traurigen Jahre ihres Lebens unvermählt in der Ruine. Nach ihnen hat die Burg keinen Bewohner mehr. Gregor ſteckt das Waldhaus am Seeufer in Brand und ſtreut Waldſamen auf die Stelle, „ſo daß wieder die tiefe jungfräuliche Wildnis entſtand, wie ſonſt und wie ſie noch heute iſt. Einen alten Mann, wie einen Schemen, ſah man noch öfter durch den Wald gehen, aber kein

Mensch kann eine Zeit sagen, wo er noch ging, und eine, wo er nicht mehr ging". —

Was Stifters strenge Selbstzucht in seinen poetischen Arbeiten kennzeichnet, die Verachtung der Erfolggenügsamkeit und das beständige Modeln, Umformen und Verbessern hat auch am Hochwald zu mehrfachen Gestaltveränderungen geführt. Eine beiläufige Anlage der Erzählung unter dem ursprünglich gewählten Titel „der Wildschütz" dürfte noch vor Ablauf des Jahres 1840 entworfen worden sein. Denn schon am 6. März 1841 schreibt Stifter an den damaligen Herausgeber der „Iris", Grafen Johann Mailáth, bei welchem er sich durch die „Feldblumen" günstig eingeführt hatte: „Was Ihren Wunsch der Übersendung des Wildschützen anlangt, sehe ich mich in der schmerzlichen Notwendigkeit, Sie um einen kleinen Aufschub angehen zu müssen. Das Manuskript lag am 15. Jänner bereit, wo ich Sie erwartete, und da ich es immer in Händen hatte, fing ich daran zu feilen und zu wirtschaften an, so daß zuletzt die Sache in eine völlige Umarbeitung ausartete, und in dieser stecke ich nun mitten drinnen, so daß weder der neue Teil, noch der alte übersendet werden kann. Nach meiner Zeiteinteilung werde ich bis halben April fertig, jedoch mit gutem Gewissen und auf Ehrenwort getraue ich mich nur zu versprechen, daß es am 1. Mai 1841 auf die Post wird gegeben werden. Von der Zensur wird nichts zu fürchten sein, denn es ist kein anstößig Wörtlein darinnen — und die Zeit, die mir noch gegönnt ist, kommt dem Werke zu Guten; denn ich will die unverdient günstige Beurteilung der „Feldblumen" in hiesigen Blättern erst zu rechtfertigen suchen, da ich die Fehler der Unruhe und teilweisen Haltlosigkeit, die darin waren, recht gut einsehe, obwohl mir's niemand sagte, und sie im nächsten vermeiden will. Es dünkt mich, der Hochwald (so will ich es statt Wildschütz heißen) gehe im milden Redeflusse fort, ein einfach schön Ergießen, ohne dem koketten Herumspringen, das mich in den Feldblumen ärgert. Ich bin so kindisch, daß mich der Hochwald stellenweise selber rührt und freut. Wäre die Kraft wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen, aber . . . ut desint vires . . . Sie werden mit einem Menschen nicht ins Gericht gehen, der ein gutes Herz in die Welt hineinschwärmt, ohne ein Goethe zu sein, der sein Gold rein, schön, unbegreiflich im breiten Zauberflusse strömen lassen könnte, keine falsche Ader und kein Stäubchen drinnen, so den Glanz stört". (Briefe I, 37, 38.)

Stifters Verbesserungssucht verführte ihn naturgemäß bei der wiederholten, zeitraubenden Durchsicht seiner Arbeiten zur Überschreitung der gestellten Termine und verwickelte ihn in peinliche Auseinandersetzungen

annahm, was außerdem, daß es geradezu gesagt wurde, noch aus dem Umstande erhellet, daß G. Mailáth wieder eine für 1843 bestellte, ja sogar sich anfragte, ob schon viel davon fertig sei, was auch bereits der Fall ist. Wenn die Aufnahme des „Hochwaldes" bereits mit Opfern verbunden wäre, so ist das nicht meine Schuld, aber ich erbiete mich sogar, einen Teil davon zu tragen, wenn er nicht meine Kräfte übersteigt, und ein Teil, denke ich, wird sich auch dadurch vergüten, daß sich der „Hochwald" gewiß empfehlen wird, so daß man seinetwegen das Buch nehmen wird, und daß auch in Zukunft mein Name dem Buche einige Abnehmer mehr zubringen wird; denn das weiß ich mit Gewißheit, daß diese Dichtung innig und warm ist, und warme Herzen ergreifen muß, und das weiß ich auch, daß sie, außer Tieck, keiner schreiben kann. Man mag mir das als Eitelkeit ꝛc. auslegen, aber ich denke so: der Mann, der sich fühlt, weiß was er taugt, er kennt die Reihe unter sich, aber auch die über sich, nur der Tropf weiß das nicht, und erkennt meistens keinen über sich. Es wäre mir schmerzlich, wenn ich die „Iris", die so viele schöne Hoffnungen erregte, verlassen sollte, und nicht mehr in dem Kreise so schöner Namen, die sie schmücken, erscheinen, aber ich müßte es doch tun, da mich ganz gewiß die Liebe hiezu verlassen würde, und ich kann meine Sache nie anders, als nur mit der innigsten Liebe machen."

Durch den erregten und selbstbewußten Ton dieses Briefes stutzig gemacht, ging Heckenast sogleich an die Lektüre des zur Seite gelegten Manuskriptes und las dasselbe mit stets wachsender Bewunderung in einem Zuge bis ans Ende. Dreißig Jahre später stand ihm die tiefe und nachhaltige Wirkung jener Stunde noch so lebhaft vor der Seele, daß er sich Emil Kuh gegenüber in folgenden Worten äußerte:

„Noch nie hatte ein Werk der modernen Literatur einen so tiefen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie diese Dichtung: „Der Hochwald". Ich bewunderte den mir ganz neuen Dichter, und gab als Antwort auf dessen derben Drohbrief meiner Bewunderung Ausdruck. Ich ließ sofort mehrere gedruckte Bogen des Taschenbuches beseitigen und der „Hochwald" erschien noch in diesem Jahrgange, pro 1842. Dieser Konflikt und Ausgleich war, wie ich glaube, bedeutungsvoll für unser zukünftiges Verhältnis, welches von da an bis zum Tode des Dichters ungetrübt fortdauerte . . . ." (Emil Kuh, Zwei Dichter Österreichs. S. 485.)

So war denn der kaum ausgebrochene Zwist im Keime erstickt; Stifter, im tiefsten Grunde trotz des scheinbaren Selbstgefühls voll ehrlicher Bescheidenheit, ging auf Heckenasts liebenswürdiges Entgegenkommen in freudiger Rührung ein, und antwortete am 28. Dezember

1841: „Für den Reſt des Honorars für den „Hochwald“ pro 80 fl. K.-M. ſage ich meinen herzlichſten Dank, aber noch einen herzlicheren ſage ich Ihnen für die freundlichen Worte der Anerkennung, die Sie dem Honorare für den „Hochwald“ beigegeben haben. Mich freute es recht innig, und da ich ſelber recht wohl durchdrungen bin von Erkenntnis der Fehler, die im „Hochwalde“ ſind, ſo glaube ich meinen Dank für Ihre Anerkennung nicht beſſer ausſprechen zu können, als wenn ich das für die „Iris“ 1843 beſtimmte mit ſolcher Liebe und Umſicht mache, daß es den „Hochwald“ übertreffe. . . .

Schließlich noch eine Bitte: Wenn Sie mir drei Exemplare der „Iris“ für 1842 unter der Bedingung geben könnten, daß der Betrag derſelben pro 15 fl. K.-M. von dem nächſten Honorare für den Beitrag zur „Iris“ 1843 abgezogen würde, ſo täten Sie mir einen ſehr großen Gefallen; denn ich möchte dieſelben gerne in die Gegend des Hochwaldes ſchicken, wo ich Freunden eine große Freude mache, aber die großen Auslagen für die Krankheit meiner Frau erlauben nicht, daß ich jetzt 15 fl. zu einem Geſchenke auslegen kann.“

Die Begeiſterung, welche der „Hochwald“ nach dem erſten Abdruck in der „Iris“ wachgerufen hatte, ging ſpäter nach dem Erſcheinen der „Studien“ in immer weitere Kreiſe über, der Verleger veranſtaltete geſondert eine illuſtrierte Prachtausgabe (mit Bildern von J. M. Kaiſer) und eine elegante Miniaturausgabe, welche bedeutenden Abſatz fanden, und alle Beurteiler der Arbeiten Stifters ſtimmen rückhaltlos darin überein, daß der „Hochwald“ den beſten Werken der neueren Literatur beigezählt werden müſſe. Dr. Hans Widmann nennt dieſe Erzählung in einem Aufſatze über Stifter (Literaturbilder fin de siècle, S. 79 u. 80) „die Krone aller Schöpfungen des Dichters“ und fügt hinzu: „Wie die Erfindung, die Liebe eines Sohnes Guſtav Adolfs zur Tochter des böhmiſchen Ritters, die Flucht der Mädchen in den Hochwald, ihr Aufſuchen durch den königlichen Jüngling und ſein früher, tragiſcher Tod vor der Burg des Vaters der Geliebten und durch deſſen Hand voll poetiſchen Reizes iſt, ſo hat diesmal auch des Dichters Feder die Hand der Kunſt ſelbſt gelenkt. Von dieſer Erzählung kann man wirklich ſagen, daß kaum ein Wort zu viel iſt. . . .“

Alle Fäden der Dichtung werden im geheimen Weben des Waldes geſponnen; ſie gehen aus dem Herzen des Waldes hervor und führen immer wieder zu ihm zurück. Alles iſt hier der Wald: Schauplatz, Zufluchtsort, Wonne, Lehrer, Tröſter, ja handelnde Perſon ſelbſt, die in das Schickſal der Menſchen eingreift. — Die Schuld an dem furchtbaren

Elend, das die Familie vernichtet und alle Hoffnungen mit einem Schlage zerstört, trägt, wie in der Erzählung ausdrücklich gesagt wird, der Wald, da er die Schweden bewog, einen Umweg zum abseits gelegenen Schlosse zu machen — eine eigentümliche Schicksalsidee, die hier als Fatum des Waldes eine ganz merkwürdig neue Form erhält; und Klarissa, als sie im tiefsten Schmerze zusammenbricht, überwälzt die Idee des Verschuldens von den handelnden Personen auf den Schauplatz der Handlung mit dem verzweifelten Ausrufe: „O Du schöne, Du unglückliche Waldwiese!"

Aber der Wald, dessen Schatten sich unheilvoll über die Geschicke der Menschen breitet, muß selbst wieder gleichsam entsühnt werden von der Berührung mit dem unheilig Irdischen, wie ein freventlich geschändeter Gottestempel: „Baue an dieser Stelle kein Haus — Du tätest dem Walde in seinem Herzen damit wehe und tötetest sein Leben ab — ja sogar, wenn diese Kinder wieder in ihr Schloß gehen, dann zünde jenes hölzerne Haus an, streue Kräutersamen auf die Stelle, daß sie wieder so lieblich und so schön werde, wie sie es war seit Anbeginn, und der Wald über Euer Dasein nicht seufzen müsse."

Gregor, der diese Worte spricht, der ohne Unterlaß dem Walde die höchste Schönheit, die lauterste Reinheit, den herrlichsten Zauber andichtet, der mit fast religiöser Inbrunst des Waldes gläubig ergebener Verkünder, Ausdeuter, Vertreter und überzeugungsvoller Apostel ist, er, der selbst sein eigenes Leben vom Waldesdämmer losgelöst nicht zu denken vermöchte, empfindet doch wie eine Ahnung ein Feindliches, das abweisend zwischen dem Menschen und der Natur steht. — Er redet vom Walde in schwärmerischen Worten: „Der Wald ist schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner, als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines reichen und großen Herrn, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; — — wenn ich so des Sonntags in den Wald herauf ging in die Länge und Weite, immer tiefer, allerlei sinnend, so war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch in das Schenkhaus gegangen sind; denn seht, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen. Da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen

wandeln ſehen .... Ich wußte ſehr gut, daß der Wald keine frevlen Wunder wirke, wie es gehäſſige und gallige Menſchen gern täten, hätten ſie die Allmacht, ſondern lauter ſtille und unſcheinbare, aber darum doch viel ungeheurere, als die Menſchen begreifen, die ihm deshalb ihre ungeſchlachten andichten. — Die Menſchen können nichts bewundern, als was ſie ſelber gemacht haben, und nichts betrachten, als in der Meinung, es ſei für ſie gebildet."

Mit dieſen Worten wird ein bis zur Ungerechtigkeit geſteigerter Gegenſatz zwiſchen dem Menſchen und der Natur aufgerichtet, und da Gregor ſie ausſpricht, würde er, wie ein der holden Einſamkeit ergebenes, ſchwärmeriſches Mädchen, das die Gründung menſchlicher Anſiedlungen mit ihrem Gefolge von belebten Wohnſtätten, lärmerfüllten Unterkunftshäuſern und qualmenden Eiſenbahnen im Herzen der romantiſchen Gebirgswelt aufs tiefſte bedauert, innig wünſchen, daß der angebetete, geheiligte Boden nie von eines Menſchen Fuß betreten, die zauberhafte göttliche Stille nie durch den Laut einer menſchlichen Stimme unterbrochen werde.

Die Schwärmerei zeitigt oft die mächtigſte Ichſucht; damit ein Menſch mit ſeinem Gott allein ſei, ſtelle man die Nachdrängenden hinter die Schranken! — Deutlich tritt hier das Beſtreben hervor, die Abſichten der Menſchen zu verdunkeln, die menſchlichen Empfindungen zu entſtellen, das Menſchenwerk zu verkleinern im Vergleiche zur leidenſchaftslos waltenden und ſchaffenden Natur. Selbſt die ſo oft zutage tretende Grauſamkeit des Lebens im Walde, im Waſſer, in den Lüften wird verſchämt mit einem beſchönigenden Mäntelchen umhüllet: „Daß die Menſchen den Geier ein Raubtier heißen, daran iſt er ſo unſchuldig wie das Lamm; er ißt Fleiſch, wie wir alle auch, und er ſucht ſich ſeine Nahrung auf, wie das Lamm, das die unſchuldigen Kräuter und Blumen ausrauft. Es muß wohl ſo Verordnung ſein in der Welt, daß das eine durch das andere lebt."

Das iſt ſchon ganz die für Stifter und ſein ſpäteres Schaffen ſo bezeichnende Vergöttlichung der Natur, verbunden mit der Entgöttlichung der Menſchheit. — Mit der geſamten Menſchheit, mit der kämpfenden, haſtenden, lärmenden, keuchenden, ringenden Maſſe wollte er nichts zu tun haben. Von den Menſchen ließ er immer nur einzelne, auserwählte, die ſtillen, reinen, ſanftmütigen, ſchwärmeriſchen, geduldigen, gottergebenen vor den Heiligenſchrein ſeines Herzens treten. Der Abſtand bleibt immer offen und deutlich: Was die Menſchen hervorbringen, mag manchmal ganz trefflich ſein; was aber Gott in dem großen Garten ſeiner Schöpfung gemacht hat, das iſt unendlich viel vollkommener; wer unter die Menſchen

geht, tut gut; wer mit der Natur allein bleibt, tut beſſer! — In der Natur ſieht Stifter mit beharrlich feſtgehaltener, roſiger Brille nur das Keimen und Sprießen, nicht das Verdorren und Vergehen, nur die ſchwellende Knoſpe, nicht das faule, abſterbende Reis, nur das Blühen, nicht das Verwelken, nur gleichmäßigen Frieden und ſanfte Ruhe, nicht Kampf und Sturm, Tod und Vernichtung; immer hängt „eine heitere Blumenkette durch die Unendlichkeit des Alls", und die oft ſchmerzensreiche Vergänglichkeit des Einzelnen bleibt unbeachtet in der verzückten Betrachtung der ſich ſtets neugebärenden Naturfülle. —

Die in dieſer romantiſchen Erzählung mit außerordentlich ſchöner Sprache in voller Anſchaulichkeit hingeſtellten Landſchaftsbilder, von einem ſehnſuchtweckenden Silberhauche umwoben, verraten in der überaus treuen Wiedergabe der vielgeſtaltigen Einzelheiten das „beſitzergreifende Auge" des Malers.

Von dem in wenigen, tiefen Tönen zuſammengefaßten geſchichtlichen Hintergrunde, welcher mit den mehr angedeuteten als geſchilderten Greueln des Krieges einen wirkſamen Gegenſatz zu dem Frieden des abgeſchiedenen Waldes bildet, heben ſich die ſanften, verklärten, leidenden Ideal-Geſtalten wie „in altertümlichen Goldkonturen" ab. Die „heimliche, verbotene, ſündhafte Liebe zum Feinde des Landes und des Glaubens" kann trotz des Gefühles „germaniſcher Schickſalseinheit", welches in den ſchwediſchen Nordlandsbrüdern „Kinder desſelben Stammes" erkennt, weder Glück noch Segen bringen, und das düſtere Verhängnis, das über den Liebenden ſchwebt, erhält einen erſchütternden Abſchluß dadurch, daß — gleichſam zu unbewußter Sühne der Hausehre — die Hand des Vaters ſelbſt es iſt, welche die unheilbringende Lanze ſchleudert.

* * *

„Die Narrenburg" iſt vielleicht von allen Erzählungen Stifters die ſpannendſte. Der Dichter entwickelt in derſelben einen berauſchenden Zauber üppigſter Romantik, einen beſtrickenden Reichtum eigenartiger Erfindung und eine verblüffende Fülle des ſtofflich Intereſſanten. Und was noch mehr bedeuten will, dunkle, mächtige, verzehrende Gewalten der Seele werden freimütig enthüllt, und Stifter, der ſich ſonſt mit den Nachtſeiten des menſchlichen Gemütes nie ohne zwingenden Grund beſchäftigt, ſchreckt hier vor der Schilderung leidenſchaftlicher Verirrungen nicht zurück. Freilich zeigt ſich ſelbſt darin wieder die Meiſterſchaft ſeiner

Feder, daß er auch das Abstoßende, das Grauenhafte und Entsetzliche in einen verklärenden, märchenhaften Duft zu hüllen weiß.

Hans von Scharnast hatte verfügt, daß seine Burg Rotenstein samt Untertanen und Ländereien sich immer in gerader Linie auf den ältesten Sohn forterben, und erst, wenn kein Vertreter des Geschlechtes mehr übrig sei, an den Fiskus fallen solle. Das Sonderbare an dieser Verfügung aber war, daß jeder, dem die Burg als Erbteil zufiel, zweierlei beschwören mußte: erstens mußte er sich eidlich verpflichten, seine Lebensgeschichte „ohne den geringsten Abbruch der Wahrheit" aufzuschreiben, und sie dann Heft für Heft den vielen anderen Lebensbeschreibungen seiner Vorfahren beizufügen; zweitens mußte er geloben, „daß er sämtliche bereits in dem roten Steine befindlichen Lebensbeschreibungen lesen wolle," ohne eine derselben von ihrem Aufbewahrungsorte zu entfernen.

Hans von Scharnast war zwar ein sehr tugendhafter Mann, hatte aber in seinem Leben schon so viel Narrheiten begangen, daß er dieselben aufzeichnete, um die Schrift seinen Nachkommen als warnendes Beispiel zu hinterlassen. Er wollte durch seine Verfügung bezwecken, daß jeder Nachkomme sich an der Narrheit seiner Ahnherren bilde und sein Leben klüger verbringe, auch hoffte er, daß jeder sich vor Torheit hüten werde, um sie nicht dereinst zu seiner Schande beschreiben zu müssen. Aber er erreichte das gerade Gegenteil von dem, was er wollte, denn die aufeinanderfolgenden Besitzer der Burg wurden durch das Lesen so vieler Torheiten nur immer toller, „da sie sich ordentlich daran ein Exempel nahmen und so viel verrücktes Zeug taten, als nur immer in eine Lebensbeschreibung hineingeht — ja selbst die, welche bisher ein stilles und manierliches Leben geführt hatten, schlugen in dem Augenblicke um, als sie in den Besitz der verwetterten Burg kamen, und die Sache wurde immer ärger, je mehr Besitzer bereits gewesen waren, und mit je mehr Wust sich der neue den Kopf anfüllen mußte". Das führte endlich dahin, daß das Schloß von den Leuten nur noch „die Narrenburg" geheißen wurde. Im Laufe der Zeit fiel die Burg teilweise in Trümmer, die Sagen über ihre früheren Bewohner aber blieben im Volke lebendig.

Nach dieser Einleitung macht uns der Dichter mit einem jungen Manne namens Heinrich bekannt, der im Tale der Fichtau, wo die Burg steht, Steine sammelnd, Pflanzen untersuchend und Landschaften zeichnend umherwandert. Auf einem seiner Streifzüge entdeckt er die Burg Rotenstein, sucht aber vergebens nach einem Eingang und befragt Abends seinen Wirt Erasmus nach diesem seltsamen Bauwerk. Dieser erzählt ihm, daß die Burg jetzt herrenlos sei, da der letzte Besitzer, nachdem er den Ein-

gang vermauert hatte, in das Mohrenland gezogen und dort gefallen sei. Derselbe sei der letzte Nachkomme des Julianus gewesen, welcher vor langer Zeit seinen Bruder Julius von dessen mütterlichem Erbteil vertrieb, worauf Julius in die Fremde zog und seither verschollen blieb. Manche sagen, er habe eine Bauerndirne geheiratet und sein Geschlecht sei im Volke verronnen. Jetzt sei die Burg ohne Besitzer, denn trotz eifriger Nachforschungen nach einem Abkömmling des Julius habe sich bisher niemand gemeldet. Als Heinrich dies hört, steigt eine Ahnung in ihm auf, daß vielleicht er dieser gesuchte Sprößling sei, denn er erinnert sich, als Kind gehört zu haben, daß einmal ein alter Mann sich in ihrem Waldtal angesiedelt habe, von dem niemand wußte, woher er kam; dieser war der Stammvater ihrer Familie geworden; nach seinem Tode aber habe es sich geoffenbart, daß er von hoher Geburt gewesen. Heinrich entschließt sich trotz des Gespöttes der Umstehenden, einen Brief in dieser Sache an seine Mutter zu schreiben und sogleich durch einen Boten wegzusenden. —

Einige Stunden später, in der stillen Mondnacht, sitzt Heinrich, auf das Erscheinen der schönen Tochter des Wirtes Erasmus harrend, in der Laube des Gartens. Die poesievolle Schilderung der Örtlichkeit und die reizende Liebesszene, zu deren Zeugen uns der Dichter macht, gehören zu dem duftigsten und zartesten, was wir der Feder Stifters verdanken. „Die Stunden der ersten, süßen Nachtruhe begannen zu fließen. — Die Nacht rückte immer weiter auf ihrem Wege gen Westen und ward immer stiller; nur daß die Wässer, wo sie hinter die Felsen rannen, unaufhörlich plätscherten und rieselten — aber ihr eintönig Geräusche war zuletzt auch wie eine andere Stille, und so war jene Einfachheit und Pracht der Nacht gekommen, die unserem Gemüte so feierlich und ruhend ist.

Der Mond stand senkrecht über der Häusergruppe und legte einen fahlgrauen Schimmer über die Bretterdächer und blitzende Demanten auf den Staubbach. — In dem Garten stand jedes Gräschen und jedes Laubblatt stille und hielt eine Lichtperle, als horchten sie dem in der Nacht weithin vernehmlichen Rauschen der Pernitz: da ging den Gartenweg entlang eine weiße Mädchengestalt und hinter ihr der riesig große Wirtshund, ruhig und fromm wie ein Lamm, und an beiden floß das volle, stille, klare Mondlicht nieder. Das Mädchen schien unschlüssig und zaghaft; sie ging zusehends langsamer, je weiter sie kam, und einmal blieb sie gar stehen und legte die weiche Hand auf das struppige Genick ihres Begleiters, als horche sie oder zage — — dicht neben ihr in der Laube hielt sich ein Atem an — aus Seligkeit oder Bangen; — der Hund schoß

mit einem Satze hinein und sprang freundlich wedelnd an dem Erwartenden empor.

„Anna!“ flüsterte eine gedrückte Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bin ein schlechtes, unfolgsames Kind!“

„Nein, Du bist das süßeste, geliebteste Wesen auf der ganzen weiten Erde Gottes — Anna, fürchte Dich nicht vor mir.“

Er zog sie gegen den Sitz nieder, und sie folgte widerstrebend, weil fast kein Raum war; denn Anna hatte ihn einst so klein machen lassen, da sie noch nicht wußte, wie selig es zu Zweien ist. Jetzt aber wußte sie es, und bebend, mehr schwankend als sitzend stützte sie sich auf das zu kleine Bänkchen — auch der Mann war beklommen; denn in beiden wallte und zitterte das Gefühl, wodurch der Schöpfer seine Menschheit hält — das seltsam unergründliche Gefühl, im Anfange so zaghaft, daß es sich in jede Falte der Seele verkriechen will und dann so riesenhaft, daß es Vater und Mutter und alles besiegt und verläßt, um dem Gatten anzuhangen.

Nachdem sich die beiden in der stillen Laube ihrer Liebe und Treue versichert, teilt Heinrich Anna seinen Entschluß mit, in die Welt zu gehen, eine Stellung zu erwerben und sie dann von ihrem Vater zum Weibe zu erbitten.

Am nächsten Morgen fahren alle zur Kirche. Heinrich trifft seinen Freund Robert, und beide beschließen, sich Eingang in die Burg Rotenstein zu verschaffen, um in ihre Geheimnisse einzudringen. Heinrich treibt nicht bloße Neugierde, sondern die dunkle Ahnung seiner Abstammung, die er aber bis zu ihrer Bestätigung sorgfältig geheim halten will. Die Freunde führen ihr Vorhaben aus, Robert kennt den einzigen verborgenen Eingang zur Burg, der alte, wahnsinnige Kastellan Ruprecht, der die ganze Zeit über der Hüter der Ruine gewesen, öffnet ihnen und führt sie in den vielen, teils schon verfallenen, teils noch erhaltenen Baulichkeiten der weitläufigen Burg herum. Diese Wanderung der beiden Freunde durch das gespenstige Gemäuer wird von dem Dichter mit vollendeter Meisterschaft dazu benutzt, um uns mit allen Merkwürdigkeiten des sagenumsponnenen Schauplatzes vertraut zu machen. Ihr verwundertes Auge schweift umher und empfängt tausenderlei seltsame Eindrücke. Was ihrem Blicke entgeht oder was sie nicht zu deuten vermögen, das zeigt und erklärt der geisterhafte Hüter dieser halbversunkenen Märchenwelt, der trotz seiner seelischen Umnachtung in Heinrich auf den ersten Blick den Sprößling aus dem alten Geschlechte seiner einstigen Gebieter erkennt. Indem uns der Dichter an dieser Wanderung teilnehmen läßt, geben

wir uns voll Neugierde allen Eindrücken hin, und mit gesteigerter Anteilnahme betrachten wir alle Einzelheiten, die uns durch langatmige Beschreibungen weit weniger gegenwärtig gemacht werden könnten. Ohne im geringsten ermüdend zu wirken, versteht es der Dichter, eine Unsumme von Detail vor uns auszubreiten: „Sie stiegen sofort den verwahrlosten ausgewaschenen Weg hinan. Hie und da war auf der Abdachung des Berges ein Geschlecht zerstreuten Mauerwerkes und grünen Wuchergebüsches, worunter ganze Wuchten des verwilderten Weinstockes, der seiner Zucht entronnen, sich längs des Bodens hinwarf und sein junges frühlingsgrünes Blatt gegen das uralte Rot der Marmorblöcke legte, die hie und da hervorstanden. Mancher kreischende Vogel schwang sich aus dieser grünen Wirrnis empor, wie die Freunde weiter schritten, und verschwand im lächelnden Blau des Himmels. — Man hatte endlich die Kante des Berges erreicht, und Heinrich sah nun, wie erst eigentlich gegen die andere Seite hinab in einem sanftgeschwungenen Tale die Sammlung der Bauwerke lag. Es war alles viel großartiger, weiter und auch verworrener als er gedacht hatte. Ein ganzes Geschlecht mußte durch Jahrhunderte hindurch auf diesem Berge gehauset, gegraben und gebaut haben. Abgesonderte Bauwerke, gleichsam selber wieder Schlösser, standen auf verschiedenen Punkten, niedere Mauern liefen hin und her, Brüstungen bauschten sich, die Anmut griechischer Säulen blickte sanft herüber, ein spitzer Turm zeigte von einem roten Felsgiebel empor, eine Ruine stand in einem Eichenwalde, und weit draußen auf einer Landzunge, deren Ränder steil abfielen, schimmerte das Weiß neuester Gebäude. Und diese ganze weitläufige Mischung von Bauten, Gärten und Wäldern war umfangen durch dieselbe klafterdicke, hohe, graue Eisenmauer, durch welche sie hereingelassen worden waren und an welcher Heinrich bei seiner Entdeckung des Schlosses, wovon er nur einen Teil gesehen, herumgekrochen war, um einen Eingang zu finden. Wie ein dunkles Stirnband umzirkelte sie den weiten Berg und schnitt seinen Gipfel von der übrigen Welt heraus.

Da standen sie nun, und Robert suchte zu erklären, was er erklären konnte; denn auch er war mit dem Schlosse und mit Ruprecht nur äußerst oberflächlich bekannt, inwiefern es nämlich seit dem Tode des letzten Besitzers seine amtlichen Verhältnisse mit sich gebracht hatten.

Der griechische Bau war der des Grafen Jodok, dessen der Vater Erasmus erwähnt hatte. Er sah aus dem Schoße dichten Gebüsches herüber: ein edles Geschlecht weißer, schlanker Säulen. — Und um sie herum war es so grün, als zöge sich ein jonischer Garten sanft von ihnen gegen die anderen barbarischen Werke hinan. Weit davon weg stand der

Turm des Prokopus, ein seltsamer Gegensatz zu dem vorigen; denn wie ein verdichteter zusammengebundener Blitz sprang er zackig und gotisch von seinem Felsen empor, der Felsen selbst ragte aus einem Fichtenwalde, der, durch den Borkenkäfer abgestorben, wie ein weißes Gegitter da stand. Hinten auf einer breiten glatten Wiese lag der sogenannte Sixtusbau: breit, bleifarben, massiv, ohne die geringste Verzierung, mit noch vollständig erhaltenem grünem Kupferdache. Die Fenster, ohne Simse und flach, standen so glatt in der Quadermauer, wie Glimmertafeln, die im Granite kleben. Die neuesten Gebäude auf der auslaufenden Bergzunge waren die Wohnung Graf Christophs, des letzten Besitzers, gewesen. Lange Terrassen und Gartenbauten trennten sie von den obengenannten, und ein Gartenhaus, allerlei Ruhesitze und Lusthäuschen umgaben es, mit und ohne Geschmack erbaut und bereits wieder im Verfalle begriffen. Von hier aus sah man auch deutlich die Ruine um den Eichenbestand herüberblicken, einen Bau voll Balkone, Giebel und Erker, aber gräßlich zerfallen — es war das Haus des alten Julian gewesen. Ein Gedränge uralter riesenarmiger Eichen schritt von dem Neubau gegen die Ruine hinüber, und man sah zwischen den Stämmen Damhirsche wandeln und grasen."

In seinen verworrenen Reden spricht der alte, wahnwitzige Kastellan Heinrich ehrfurchtsvoll als „Graf Sixtus" an und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er endlich zurückgekehrt. Gewinnt schon dadurch Heinrichs Ahnung immer festere Gestalt, so wird sie ihm zur Gewißheit, als Ruprecht unter den Bildnissen der Ahnengalerie das Porträt eines jungen Mannes enthüllt, welchem Heinrich Zug um Zug gleicht. Auch Robert, der vorher von Heinrichs Vermutungen nichts wußte, ist betroffen über diese außerordentliche Ähnlichkeit.

Neben dem halbtollen Greise ist es das phantastische, scheue Mädchenwild Pia, die wir noch vor dem Verlassen der Burg kennen lernen, in welcher sich des Dichters glänzende Gestaltungskraft ausspricht. „Man war indessen durch den Eichenhag bis nahe an die Ruinen des Grafen Julian gekommen, und wie man auf den glänzenden Rasenplatz hinausgetreten war, auf dem die Trümmer liegen, so sprang der große Hund Ruprechts plötzlich gegen den Anger vor und wedelte und scharrte und bellte gegen die Luft empor — Ruprecht aber schrie: „Daß Du stürzest, Pia, fürchterliches Kind — Pia! Pia! — — siehe, mein Herz, komme eilig herunter — — ich habe Dir ja gesagt, Du sollest bei den Ringelblumen sitzen bleiben und sollest zählen, wie oft die Schwalbe zugeflogen kommt — —." Und ein feines klingendes

Silberſtimmchen ertönte in der Luft: „Sie flog fünfmal und zwanzigmal und immer — und von den Ringelblumen iſt die erſte gelb und die zweite gelb — und ſie waren alle gelb. Ich falle nicht, ſiehe nur, ich falle nicht." — Die Freunde blickten empor und auf dem höchſten der vielen Balkone des zerfallenen Schloſſes, auf einem Balkone, der ſo in der Luft draußen hing, als klebe er nur an einem einzigen Steine, war ein Kind — ja ſogar nicht einmal auf dem Balkone, ſondern auf dem Steingeländer desſelben war es, halb ſitzend, halb reitend, es ſchien ein Mädchen; denn eine Fülle der ſchönſten gelben Ringellocken wallte um den Nacken und das glühende Geſichtchen, ſie mochte zehn bis elf Jahre alt ſein, oder auch noch jünger — am äußerſten Geländer ſaß ſie und jauchzte, und ſo wie ihr Ruprecht zugerufen hatte und wie ihr eigenes Stimmchen erklungen, wurde ſie noch fröhlicher, daß er ſie geſehen; ſie ſtand auf und ſchwebte nun ſtehend auf dem unſichtbar ſchmalen Stege des Geländers und ging vorwärts und rückwärts und neigte ſich und beugte ſich über, daß den Männern unten ein Schwindel und Grauen ankam und daß ihnen die Augen vergingen. — Indes warf oben das Kind die Arme empor und rief: „Ich ſehe hierhin und dorthin, ich ſehe alle Mauern, alle Bäume und die ganze Welt." Es ſchien, als hänge ihr lichtes Kleid wie eine weiße Sommerwolke im Himmelsblau draußen . . . . ."

Nach dem Verlaſſen der Burg beſchließen die beiden Freunde, alles aufzubieten, um in den Beſitz der Schriften zu gelangen, welche die Berechtigung von Heinrichs Anſprüchen darzulegen vermögen. In eifrigen Geſprächen kehren ſie heim. Kurze Zeit darauf packt Heinrich ſeine Pflanzen und Mineralien in flache Kiſten und richtet ſie zum Abſenden her; dann verläßt er die Fichtau, um ſeine Angelegenheit bei den Behörden zu betreiben. Denn er hat auf ſeinen Brief ein Antwortſchreiben von ſeiner Mutter erhalten, worin ſie ihm mitteilt, daß in den Traumatrikeln der Kirche beſtätigt ſei, Heinrichs Urgroßvater habe die Tochter von Julius Scharnaſt geheiratet; derſelbe ſei als einfacher Obriſt in das Tal gekommen, bei ſeinem Tode aber habe ſich ſeine hohe Geburt geoffenbart. Heinrich reiſt nun mit Robert ſelbſt in ſeine Heimat, und kommt nach einiger Zeit als anerkannter Erbe und Herr auf Rotenſtein zurück. Nun entfaltet ſich ein reges Leben auf der alten Burg; Handwerker aller Art ſetzen die alten Gebäude wieder in wohnlichen Stand; Heinrich aber, durch Hans von Scharnaſts Verfügung gebunden, legt das erſte Heft ſeiner Lebensbeſchreibung zu den anderen ſeiner Vorgänger. An den Marmortiſch gelehnt und in dem hochlehnigen Stuhle aus Erz ſitzend, verbringt er viele Tage einſam in dem großen, ruhigen Felſenſaale, mit

dem Studium der Lebensbeſchreibungen ſeiner verſtorbenen Ahnherren beſchäftigt, wie dies die Teſtamentsklauſel erfordert. Die vergilbten Papiere, welche er den verſchloſſenen Schreinen der Marmorwand entnimmt, enthüllen ihm jauchzendes Glück und jammervolle Schmerzen, kühne, himmelſtürmende Pläne und kleinmütiges, klöſterliches Entſagen, hingebungsvolle Tugend und verderbenſinnende Rache, wonnige Liebe und ſehnende Herzenstrauer, himmliſch leuchtende Gedanken und tollen, verbrecheriſchen Wahnwitz. „Der Dämon der Taten ſteht jederzeit in einer neuen Geſtalt vor uns, und wir erkennen ihn nicht, daß er einer ſei! Dort liegen die Schläfer, von ihrem Ahnherrn verurteilt, daß ſie nicht ſterben können; eine ſchauderhaft durcheinander redende Geſellſchaft liegt dort, vor jedem Ankömmling müſſen ſie ihre Taten wieder neu tun, ſie ſeien groß oder klein. — Dieſe Taten, genug, ſie waren ihr Leben und verzehrten dieſes Leben. Wenn es Dein Gewiſſen zuläßt, ſpäter Enkel, ſo verbrenne die Rollen und ſprenge den Saal in die Luft! Ich täte es ſelber, aber mir ſchaudert vor meinem Eide.“ Nachdem Heinrich die traurige Geſchichte des Grafen Jodok und der ſchönen Chelion geleſen hat, geht er mit ernſten Gedanken durch den dunklen Eichenhag gegen die freien Berge. „Das iſt keine gute Einrichtung unſerer Vorfahren, dachte er, als er den von ſo vielen Leſern und Schreibern betretenen Pfad durch den alten Garten zurückging und im Schutte die Fußſtapfen drückte, die ſo viele vor ihm gedrückt. Er konnte dem Rate des Jodok nicht folgen und das Geleſene in die Winde ſtreuen, ſondern mit beſchwertem Herzen, überall die Geſtalt des Jodokus ſehend, der vor kurzem hier gewandelt, dachte er: wie viele Geſtalten mögen ſich noch hinzugeſellen, bis der Garten voll Geſpenſter iſt? — Und wenn alle ähnlich dieſem Jodok ſind, wie wenig verdient ihr Haus den Namen, den ihm die Leute draußen geben — ihre Narrheit iſt ihr Unglück und ihr Herz — —.“

Im Tale iſt indeſſen ein allgemeines Gerede über Heinrichs Glück, man erwählt ihm Bräute aus den Familien des Landes und ergeht ſich in den verſchiedenſten Vermutungen, welches Mädchen er heimführen werde. Nachdem aber das Schloß in allen ſeinen Teilen herrlich gerüſtet und geſchmückt iſt, kommt der Augenblick, der es allen offen darlegen ſoll, wie es ſei. „In der Kirche zu Prigliz war es Sonntags verkündet worden, nach der Art, wie es alle Pfarrkinder halten, Hohe und Geringe: Der ehr- und tugendſame Junggeſelle Heinrich, unſer erlauchter Herr und Graf zu Rotenſtein, und die ehr- und tugendſame Jungfrau Anna, eheleibliche Tochter Erasmus und Margaretas, Beſitzerin der Wirtſchaft Nr. 21, zur grünen Fichtau . . . .“

Ob nun der Bann gebrochen ist, der wie eine unselige Verwünschung aus den Lebensbeschreibungen der Vorfahren, die Unbefangenheit zerstörend und den frischen Mut lähmend, auf die späteren Geschlechter überging? — Auf diese Frage gibt uns der Dichter keine Antwort. Aber wie er sich selbst die Lösung denkt, wird zwischen den Zeilen klar. Die frische Alpenblume, auf das kräftige Reis aus altem Stamme gepfropft, wird keine verderblichen Säfte in sich saugen; das derb gesunde bäuerliche Blut in der grünen Fichtau, mit dem sich Heinrich so sehr eins fühlt, wird ihn vor der aristokratischen Vereinsamung und damit auch vor der Phantasterei glücklich bewahren. Und wie behäbig und gemütlich hat sich unser Dichter samt seinem Helden in den munteren Kreis jener prächtigen, lachenden Bauern und Holzknechte gesetzt! Mit welcher natürlichen Heiterkeit und Ungezwungenheit nimmt der gräfliche Sprosse an den mit der Kraft eines Brouwers, Ostade oder Jan Steen geschilderten bäuerlichen Zusammenkünften in der grünen Fichtau teil! Im wirkungsvollen Gegensatz zu den Tollheiten im grauen Schlosse hat uns der Dichter hier mit kernigen Strichen unverwüstliche Gesundheit gezeichnet.

In dem bereits erwähnten Briefe an Heckenast vom 2. August 1841 schrieb Stifter über den „Hochwald“: „Das weiß ich mit Gewißheit, daß diese Dichtung innig und warm ist, und das weiß ich auch, daß sie, außer Tieck, keiner schreiben kann.“ Diese Worte fordern unmittelbar dazu auf, den überpoetischen Altmeister der Romantik mit dem Schöpfer der „Narrenburg“ zu vergleichen. Ein sinniges Gemüt, eine ergiebige Phantasie, eine glückliche Auffassung des Naturlebens und eine bezaubernde, weiche, musikalische Ausdrucksweise ist beiden Dichtern eigen. Aber ihre Unterschiede sind zahlreicher, als ihre Berührungspunkte. Stifters kräftiges Gestaltungsvermögen und seine Freude an der Wirklichkeit der Dinge waren zu groß, als daß er sich hätte gänzlich im traumhaften Dämmern der „mondbeglänzten Zaubernacht“, in den nebelhaften Irrgängen einer halt- und zügellosen Romantik verirren können; seine Phantasie, obzwar reich, schöpferisch und scheinbar selbstherrlich, entrinnt doch niemals der sicheren Führung des Verstandes, seine Naturverehrung ist eine fast realistische Begeisterung für den greifbaren Schönheitsgehalt landschaftlicher Reize, seine Sprache ist bei aller Farbenpracht, bei allem Bilderreichtum, bei all ihrem musikalischen Wohlklange doch wieder einfach und in ihrer klaren Anschaulichkeit stets von überzeugendem Ernste.

Am einschneidendsten zeigt sich der Gegensatz zwischen Tieck und Stifter in der Innerlichkeit ihres Schaffens. Die Erkenntnis der Gesetze einer höheren Moral, das Verständnis für die Notwendigkeit einer bis

ins Kleinſte gehenden ſittlichen Weltordnung, das, was Gottſchall irgendwo „das ſittliche Gewiſſen" nennt, und wovon er behauptet, daß Tieck deſſen gänzlich bar geweſen ſei, war Stiftern in hohem Grade eigen; ja, man kann ſagen, daß darin ſeine ſtetig fortwirkende Stärke und die Gewähr ſeiner Unſterblichkeit liegt. In jedem der Werke Stifters zeigt ſich die Verkörperung einer ſittlichen Grundidee; bewußt oder unbewußt bietet er uns in ſeinen Schriften die ſchönheitsvolle Umkleidung einer auf das Gute gerichteten Lehrabſicht. Stifter iſt keuſch und ſündenſcheu, Tieck herausfordernd, geziert und innerlich unlauter unter dem gleißenden Schein abenteuerlichen Gepränges. Auch bei Stifter iſt wie bei Tieck das poetiſche Schaffen immer Selbſtzweck, aber nie fehlt ſeinen Schöpfungen der tragende Gedanke, nie iſt es ihm um die leidige Befriedigung der Sucht nach dem Unerhörten und Unfaßbaren zu tun.

Die traumhafte Sehnſucht Schlegels nach überſinnlicher Entkörperung, welche ſich in einen ſolchen Haß gegen das Tatſächliche zuſpitzt, daß ſeine „Sinne in das All zu verſchweben, in leichten Dunſt zu zerrinnen wünſchen, ſeine Seele im Geſange den Leib zu entzünden und in leiſen Hauch ſich zu verklären wünſcht" — dieſe Sehnſucht blieb für Stifter immer ein unerkanntes Gefühl. Das, was die Romantiker als unſichtbar hinter der äußeren Natur liegend ſuchten, die dämmerigen Spukgeſtalten, die ihnen aus dem Toſen des Waſſerfalls, aus dem Emporblühen der Blumen, aus Bergestiefen und Baumwipfeln, aus Sterneblinken und Nachtſchatten erwuchſen, war dem Verkünder der wahrhaftigen Herrlichkeiten des Hochwaldes ebenſo fremd als gleichgültig. Er verſtand es nicht und wollte es nicht verſtehen, formgebend verdichtete Mondesſtrahlen in Märchengebilde umzulügen, und die hochfliegende Scheindichtung der Poeten des Myſtizismus, die widerliche Verhimmelung anmaßend in vornehmer Form ausgemalter Widerſinnigkeiten war ſeinem geraden Sinne und ſeinem Streben nach der Erkenntnis des Wahren vollſtändig entgegengeſetzt. In dem Sinne war Stifter kein Romantiker. Er liebte es zu ſehr, der Wirklichkeit in der Poeſie eine ideale Heimſtätte zu gründen, als daß ihn die Lockung gekitzelt hätte, das greifbar beſtehende einem weſenloſen, poetiſchen Hange zum Opfer zu bringen.

Für Stifter waren Natur und Myſtizismus, von den Romantikern in toller Verblendung hart nebeneinander gerückt, durchaus verſchiedene Begriffe. Er bewies durch ſeine Gemälde der Natur, daß die Farben der Schöpfung an ſich ſchon feurig und tief genug ſeien, und es daher nicht nötig erſchiene, ſie im Nachbilde mit den übertriebenen Laſuren einer phantaſtiſch gemiſchten Palette zu Gemälden einer unmöglichen Traumwelt

auszupinſeln. Bei ihm decken ſich ſtets Inhalt und Form, und nie reißt ihn aufdringliche Subjektivität aus den Grenzen unbefangenen Schilderns.

So verſchieden nun Tiecks und Stifters dichteriſche Eigenarten auch ſind, gleichen ſie ſich doch in der überaus kunſtreichen Beherrſchung der Sprache und vollends in der Neigung zur Reflexionspoeſie.

Stifter zeigt namentlich in den erſten ſeiner novelliſtiſchen Studien eine ausgeſprochene Vorliebe für die Reflexion.

Die Kunſtform der Novelle iſt unter allen poetiſchen Geſtaltungsarten am eheſten geeignet, aphoriſtiſchen Ergebniſſen des Nachdenkens als Heimſtätte zu dienen. Da Stifter durch einſamen Naturgenuß vorweg zu ſtiller Betrachtung geführt worden war, mußten fortgeſetzte Selbſtbeſpiegelung und das Grübeln nach den Endzielen des Daſeins manche Gedanken in ſeiner Seele zur Reife bringen, die dann als dichteriſche Bekenntniſſe in ſeinen Werken auftreten. Eine der tiefſten und ernſteſten Betrachtungen über die Vergänglichkeit des einzelnen Menſchen mit ſeinen Leiden und Freuden findet ſich unter den Aufzeichnungen des Jodokus in der „Narrenburg“:

„Jedes Leben iſt ein neues, und was der Jüngling fühlt und tut iſt ihm zum erſten Male auf der Welt: ein entzückend Wunderwerk, das nie war, und nie mehr ſein wird — aber wenn es vorüber iſt, legen es die Söhne zu dem anderen Trödel der Jahrtauſende, und es iſt eben nichts als Trödel; denn jeder wirkt ſich das Wunder ſeines Lebens aufs Neue.

Was ich hier ſchreibe, bin nicht ich — mich kann ich nicht ſchreiben, ſondern nur, was es durch mich tat. Ich habe die Erde und die Sterne verlangt, die Liebe aller Menſchen, auch der vergangenen und der künftigen, die Liebe Gottes und aller Engel — ich war der Schlußſtein des millionenjährig bisher geſchehenen, und der Mittelpunkt des All, wie es auch Du einſt ſein wirſt — —: aber da rollt Alles fort, wohin? das wiſſen wir nicht — millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es rolle, aber ſie wurden weggelöſcht und ausgetilgt und neue Millionen werden mitarbeiten und ausgelöſcht werden. Es muß auch ſo ſein: was Bilder, was Monumente, was Geſchichte, was Kleid und Wohnung des Geſchiedenen — wenn das Ich dahin iſt, das ſüße, ſchöne Wunder, das nicht wieder kommt. Helft das Gräschen tilgen, das ſein Fuß betrat, die Sandſpur verwehen, auf der er ging, und die Schwelle umwandeln, auf der er ſaß, daß die Welt wieder jungfräulich ſei und nicht getrübt von dem nachziehenden Afterleben eines Geſtorbenen. Sein Herz konntet ihr

nicht retten und was er übrig gelaſſen, wird durch die Gleichgültigkeit der Kommenden geſchändet.

Gebt es lieber dem reinen, dem goldnen, verzehrenden Feuer, daß nichts bleibe, als die blaue Luft, die er geatmet, die wir atmen, die Billionen vor uns geatmet, und die noch ſo unverwundet und glänzend über Dir ſteht, als wäre ſie eben gemacht, und Du tätest den erſten, friſchen, erquickenden Zug daraus. Wenn Du ſeinen Schein vernichtet, dann ſchlage die Hände vor die Augen, weine bitterlich um ihn, ſo viel Du willſt — aber dann ſpringe auf, und greife wieder zu an der Speiche und hilf, daß es rolle — — bis auch Du nicht mehr biſt, Andere Dich vergaßen, und wieder Andere, und wieder Andere an der Speiche ſind.“ — — —

* * *

Stifter befand ſich zur Zeit, da die Erſtlinge ſeiner „Studien“ entſtanden, in nichts weniger als glänzenden Verhältniſſen; zum Teile blieb es noch immer wahr, was er einmal in einem Briefe von ſich ſagte: „Ich bin wirklich in eine Lage geraten, daß ich ſo manchen Tag nicht weiß, wovon ich morgen leben werde“; trotzdem aber war er voll Schaffensluſt und Unermüdlichkeit. Seine vielſeitigen Fähigkeiten ermöglichten es ihm bei Anſpannung ſeiner geſamten Kräfte kaum für die beſcheidenen Bedürfniſſe des kleinen Haushaltes einigermaßen aufzukommen, wozu die halbwegs geſicherten Einkünfte aus dem Privatunterrichte noch das Meiſte beitrugen. Franz Mugerauer, welcher den Dichter in Wien beſuchte, fand ihn nach ſeiner Ausſage in einer äußerſt beſcheidenen Wohnung und in dürftigen Verhältniſſen. Stifter beklagte ſich bei dem Jugendfreunde über ſeine harte Lage, und die traurige Schilderung wurde nur zu ſehr beſtätigt durch das überaus frugale Mittagmahl, welches der Dichter mit Amalie während der Anweſenheit des Genoſſen der glänzenden Friedberger Tage einnahm. Dieſe Schilderung wird in übereinſtimmender Weiſe ergänzt durch eine Mitteilung von Stifters einſtigem Schüler Emerich Ranzoni im Wiener Konkordiakalender vom Jahre 1869, wonach der Dichter mit ſeiner jungen Frau im vierten Stockwerke des Hauſes „zum Küßdenpfennig“ wohnte, welches zwiſchen der engen Adlergaſſe und dem düſteren Hafnerſteig lag. „Die Wohnung war gerade ausreichend für zwei Leute, zwei Gemächer Alles in Allem, mit einer Einfachheit eingerichtet, von der ſich die jungen Schriftſteller von heute kaum einen Begriff machen. Die Wände waren weiß getüncht, der Boden aus weichen Laden, alle Einrichtungsſtücke aus unangeſtrichenem

weißen Holz. Das Zimmer, in das man von dem kleinen Vorgemache trat, wurde von der Frau bewohnt; das daranſtoßende war das Atelier, Schreib-, Studier- und Wohnzimmer des Mannes; zunächſt der Tür war ein Wandſchrank angebracht, in welchem Stifter ſeine Bibliothek aufbewahrte; in der Regel ſah man, wenn er nicht gerade mit dem Leſen beſchäftigt war, nichts von Büchern bei ihm. Von der den meiſten Schriftſtellern eigenen Art, auf allen Tiſchen und Stühlen ihrer Arbeitszimmer Bücher liegen zu haben, war er ein abgeſagter Feind; er liebte es, ſeine Bücherſchätze — ſie wurden von ihm in des Wortes vollſter Bedeutung hoch gehalten — wenn er ſich an ihnen erbaut, wieder fein ſäuberlich in ihr profanen Blicken unzugängliches Verſteck zu geben. Um ſo reichlicher waren Zeichnungen und Farbenſkizzen zu ſehen, die lagen auf allen Tiſchen, und die Wände waren damit bedeckt; auf der Staffelei, an der er zu jener Zeit wohl die meiſten Stunden des Tages zubrachte, ſtand ſtets ein mehr oder weniger fertiges Bild."

Allmählich ſteigerten ſich die Erträgniſſe ſeiner Feder und auch die Malerei brachte endlich ſo viel ein, daß er noch immer die Hoffnung hegen durfte, dereinſt als Künſtler zu unbeſtrittener Geltung zu gelangen. Dieſe Meinung über ſich und ſeine Fähigkeiten ſprach er wiederholt aus: „Als Schriftſteller bin ich nur Dilettant und wer weiß, ob ich es auf dieſem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen. Ich, ein Schriftſteller oder gar Dichter! — Das können nur Leute ſagen, welche einen gar geringen Begriff vom Dichten haben; ich habe einen höheren."

Bei ſeinen künſtleriſchen Verſuchen war er eine Zeit hindurch unabläſſig bemüht, „eine recht klare, durchſichtige Luft" herauszubringen, ſo wie er ſie an ſchönen Herbſtabenden von der Höhe der Baſteien aus beobachten konnte, und er machte zahlloſe Verſuche, den Zauber der tiefen Himmelsfarbe in der Skizze feſtzubannen; zu Zeiten, wenn die Beſchaffenheit des Nachthimmels dies geſtattete, ſtudierte er die farbigen Reize der Mondbeleuchtung, und dies ebenfalls wieder mit dem gleichen Feuereifer und mit der zähen Beharrlichkeit, welche ſeine Art zu ſchaffen auszeichnete. „War ehedem das Studierzimmer mit eitel blauen Lüften dekoriert, ſo dämmerten nun von allen Enden träumeriſche Mondnächte nieder. . . ."

Das Nebeneinandergehen von Dichtkunſt und bildender Kunſt in Stifters ſchöngeiſtigen Beſtrebungen wird ſchon durch ſeine früheſten Briefe beſtätigt; im Jahre 1836 berichtet er an Baron Brenner, daß zwei Fünftel eines Trauerſpiels und die Hälfte eines Romanes fertig

plan zu den Seinen. Die Wälder und die Berge gingen an ihren Augen vorüber, an denen schon der sinnende Blick des Kindes mit Liebe hing, und der Weg leitete sie durch die Gelände dahin, wo der kleine Adalbert als Hirtenknabe mit seinen Schutzbefohlenen um die Wette sprang. Den Empfang im Elternhause hat uns der Dichter selbst mit stiller Rührung erzählt.

Die Großeltern waren gestorben, die Mutter war alt geworden, die Kinder der Schwester spielten an der Stelle, wo einst der unbekannte, unbeachtete Dorfjunge mit seinen Geschwistern gespielt hatte — „nur die Liebe und Güte ist jung geblieben. Mit dem gewohnten Sonnenscheine der Freundlichkeit in den verfallenen Zügen, mit den gewohnten guten Augen nahm die Mutter jetzt die junge blühende Tochter an, verehrte sie und tat ihr Gutes. Es kamen Tage, die einzig unvergeßlich sind, Tage unter Menschen desselben Herzens und derselben unverfälschten Liebe. Ich führte meine Gattin durch alle Wälder meiner Kindheit, ich führte sie an rauschende Bäche und an ragende Klippen, aber ich führte sie auch durch die schönen Wiesen und durch die wogenden Felder. Hier ging Mütterlein mit und zeigte der fremden Tochter, was von all den Dingen unser sei und was eben darauf wachse. Alles war so herrlich und prangend, wie sonst, ja es war noch prachtvoller und ernster, als ich es einst begreifen konnte. Nur das Haus war kleiner geworden, die Fenster niedriger und die Stuben gedrückt." — Nun saß Stifter wieder an dem Ahorntische mit dem eingelegten Osterlamme, wo er als Kind immer gesessen war, er besuchte manchen Freund aus der Jugendzeit, er stieg, seiner Vorliebe für das Altertümliche folgend, im Gerümpel des Hauses umher, und blickte an schönen Nachmittagen vom Kreuzberge gegen die schweren Wälder des Plöckensteines und gegen den Wald des heiligen Thomas hinaus. Beim Durchstreifen der heimatlichen Waldtäler hing er den Bildern aus verflossenen Zeiten nach; vor seinem Auge wurden die Gestalten früherer Jahrhunderte wieder lebendig. Dem Studium der vaterländischen Geschichte stets mit vielem Eifer ergeben, verfolgte er mit besonderem Interesse das Wirken und die Schicksale des mächtigen Geschlechtes der Rosenberger, dessen Kraft und Glanz einst weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgingen. Auf seinen Kreuz- und Querzügen im südlichen Böhmerwalde begegnete er überall den Spuren jener prächtigen, machtvollen Vergangenheit. Damals entstand in ihm der erste Gedanke des „Witiko".

Aber auch eine unmittelbare Frucht war das Ergebnis dieser Reise, welche das Bild des väterlichen Hauses und der näheren Umgebungen

ſeines Geburtsortes wieder mit verſtärkten Farben in ſeiner Erinnerung wachrief. Nach ſeiner Rückkehr arbeitete er mit verdoppeltem Eifer an der Umgeſtaltung und ſorgfältigen Durchbildung der „Mappe", wozu er ſich im Heimatsorte neue lebhafte Eindrücke geholt hatte, ſowie am „Waldgänger" und am „beſchriebenen Tännling".

Im Jahre 1847 erſchienen die mittlerweile geſammelten „Studien"; Band III: „Die Mappe meines Urgroßvaters" und Band IV: „Abdias", „Das alte Siegel" und „Brigitta".

Die „Mappe" hielt Stifter ſelbſt ſehr hoch; er ſchrieb darüber 1844 an Heckenaſt: „Die Erzählung des Obriſts muß graniten ſein; ich glaube, daß dieſe Epiſode das erſte von mir iſt, was man etwa klaſſiſch nennen könnte. In anſpruchsloſer Einfachheit und in maſſenhaft gedrängtem Erzählen muß ein ganzes Leben und einer der tiefſten Charaktere liegen. Leſen Sie recht bald das Ding und ſagen Sie mir Ihren Eindruck! Ich habe aber gerade an der Erzählung des Obriſts gefeilt, wie ſonſt gar nie, und aus einem Bogen Material iſt ein Blatt Text geworden, damit nur die Figur ſo eiſenfeſt bleibe, wie ich ihre Form beabſichtigte."

Und ſodann im Jahre 1847: „Einen anderen Jammer muß ich Ihnen mitteilen, nämlich wegen der „Mappe". Das iſt eine heilloſe Geſchichte. Das Buch gefällt mir nicht. Es iſt ſo ſchön, ſo tief, ſo lieb in mir geweſen, es könnte in der Art hold und eigentümlich und duftig ſein, wie „Das Heidedorf", aber tiefer, körniger, großartiger, und dann ganz rein und klar und durchſichtig in der Form. Ich wollte drei Charaktere geben, in denen ſich die Einfachheit, Größe und Güte der menſchlichen Seele ſpiegelt, durch lauter gewöhnliche Begebenheiten und Verhältniſſe geboten — wäre es gelungen, dann hätte das Buch mit der Größe, mit der Einfachheit und mit dem Reize der Antike gewirkt. — —

So aber iſt es nicht ſo. Es iſt möglich, daß die Leſer anders urteilen, und mich mit Lob beſchämen, wie bei den erſten Bänden; aber dann rührt es einzig davon her, daß ſie nicht wiſſen, wie alles hätte werden ſollen, und mit dem ſchon zufrieden ſind, was geworden iſt — — aber ich weiß es, und ſehe die Kluft beſtändig offen ſtehen, die nun einmal da iſt .... Es iſt doch ein ganz einziges Verhältnis, daß ein Schriftſteller vor ſeinem Verleger ſein Werk herabſetzt: aber was geht mich der Verleger an, ich ſpreche zu dem Freunde, der wirds dem Verleger nicht ſagen. Ich habe mich nicht umſonſt ſo auf das Buch gefürchtet — und ſchreiben mußte ich es, weil es eine Seite, und ich bilde mir ein, eine gar ſo ſchöne Seite meiner Seele iſt. — Laſſen wir nun dieſes Bruchſtück, wie es iſt, als eine Studie in den „Studien" ſtehen."

Stifter hat sich mit diesem Werke sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, um es zu ordnen, zu vollenden und zu klären, und am Ende ist es doch wieder nur ein Bruchstück geblieben . . . .

Nachdem uns der Dichter mit den verschiedenen Räumen und mit der altmodischen Einrichtung seines Vaterhauses bekannt gemacht hat, — „ein schwermütig klares Licht der Gegenwart lag auf allen Dingen, und sie blickten mich an, als hätten sie die Jahre meiner Kindheit vergessen," — erzählt er uns, daß er eines Tages, da eben ein grauer sanfter Landregen herniederging, auf den äußersten Boden unter das Dach emporstieg. — „Mütterlein, Gattin und Schwester saßen im Hofstübchen, und verplauderten die Zeit, weil draußen Straße und Garten im Wasser schwammen." — In dem Gange zwischen Schüttboden und Dach findet er, den Untersatz einer vergoldeten Heiligenstatue bildend, eine alte Truhe, unter weggeworfenem Gerümpel halb versteckt, bedeckt mit fingerdickem Staube. Die Truhe enthält, verborgen unter einem Wust von Papieren, Schreibheften und Kinderbüchern, zwei vergilbte Pergamenthefte in rotem Ledereinband; der Dichter erkennt in ihnen die Aufzeichnungen seines Urgroßvaters, die er als Kind oft in den Händen seines Vaters gesehen hatte. —

Der Urgroßvater, welcher ein bekannter und beliebter Arzt gewesen war, beginnt seine Aufzeichnungen mit dem Gelöbnis, seine Gedanken und seine Erlebnisse der Wahrheit gemäß niederzuschreiben, die einzelnen Blätter miteinander zu versiegeln und erst nach einigen Jahren wieder zu öffnen und zu lesen. Das Beispiel, es so zu halten, hat ihm ein alter Obrist gegeben, der sich in dem Tale ansässig gemacht hatte; im Laufe der Zeit von freundschaftlichen Gesinnungen gegen den jungen Doktor erfüllt, teilt er diesem manches aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mit.

Einmal, da das gegenseitige Vertrauen schon einen hohen Grad erlangt hatte, erzählt er dem Doktor seine Lebensgeschichte; früher als Spieler, Raufer und Verschwender berüchtigt, errang er sich durch eigene Kraft die edle Güte und ruhige Milde, welche späterhin sein Wesen auszeichnen. Seine Frau, die er unendlich liebte, verlor der Obrist auf einer Bergwanderung; sie hatten sich verirrt und mußten auf einer schmalen Holzriese über einen Abgrund gehen, wo die Frau, plötzlich vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzte. — „O Herr! das könnt Ihr nicht ermessen — nein, ihr wisset es jetzt noch nicht, wie es ist, wenn der Leib, der so lange das Eigentum Eures guten Herzens gewesen ist, noch die Kleider an hat, die Ihr am Morgen selber darreichen halfet, und jetzt tot ist, und nichts mehr kann, als in Unschuld bitten, daß Ihr ihn begrabet." —

Das einzige Vermächtnis seiner Frau ist das dreijährige Töchterlein Margarita, welches nach seiner Heimkehr von dem Begräbnisse in dem verödeten Hause seiner wartet. „Auf ihrem Munde war die Knospe der Rose, die sie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug sie die Augen der Mutter. Und wie sie schüchtern vorwärts ging, fragte sie: „Wo ist die Mutter?" Ich sagte, die Mutter sei heute Früh zu ihrem Vater gegangen, und werde recht lange, lange nicht zurück kommen. Da sie sich auf das Wort beherrschen wollte, wie sie gewöhnt worden war, und sich aber doch auf dem Gesichtchen die schwachen Linien des Weinens zusammen zogen, da riß ich sie an mich und weinte mich selber recht zu Tode." — Von nun an widmet sich der Obrist mit inniger Liebe und Fürsorge der Erziehung seines einzigen Kindes, welches zu einer blühenden Jungfrau heranreift. In Gesellschaft des Arztes unternehmen beide lange, gemeinsame Wanderungen durch Feld und Flur; in gegenseitigem Erkennen finden sich die jungen Herzen zum Liebesbunde. „Wir wandelten in allen Wäldern, Wiesen und Feldern herum, wobei wir manchen beschwerlichen Weg machten, um irgend einen Platz zu besuchen, von dem man Pracht und Schönheit der Wälder überblicken konnte, oder wo die schauerliche Majestät war, da sich Felsen türmten, Wasser herab stürzten und erhabene Bäume standen. Einmal im späten Herbste, da wir im Eichenhage draußen bei der großen Eiche ihres Vaters standen, alle Gesträuche schon die gelben Blätter fallen ließen, nur die Eichen noch ihren rostbraunen Schmuck recht fest in den Zweigen hielten, fragte ich sie: „Margarita, habt Ihr mich wohl lieb?" — „Ich liebe Euch sehr," antwortete sie, „ich hab' Euch über alles lieb. Nach meinem Vater seid Ihr mir der liebste Mann auf dieser Welt." — Sie hatte die Augen nicht niedergeschlagen, sondern sah mich an, aber auf die Wangen ging doch ein recht schönes sanftes Rot, als sie dieses sagte." — Die beiden verleben nun eine herrliche, stille Zeit. „Ach — es war jetzt so schön auf der Erde — so mit Worten unaussprechlich schön." — Da kommt Margaritas Vetter Rudolf zu dem Obristen auf Besuch. Eines Tages, da der junge Arzt auf einen Felsen steigt, um für Margarita seltene Blumen zu holen, die da oben blühen, sieht er Rudolf und Margarita in traulichem Gespräche Arm in Arm unten vorbeigehen. Da überwältigt ihn die Eifersucht und er erhebt gegen Margarita die Klage, daß sie den Vetter Rudolf, der inzwischen wieder abgereist ist, mehr liebe als ihn. Margarita beteuert, daß dies nicht der Fall sei; da aber der Doktor an der Wahrhaftigkeit ihrer Liebe zweifelt, wendet sie sich schweigend von ihm ab und teilt ihm des anderen Tages mit, nicht mehr seine Gattin werden

zu können, denn durch seinen Zweifel sei alles anders geworden. Der junge Arzt dringt in sie, daß sie ihren Entschluß ändere, da sie aber darauf beharrt, eilt er von ihr in heißem Schmerze fort, hinauf in den Wald zu einer Birke, um sich dort das Leben zu nehmen. Doch ehe er seinen Entschluß ausführen kann, steht der Obrist hinter ihm, der ihm gefolgt war. Dadurch von seinem Vorhaben abgelenkt und zu ruhiger Besinnung zurückgeführt, bereut er sein vorschnelles Beginnen und schämt sich seiner törichten Handlungsweise. Er bittet Margarita, welche von dem Zwischenfalle keine Ahnung hat, um Verzeihung und nimmt Abschied von ihr, da er nun das Haus des Obristen nicht mehr zu betreten gedenkt. Voll tiefen, tatkräftigen Eifers widmet er sich fortan der Erfüllung seiner Berufspflichten und verwendet die Zeit, die er sonst in Margaritas Gesellschaft verbracht hatte, zum Aufzeichnen seiner Gedanken und Erlebnisse und zu ernsten Studien. Da kommt eines Tages der Obrist zu ihm und erzählt ihm, daß er Margarita auf einige Zeit zu einer alten Verwandten gesandt habe. Der junge Arzt erkundigt sich nicht, wie lange sie fortbleibt, aber seinem Verkehr mit dem Obristen steht nun nichts mehr im Wege, und die beiden kommen von da ab noch häufiger zusammen, als vordem; von Margarita wird nie ein Wort gesprochen. So verstreichen drei Jahre segensreicher Tätigkeit, da wird auf dem Steinbühel bei Pirling ein großes Schützenfest abgehalten, an welchem auch der Obrist und der Doktor teilnehmen. Auf dem Festplatze mit ihm zusammentreffend, teilt der Obrist seinem jungen Freunde mit, daß Margarita zurückgekehrt sei und sich sehr freue, wieder daheim zu sein. „Seht, Doktor, ich bin recht freudig über die Güte dieses Kindes. Ich habe sie vielleicht zu sündhaft lieb, aber es ist ein Naturspiel da, das wunderbar ist. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich am Begräbnistage meines Weibes bemerkt hatte, daß auf dem Munde der dreijährigen Margarita die Knospe der Rose war, die sie eben begraben hatten, und daß in ihrem Haupte die Augen ihrer Mutter standen. Nach und nach ist sie ihr immer ähnlicher geworden; und seit sie fort war, ward sie ihr vollkommenes Ebenbild. Als wir dieser Tage so durch die Wiesen und Wälder wandelten, bemerkte ich, daß sie den Gang ihrer Mutter habe, daß sie dieselben Worte sage, und daß sie bei Gelegenheit den Arm so hebe, den Leib so beuge, gerade wie sie. Ich mußte meine runzligen Hände anschauen, um nicht zu glauben, ich sei jung, und es gehe mein junges Weib neben mir, und sammle mir Blumen, und pflücke Nüsse, wie einst in jenem Walde. Darum liebe ich sie gar so sehr. — — Seht, so ist es mit Margarita. — Ich weiß auch, wie es mit Euch ist, und wußte es immer. Ich erkannte es, weil Ihr

ſchwieget — ich kenne das männliche Verſchließen in der Bruſt, anſtatt zu klagen — und das treuliche Erfüllen des Berufes. — — Da ich einmal von Euch fort ging, kamen mir bitterliche Tränen in die Augen, weil ich geſehen habe, daß Ihr eine heilige Margarita auf Euren Hausaltar geſtellt habt, um Euer Herz zu tröſten. — — Lieber, teurer junger Freund! Werbt um ſie. Wißt Ihr noch, wie ich einmal ſagte: laſſet nur eine Zeit verfließen, es wird alles gut werden? — Es iſt gut geworden." — Das Wiederſehen zwiſchen Margarita und dem jungen Arzte iſt ungetrübt und atmet nur Liebe und Verſöhnung. Nach Beendigung des Schützenfeſtes fährt der Obriſt mit ſeiner Tochter heim. Der Doktor, welcher beim Einſteigen in den Wagen behilflich iſt, bittet Margarita um Verzeihung wegen der Heftigkeit, die er ihr gegenüber bewieſen hatte; von Liebe und Rührung überwältigt, ſchlingt er ſeinen Arm um ihren Nacken; mit einem heißen Kuſſe wird die Verlobung geſchloſſen.

Hier bricht die Aufzeichnung des Doktors ab; der Dichter ergreift wieder, wie zu Anfang der Erzählung, das Wort mit dem Verſprechen, auch die ferneren Teile der Mappe mitzuteilen, ſobald er ſie entziffert haben würde: wie die Hochzeit war, wie Margarita in ihrem neuen Heim waltete, wie der Obriſt ſtarb, und wie der Urgroßvater, welcher ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, bis zu ſeinem ſpäten Lebensende die Aufzeichnungen fortgeſetzt habe. Aber obwohl das Schickſal dem Doktor ſo viele Jahre zugemeſſen habe, ſei ein großer Teil der Blätter des zweiten Buches leer geblieben; an den letzten ſeien noch die alten Siegel gehangen, weil ihr Verfaſſer „früher fort gemußt, ehe er ſie hatte öffnen können".

Die „Mappe" iſt die erſte von Stifters Erzählungen, wo die Spuren der beſonnenen Überlegung und der behutſamen Sorgfalt ſo deutlich hervortreten, daß man an ihnen die Zurückhaltung ſofort gewahr wird, welche ſich das Geſetz der äußerſten Einſchränkung des Ausdruckes zur Richtſchnur nimmt und kein überlautes, kein unbedachtes Wort gelten laſſen will. Dieſe Merkmale der Altersdichtung müßten bei einem Werke, welches der Hauptſache nach gleichzeitig mit dem „Hochwald" und der „Narrenburg" entſtand, höchſt verwunderlich erſcheinen; ſie ſind wohl nur aus dem Umſtande zu erklären, daß der Dichter, dem die „Mappe" weit bedeutungsvoller erſchien, als alles, was er bis dahin geſchrieben hatte, dieſelbe noch in ſpäteren Jahren wiederholten Umarbeitungen unterzog, um jene Reinheit, Klarheit und Durchſichtigkeit in der Form herauszubilden, womit er die Größe und die Ruhe der Antike zu erreichen gedachte. Je toller und freier Pegaſus mit weitgeſpannten Flügeln den zuerſt in

unendliche Fernen strebenden Dichter zu den Gestirnen des äußersten Weltalls tragen durfte, umso knapper und straffer wurden späterhin Zaumzeug und Zügel, da sich der Blick unverwandt auf die anspruchslose Einfachheit des Alltagslebens, auf das Nächstliegende, Gewöhnliche und Selbstverständliche im menschlichen Dasein zu richten begann.

Wenn auch heftige Gemütsbewegungen in diesen Kreis voll eisenfester körperlicher und geistiger Gesundheit einbrechen, so gleitet Stifter vorsätzlich und rasch über alle seelischen Erschütterungen hin, um sich mit umso größerem Behagen der breiten und umständlichen Schilderung des ruhigen Wirkens, der Pflichten des Tages, des Genusses stiller Feierstunden hinzugeben; und so ungescheut uns der Dichter zumutet, die geistige Arbeit des Erkennens und Nachempfindens der seelischen Vorgänge auf dürftige Andeutungen hin fast allein zu besorgen, so ausführlich und gewissenhaft ist er bestrebt, uns mit den kleinsten Außendingen der Umgebung aufs innigste vertraut zu machen. Er schildert uns genau den Boden, auf dem die Pflanze wächst, die Nachbarschaft, die sie umgibt, die Nahrung, welche sie verbraucht und die Luft, in der sie gedeiht — Blüte und Frucht müssen wir dann selbst leicht erraten können. Die einander völlig ebenbürtigen Menschen dieser sanften Dichtung schämen sich, aus ihren Empfindungen viel Wesens zu machen, und der zartfühlende Erzähler hütet sich wohl, diese vornehme Zurückhaltung durch bloßstellende Schwatzhaftigkeit zu stören. Die wortsparende Wucht des antiken Schrifttums, welche hier vom Dichter zum ersten Male mit berechnender Absichtlichkeit erstrebt wird, stellt die „Mappe" mit dem um so vieles späteren „Nachsommer" in eine Reihe. Aber nicht nur, daß Edelmut und Tugendsinn den wesentlichsten Inhalt dieser Dichtung ausmachen, daß die spärliche Handlung fast lautlos dahingleitet, daß die nur obenhin beleuchteten Charaktere sicher in sich selbst ruhen, und daß die Liebe „etwas bläßlich" ausfällt, läßt die „Mappe" als den gleichgearteten Vorläufer des „Nachsommer" erscheinen; auch die Schilderungen der Außendinge, das behagliche Ausmalen verwandter Liebhabereien, die hier wie dort hervortretende Neigung zum Landbau, zur Baumzucht, zur Blumenpflege, die Leidenschaft für Kunstwerke und edle, altertümliche Geräte stimmen beide Dichtungen auf den gleichen Grundton. Wie so oft, versetzt uns Stifter auch hier in Zustände und in Strebungen, die er an seinem eigenen Leben beobachten konnte, und er läßt seine Helden wünschen und tun, was er selbst oft in seinen Hoffnungen und Unternehmungen als Süßigkeit des Lebens empfunden hatte. — Die Einleitung zu dem Buche führt ihn wiederholt bis in die Tage seiner Kindheit zurück. Er gedenkt mit liebevollen Worten

ſeiner Mutter, ſeines Vaters und ſeiner Geſchwiſter; es erfüllt ihn mit Wehmut, daß die Spuren vergangener Zeiten ſich mehr und mehr verwiſchen, und er empfindet „ein Gefühl verletzter Ehrfurcht", wenn er ſieht, wie die alten „Gedenkſachen" der Zerſtörung und Vergeſſenheit anheimfallen: „Des Vaters langer, rötlicher Brautrock, in dem ich ihn oft an Oſter- und Pfingſttagen zur Kirche gehen ſah, hatte ſchon das Schickſal, daß er zerſchnitten wurde; denn als der Vater tot war, und ich in die Abtei ſtudieren ging, da wurde für mich ein neues Röcklein daraus gefertigt, in welcher Geſtalt er aber von meinen Mitſchülern ſtets nur Hohn und Spott erntete, obgleich mir mein kleines Herz jedesmal um den verſtorbenen Vater ſehr weh tat, wenn ich an Sonntagen das ſo oft verehrte Tuch auf meinen Armen ſah."

Der Steinbühel bei Friedberg.

Aber nicht nur das Vaterhaus und die nähere Umgebung des Geburtsortes, auch die Täler und Höhen des gaſtlichen Ortes Friedberg finden mit Auszeichnung hervorgehobene Ehrenplätze in der Lieblingserzählung Stifters. Nach einer Mitteilung von Franz Neumann ſchwebte dem Dichter bei der Schilderung des Ortes Pirling Friedberg vor Augen, wo auf dem benachbarten Steinbühel alljährlich ein feſtliches Scheibenſchießen ſtattfand, bei welchem den erſten Preis ein langhaariger, weißer, mit Bändern geſchmückter Ziegenbock bildete. Der Wirt des oberen Gaſthauſes hieß damals Schiffler (jetzt „Gaſthaus zum Hochwald"), der untere Wirt, auf dem Hauſe Nr. 31, hieß Jakob Pernſteiner (in der „Mappe" „Bernſteiner").

Die Schreibweiſe, in welcher der chronikenartige, altertümelnde Ton mit Beharrlichkeit und Glück feſtgehalten iſt, bringt ab und zu ganz neue

Wendungen und Ausdrücke; wir hören von einer „meßgewandstoffigen" Seide, aus deren Innerem ein schwefelgelbes Unterfutter „lauschte", von der Anhäufung alten Plunders, dazwischen manch tieferes Loch „gor", von einem „schmeichelnden" Kleide, das die Glieder eines lieben Weibes bedeckte, von „starrendem" Mondenglanz, von „streichelndem" Sonnenschein, vom Lichte, das auf Feldern „spinnt" und von der Dämmerung, welche durch die feinen Zweige und Haare der Tannen „rieselt". Die volle Kraft und Anschaulichkeit der Naturschilderung — diesmal aber noch großzügiger, massenhafter und packender, als im „Hochwald" — erreicht der Dichter in der Darstellung eines grauenvollen Wintertages, welchen der Held der Erzählung, schwebend zwischen Entsetzen und Bewunderung, im Freien durchlebt; die Mächtigkeit des schlichten Vortrages wächst unmerklich so sehr zu dramatischer Steigerung an, daß wir voll Spannung und Ergriffenheit dem aufregenden Schauspiele folgen: „Seit die ältesten Menschen zurück denken, war nicht so viel Schnee. Vier Wochen waren wir einmal ganz eingehüllt in ein fortdauerndes graues Gestöber . . . Es wurde nach dem großen Schneefalle auch so kalt, wie man es je kaum erlebt hatte. Im Eichenhage oben soll ein Knall geschehen sein, der seinesgleichen gar nicht hat. Der Knecht des Beringer sagte, daß einer der schönsten Stämme durch die Kälte von unten bis oben gespalten worden sei. — Nach dem vielen Schneefalle und während der Kälte war es immer schön, es war immer blauer Himmel, Morgens rauchte es beim Sonnenaufgange von Glanz und Schnee. Dies dauerte lange — aber einmal fiel gegen Mittag die Kälte so schnell ab, daß man die Luft bald warm nennen konnte, die reine Bläue des Himmels trübte sich, von der Mittagseite des Waldes kamen an dem Himmel Wolkenballen, gedunsen und fahlblau, in einem milchigen Nebel schwimmend . . . An der dunklen Öffnung der offen stehenden Tür des Heubodens bemerkte ich, daß feiner, aber dichter Regen niederfalle. Der Regen ging nicht in der Gestalt von Eiskörnern hernieder, sondern als reines, fließendes Wasser, das erst an der Oberfläche der Erde gefror und die Dinge mit einem dünnen Schmelze überzog. — — Nach einer Weile, da wir fertig waren, richteten wir uns zum Fortfahren. — Das Zerbrechen des zarten Eises, wenn der Huf des Pferdes darauf trat, machte ein immerwährendes Geräusch. Noch etwas anderes hörten wir später, da wir hielten, was fast lieblich für die Ohren war. Die kleinen Stücke Eises, die sich an die dünnsten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten, brachen herab, und wir gewahrten hinter uns in dem Walde an verschiedenen Stellen, die bald dort und bald da waren, das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen, das

gleich wieder ſtille war. — — Wir kamen zuerſt zu dem Karbauer, der ein krankes Kind hatte. Von dem Hausdache hing ringsum, gleichſam ein Orgelwerk bildend, die Verzierung ſtarrender Zapfen, die lang waren, teils herabbrachen, teils an der Spitze ein Waſſertröpfchen hielten, das ſie wieder länger, und wieder zum Herabbrechen geneigter machte. Als ich ausſtieg, bemerkte ich, daß das Überdach meines Regenmantels, das ich gewöhnlich ſo über mich und den Schlitten breite, daß ich mich und die Arme darunter rühren könne, in der Tat ein Dach geworden war, das feſt um mich ſtand und beim Ausſteigen ein Klingelwerk fallender Zapfen in allen Teilen des Schlittens verurſachte. Jedes Teilchen des ganzen Schlittens war in Eis, wie in durchſichtigen, flüſſigen Zucker gehüllt, ſelbſt in den Mähnen, wie tauſend bleiche Perlen, hingen die gefrorenen Tropfen des Waſſers. Unter dem Obſtbaumwalde des Karhauſes lagen unzählige kleine ſchwarze Zweige auf dem weißen Schnee, und jeder ſchwarze Zweig war mit einer durchſichtigen Rinde von Eis umhüllt, und zeigte neben dem Glanze des Eiſes die kleine, friſchgelbe Holzwunde des Herabbruches. — — Im Walde konnten wir, wenn wir etwas aufwärts und daher langſamer fuhren, das Kniſtern der brechenden Zweige ſogar bis zu uns herab hören, und der Wald erſchien, als ſei er lebendig geworden. — Der Regen, die graue Stille und die Einöde des Himmels dauerten fort . . . An den Zäunen, an den Strünken von Obſtbäumen, an den Rändern der Dächer hing unſägliches Eis. An mehreren Planken waren die Zwiſchenräume verquollen, als wäre das Ganze in eine Menge eines zähen Stoffes eingehüllt worden, der dann erſtarrte. Mancher Buſch ſah aus, wie viele in einander gewundene Kerzen, oder wie lichte, wäſſerig glänzende Korallen. — Die Leute ſchlugen manche der bis ins Unglaubliche herabgewachſenen Zapfen von den Dächern. — Wir hörten, da wir über die Felder fuhren, einen dumpfen Fall, wußten aber nicht recht, was es war. Ich hatte nur noch in den letzteren Eidunhäuſern etwas zu tun, dann konnten wir gegen den Fahrweg einlenken, der durch den Taugrund und nach Hauſe führt . . . Den Waldring, dem wir entgegenfuhren, ſahen wir bereift, aber er warf glänzende Funken und ſtand wie geglättete Metallſtellen von dem lichten, ruhigen, matten Grau des Himmels ab. — — —. Die Hufe unſeres Pferdes hallten auf der Eisdecke, wie ſtarke Steine, die gegen Metallſchilde geworfen werden. — Da wir endlich gegen den Taugrund kamen und der Wald, der von der Höhe herüber zieht, anfing, gegen unſeren Weg herüber zu langen, hörten wir plötzlich in dem Schwarzholze, das auf dem ſchön emporragenden Felſen ſteht, ein Geräuſch, das ſehr ſeltſam war, und das keiner von uns je vernommen hatte — es war,

als ob Tausende oder gar Millionen von Glasstangen durcheinander rasselten und in diesem Gewirre fort in die Entfernung zögen. Das Schwarzholz war doch zu weit zu unserer Rechten entfernt, als daß wir den Schall recht klar hätten erkennen können, und in der Stille, die in dem Himmel und auf der Gegend war, ist er uns recht sonderbar erschienen. — — Als wir an die Stelle kamen, wo wir unter die Wölbung des Waldes hineinfahren sollten, sahen wir vor uns eine sehr schlanke Fichte zu einem Reife gekrümmt stehen, und einen Bogen über unsere Straße bildend, wie man sie einziehenden Kaisern zu machen pflegt. Es war unsäglich, welche Pracht und Last des Eises von den Bäumen hing. Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, standen die Nadelbäume. Die Kerzen schimmerten alle von Silber, die Leuchter waren selber silbern, und standen nicht überall gerade, sondern manche waren nach verschiedenen Richtungen geneigt. Das Rauschen, welches wir früher in den Lüften gehört hatten, war uns jetzt bekannt; es war nicht in den Lüften; jetzt war es bei uns. In der ganzen Tiefe des Waldes herrschte es ununterbrochen fort, wie die Zweige und Äste krachten und auf die Erde fielen. Es war umso fürchterlicher, da alles unbeweglich stand; von dem ganzen Geglitzer und Geglänze rührte sich kein Zweig und keine Nadel, außer wenn man nach einer Weile wieder auf einen gebogenen Baum sah, daß er von den ziehenden Zapfen niederer stand. Wir harreten und schauten hin — man weiß nicht, war es Bewunderung oder war es Furcht, in das Ding hinein zu fahren.

Wie wir noch da standen und schauten — wir hatten noch kein Wort geredet — hörten wir wieder den Fall, den wir heute schon zweimal vernommen hatten. Jetzt war er uns aber völlig bekannt. Ein helles Krachen, gleichsam wie ein Schrei, ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sausen oder Streifen, und dann der dumpfe, dröhnende Fall, mit dem ein mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging wie ein Brausen durch den Wald und durch die Dichte der dämpfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geschimmer, als ob unendliches Glas durcheinander geschoben und gerüttelt würde — dann war es wieder wie vorher, die Stämme standen und ragten durch einander, nichts regte sich, und das still stehende Rauschen dauerte fort. Es war merkwürdig, wenn ganz in unserer Nähe ein Ast oder Zweig oder ein Stück Eis fiel; man sah nicht, woher es kam, man sah nur schnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufschlagen, hatte nicht das Emporschnellen des verlassenen und erleichterten Zweiges gesehen, und das Starren, wie früher, dauerte fort.

Es wurde uns begreiflich, daß wir in den Wald nicht hinein fahren durften . . . Der Regen dauerte unabläſſig fort, wir ſelber waren ſchon wieder eingehüllt, daß wir uns nicht regen konnten — wenn irgend etwas in den Bäumen um eine Unze an Gewicht gewann, ſo mochte es fallen, ja die Stämme ſelber mochten brechen, die Spitzen der Zapfen, wie Keile, mochten niederfahren, und während wir ſtanden, waren in der Ferne wieder dumpfe Schläge zu vernehmen geweſen. Wie wir umſchauten, woher wir gekommen, war auf den ganzen Feldern und in der Gegend kein Menſch und kein lebendiges Weſen zu ſehen . . ."

Wo gibt es im ganzen Schrifttum der Erde eine Schilderung, welche dieſe gelaſſene, durch Ruhe erregende, von Satz zu Satz allmählich dramatiſch anſteigende, gewaltige Wucht und Größe überragt? Selbſt einem ſo hoch ſtehenden Großmeiſter der Beſchreibung wie Stifter war es nur noch ein einziges Mal gegönnt — ſeltſamerweiſe wieder in einem Winterbilde: in der Darſtellung des unermeßlichen Schneefalles im „Bergkriſtall" — ſich zu gleicher Vollendung des Ausdruckes aufzuſchwingen.

Obgleich Stifter durch die eigentümliche, gleichſam „nach rückwärts bauende Kompoſition" — indem er die entſcheidende Tat, den Selbſtmordverſuch des jungen Doktors, an den Eingang ſtellt und dann erſt, in die Vergangenheit greifend, die ganze Entwicklung folgen läßt — die Handlung der leidenſchaftlichen Spannung und Bewegung abſichtlich entkleidet, ſo weiß er doch durch die meiſterhafte Darſtellung der eingeſtreuten Epiſoden das Intereſſe, wenn es ab und zu in der gedehnten Ausbreitung des Stoffes zu verſickern droht, immer wieder von neuem anzufachen; ſo vor allem in der Erzählung des alten Obriſts, die der Dichter ſelbſt „graniten" nennt, in der oben mitgeteilten Schilderung der Ausfahrt durch die unermeßliche Eiswüſte und in dem großartigen Ernſt, mit welchem uns die Schwere eines verzweifelten Krankheitsfalles dargelegt wird. „Ich bin mehrere Tage zitternd, bebend, zu Gott betend geweſen. Wenn ich auf und nieder ging, legte ich die Hände auf die Bruſt, daß ſie ruhig ſei. Wie ernſt und ſchwer oft Fälle des menſchlichen Lebens ſind! Es ward ein ſchöner, ſtarker Jüngling zu mir gebracht und lag in meinem Hauſe. Sie hatten ihm auf eine kleine Wunde, die er ſich durch Zufall in die Bruſt geſchlagen hatte, Pflaſter von Pech und anderen Klebedingen gelegt, und ihn an den Rand des Grabes gebracht. Als ihnen die Sorge ſtieg, brachten ſie ihn von weit jenſeits des Hochwaldes, wo ich noch nie geweſen war, zu mir herüber. Ich legte ihn in das grüne Zimmer, weil es meiner Stube am nächſten iſt. Ich entfernte alle Unglücksbildungen und bereits begonnenen Zerſtörungen, bis es mich ſelbſt ſchauerte — das

Messer ward durch die Wissenschaft immer weiter geführt — — ich empfahl meine Seele Gott — und tats. Als ich fertig war, war sehr vieles, und an einer Stelle schier alles weg, so daß ich an dieser Stelle durch das einzige innerlich gebliebene Häutchen die Lunge wallen sehen konnte. Ich war ganz allein, und hatte niemanden, der mir helfen konnte. Ich gab dem Kranken nur das wenigste zu essen, daß er nicht erhungere, damit die Glut der Entzündung nicht komme und zerstöre. Er lag geduldig da, und wenn seine ruhigen und unschuldigen Augen, da ich an ihm vorbeiging, auf meinem Angesichte hafteten, wußte ich wie viel meine Miene wert sei, und bat Gott, daß er sie gelassen zeige. Kein einziger Mensch wußte, wie es sei. Nur den Obristen führte ich einmal hinein und zeigte ihm die Sache. Er sah mich sehr ernst an. Weil der Jüngling stark und wohlgebildet war, erschienen nach wenigen Tagen schon die ersten Spuren der Genesung, und in kurzem war sie in vollem Gange. Da das war, dann hatte ich die Bäume, die Wälder, das Firmament und die äußere Welt wieder. Vor der Festigkeit der Pflicht, wie sinkt jedes andere Ding der Erde zu Schanden nieder! — — —"

Da uns der Dichter das Leben eines Arztes schildert, ein Leben voll edler Menschenliebe und opferfreudiger Entsagung, nimmt er auch die Gelegenheit wahr, uns seine Anschauungen über das Wesen der Heilkunde zu offenbaren. Er findet blinde Einseitigkeit und klägliche Unvollkommenheit in dem herkömmlichen Verfahren, „daß man dasjenige, was andere getan und gefunden haben, in mehrere Bücher zusammenträgt, dasselbe sich sehr gut in das Gedächtnis prägt, und es dann in der gleichen Gestalt immer ausübt; das kann nicht recht sein. Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was sie verlangen und was sie verweigern. — — Es wird ein Ding in dem kühlenden fließenden Wasser sein, es wird eins in der wehenden Luft sein, und es werden Zustimmungen zu unserem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in unser Wesen zittern und es erhalten." — Klingt das nicht wie ein prophetischer Hinweis auf das mehr der individuellen Anpassung zustrebende Heilverfahren unserer Tage und auf das gesteigerte Heranziehen der natürlichen Behandlungsarten, das sich in den letzten Jahrzehnten so überraschend ausgebreitet hat? — Und wie der Dichter den jungen Doktor, der weit davon entfernt ist, lediglich ein Naturarzt zu sein, sorgsam den Einflüssen nachgehen läßt, welche die Natur auf den menschlichen Körper ausübt, so erkennen wir gleicherweise in der allmählichen Entwicklung und Läuterung der Charaktere die Wirkung der sänftigenden Trostbereitschaft,

mit welcher die Herrlichkeit der Schöpfung die leidende Menſchenſeele emporhebt.

* * *

„Abdias" zeigt uns das Bild eines neuen Hiob, der alles geduldig leidet und alles Weh, das ein unerbittlich grauſames Schickſal über ihn verhängt, lautlos, ohne eine Silbe der Klage erträgt. Aber es iſt nicht die grenzenloſe Demut jenes frommen Hiob der Bibel, die ſelbſt im tiefſten Elend noch anbetend ſpricht: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſei gebenedeit;" es iſt nur eine äußerliche, mühſam erzwungene Unterwürfigkeit, mit der Abdias den Fuß ſeines Feindes auf ſeinen Nacken ſteigen, mit der er ſich höhnen und ſchlagen läßt, und mit der er auch die ſchweren, zermalmenden Schickſalsſchläge erträgt, voll knirſchend verhaltenen Ingrimms.

In den zerfallenen Trümmern einer alten, unbekannten Römerſtadt, fern in der Wüſte, haust ein geheimnisvoller Menſchenſtamm, ſchwarze, ſchmutzige, verachtete Juden, die handeltreibend in dem Lande Ägypten herumziehen, und von deren Leben und Aufenthaltsort nie eine Kunde in die Außenwelt dringt. Der Reichſte in dieſer unheimlichen Anſiedelung iſt Aron, der Vater des Abdias. „Durch einen römiſchen Triumphbogen hindurch an zwei Stämmen verdorrter Palmen vorbei gelangte man zu einem Mauerklumpen, deſſen Zweck nicht mehr zu erkennen war — jetzt war es die Wohnung Arons. Oben gingen Trümmer einer Waſſerleitung darüber, unten lagen Stücke, die man gar nicht mehr erkannte, und man mußte ſie überſteigen, um zu dem Loche in der Mauer zu gelangen, durch welches man in die Wohnung Arons hinein konnte. Innerhalb des ausgebrochenen Loches führten Stufen hinab, die Simſe einer doriſchen Ordnung waren, und in unbekannter Zeit aus unbekanntem zerſtörenden Zufalle hieher gefunden hatten. Sie führten zu einer weitläufigen Wohnung hinunter, wie man ſie unter dem Mauerklumpen und dem Schutte von außen nicht vermutet hätte. Auf dem Boden war kein Eſtrich, ſondern die nackte Erde, an den Wänden waren keine Gemälde oder Verzierungen, ſondern die römiſchen Backſteine ſahen heraus, und überall waren die vielen Päcke und Ballen und Krämereien verbreitet, daß man ſah, mit welchen ſchlechten und mannigfaltigen Dingen der Jude Aron Handel trieb .... Hinter einem herabhängenden Buſche von gelben und grauen Kaftanen war ein Loch in der Mauer, welches viel kleiner war, als das, welches die Stelle der Türe vertrat, und aus dem

Finsternis heraus sah, wie aus einer Grube im Schutte. Man meinte nicht, daß man da hinein gehen könne. Wenn man sich aber gleichwohl bückte und hindurch kroch, und wenn man den krummen Gang zurück gelegt hatte, der da folgte, so kam man wieder in ein Zimmer, um das mehrere andere waren. Auf dem Fußboden lag ein Teppich aus Persien, an den Wänden und in Nischen waren Polster, darüber Vorhänge, und daneben Tische von feinem Steine und Schalen und ein Bad. Hier saß Esther, Arons Weib. Ihr Leib ruhete auf dem Seidengewebe von Damaskus, und ihre Wange und ihre Schultern wurden geschmeichelt von dem weichsten und glühendsten aller Zeuge, dem gewebten Märchen aus Kaschmir, so wie es auch die Sultana in Stambul hat. — — Das größte Kleinod Arons außer dem Weibe Esther war ihr Sohn, ein Knabe, der auf dem Teppiche spielte, ein Knabe mit schwarzen rollenden Augenkugeln und mit der ganzen morgenländischen Schönheit seines Stammes ausgerüstet. Dieser Knabe war Abdias . . . Über der toten Stadt hing schweigend das düstere Geheimnis, als würde nie ein anderer Ton in ihr gehört, als das Wehen des Windes, der sie mit Sand füllte, oder der kurze heiße Schrei des Raubtieres, wenn die glühende Mondesscheibe ober ihr stand und auf sie nieder schien. Die Juden handelten unter den Stämmen herum, man ließ sie und fragte nicht viel um ihren Wohnort . . ." Eines Tages sendet Aron seinen Sohn Abdias hinaus in die Welt, damit auch er die Kunst des Erwerbens lerne und Reichtümer sammle; denn nur die „Fähigkeit des Erwerbens" macht den Menschen sicher, und der Mensch hat nichts in der Welt, „als was er sich erwirbt, und was er sich in jedem Augenblicke wieder erwerben kann". Abdias zieht gehorsam von dannen. Nachdem er fünfzehn Jahre lang handeltreibend, verachtet und verfolgt in fernen Ländern geweilt hatte, wo er darbte und hungerte, um Gold zusammenzuraffen, kehrt er als reicher Mann zu seinen Eltern zurück. Als die Feier des Wiedersehens mit den damit verbundenen Festen vorüber ist, reist Abdias nach Balbek, die schöne Deborah zu holen, die dort sein Herz gewonnen hatte. Mit ihr in Liebe vereint, lebt er fortan, auch nachdem seine Eltern gestorben sind, in den Trümmern der Römerstadt. Als reicher Kaufherr dehnt er seine Reisen immer weiter aus; gewinnbeladen kehrt er an der Spitze seiner Karawane heim und zieht „die schimmernde Straße des Reichtums immer näher gegen die Wüste". Auf einer seiner Fahrten wird er in Odessa von der Seuche der Pocken erfaßt, und da er nach langer Krankheit wieder in der Wüstenstadt anlangt, das einst weiche Angesicht von Narben zerrissen und entstellt, wendet sich Deborah von

ihm ab, denn „ſie hatte nur leibliche Augen empfangen, um die Schönheit des Körpers zu ſehen, nicht geiſtige, die des Herzens. — Er aber, da er ſah, wie es geworden war, ging in ſeine einſame Kammer, und ſchrieb dort den Scheidebrief, damit er fertig ſei, wenn ſie ihn begehre. — Allein ſie begehrte ihn nicht, ſondern lebte fort neben ihm, war ihm gehorſam, und blieb traurig, wenn die Sonne kam, und traurig, wenn die Sonne ging". — Auf einer ſeiner Reiſen empfindet er auch den wilden Reiz der Schlachten. Da er in ſeidenen Kleidern und funkelnden Waffen mit einer großen Karawane Lybien durchzieht, fliegt eine „Wolke Beduinen" heran. Unter dem Jammern, Heulen und Beten ſeiner Glaubensgenoſſen tritt Abdias kühn und mutig als Befehlshaber hervor. „Er hatte ſein ſchwarzes Angeſicht hoch gehoben, ſeine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunklen Antlitze weiße Sterne, der Mund rief weit tönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Bruſt gleichſam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dürren Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von ſich geſtreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet." Das Scharmützel geht für die Karawane ſiegreich aus, trotzdem aber ſchwebt auf der ganzen weiten Reiſe „ein trauriger dunkler Engel" über Abdias. Als er endlich heimkehrt, ſeine glänzenden Kleider in einem Dorfe am Rande der Atlasberge gegen einen zerlumpten Kaftan vertauſchend, bemerkt er, bei den wohlbekannten Trümmern angelangt, daß man die zerſtörte Stadt noch einmal zerſtört und ausgeraubt hatte. Auch Abdias hat einen großen Teil ſeines Vermögens eingebüßt. In dieſer Schreckensnacht wird ihm ein lange erſehntes Glück zu teil; Deborah hat ihm ein Mägdlein geboren; aber ſie ſtirbt noch desſelben Tages, gerade als ihre Ehe begonnen hat, glücklich zu werden. Abdias bleibt noch längere Zeit in der alten Trümmerſtadt, ſein Kind pflegend und ſich demſelben vollſtändig widmend. Mit rührender Liebe hängt er an dem kleinen Weſen, dem er den Namen Ditha gegeben. Nach dem Ende der Regenzeit aber macht er ſich auf, um einen neuen Wohnort zu ſuchen. Alles Gold, das er in der Erde und in den Trümmern verſteckt hatte, mit ſich nehmend, zieht er in Begleitung des treuen Sklaven Uram und der Dienerin Mirtha mit ſeinem Kinde nach Europa, dahin ihn lange eine ſtille Sehnſucht getrieben. In einem verborgenen, von Menſchen unbewohnten Wieſentale erbaut er ein weißes Haus und lebt hier mit Ditha, ſich nur mit ihr allein beſchäftigend. Das Kind iſt nun vier Jahre alt, aber in dem ſchönen, blühenden Körper ſcheint keine Seele zu wohnen, denn ſie zeigt niemals eine Erregung und ihr Antlitz bleibt immer gleich unbeweglich. Schon fürchtet Abdias, ſie

ſei blödſinnig. Aber durch wiederholte Beobachtungen kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß ihr das Augenlicht fehle. Der herbeigerufene Arzt beſtätigt dies; es werden nun die verſchiedenſten Mittel verſucht, ihr die Sehkraft zu verleihen, jedoch vergebens. So vergehen die Jahre, und Abdias denkt nicht mehr an die Möglichkeit der Heilung. Da ſchlägt eines Tages beim Beginne eines Gewitters ein furchtbarer Blitz gerade in Dithas Zimmer, und als Abdias, von jäher Angſt erfaßt, zu ihr hineineilt, ſitzt ſie unverletzt in ihrem Bette, aber Entſetzen und Todesſchreck zeigen ſich in ihren Mienen; die Hände ſtreckt ſie kreiſchend und abwehrend gegen ihn, als drohe ſich „ein Ungeheuer über ſie zu legen". — Sie hat durch die gewaltige Nervenerſchütterung das Augenlicht erlangt. — Allmählich an das Licht gewöhnt, wird nun Ditha von ihrem Vater in dem Gebrauche des bisher unbekannten Gutes unterwieſen. Geiſt und Körper des Kindes entwickeln ſich in lebhaftem Gedeihen. So wird Ditha ſechzehn Jahre alt und erblüht zu einer ſchönen, träumeriſchen, eigenartigen Jungfrau. Ihren Vater liebt ſie trotz ſeiner Häßlichkeit unſäglich. „Wenn ſie oft gedrängt war von der wilden, ungebändigten Liebe, dann nahm ſie ſeine alte Hand, und drückte deren Finger gegen ihre Augen, ihre Stirne, ihr Herz — den Kuß kannte ſie nicht, weil ſie keine Mutter hatte — er aber gab nie einen, da er häßlich war." Wenn an ſchwülen, heißen Sommertagen ſchwere Wolken drohend am Himmel aufſteigen, wird Ditha von einer ſeltſamen Gewitterfreudigkeit ergriffen. Einmal, da ſie durch die Felder wandelt, und ſich eine ſchwarze Wand über den Waldwipfeln emporſchiebt, will ſie nicht ins Haus zurückkehren, ſondern ſucht mit ihrem Vater in einer kleinen, aus Korngarben gebildeten Hütte Schutz vor dem Regen. Der Donner klingt aus der Ferne, der Himmel iſt mit jagenden Wolken bedeckt. Ditha und Abdias ſitzen in traulichem Geſpräche in dem Häuschen, plötzlich aber ſchweigt ſie und ihm iſt es, als habe er ſeitwärts an der Garbe einen ſanften Schein lodern geſehen. Aber „da er hinblickte, war ſchon alles vorüber. Es war auf den Schein ein kurzes, heiſeres Krachen gefolgt, und Ditha lehnte gegen eine Garbe zurück und war tot". Abdias, der nun alles verloren, was ihm das Leben verſchönt hatte, bleibt allein in dem weißen Hauſe, immer auf der Bank vor demſelben ſitzend, denn er iſt wahnſinnig geworden. Niemand kann ſagen, wie alt er geworden, doch „eines Tages ſaß er nicht mehr dort, die Sonne ſchien auf einen leeren Platz und auf einen friſchen Grabhügel . . . ."

Dieſe Erzählung iſt wie von einem dichten Tränenſchleier umwoben. Der Dichter, welcher ſonſt mit gläubigem Vertrauen und heiterem

Lächeln auf die Herrlichkeit der Welt hinweist, deren unendlich weise Einrichtung seinem zufriedenen Auge überall deutlich wird, zeigt uns hier ein Leben voll unsäglicher Trauer. Wie ein düsteres Grübeln über Vorsehung und Schicksal offenbaren sich die Worte der Einleitung, in welcher gesagt wird, daß es Menschen gibt, auf welche die Fülle des Ungemachs gleichsam aus heiterem Himmel fällt, „als lange ein unsichtbarer Arm aus der Wolke und tue vor unseren Augen das Unbegreifliche". Aber für das Schreckhafte der gelassenen Unschuld, mit welcher die furchtbaren Naturgesetze uns in die finsteren Wirrnisse des Geschehens verstricken, kennt das mutige Gottvertrauen noch den letzten Trost, daß nicht ein sinnloses Fatum über uns waltet „als letzte Unvernunft des Seins", sondern daß jegliches Ereignen sich in der unendlichen Kette von Ursachen und Wirkungen gleichsam von selbst ergibt, und daß auch der Schmerz ein Geschenk des Himmels ist. „Und haben wir dereinstens recht gezählt, und können wir die Zählung überschauen: dann wird für uns kein Zufall mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden . . . Wohl zählt nun das menschliche Geschlecht schon aus einem Jahrtausend in das andere, aber von der großen Kette der Blumen sind nur erst einzelne Blätter aufgedeckt; noch fließt das Geschehen wie ein heiliges Rätsel an uns vorbei, noch zieht der Schmerz im Menschenherzen aus und ein — — ob er aber nicht zuletzt selber eine Blume in jener Kette ist?" — In diesen Worten spricht sich jener unerschütterliche Optimismus aus, der unter schwer bedrückender Last das suchende Auge zuversichtlich gegen den Himmel richtet und feierlich im Schatten dunkler Zypressen das Reis der Hoffnung pflanzt. Diese Trostesstimmung, mit welcher der Dichter den Leser sänftigend begleitet, hat er aber dem Helden der Geschichte auf seinen grauenvollen Leidensweg nicht mitgegeben; ja gerade darin zeigt sich die bewunderungswürdige, wahrhaft epische Größe der Darstellung, daß auf keiner Zeile auch nur ein einziges Wort des Mitleids laut wird. Mit freimütiger Objektivität enthüllt Stifter die Fehler und Schwächen, welche Abdias aus seiner Erziehung, aus dem Beispiele seiner Eltern und seiner Genossen in sich aufnahm, den verbissenen, heimlich verschlossenen Trotz, die mit lauernder Unterwürfigkeit gepaarte, blutige Rachsucht, die angeerbte maßlose Habgier. Und doch weht ein Schleier des Geheimnisses um die aus der Einsamkeit des endlosen Wüstenhimmels hoch aufragende Gestalt, hinter dem sich eine unerkannte Dichtungsfülle verbirgt und eine unverstandene, unbefriedigte Sehnsucht nach dem Großen und Erhabenen. „Er reiste fort, kam wieder heim und reiste wieder fort. Den Reichtum suchte er auf allen Wegen, er trotzte

ihn bald in glühendem Geize zusammen, bald verschwendete er ihn. — Dann kam er nach Hause und saß an manchem Nachmittage hinter dem hochgetürmten Schutte seines Hauses, den er gerne besuchte, neben der zerrissenen Aloe und hielt sein bereits grau werdendes Haupt in beiden Händen. Er dachte, er sehne sich nach dem kalten, feuchten Weltteil Europa, es wäre gut, wenn er wüßte, was dort die Weisen wissen, und wenn er lebte, wie dort die Edlen leben. — — Dann heftete er die Augen auf den Sand, der vor ihm dorrte und glitzerte. — Aber es waren nur flatternde Gedanken, wie einem, der auf dem Atlas wandert, eine Schneeflocke vor dem Gesichte sinkt, die er nicht haschen kann." —

Stifter hat sich in dieser Erzählung zu einer Kraft und Größe der Charakterzeichnung aufgeschwungen, die, von der höchsten künstlerischen Wirkung erfüllt, diesem Werke einen Ehrenplatz unter den epischen Meisterstücken der Weltliteratur sichern. Auch die Naturschilderung, stets der fortschreitenden, in hohem Grade spannenden Handlung angeschlossen und mit den Gestalten der die Wüste bevölkernden Menschen zu einem mächtig wirkenden Stimmungsbilde zusammengefaßt, behauptet gleichmäßig eine Höhe, die umso bewunderungswürdiger ist, als der Dichter hiebei völlig dem Walten seiner inneren Anschauung vertrauen mußte. Es blieb ihm lebenslang versagt, die Wunder der afrikanischen Wüste zu schauen; doch ist keine im Interesse eines modernen Romans unternommene Poetenreise — wie Emil Kuh treffend bemerkt — mit einem Bilde belohnt worden, das auch nur obenhin dem Gemälde vergleichbar wäre, welches Stifter im Abdias malt. —

Die breite, ruhig fließende, leidenschaftslose Art des Vortrages schmiegt sich dem düsteren Stoffe vollkommen an und bringt das Bild der Wüste mit der ganzen, glühenden Einsamkeit und grenzenlosen Öde zu voller Wirkung. Weltabgeschiedenheit und tiefste Verlassenheit machen auch einen unverlierbaren Teil vom Wesen des Abdias aus: „Er hatte nach Europa verlangt, er war nun da. In Europa wurde er nicht mehr geschlagen, sein Eigentum wurde ihm nicht genommen, allein er hatte den afrikanischen Geist und die Natur der Einsamkeit mit nach Europa gebracht."

Neben der markigen, düsteren Gestalt des Abdias sind die anderen Figuren wie aus Wüstensand gebildet. Am deutlichsten und kräftigsten tritt die schöne, dunkle, treuherzige Erscheinung des Knaben Uram hervor, in scharfem Schattenriß hingestellt, voll unsäglicher Schönheit; die anderen, Deborah besonders, die selbst so viel litt, und Ditha, welche durch die erschütternde Gewalt eines Blitzschlages das Augenlicht erlangt, um,

nachdem ſie einen erſtaunten Blick auf die Herrlichkeiten der Welt richten durfte, durch die gleiche Naturerſcheinung ihr junges Leben zu verlieren, ſind von einer Strahlenkrone rührenden Zaubers umfloſſen.

In feiner, dichteriſcher Empfindung ſind den „leiblichen“ Augen Deborahs, denen die Seele fehlt, die „geiſtigen“ Augen Dithas gegenüber geſtellt, die ganz Seele iſt.

Die Sprache, voll großartiger Geſtaltungskraft, prangt im Schmucke des herrlichſten, ſeltſamſten Bilderreichtums mit oft merkwürdigen Umkehrungen und Verwechslungen; die Wüſtenſonne erſcheint dem Dichter als „großer, runder Diamant“, die Augen ſind ihm „Sterne des Sehens“, die Geſtirne des Wüſtenhimmels dagegen „funkelnde Augen des Südens“, die in der weiten Ebene hinziehenden Geſtalten werden von der Sandluft der die Hufe der Tiere „röſtenden“ Wüſte „eingeſchlungen“, auf Dithas Augen liegt „die Außenwelt wie ein totgeborener Rieſe“, das Meer ruht vor den Reiſenden als „ein unbekanntes Ungeheuer“, und das regendurchnäßte Land empfängt ſie „mit funkelndem Geſchmeide“. Die Blindheit Dithas führt zu Verwechslungen zwiſchen Ton und Farbe, welche völlig der modernen Schreibart gleichkommen. Die in langer Nacht verſchloſſenen Augen des Kindes lieben die kühlen und dämmernden Farben und darunter vorzugsweiſe das Blau; ein in voller Blüte prangendes Flachsfeld erregt Bewunderung und Entzücken, weil „der ganze Himmel von den Spitzen der grünen, ſtehenden Fäden klingt“. Auch von „violetten Klängen“ ſpricht ſie und ſagt, daß ſie dieſelben mehr liebe, als jene, „welche aufrecht ſtehen und widerwärtig ſeien, wie glühende Stäbe“. — Dieſe Ausdrucksweiſe voll zarter, taſtender Empfindſamkeit, welche erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter zu allgemeiner Geltung gelangte, ſtellt den vorahnenden Dichter mitten in die Literaturbewegung unſerer Tage.

* * *

Gleich „Abdias“ zeigt uns die Novelle „Brigitta“ die Kunſt Stifters auf dem höchſten Gipfel. Hier wie dort wird die Natur, ſonſt wohl vom Dichter mit oft ausſchweifender Liebe breit hingeſtellt, nur „im Augenaufſchlag der Menſchen“ ſichtbar; der Genuß ihrer Reize, die Freude ihres Stimmungszaubers erſchließt ſich uns, indem wir die Entwicklung der mit dem eigenartigen Boden wurzelhaft verbundenen Charaktere voll ſeeliſcher Spannung miterleben, und durch den ſtärkenden und abklärenden Natureinfluß den endlichen Ausgleich jahrelanger Herzenskämpfe in der Einſamkeit der Steppe ſich langſam vorbereiten und

zu ruhiger Sicherheit ausreifen sehen. Die Erzählung setzt, dem Vorgange entsprechend, den der Dichter in der „Mappe" beobachtet hatte, in einem späteren Zeitpunkte ein, von welchem aus die Jahre der Vergangenheit zurückgezählt werden. Die von Stifter so sehr geliebte Form der Icherzählung erscheint auch hier wieder in höchst wirkungsvoller Weise angewendet. Durch den Wanderer, welcher als Zuschauer und Berichterstatter auftritt, werden wir, ihn auf seinem Gange begleitend, schrittweise in die Besonderheiten und Lebensbedingungen des Landes eingeführt und dadurch fähig gemacht, die auf so seltsamem Boden sich abspielenden Seelenvorgänge richtig zu deuten.

Der Erzähler ist als Reisefreund des alten Majors Stephan Murai auf dessen im östlichen Ungarn gelegenes Landgut Uwar zu Besuch geladen. Auf dem Wege dahin trifft er zufällig eine Reiterin, die Eigentümerin des Gutes Maroshely, „welche sonderbar genug die weiten landesmäßigen Beinkleider an hatte und auch wie ein Mann zu Pferde saß". Da er sie um den Weg nach Uwar befragt, gibt sie ihm ein Pferd und einen berittenen Begleiter, damit er noch vor allzu später Nachtstunde auf der Besitzung des ihr befreundeten Majors eintreffen könne. Mit Murai, welchen er in Italien nur immer in feinen Gesellschaftskleidern oder im Frack gesehen hatte, der aber hier in die übliche Landestracht gekleidet ist, reitet und wandert er in dessen weithin gedehnten Getreidefeldern, Weinbergen, Gestüten, Weideplätzen und Gartenanlagen umher, den herben Zauber der seinem Auge fremden Naturumgebung immer inniger empfindend. Am stärksten ergreift sein Herz das herrliche Abendrot der Heide. „Wir warteten, da wir hinausgekommen waren, bis die Sonne untergegangen war. Es war ein prachtvoller Anblick, der nun folgte: auf der ganzen schwarzen Scheibe der Heide war die Riesenglocke des brennend gelben, flammenden Himmels gestellt, so sehr in die Augen wogend und sie beherrschend, daß jedes Ding der Erde schwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Heide steht wie ein Balken gegen die Glut, ein gelegentlich vorübergehendes Tier zeichnet ein schwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund und arme Wachholder- und Schlehenbüsche malen ferne Dome und Paläste. Im Osten fängt dann nach wenigen Augenblicken das feuchte kalte Blau der Nacht heraufzusteigen an und schneidet mit trübem und undurchsichtigem Dunste den eigentlichen Glanz der Kuppel des Himmels." — Eines Tages, da ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit auf die Besitzung kommt, wird derselbe dem Erzähler als der einzige Sohn Brigittas vorgestellt, und der Major, welcher mit seinem Gastfreunde einen baldigen Besuch des an-

grenzenden Gutes verabredet, tut dies mit den Worten: „Sie werden in meiner Nachbarin Maroshely das herrlichste Weib auf dieser Erde kennen lernen."

Ehe noch der Ritt nach Maroshely zur Ausführung gelangt, werden dem Gastfreunde von dem nahen Gutsnachbar Gömör Mitteilungen über den Charakter und die Lebensführung Brigittas gemacht. „Er und Brigitta haben einstimmig die bessere Bewirtschaftung ihrer Güter in dieser öden Gegend begonnen. Im Grunde sei es Brigitta gewesen, welche den Anfang gemacht habe. Weil sie eher unschön als angenehm zu nennen sei, so habe sie ihr Gatte, ein junger leichtsinniger Mensch, dem sie in ihren jüngeren Jahren angetraut worden war, verlassen und sei nicht wieder gekommen. Damals erschien sie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe wie ein Mann umzuändern und zu wirtschaften begonnen und sei bis jetzt noch gekleidet und reite wie ein Mann. Sie halte ihre Dienerschaft zusammen, sei tätig und wirtschafte vom Morgen bis in die Nacht. Man könne hier sehen, was unausgesetzte Arbeit vermöge; denn sie habe auf dem Steinfelde fast Wunder gewirkt. Er sei, als er sie kennen gelernt habe, ihr Nachahmer geworden und habe ihre Art und Weise auf seiner Besitzung eingeführt. Bis jetzt habe er es nicht bereut. Der Major sei anfangs, da er sich in Uwar niedergelassen hatte, mehrere Jahre nicht zu ihr hinübergekommen. Dann sei sie einmal totkrank geworden, da sei er zu ihr über die Heide geritten, und habe sie gesund gemacht. Von der Zeit an kam er dann immer zu ihr. Die Leute sagten damals, er habe die Heilkraft des Magnetismus angewendet, deren er teilhaftig sei, aber niemand weiß eigentlich in der Sache etwas Rechtes zu sagen. Es hat sich ein ungewöhnlich inniges und freundschaftliches Band entwickelt — der höchsten Freundschaft sei das Weib auch würdig — aber ob die Leidenschaft, die der Major zu der häßlichen und bereits auch alternden Brigitta gefaßt habe, natürlich sei, das sei eine andere Frage — und Leidenschaft sei es ganz gewiß, das erkenne ein jeder, der hinüberkomme. Der Major würde gewiß Brigitta heiraten, wenn er könnte — er grämе sich offenbar tief, daß er es nicht könne; aber weil man von ihrem angetrauten Manne nichts wisse, so könne kein Totenschein und kein Trennungsschein herbeigebracht werden. Es spreche diese Tatsache recht sehr zu Gunsten Brigittas und verurteile ihren Gemahl, der einst so leichtsinnig von ihr gegangen sei, während nun ein so ernster Mann sich sehne, sie zu besitzen."

Nachdem der Dichter in den ersten Abschnitten seiner Erzählung einen großen Teil des späteren Ganges der Ereignisse vorweg genommen

hatte, führt er den Leſer in die Vergangenheit zurück, um allmählich die Schleier zu lüften, mit welchen er die Perſonen ſeiner Geſchichte geheimnisvoll umhüllte. Dieſe Art, Spannung hervorzurufen, ſie durch unſicheres, taſtendes Wandern in ſchattenhafter Dämmerung zu ſteigern und ſodann mit der anfangs ſorglich verborgenen, vom Ausgange her entgegenflutenden Lichtfülle aufhellend zu löſen, iſt für Stifters Schaffen ſehr bezeichnend.

Brigitta iſt als das Kind ſehr wohlhabender Eltern zur Welt gekommen, aber da das Schickſal ihr den Zauber der Anmut und den Reiz der Schönheit verſagt hat, bleibt ſie in dem reichen, glänzenden Kreiſe des Hauſes unbeachtet und ungeliebt. „Es liegt im menſchlichen Geſchlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Wir alle ſind gezogen von der Süßigkeit der Erſcheinung und können nicht immer ſagen, wo das Holde liegt. Es iſt im Weltall, es iſt in einem Auge, dann iſt es wieder nicht in den Zügen, die nach jeder Regel der Verſtändigen gebildet ſind. Oft wird die Schönheit nicht geſehen, weil ſie in der Wüſte iſt, oder weil das rechte Auge nicht gekommen iſt — oft wird ſie angebetet und vergöttert und iſt nicht da: aber fehlen darf ſie nirgends, wo ein Herz in Inbrunſt und Entzücken ſchlägt, oder wo zwei Seelen aneinanderglühen; denn ſonſt ſteht das Herz ſtille und die Liebe der Seelen iſt tot. Aus welchem Boden aber dieſe Blume bricht, iſt in tauſend Fällen tauſendmal anders; wenn ſie aber da iſt, darf man ihr jede Stelle des Keimes nehmen und ſie bricht doch an einer anderen hervor, wo man es gar nicht geahnet hatte. Es iſt nur dem Menſchen eigen und adelt nur den Menſchen, daß er vor ihr kniet — und alles, was ſich in dem Leben lohnt und preiſet, gießt ſie allein in das zitternde beſeligte Herz. Es iſt traurig für einen, der ſie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem ſie kein fremdes Auge finden kann.“ — Als Brigitta in das Jungfrauenalter getreten iſt, lernt ſie in der Geſellſchaft jenen Mann kennen, von deſſen ſieghafter Schönheit weit in der Runde die Rede ging. Was niemand für möglich gehalten hätte, geſchieht. Stephan Murai, dem alle Schönen des Landes entgegen jubeln, neigt ſich dem verbitterten, vereinſamten Mädchen zu und zeichnet dasſelbe durch zarte Huldigungen aus. Brigitta merkt es wohl, wie ſehr er ſich um ſie bemüht, aber ſie will den verlockenden Empfindungen nicht Raum geben, die ihr verſchloſſenes Herz beſtürmen.

Bei Gelegenheit eines Abendfeſtes im Hauſe ihres Oheims iſt Murai beſonders aufmerkſam gegen ſie. „Da Brigitta in dieſer Nacht zu Hauſe angelangt war, da ſie ſich in ihr Zimmer begeben hatte und den

Putzflitter Stück um Stück von dem Leibe nahm, trat ſie im Nachtgewande vor den Spiegel und ſah lange, lange hinein. Es kamen ihr Tränen in die Augen, die nicht verſiegten, ſondern mehreren Platz machten, die hervordrangen und herabrannen. Es waren die erſten Seelentränen in ihrem ganzen Leben geweſen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müßte ſie das ganze, verſäumte Leben nachholen und als müßte ihr um vieles leichter werden, wenn ſie das Herz herausgeweint hätte. Sie war in die Knie geſunken, wie ſie es öfters zu tun gewohnt war, und ſaß auf ihren eigenen Füßen. Es lagen die Hände in dem Schoße, die Schleifen und Krauſen des Nachtgewandes waren feucht und hingen ohne Schönheit um den keuſchen Buſen. Sie ward ſtiller und unbeweglicher. Endlich ſchöpfte ſie ein paarmal friſchen Atem, fuhr mit der flachen Hand über die Augenwimpern und ging zu Bette. Als ſie lag und die Nachtlampe, die ſie hinter einen kleinen Schirm geſtellt hatte, düſter brannte, ſagte ſie noch die Worte: Es iſt ja nicht möglich, es iſt ja nicht möglich!"

Da das verſchüchterte Mädchen dem von ſo vielen heißbegehrten Manne nicht den kleinſten Schritt entgegenkommt, ja ſich vielmehr von ihm zurückzieht, fragt er ſie einmal, warum ſie ihm denn abgeneigt ſei. Sie antwortet, daß ſie keine Abneigung gegen ihn empfinde; er aber ſolle um ſie nicht werben, da ſie keine andere Liebe fordern könne, als nur die allerhöchſte. „Ich weiß, daß ich häßlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern als das ſchönſte Mädchen dieſer Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir iſt, als ſollte ſie ohne Maß und Ende ſein. Sehen Sie — da nun dies unmöglich iſt, ſo werben Sie nicht um mich!"

Murai aber läßt ſich nicht abweiſen und legt ſeine Liebe offen vor aller Welt dar. „Eines Tages, in einem einſamen Zimmer, da die Muſik, zu deren Anhörung man zuſammengekommen war, von ferne her erſcholl, da er vor ihr ſtand und nichts redete, da er ihre Hand faßte, ſie ſanft gegen ſich ziehend, widerſtand ſie nicht, und da er ſein Angeſicht immer mehr gegen ſie neigte und ſie ſeine Lippen plötzlich auf den ihrigen empfand, drückte ſie ſüß entgegen. Sie hatte noch nie einen Kuß gefühlt, da ſie ſelbſt von ihrer Mutter und ihren Schweſtern nie geküßt worden war — und Murai hat nach vielen Jahren einmal geſagt, daß er nie mehr eine ſolche reine Freude erlebt habe, als damals, da er zum erſten Male dieſe vereinſamten unberührten Lippen auf ſeinem Munde empfand."

Die beiden werden ein glückliches Paar; ſie leben auf Murais Beſitzung nur für einander. Nach Jahresfriſt ſchenkt Brigitta ihrem zärtlichen Gatten einen Sohn. So genießt die kleine Familie fern von dem

Geräusche der Stadt ein stilles, friedliches, behagliches Dasein. Da tritt plötzlich auf einer Jagd das Verhängnis an Murai heran. „Als er einmal sein Pferd langsam durch einen Weidebruch ein wenig abwärts leitete, hatte er plötzlich durch das dichte Gebüsch her zwei Augen gegenüber, erschrocken und schön, wie die einer fremdländischen Gazelle und neben den grünen Blättern hatte das süßeste Morgenrot der Wangen geglüht." Da Murai jener bezaubernden Erscheinung öfter begegnet, erliegt sein Herz der bezwingenden Gewalt der Schönheit . . .

Brigitta fühlt die Veränderung im Herzen ihres Mannes und drängt ihn zur Scheidung. Er zieht in die Welt hinaus, sie aber widmet sich mit ganzer Hingebung und mit der herben Kraft ihres Wesens der Erziehung ihres Kindes und der Bewirtschaftung des von ihrem Vater ererbten Landgutes. Da Murai nach vieljährigen Reisen auf seine Besitzung zurückkehrt, wird er Brigittas Gutsnachbar und es entspinnt sich zwischen beiden ein zarter, auf Hochachtung und Verehrung gegründeter Verkehr.

In diesem Zustande findet der Erzähler die Verhältnisse, da er bei dem Major eintrifft; aber noch vor der Beendigung dieses Besuches tritt eine unerwartete Änderung ein. Brigittas und Stephans Sohn wird eines späten Abends von Wölfen überfallen, durch die Dazwischenkunft des Majors jedoch aus drohender Lebensgefahr errettet und blutend in seines Vaters Haus gebracht, wo auch Brigitta angstvoll eintrifft, um den Verwundeten zu pflegen. „Für die Nacht mußte ihr ein schnell zusammengerafftes Bett in dem Krankenzimmer gemacht werden. Am anderen Morgen saß sie wieder neben dem Jünglinge und horchte auf seinen Atem, da er schlief und so süß und erquickend schlief, als wolle er nie mehr erwachen. — Da geschah ein herzerschütternder Auftritt. Ich sehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinabgegangen, um mich nach dem Befinden Gustavs zu erkundigen, und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemache befindlich war, ein. Ich habe schon gesagt, daß die Fenster gegen den Garten hinausgingen: die Nebel hatten sich gehoben und eine rote Wintersonne schaute durch die entlaubten Zweige in das Zimmer herein. Der Major war schon zugegen, er stand an dem Fenster, das Angesicht gegen das Glas gekehrt, als sähe er hinaus. Im Krankengemache, durch dessen Türe ich hineinschaute und dessen Fenster durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt waren, saß Brigitta und sah auf ihren Sohn. Plötzlich entrang sich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin und sah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitze des Knaben hänge, der die seinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlafe aufgewacht und schaute heiter um sich. Aber auch auf der Stelle,

wo der Major geſtanden war, hatte ich ein leichtes Geräuſch vernommen, und wie ich hinblickte, ſah ich, daß er ſich halb umgewendet hatte und daß an ſeinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm ſei. Er antwortete leiſe: „Ich habe kein Kind."

Brigitta mußte mit ihrem ſcharfen Gehöre die Worte vernommen haben; denn ſie erſchien in dieſem Augenblicke unter der Tür des Zimmers, ſah ſehr ſcheu auf meinen Freund und mit einem Blicke, den ich nicht beſchreiben kann und der ſich gleichſam in der zaghafteſten Angſt nicht getraute, eine Bitte auszuſprechen, ſagte ſie nichts, als das einzige Wort: „Stephan".

Der Major wendete ſich vollends herum — beide ſtarrten ſich eine Sekunde an — nur eine Sekunde — dann aber vorwärtstretend lag er eines Sturzes in ihren Armen, die ſich mit maßloſer Heftigkeit um ihn ſchloſſen. Ich hörte nichts, als das tiefe leiſe Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer feſter umſchlang und immer feſter an ſich drückte.

„Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit."

„Keine, mein teurer Freund!"

Ich war in höchſter Verlegenheit und wollte ſtill hinausgehen; aber ſie hob ihr Haupt und ſagte: „Bleiben Sie, bleiben Sie!"

Das Weib, das ich immer ernſt und ſtrenge geſehen hatte, hatte an ſeinem Halſe geweint. Nun hob ſie, noch in Tränen ſchimmernd, die Augen — und ſo herrlich iſt das Schönſte, was der arme, fehlende Menſch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit ſtrahlten und mein Gemüt in tiefer Rührung ſchwamm . . . ."

Was die beiden Erzählungen „Abdias" und „Brigitta" vor allen anderen Arbeiten Stifters auszeichnet, das iſt die vollendete Seelenmalerei, die kräftige, wirkungsvolle Durchbildung der ſcharfumriſſenen Individualitäten. Wie ſpricht uns der feſte, ſtarke Charakter des Majors an, der den einſtigen Fehler ſeines Lebens mit fünfzehnjähriger Reue und Verlaſſenheit büßt, bis er zur Erkenntnis gelangt, daß er zu Hauſe das edelſte, treueſte Herz von ſich geſtoßen, und daß die wahre, dauernd beglückende Schönheit nicht im Antlitz, ſondern im Herzen liege. Und Brigitta ſelbſt, deren herbe, ſtille Größe ſo wunderbar hineinpaßt in den Rahmen der Heidelandſchaft, „wo die endloſe Luft ſchmeichelt, wo die Steppe

duftet, und der Glanz der Einſamkeit überall und allüberall hinauswebt"! Murai, deſſen Lebensweg durch ſo viel bezaubernde Frauenſchönheit verherrlicht wurde, den ein verſchwenderiſches Schickſal die Liebe in entzückenden Formen ſchauen ließ, wird doch mit tauſend Gewalten zurückgeführt zu den in ſtolzer Zurückhaltung verſchloſſenen, keuſchen Lippen, welchen er die Seligkeit des erſten, unentweihten Kuſſes gebracht hatte. Von ihm gilt, was die ſchönen Verſe aus Grillparzers „Eſther" ſagen:

„Mit ihr nur ſetzeſt Du Dein Leben fort
Und wie die Wunde, die von kluger Hand
Geſchloſſen, allgemach verborgen heilt,
Die abgeriſſ'nen Fäſerchen ſich ſuchen
Und eig'ner Heilkraft ſelbſterzeugte Säfte
Hinüber und herüber Brücken bau'n,
Bis ſelbſt der Narbe letzte Spur verſchwunden,
So wirſt Du ſtehen ein geſunder Leib
In Deiner frühern Kraft und Deiner Schöne."

Mit gutem Bedacht hat uns der Erzähler in alle Teile des landwirtſchaftlichen Betriebes eingeführt, denn indem er uns zeigt, was Brigitta in heiterer Tätigkeit und gewiſſenhafter Pflichterfüllung leiſtet, und wie Murai ſich beſtrebt, dem verehrten Vorbilde gleichzukommen, ſtellt er nicht nur das ſtarke Weib in vollendeter Seelengröße hin, ſondern offenbart uns auch das zweite, ſpäte, unausgeſprochene, ſehnſuchtsvolle Werben des Mannes um die nun voll erkannte, nach außen verdüſterte, nach innen ſtrahlende Schönheit. — Emil Kuh kennzeichnet den hohen Wert dieſer Dichtung, welche Stifter ſelbſt das weitaus beſte in den erſten Bänden der „Studien" nennt, mit überzeugenden Worten: „Voll und ſchwer und unhörbar leiſe heraufgeholt wie der gefüllte Eimer, den ein ſtarker Arm aus einem tiefen Bauernbrunnen emporgewunden, ſo kommt der Gehalt dieſer Erzählung formkräftig und gedeihlich hervor. An keiner einzigen Stelle zergeht der Stoff ins Sentimentale und jedweder Verlockung zu pikanter Ausbeute der Situationen oder Charaktere iſt Stifter mit der Kälte ſicheren Kunſtgefühles ausgewichen. Die Naturſtimmung der ungariſchen Heide und die großartige Einfachheit der Seelenvorgänge fließen wie die weitausgeſpannte grünliche Steppe ſelbſt und wie der Himmel, in den ſie ſich fortzuſetzen ſcheint, in einander." — Stifters ſo oft erwieſene prophetiſche Gabe zeigt ſich auch hier in der Weisſagung, welche er über die vorausgeahnte Entwicklung Ungarns ausſpricht: „Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in ſeine Art und Weiſe und in ſeine Eigentümlichkeiten hinein und es war mir, als

hörte ich den Hammer ſchallen, womit die Zukunft dieſes Volkes geſchmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf kommende Zeiten, alles Vergehende iſt müde, alles Werdende feurig, darum ſah ich recht gerne ſeine endloſen Dörfer, ſah ſeine Weinhügel aufſtreben, ſah ſeine Sümpfe und Röhrichte und weit draußen ſeine ſanftblauen Berge ziehen" . . . .

* * *

Zwiſchen „Abdias" und „Brigitta" iſt die Erzählung „Das alte Siegel" eingeſchoben. Eine einfache und doch verwirrte Geſchichte, hebt ſich der erdichtete Stoff melancholiſch und düſter von dem dumpfſeurigen Hintergrunde ab, den die geſchichtlichen Ereigniſſe der Kriege zur Befreiung Deutſchlands vom napoleoniſchen Joche bilden. Der Geiſt der Liebe, der Geiſt der Tugend hat dieſe Erzählung gezeichnet, dunkle Myſtik umkränzt ſie.

Der Charakter des jungen Hugo Veit Evariſtus Almot iſt rein, ſtreng und makellos bis zum Unglaublichen. Die Handlung klammert ſich mit tauſend unſichtbaren Ranken um die Lebensregel, welche auf dem alten Siegel von Hugos Vater ſtand. Dieſer, ein überaus ſittenſtrenger Mann, hat ſeinen einzigen Sohn auf ſeinem Landſitze in der Einſamkeit des Hochgebirges erzogen und ihn dann, da ſchon ein flaumiger Bart dem Jüngling zu ſproſſen begann, zur Erweiterung ſeiner Studien in die Stadt geſchickt. Nach dem bald darauf eintretenden Tode des Vaters erbt Hugo nebſt dem nicht unbeträchtlichen Vermögen das Familienſiegel, welches im Hauſe ſtets heilig gehalten worden war. „Das Feld des Siegels, deſſen Stiel von kunſtreicher Arbeit in Stahl war, trug mit ſehr ſchönen, klaren Buchſtaben im Halbkreiſe herum die Worte: „Servandus tantummodo honos" — nur die Ehre muß bewahrt werden — unterhalb des Bogens der Buchſtaben war ein ganz blankes Schild, um die Reinheit der Ehre anzuzeigen." Hugo ſchwört ſich feierlich zu, den Sinn des Spruches unabänderlich zu befolgen und in ſtiller Abgeſchiedenheit nur ſeinen Studien zu leben. Trotzdem er ſchon vier Jahre in der großen Stadt weilt, iſt er rein und ſtark geblieben, wie eine Jungfrau; „denn, in deſſen Buſen ein Gott iſt, der wird von den Niedrigkeiten, die die Welt hat, nicht berührt." Bei einem Kirchenbeſuche in Sankt Peter lernt Hugo die holdſelige Cöleſte kennen, deren Anblick ſein jugendreines Herz mit verzehrender Liebe erfüllt. Er nähert ſich ihr, und da ſie ſeine Neigung erwidert, willigt ſie gerne darein, daß er ſie in dem einſamen Lindenhäuschen nahe der Stadt, welches ſie allein bewohnt, aufſucht. „Er kam ſehr gerne zu ihr, ward ſehr

gerne empfangen und blieb täglich länger. Beide wurden sie nach und nach immer seliger gegeneinander gezogen. Sie neigte ihr süßes Angesicht zu ihm und es zitterte Freude darin, sowie Freude in ihm zitterte. Wenn er durch die zarte Seide ihre Glieder fühlte, die er sich sonst kaum anzusehen getraut hatte, so floß es wie ein Wunder durch sein Leben." Da aber Cöleste ihre Herkunft, ihre Vergangenheit, ihre Stellung und ihre Schicksale in den Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllt, welchen zu lüften Hugo stets verwehrt bleiben soll, wird das Verhältnis der beiden, nachdem es lange voll Innigkeit bestanden hatte, endlich von Zweifel und von Trauer umschattet. „Eines Abends, da er lange geblieben war und spät in der Nacht unter einem gewitterzerrissenen Himmel nach Hause ging — schrie es in ihm auf: „Das ist die Liebe nicht, das ist nicht ihr reiner, goldener, seliger Strahl, wie er mir immer vorgeschwebt, daß er aus einem Engelsherzen brechen werde und das andere verklären — — nein — nein, das ist er nicht."

Hugo meidet nun durch drei Tage das Lindenhäuschen, wo ihm ein so holdes Glück geblüht hatte, und als es ihn am vierten Tage doch wieder zu der einsamen Gitterpforte zieht, findet er die trauten Räume verödet und leer. Alle Nachforschungen nach Cöleste bleiben vergeblich. — Hugo zieht in den mittlerweile entbrannten Krieg gegen den französischen Eroberer und härtet sein Gemüt im Getümmel der Schlachten. Nach sturmvollen Jahren findet er die einstige Geliebte als Schloßherrin auf fränkischem Boden. Nun gesteht sie ihm, daß sie damals, als sie in der Kirche von Sankt Peter zuerst mit ihm bekannt geworden war, die Gattin eines ungeliebten Mannes gewesen sei, der sie wegen ihrer Kinderlosigkeit quälte und mit wütender Eifersucht verfolgte. In jenen verhängnisvollen Tagen, als Hugo sie durch sein plötzliches Fernbleiben verwirrte und erschreckte, habe sie den unerwarteten Befehl erhalten, unverzüglich zu ihrem erkrankten Gatten nach Genf zu reisen. Bald darauf Witwe geworden, habe sie seit jener Zeit unausgesetzt in banger Hoffnung auf den Augenblick gewartet, welcher dereinst den unvergessenen Geliebten dauernd in ihre Arme führen soll. Hugo, durch diese Enthüllungen im Innersten betroffen, richtet sich im Stolze des verletzten Ehrbegriffes auf und wendet sich auf immer von ihr ab. Er verläßt das siegreiche Heer und lebt fortan einsam auf seinem väterlichen Besitztum. Als aber im späten Alter die einst bezaubernd schönen blonden Locken sich schon silberweiß um sein Haupt ringelten und die Härte des Krieges seine Seele verlassen hatte, warf er das alte Siegel in eine unzugängliche Felsschlucht . . ."

Wenn auch der Grundgedanke dieſer Erzählung trotz der ſchwülen Luft, welche uns hier beklemmend umfängt, von dem hohen ſittlichen Ernſte Zeugnis giebt, wodurch Stifters Schaffen in allen Werken ſeiner Feder gekennzeichnet wird, ſo iſt doch unverkennbar, daß die behandelte Aufgabe, welche ſo viel Bedenkliches und Unerquickliches enthält, der reinen, keuſchen und ſonnigen Art des Dichters wenig angemeſſen iſt. Zwar geht die ſtolze, unverletzte Mannesehre, auf der kein Makel und kein Stäubchen geduldet werden darf, aus der gefährlichen Umſtrickung ſiegreich hervor, aber man merkt doch die ſorglichen Vorbehalte, mit denen Stifter den Charakter der abirrenden Frau eher behutſam umſchleiert als herzhaft enthüllt, als würde ihm ſelbſt vor einem Stoffe bange, welcher der ganzen Richtung ſeines Denkens und Empfindens vollkommen ferne liegt. Die gewohnte Friſche und Unbefangenheit erlangt aber der Dichter auch hier wieder, ſobald er Beziehungen und Gleichniſſe aus den Vorgängen der geliebten und vertrauten Natur entlehnen darf, wie in der Betrachtung des verheerenden Schneeſturzes, der ihn an das Anwachſen der menſchlichen Leidenſchaft erinnert: „Es geht die Sage, daß, wenn in der Schweiz ein tauiger ſonnenheller lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge ſteht und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maultier ſchnauft, oder ein Bröſelein fällt — ſich ein zartes Flöckchen von der Schneehülle löſet und um einen Zoll tiefer rieſelt. Der weiche, naſſe Flaum, den es unterwegs küſſet, legt ſich um dasſelbe an, es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder, als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft einige Handbreit weiter auf der Dachſenkung des Berges hinab. Ehe man dreimal die Augen ſchließen und öffnen kann, ſpringt ſchon ein rieſenhaftes Haupt über die Bergesſtufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es ſchleudert und wieder zu ſpringenden Häuptern macht. Dann ſchießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man ſodann heraufhört, als ob viele tauſend Späne zerbrochen würden, iſt der zerſchmetterte Wald, das leiſe Ächzen ſind die geſchobenen Felſen — dann kommt ein wehendes Sauſen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — dann Totenſtille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Tal aus gegen die Wange des Wanderers ſchlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann iſt es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber ſchlägt ein Kreuz und denkt ſchaudernd an das Geheimnis, das jetzt tief unten in dem Tale begraben iſt.

Es war ihr Wirken und Streben von Gleichmaß erfüllt, so daß es oft wie von Anfang an ihrem ganzen Wesen Gesetz zu sein schien.

Baronin Amalie Dietrichstein.
Nach einem Gemälde von Ferdinand Georg Waldmüller.

Selbst von früh auf mit Welt und Menschen vertraut, wie es ihrer Geburt und Stellung entsprach, war sie, wie ihr Gatte, der „Herr Heiligs Bürger", schon vor der Jahrhundertwende während und kurz nach der Revolution in der Residenz so recht zuhaus, eine gastliche Hausfrau, deren Salon in der Wiener Hofburg, wie ihr Haus in der Wiener Leopoldstadt, wo sie in der Taborstraße, Zum Weißen Lamm" wohnte, ein Sammelpunkt der Geister war.

Es ist Amalien Dietrichstein-Proskau-Leslie nicht vergönnt gewesen, die Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen, die „Neue Aera", an welcher sie so regen Anteil nahm, zu erleben. Sie starb am 21. Juni 1847, in ihrem 68. Lebensjahre, nachdem sie ihren Gatten, den Fürsten Moritz Dietrichstein, um sechs Jahre überlebt hatte. Ihr Leichenbegängnis, das am 24. Juni 1847 stattfand, bildete einen Trauerzug, wie ihn Wien selten gesehen hatte. Ihr Sohn, der Fürst Adolf Dietrichstein, der Gemahl der Fürstin Leontine, geborenen Gräfin Sternberg, der Fürst Moritz Dietrichstein, der Gemahl der Fürstin Josefine, geborenen Gräfin Wrbna, der Fürst Ferdinand Dietrichstein, der Gemahl der Fürstin Therese, geborenen Gräfin Clam-Martinitz, der Fürst Franz Dietrichstein, der Gemahl der Fürstin Marie, geborenen Gräfin Thun-Hohenstein, die Fürstin Pauline Metternich, geborene Gräfin Sandor, die Fürstin Sophie Schwarzenberg, geborene Gräfin Thun-Hohenstein, die Fürstin Leopoldine Liechtenstein, geborene Gräfin Kinsky, die Fürstin Marie Liechtenstein, geborene Gräfin Kinsky, die Fürstin Sophie Liechtenstein, geborene Gräfin Wrbna, die Fürstin Marie Liechtenstein, geborene Gräfin Thun-Hohenstein, die Fürstin Josefine Liechtenstein, geborene Gräfin Schaffgotsch, die Fürstin Pauline

Sommertage haben, so muß das noch heraus und das bessere hinein". Und als dann später „Der Waldgänger" in der „Iris" gedruckt erschien, da bemerkte Stifter zu seinem Bruder Anton: „Als Antwort auf den „Humoristen" (Saphirs Zeitschrift, in welcher eine abfällige Kritik des Iris-Jahrganges gebracht worden war) oder selber auf Laubes närrisches Urteil in der „Allgemeinen Zeitung" kauft das Publicum die „Iris" recht fleißig — mir selber sagen die Leute, wo ich hinkomme, die größten Freudenbezeugungen; deshalb ist etwa die Erzählung nicht fehlerfrei, ich kenne die Fehler sehr gut, nur sind sie zum Glück andere, als die Rezensenten angeben."

Stifter trachtete stets, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, seinen Werken die höchste Glätte, Durchsichtigkeit und Feile zu geben, und in den Korrektur- und Aushängebogen noch änderte er oft — buchstabenzählend — ganze Satzgefüge und Kapitel. Recht bezeichnend dafür ist eine Stelle aus einem Briefe des Dichters an Heckenast vom 8. Juni 1846, wo er sagt: „Auch mit der Vorrede meiner Studien hat es ein nisi. Sie gefällt mir gar nicht mehr. Der närrische Autor redet in der Vorrede der 2. Auflage des I. und II. Bandes immer von dem III. und IV. Bande — bramarbasiert allerlei und verspricht, wie schön die werden sollen — — ist das nicht toll? Es sind so viel Fehler im Satze, daß es vielleicht nicht zu anmaßend ist, wenn der arme Autor bittet, ihn ganz wegzuwerfen, und die beifolgende kurze Vorrede neu zu setzen. Korrigieren Sie aber gefälligst selbst den Satz, sonst straft mich etwa Gott, daß ich gar noch eine dritte Vorrede mache."

Und etwas später (18. Okt. 1846): „Beiliegend folgt das Manuskript für den IV. Band Studien. Es hat sich ein Unglück und ein Glück damit zugetragen. Das Unglück war, daß ich den Schluß des IV. Bandes, der im September schon fertig war, wieder las und daß er mir nicht gefiel — daß ich darüber ging und ihn neu machte, was Verzögerung hervorrief. Das Glück ist, daß ich das alles tat; denn jetzt ist er viel schöner, so daß ich ihn mit Freuden abgesendet, was ich sonst mit Jammer hätte tun müssen .... ich trug doch immer ein unheimliches Gefühl in mir, es dürfte nicht alles drinnen recht sein, weshalb ich die Lesung noch einmal vornahm, und ich danke Gott dafür!"

Zu dieser Zeit, während Stifter noch im Hause des Fürsten Metternich seinen Erzieherposten versah und fast mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, schrieb und ersann er jene herrlichen Werke, die ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte der Literatur verschafften. „Jetzt liefere ich den III. Band Studien," schrieb er 1846 an Heckenast,

„der bis Hälfte Dezember längſtens fertig ſein muß. Dann arbeite ich die „Iris-Erzählung" und ſchreibe in den Abenden am Rande des „Hageſtolzen" ꝛc. . . . daß der V. und VI. Band Studien noch im Winter zu drucken angefangen werden kann. Im Herbſte 1847 händige ich Ihnen einen einbändigen Roman ein. (Es iſt die Erzählung, deren Held ein Kind iſt, das ſich ſelbſt erzieht, oder vielmehr durch Kindlichkeit einen ſchon alternden, zerworfenen Mann erzieht.) Ich ſpiegle mir vor, ich könnte außerdem noch mein Drama fertig machen, allein ich mißtraue mir, ich möchte mich etwa belügen. Von den Studien hoffe ich, daß der III. und IV. Band in ein paar Monaten vergriffen ſein werden. Dasſelbe erwarte ich vom V. und VI. Bande."

Der Roman, deſſen in dieſem Schreiben Erwähnung geſchieht, kam nie zuſtande; ſchwache Anklänge an die Idee finden ſich im „Nachſommer", wo die ganze Entwicklungs- und Erziehungsgeſchichte des jungen Naturforſchers erzählt wird. Das Merkwürdigſte jedoch in dieſem Briefe iſt der Plan, den Stifter damals hegte, ein Drama zu ſchreiben!

Es iſt dies mit Bezug auf Stifters ſchriftſtelleriſche Eigenart gewiß ein ſo ſeltſamer Gedanke, daß er eine nähere Beleuchtung verdient.

Als im erſten Drittel des vergangenen Jahrhunderts in Öſterreich nach langer Ermattung wieder Echtes und Rechtes im Gebiete der ſchönen Literatur Wurzel faßte, da wehte ein ganz eigener Geiſt durch alle jene Kreiſe, welche befähigt und berufen waren, an der Neubelebung einer deutſch-öſterreichiſchen, ſchöngeiſtigen Tätigkeit Anteil zu nehmen. Es war, als ob das lyriſche Grundelement, welches Walther von der Vogelweide und die Minneſänger, deren größte und bedeutendſte ja aus Öſterreich ſtammen, zu ihren Liedern begeiſterte, nicht ausgeſtorben ſei mit den Sängern der Liebe; als ob es nur geſchlummert habe tief in dem Herzen und dem Bewußtſein des Volkes, um dann, wenn die Zeit gekommen ſei, mit aller Macht hervorzubrechen. Dieſe Zeit der Erfüllung war mit dem neuen Jahrhundert erſchienen. Die Reformen Joſephs II. hatten Früchte getragen — ſpät zwar, aber doch; denn die Generation, welche die ſegensreiche Wirkſamkeit jener Neuerungen tief empfinden und zum lebendigen Ausdrucke bringen ſollte, mußte erſt ganz in der geänderten Zeit aufwachſen und von Kindheit an unter den freieren Geſetzen und Anſichten atmen. Als nun in den Dichtern der Frühling des alten Minnegeſanges wieder erwachte, floß der Quell der Lieder von neuem. Aber nicht bloß bei den Lyrikern, wo es ja doch das Natürliche wäre, ſehen wir jenen Drang, die innerſten Gefühle in Worten und Weiſen tönen zu laſſen; auch jeder andere Zweig der Literatur iſt in

Österreich lyriſch. Ich erinnere nur an Lenaus lyriſch-epiſche Gedichte, an ſeinen „Fauſt", ſeinen „Savonarola", ſeine „Albigenſer"; ich verweiſe auf Hamerlings Epen, die, mit lyriſchem Putze geziert, die heimiſche Leſewelt eroberten, an Anaſtaſius Grüns „letzten Ritter", an Becks „Janko", an Meißners „Ziska", um zu zeigen, wie ſehr das lyriſche Moment im modernen öſterreichiſchen Epos vorwiegt.

Welche Stelle es im Drama errungen, davon legen hauptſächlich Halms Werke Zeugnis ab. Auch Grillparzer iſt nicht frei von dieſer Denk- und Schreibweiſe, obgleich noch am meiſten rein dramatiſches Leben in ſeinen Stücken pulſiert. In der Proſa endlich war es Stifter, der, faſt allein in Öſterreich daſtehend auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, die lyriſche Ader niemals verleugnen konnte. Stifter war Dichter und zwar Lyriker durch und durch; was ihm aber mangelte, das war die Begabung, ſeine vom heiligen Feuer echter Poeſie belebten Gedanken und Gefühle in die knappe Gewandung des Reimes und rhythmiſch-gemeſſener Zeilen einzugießen. Zu ſeinem Glücke ſah Stifter ein, daß die Sprache auch ungebunden gerne ihre ſchönen Formen leiht, ſchöne Ideen zu umhüllen, und wollte lieber in den Vorderreihen der Proſaſchriftſteller ſtehen, als im Nachtrab der Poeten mühſelig ſich einherzuſchleppen; er war ſich bewußt, in wie arger Fehde er ſich mit den Regeln der deutſchen Verskunſt herumſchlage und ſo kam es, daß er ein Lyriker der Proſa wurde. In allen ſeinen Werken tritt die Handlung, das Epiſche an der Sache faſt völlig in den Hintergrund; dagegen iſt die pſychologiſche Seite, das Gefühlsleben, *ein* Hauptmoment, und neben dieſem die Naturſchilderung, wieder ein Zug des Lyrikers, das andere. Das Drama aber iſt nach der Definition, wie ſie Herder aus Ariſtoteles überträgt „Nachahmung einer emſig betriebenen, vollſtändigen, Größe habenden Handlung, in einer anmutig gebildeten Rede (deren jede Form für ſich in abgeteilten Schranken wirket) und zwar nicht durch Verkündigung oder Erzählung, ſondern durch Erbarmen und Furcht, die Läuterung ſolcher Leidenſchaften vollendend". Und dazu bemerkt derſelbe klaſſiſche, feinfühlende Kenner der Literatur: „Handlung iſt die Seele des Drama, nicht Charaktere, noch weniger Sitten, Meinungen, Sentenzen. Vollſtändig, ſagt Ariſtoteles, werde ſie dargeſtellt, d. i. ihr Anfang, Mittel und Ende, eifrig, mit einer Art Schnelle werde ſie betrieben, ſie ſei überſchaulich. Nicht alſo übermäßig lange, nicht verwirrt durch fremde Zwiſchenfälle (Epiſoden)."

Das erſte alſo, was ein Dramatiker in hohem Grade beſitzen muß, iſt die Fähigkeit, Handlung zu geſtalten, und zwar eine emſig betriebene, vollſtändige, Größe habende Handlung; dieſe wichtigſte aller Bedingniſſe

ging Stifter vollständig ab. Die Handlung ist überall in seinen Schriften nur ein zufälliges Sichereignen; und würde man die Vorgänge, welche die Basis von Stifters Novellen und Romanen bilden, auch mit dem Namen Handlung bezeichnen, so wäre diese doch weder emsig betrieben, noch vollständig, noch großartig. — Im Gegenteile, statt daß eine Handlung emsig betrieben werde, liegt es in der Art Stifters, dieselbe so weit als möglich hinauszuspinnen. Und „vollständig" im aristotelischen Sinne sind Stifters eigentlich epische Grundlagen seiner Werke eben so wenig, wie großartig. Ja, eher sucht der Dichter alles Großartige, Himmelstürmende, Hervorragende abseits zu lassen und gefällt sich mehr in einer idyllischen Natur, deren kleinste Züge er beobachtet und schildert.

Das, was der Kern des Drama *nicht* ist, „Charaktere, Sitten, Meinungen, Sentenzen", besitzt dafür Stifter in hohem Grade; daß ein Hauptmoment seiner Schriften das psychologische ist, wurde erwähnt; bei andern Schriftstellern finden wir, daß sie irgend eine mehr oder minder großartige Handlung zum Mittelpunkte ihrer Erzählung machen, zu welcher Handlung nun die einzelnen Charaktere oder Personen in Verbindung treten, so daß dieselbe gleichsam ein Prüfstein für letztere wird. Bei Stifter ist das Verhältnis umgekehrt. Ein Charakter wird geschildert; um ihn psychologisch durchführen zu können, muß er in verschiedene Situationen geraten — und diese Situationen, die aber nie zu gewaltig sein dürfen, damit der Charakter nicht daran scheitere, bilden nun, mit einander fortschreitend verbunden, die Handlung. Bei den meisten Dichtern erklärt sich das Wesen der Charaktere aus dem Gange der Handlung; bei Stifter ist die Handlung bedingt durch die Entwicklung der Charaktere. Gottschall sagt an irgend einer Stelle ganz richtig: „Eine Reihe psychologischer Zustände, auch mit größter Folgerichtigkeit vorgeführt, gibt noch immer kein Drama."

Ferner werde die Handlung „eifrig, mit einer Art Schnelle" betrieben; daß Stifters Art die entgegengesetzte ist, weiß jeder, der nur eine einzige seiner Novellen gelesen; denn hätte der Dichter den meist sehr dürftigen Inhalt „mit einer Art Schnelle" erzählt, so wäre vielleicht keine seiner Erzählungen umfangreicher als einige Seiten geworden. Er mußte das, was dem Stoff an Fülle abging, durch Fülle der Ideen und des Ausdruckes ersetzen. Natürlich erhalten seine Gebilde auf diese Weise jene Ausdehnung, die Herder als „übermäßig lang" bezeichnen würde; und da alle Situationen, in denen ein Charakter eine neue Seite seiner Besonderheit beweisen soll, nicht immer in engster Verbindung stehen, da, mit anderen Worten, die epische Grundidee nie scharf und bündig durchgeführt

iſt, ſo finden ſich bei Stifter ſehr häufig „fremde Zwiſchenfälle, Epiſoden", die beim Dramatiker unnötig, ja unmöglich ſind, beim Lyriker oder Novelliſten dagegen gar wohl ihre Stelle finden.

Alles das alſo, was ein Dramatiker beſitzen muß, ging Stifter ab; was er beſaß, das war eher hinderlich für die Verkörperung einer Idee in dramatiſchem Gewande; daß bei ſolchen Umſtänden Stifter kein Dramatiker werden konnte, iſt klar erſichtlich. Ein Glück für ihn, daß er das noch rechtzeitig eingeſehen, oder daß er ſich von Freunden, die ihn beſſer kannten, als er ſich ſelbſt, beraten ließ. Denn ſo wie Stifter auch als Reimdichter nie Bedeutendes leiſtete, ebenſowenig hätte er als Dramatiker jemals zur Geltung gelangen können. Im Jahre 1845 ſchrieb Stifter an Heckenaſt: „Wie wenig ich mein eigenes Urteil durch die Freundlichkeit des Publikums beirren laſſe, geht ſchon aus der Tatſache hervor, daß, wie lockend auch die Tantieme iſt, und wie ſehr auch ſchon Freunde in mich gedrungen ſind, ich doch noch kein Drama verfaßt habe, weil die Zeit noch nicht da iſt und weil ich die jetzigen Stücke nicht für groß halte und gerne ein beſſeres machen möchte, das vielleicht einmal, vielleicht auch nicht gelingt."

Man darf es kaum beklagen, daß Stifter nie ernſtlich daran ging, ſich auf einem Gebiete zu verſuchen, das weder ſeinem Talente noch ſeiner Neigung entſprach.

* * *

In Wien lebte der Dichter nach ſeiner Rückkehr aus Oberöſterreich wieder in der gewohnten Art, indem er Privatunterricht erteilte und ſich mit Mathematik und den Naturwiſſenſchaften beſchäftigte.

Pläne zu poetiſchem Schaffen hatte er ſtets in Fülle; in zweihundert Jahren könne er all' das Bauholz nicht verarbeiten, meinte er ſelbſt einmal. Um daher bloß ſeiner Lieblingsbeſchäftigung obliegen zu können, faßte er den Entſchluß, ſeine Zeit ausſchließlich den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu widmen. Bei Metternich wäre es möglich geweſen, ein Jahr oder auch zwei Jahre auszuſetzen, da Fürſt Richards Erziehung vollendet, Paul aber noch zu jung war. Nur zwei Abende wöchentlich wollte er einer anderweitigen, aber doch verwandten Beſchäftigung zukommen laſſen. Stifter ging nämlich mit der Idee um, den Winter über in Wien äſthetiſche Vorleſungen zu halten, von denen er ſich viel verſprach. Und letzteres ſchien Stifter nicht mit Unrecht zu vermuten; am 17. November 1846 ſchreibt er darüber an ſeinen Bruder Anton: „Meine Vorleſungen werden

nicht auf der Universität sein, weil der Platz vielleicht zu klein würde, so viele haben sich schon vorgemerkt; sondern wir werden den landständischen Saal wählen." Doch litt der Dichter den ganzen Herbst und Winter an Heiserkeit, Husten und Grippe — „lauter schlechte Dinge für einen Vorleser" — und konnte daher seinen Plan zunächst nicht ausführen. Während der Fastenzeit wollte er dafür eine kleine Reihe derselben vornehmen. Es war so ziemlich alles in Ordnung; mit dem Polizeiminister sprach er selbst, den Grafen Montecucoli lernte er persönlich kennen und bekam durch dessen Vermittlung den großen Saal, in dem die Landstände sich zu versammeln pflegten, zugesichert. Aber auch dieser schien noch immer zu klein zu sein, denn in einem Briefe Stifters an Heckenast vom 1. März 1847 heißt es: „Wenn Sie im März kommen, so hören Sie die Lind noch und meine Vorlesungen. Ich muß sie wegen der größeren Menge Zuhörer, die sich bereits gemeldet haben, im Musikvereinssaale halten." Und am 18. April desselben Jahres schrieb er ebenfalls an seinen Freund und Verleger: „Den ganzen März mußte ich mit Fiakern verfahren, und alles vergeblich! Es war bezugs meiner Vorlesungen. Lauter Nebendinge, namentlich die Entwürfe des Inhalts, mußten durch so viele, so unglaublich viele Hände gehen, daß man erstaunen muß. Jeder Chef riet mir, die Sache persönlich zu betreiben, dann würde sie im März erledigt. Ich tat es und machte manchen Tag meine vier bis fünf Besuche und verfaß manchmal vier Stunden in Antichambren. Überall die Zusicherung der Bewilligung, und nur überall der Rat, die Zeit der Betreibung in Acht zu nehmen. Dazu all' die Gänge und Aufwartungen hinsichtlich des Lokales. Und nun erhalte ich doch alles zu spät, so daß ich die zwölf Vorträge, die ich heuer als Minimum geben wollte, auch nicht mehr beginnen kann, und bis künftigen Herbst warten muß. Bei mir waren 305 Karten vorgemerkt, was noch genommen worden wäre, kann ich nicht sagen. Ich habe für diesen Augenblick resigniert."

Das Jahr 1848 mit seinen Wirren machte der Ausführung vollständig ein Ende.

Die Erzählung „Prokopus" hoffte Stifter bis zu Ende März 1847 ganz gewiß fertig zu bringen; dann wollte er an die drei Sachen gehen: V. und VI. Band „Studien", „Christabend", „Wienerskizzen". Über die Art, wie er an all dem zugleich arbeiten wollte, sagt er selbst: „Ich denke, Vormittags (vom April an) Christabend, Nachmittags fünften und sechsten Band, und sind diese zwei Arbeiten im Reinen, dann die Wiener in einem Flusse fort. Ich habe auch ein paar neue Aufsätze, die hinein

kommen können. In geweihten Tagen arbeite ich an dem Romane (noch ohne Titel) und manchmal wird ein Stückchen Mappe fertig."

In dieser Zeit wechselte Stifters Aufenthalt oftmals zwischen Wien und Linz. So finden wir ihn Ende Juni 1847 in Oberösterreichs Hauptstadt, im Juli schreibt er von Wien aus an Heckenast, daß er von der „Allgemeinen Zeitung" den Antrag erhalten habe, kleinere Feuilletons und Essays über das literarische und künstlerische Leben in Österreich zu liefern; der Antrag ging von dem Redaktionsmitgliede dieser Zeitung Aurelio Buddeus aus, mit welchem Stifter in früheren Jahren Verkehr gepflogen hatte.

Anfangs August kehrte er wieder nach Linz zurück, wo er den dortigen, landständischen Syndikus, Anton Ritter von Spaun, kennen lernte. Durch denselben, dessen Werke sämtlich polemischen, philosophischen und historischen Inhalts waren, lernte er sowohl manches über die altdeutsche Heldensage, als auch die verschiedenen Hypothesen über den Ursprung und den Dichter des Nibelungenliedes kennen. Und es scheint, daß Stifter sich hierin der Meinung Spauns, dessen warm ergebener Freund er bald wurde, angeschlossen habe. Spaun stellte in seinem Werke „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied" die Behauptung auf, daß der Ritter Heinrich von Ofterdingen, dessen Existenz in neuerer Zeit vielfach und von fast allen Autoritäten angezweifelt wird, als ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide und Mitkämpfer am Sängerkrieg auf der Wartburg wirklich gelebt habe, in Österreich geboren und erzogen worden sei, und daß gerade er das Nibelungenlied gedichtet habe. Die Annahme, daß Stifter in seinen Anschauungen sich dieser Hypothese zugeneigt habe, begründet sich auf seine eigenen Worte: „Mir sind Leute, welche zu Spaun sagten, es sei lustig und lächerlich, für Österreich den Dichter des Nibelungenliedes zu vindizieren, selber schon — aber eben Österreich kennen Grimm und Lachmann nicht, darum hängt ihnen das Gedicht in der Luft und sie martern sich vergeblich mit kritischen Messern und Waffen ab."

Im November des Jahres 1847 finden wir den Dichter der Studien abermals in Wien, wo er seine Frau, welche an den üblen Folgen einer Grippe viel zu leiden hatte, von Professor Schuh an der Klinik behandeln ließ. Dies und mehrfache Kabalen und Aufdringlichkeiten, die sich ihm an die Sohlen hefteten, drückten ihn zeitweise gänzlich darnieder; „ich sitze oft mit fast zerquetschtem Herzen zu der Arbeit und das Papier flimmert mir vor den Augen." Am besten ging ihm noch die Arbeit der Rosenberger

(Witiko), denn dieſe beſtand im Zuſammenſtellen des Materials und im „Färben desſelben mit dem Dufte des Zeitalters". — —

Indeſſen ging das Jahr 1847 zu Ende, und das neue Jahr, welches ſeine Züge mit blutigem Griffel in die Tafeln der Weltgeſchichte eingezeichnet, das Jahr der Revolution und des Beginnes der Freiheit brach an.

Auf Stifter, den einfachen Idyllendichter, den zarten Sänger der ſtillen Natur, hatten die ſtürmiſchen Ereigniſſe jener kurzen Zeit der Gärung den größten Einfluß. Bis dahin hatte er in ſeinem beſcheidenen Wirkungskreiſe, als Erzieher in adeligen Häuſern, ſein Leben friedlich, fern von allem lauten Weltgetöſe, zugebracht. Er war „heiter wie die antiken Völker und liebte die Menſchen", bis jene furchtbaren Greuel des Bruderkrieges ihm ſchreckliche Einſicht gewährten in die tiefe Verderbnis, in welche ein ausartendes Volk ſinken kann. Die Schreckniſſe der Hauptſtadt vertrieben ihn bald aus derſelben; unwiderſtehliche Sehnſucht zog ihn hinweg aus dem furchtbaren Mittelpunkt der ihm widerlichen Greuel, hinaus in ſeine geliebten Berge, in die freie, einfache Gottesnatur. Im Mai ging er nach Oberöſterreich, um endlich zur Ruhe zu kommen; aber ſeine Zeit wurde durch Sitzungen, die er als Wahlmann ſeines Bezirkes beſuchen mußte, ſo in Anſpruch genommen, daß er kaum ſeine ſchon halbvollendeten Arbeiten durchleſen konnte und „wie gerädert und zerſchlagen" war.

In der Muße des Landlebens wollte er das Vorrätige ſichten und feilen; „in Oberöſterreich," heißt es in einem damaligen Briefe, „ziehe ich mich zurück und arbeite ſehr fleißig; denn ich habe einen faſt heißen Durſt nach meinen ſtillen, den Muſen geweihten Stunden, da mich jetzt ſo lange das Geſchrei des Tages umgeben hat — und darunter welches Geſchrei! Das lauteſte von denen, die von Staatsſachen nichts verſtehen! Gebe Gott, daß man anfange einzuſehen, daß nur Rat und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht ſtets einreißen, tut not . . ." Und im November des Jahres, als die Stürme der Revolution ſich gelegt hatten, ſchrieb er: „Wie ſchrecklich mich die Wiener Ereigniſſe angriffen, können Sie ſich gar nicht vorſtellen, beſonders da hierher immer die verworrenſten und entſtellteſten Nachrichten kamen. Ich war im Oktober ganz gebrochen. Möge Vernunft und Menſchlichkeit ſiegen — zwei Dinge, die jetzt faſt ganz aus der Welt geflohen zu ſein ſcheinen."

Auch Privat-Anfeindungen trugen dazu bei, ihm die Zeit und die Menſchen ſo verhaßt als nur irgend möglich zu machen. Stand er doch ſelbſt auf einer Proſkriptionsliſte des Blattes „Konſtitution", freilich in ſehr guter Geſellſchaft neben Grillparzer, Rizy, Türk und anderen; den

einen galt er konservativ, und andererseits hielten ihn die, welche kaiserlicher waren als der Kaiser, für zu liberal. Da sich die Verhältnisse von Tag zu Tag widriger gestalteten, wurde ihm der Aufenthalt in Wien ganz unleidlich.

Der ihn aufregenden Wirren überdrüssig verließ Stifter die Hauptstadt im Mai 1848 so plötzlich, daß er, ohne erst zu wählen oder zu überlegen, in Linz die erste beste, sich ihm darbietende Wohnung aufnahm. Dieselbe hatte eine sehr schöne Lage an der Donau, nur mußte sie erst geputzt und gereinigt werden. Der Dichter ließ jedoch, als er kaum die Wohnung aufgenommen hatte, seine Frau nachkommen und arbeitete, froh dem Getriebe Wiens entronnen zu sein, in der Küche der neuen Wohnung an poetischen Werken, während Maurer und Glaser die Stuben erst einigermaßen instand setzen mußten. Die Kindergeschichten („Bunte Steine") waren es, an denen auf solche Art und an solchem Orte geschrieben wurde. Inzwischen hatte er auch in freien Stunden eine Reihe von Aufsätzen über das gesamte Unterrichtswesen begonnen, deren Veröffentlichung ihm in diesem Zeitpunkte um so wünschenswerter erschien, als er sich eben jetzt lebhaft darnach sehnte, seinem Vaterlande in ernster Arbeit zu dienen.

Die Ereignisse des Sturmjahres hatten für Stifters Leben entscheidende Bedeutung; sie bilden einen Wendepunkt in seinen Verhältnissen und in seinem Schaffen. Nicht nur, daß die sanfte Muse im Kampfgeschrei und Waffengetümmel ihre Stimme nicht erheben mochte, es fehlte auch an andächtigen Zuhörern, willig sich um sie zu scharen und mitten im Straßenlärm feierlichem Wohllaute zu lauschen. Stifter beklagte es in einem Briefe an Heckenast bitter, daß ihm zu jener Zeit jede Stimmung zu poetischer Arbeit gefehlt habe, aber auch der Verleger ist zu dem Geständnisse genötigt, daß das bis dahin so aufnahmsbereite Publikum für die feine Kunst gemütvoller Darstellung kein Interesse bekunde. Die Produktion stockte und der Vertrieb hörte plötzlich auf lohnend zu sein. — Da wurde es dem Dichter ernstlich für seine eigene Zukunft und für die Zukunft seiner Frau bange. Bald stellte sich auch bitterer Mangel in seinem Hause ein.

Stifter beurteilte die Verhältnisse ganz richtig und sprach seine Überzeugung in den Worten aus: „Nach den März-Tagen hielt ich jedes Herausgeben eines belletritischen Buches für eine Torheit, weil es in einen bodenlosen Brunnen fällt und dahin ist."

In dieser Lage besann er sich, ob es ihm denn nicht auch auf einem anderem Wege gegönnt sein könnte, zur Hebung der allgemeinen

Sittlichkeit beizutragen, als durch seine Bücher, von welchen er ja doch sehr gut wußte, daß die darin enthaltenen Lehren den unteren Schichten des Volkes nur zum geringsten Teile zugänglich geworden waren. Das Talent zum Erzieher im großen Stile hatte er von Jugend auf in sich gefühlt, und jetzt kam die Empfindung mächtig über ihn, daß die Gewährung der politischen Freiheit ein gefährliches Geschenk sei, wenn die Massen nicht gleichzeitig durch Bildung zur Gesittung emporgeführt würden. Er schrieb hierüber an seinen Verleger, daß er dasjenige, was er sich durch mannigfaltige Staatskunst- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, gerne „auf dem Altar des Vaterlandes" niederlegen möchte. Am meisten betrübend finde er die Erscheinung, daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; darum sei die Freiheit der Probestein der Charaktere. „Ich habe in freien Stunden eine Reihe von Aufsätzen über das gesamte Unterrichtswesen begonnen; wollen Sie dieselben für Ihre Zeitung? — Schreiben Sie mir einige liebe, gute Zeilen; denn derlei tut jetzt sehr wohl, wo so mancher Charakter, auf den man bisher baute, plötzlich umschlägt und sich von den kühnsten Leidenschaften beherrschen läßt. Bei Ihnen wird das wohl nie der Fall sein, so wie ich jetzt, so feurig ich mich sehne, meinem Vaterlande zu dienen, doch noch warten muß, bis die Zeit für jene Fächer gekommen ist, in denen ich mich einigermaßen stark fühle. Hieher gehört namentlich das Unterrichtswesen. — Könnte ich dem Vaterlande volles Glück geben, ich würde freudig dafür mein Leben opfern."

Stifter sah sehr gut ein, daß in so bewegter Zeit das geschriebene Wort allein nicht auszureichen vermöchte, um eine dauernde Wirkung zu sichern. Die tiefeingerissene Verworrenheit war nicht durch Ideen, nur durch entschlossenes Handeln zu zerstreuen. Da er aber einen wahren Heißhunger danach hatte, tatkräftig einzugreifen und an der Erziehung des Volkes von Grund auf mitzuwirken, so stellte er seine Dienste dem Statthalter von Ober-Österreich zur Verfügung, ohne zunächst eine Entschädigung für dieselbe zu beanspruchen. Gleichzeitig hatte er aber von der Absicht, an den öffentlichen Arbeiten in passender Verwendung teilzunehmen, auch seine einflußreichen Wiener Freunde verständigt, und so wurde bald darauf die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf ihn gelenkt; Unterhandlungen wegen einer dauernden Anstellung, die sich eine Zeitlang hinzogen, führten indes vorerst zu keinem bestimmten Ergebnisse. Zu Anfang des Jahres 1849 schrieb er an seinen Verleger, die Zeitungsnachricht sei falsch, wonach er zu einer Anstellung im Ministerium

des Innern berufen worden wäre; wohl hätten ihn Stadion und Exner zu einer Beſprechung eingeladen, aber bisher ſei eine weitere Entſcheidung nicht erfolgt. Auf die Zeitverhältniſſe übergehend, gibt Stifter ſeiner Überzeugung Ausdruck, daß nur der ſittlich Freie auch ſtaatlich frei ſein könne, den anderen könnten alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gäbe nur eine Macht, die es könne: Bildung. Darum habe ſich in ihm „eine ordentlich krankhafte Sehnſucht erzeugt, die da ſagt: Laſſet die Kleinen zu mir kommen", denn durch ſie, wenn der Staat ihre Erziehung und Menſchwerdung in erleuchtete Hände lege, könne allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, ſonſt ewig nie! In Unterrichtsſachen wolle er ſehr gern arbeiten, aber ſeine Pläne ſeien „nicht flicken, ſondern organiſch belebend und beſeelend erzeugen. Ehrgeiz liege ihm fern, aber von dem Tatengeize ſei er durchdrungen, die menſchliche Bildung weſentlich zu fördern. In prächtigen Farben malt ihm ſeine lebhafte Phantaſie das Zukunftsbild des heißerſtrebten Wirkens, und er ruft begeiſtert aus: „Unter einem Miniſter arbeiten, der die Weite und Größe rein menſchlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menſchheit zuſammenfaßt und ſie als Endziel der einzelnen Strebungen hinſtellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen ſolchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppiert, daß ſie ihn begriffen und die Teile ausfüllten — welch ein ſchönes Bild! Aber dann müßte es kein Unterrichtsminiſterium geben, das immer mit den anderen abdankt, ſondern eine Unterrichts-Kommiſſion oder dergleichen, die bleibt. — Ich habe einen ganzen Plan über Volksſchulen ins Detail ausgearbeitet."

Stifters Aufſätze über Schule und Schulbildung, welche Johannes Aprent unter der Jahreszahl 1849 im zweiten Bande der „Vermiſchten Schriften" auf Seite 229 bis 272 der Papiere des Nachlaſſes zum Abdrucke gebracht hat, enthalten in den Abſchnitten: „Wirkungen der Schule, die Schule des Lebens, die Schule der Familie, die Landſchule, die Bürgerſchule, die Wiſſenſchaftsſchule und die Kunſtſchule" eine Reihe überaus beherzigenswerter Winke und tiefſinniger Betrachtungen.

Der damalige Statthalter von Ober-Öſterreich, ein aufgeklärter und ideal denkender Mann, fand an den Ausführungen des Dichters und an deſſen gewinnendem Weſen ſo viel Gefallen, daß er ſeinen ganzen Einfluß daran ſetzte, ſich der ihm ſo ſympathiſchen Arbeitskraft dauernd zu verſichern. Er veranlaßte es, daß für Stifters Leiſtungen proviſoriſch ein kleiner Gehalt ausgeworfen wurde, welcher freilich nicht ſo hoch bemeſſen werden konnte, um damit auch nur den beſcheidenſten Lebens-

anforderungen gerecht zu werden. Ein besonderer Grund, den Rat und die Unterstützung einer in Unterrichtsfragen gründlich bewanderten Persönlichkeit zu jener Zeit besonders hoch anzuschlagen, lag gewiß auch darin, daß eben damals die Unterhandlungen über die geplante Einsetzung der provisorischen Landesschulbehörden im Zuge waren; über die Ausgestaltung derselben wurden, gleichwie in den anderen Landeshauptstädten, auch in Linz eifrige Beratungen gepflogen, an welchen Stifter den lebhaftesten und tätigsten Anteil nahm. Die zusammengefaßten Ergebnisse der Verhandlungen legte der Statthalter in einer Eingabe an das Ministerium nieder, deren wesentlichste Punkte ich hier in einem kurzen Auszuge nach dem Wortlaute der mir in sehr dankenswerter Weise zum Studium und zur Veröffentlichung überlassenen Aktenstücke wiedergebe. Ich wurde auf das Vorhandensein dieser für die Beurteilung von Stifters Amtswirksamkeit überaus wichtigen Papiere, welche in der Registratur des Unterrichtsministeriums verwahrt sind, durch Herrn Ministerialat Dr. Franz Ritter von Haymerle aufmerksam gemacht und dadurch in die Lage versetzt, nach Kenntnisnahme des in den zahlreichen Aktenstücken enthaltenen Materials die Ergebnisse meiner Untersuchungen in einer Abhandlung über „Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn" in den Nummern der kaiserlichen Wiener Zeitung vom 27. Juli, vom 31. Juli und vom 3. August 1902 niederzulegen. Die hier mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nur auszugsweise mitgeteilten Aktenstücke sind an jener Stelle zum größeren Teile unverkürzt wiedergegeben. Die wichtigsten Stellen der oben erwähnten Statthalterei-Eingabe lauten:

„An seine des k. k. wirklichen geheimen Rathes, Kämmerers, Ministers des Inneren und des öffentlichen Unterrichtes Herrn Grafen Stadion Erlaucht.

Hochgeborener Graf!

Da ich im Unterrichtswesen mir selbst die zureichende Erfahrung nicht zutraue und bei den betreffenden Referenten der Regierung die von der Zeit gebotene fortschreitende Richtung und Thatkraft vermisse, so habe ich zur Überprüfung und Begutachtung des mit dem hohen Erlasse vom 26. Februar 1849, Z. 1645, herabgelangten Entwurfes zur Organisierung der Landesschulräthe mehrere Vertrauensmänner versammelt, zu deren Berathung ich auch den Referenten der Regierung in Schul- und Studiensachen und in seiner Erkrankung den Sekretär desselben beizog.

Es ist am Ende gleichgültig, woher die Wahrheit kommt, Euer Erlaucht werden daher dieses mein Verfahren nicht mißbilligen.

Das Ergebniß der Berathungen dieser Vertrauensmänner ist aus dem sammt Beilagen mitfolgenden Gutachten derselben zu ersehen. Sie begrüßen freudig die verheißene neue Einrichtung und beantragen nur wenig Modifikationen, auf welche ich im Verlaufe dieses Berichtes nach dem Leitfaden des Entwurfes aufmerksam machen werde.

Ich theile die Ansicht der Vertrauensmänner über die Wichtigkeit des Unterrichts- und Erziehungswesens und glaube daher auch, daß ein besonderer Schulrath eben wegen seines ungetheilten, weniger beirrten Wirkens für denselben Zweck und des dadurch mehr gesicherten Erfolges nur als wünschenswerth angesehen werden könne . . . . Ich glaube, daß der allgemeine Referent wegen der Allgemeinheit seiner Aufgabe die Seele des ganzen Institutes werden soll, und wenn er der rechte Mann ist, auch werden wird . . . . Ein tüchtiger Mann mit allgemeiner Bildung, mit Menschenliebe und Eifer als Landesschulrath hingestellt, mit dem nöthigen Hilfspersonal versehen, würde sich die rathmächtigen Fachmänner des Landes bald herausfinden und ihren Rath gern suchen und benützen, ohne daß es nöthig wäre, seine Wirksamkeit durch die Stimmenmehrheit der Spezialitäten zu beschränken . . . .

Ich glaube mich gegen die Einsendung der Protokolle und Ausweise unbedingt aussprechen zu sollen. — — —

Die beantragten geistvollen Ausweise werden anfänglich geistreich sein, aber die Zeit wird bald den Geist verflüchtigen und dürftige Angaben werden folgen. Die meisten Staatsdiener haben diese Erfahrung schon gemacht, und die menschliche Natur bleibt trotz aller Staatsreformen dieselbe. — — Sind die Schulräthe nicht die rechten Männer, so werden sie durch jene Ausweise nicht besser. Sind sie die rechten, so mögen sie ihre Zeit in fruchtbarem Wirken und nicht in beschönigenden Ausweisen verbrauchen. Bedarf das hohe Ministerium Nachweisungen, so werden sie nach dem eigenen Erkennen der Schulräthe oder über höhere Aufforderung schon geliefert werden . . . .

Nach meinem Dafürhalten wird der allgemeine Referent des Schulrathes bald dessen wesentlichste Person werden, von deren theoretischer, praktischer und humanistischer Befähigung das Gedeihen des ganzen Institutes abhängen wird.

Die positiven Gesetze des einzigen Faches des Unterrichtes werden dem sonst vollkommen befähigten Manne keine Schwierigkeiten bereiten.

Ich glaube den Mann mit der allgemeinen humanistischen Bildung, der theoretischen und praktischen Befähigung im Unterrichtswesen, mit dem von Menschenliebe beseelten Eifer für dieses Fach in der Person des privatisierenden und von der Schriftstellerei lebenden Gelehrten Adalbert Stifter gefunden zu haben, welcher sich in Linz aufhält und sich vermöge seiner juridisch-politischen Studien, seiner Übung im Unterrichtsfache überhaupt und im Fache der Mathematik und Physik insbesondere, dann durch die Vorliebe für das Erziehungs- und Unterrichtswesen zum allgemeinen Referenten des Schulrathes vorzugsweise eignen wird. Ich glaube in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher den Platz des von mir oben angedeuteten, allein verantwortlichen Schulrathes mit oder ohne berathendes oder entscheidendes Kollegium von Fachmännern ebensogut ausfüllen würde als jenen des projektirten allgemeinen Referenten. Ich schlage ihn daher für das allgemeine Referat vor. Er hat zwar kein Amt und kein Vermögen, ich glaube aber, daß er sich desto eifriger auf das neue Amt verlegen werde. Er lebt von der Schriftstellerei, welche mit dem neuen Amte als Erwerbsquelle versiegen wird. Mit seiner Berufung zum provisorischen oder definitiven Schulrathe ist die Gewährung eines sicheren Einkommens nothwendig, weil er ohne solches die Stelle gar nicht annehmen könnte. Da ein solcher Mann nicht an jedem Tage gewonnen werden kann, und für die Regulierung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, aus dem der künftige freie Staatsbürger hervorgehen soll, kein Opfer zu groß ist, so glaube ich für denselben als provisorischen Schulrath den Jahresgehalt von 1000 fl. K. M. in Antrag bringen zu sollen. Bei der Regierung sind zwei unlängst erledigte Sekretärstellen à 1200 fl. nicht mehr besetzt worden. Einen tüchtigen Schulrath zu gewinnen, wäre es vielleicht gerechtfertigt, wenn dem Adalbert Stifter eine solche Stelle verliehen würde. Da jedoch der Schulrath nur provisorisch aufgestellt wird und sich erst erproben soll, so glaube ich, daß der provisorische Gehalt von 1000 fl. einstweilen genügen werde. — — —

Soll der Lehrerstand in den Landgemeinden der Gegenwart nicht ganz verkümmern und die Bildung künftiger freier Staatsbürger auch auf dem Lande erzielt werden, so ist es eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit der Zeit, daß die Verbesserung des Unterhaltes des Volksschullehrerpersonals aus Reichs- oder Landesmitteln erzielt, sohin im Abgange eines genügenden Schulfonds oder anderer verfügbarer Mittel im Wege der Besteuerung gedeckt werde.

Ich geharre mit ausgezeichneter Hochachtung Euer Erlaucht gehorsamster Diener.

Fischer m. p.

Linz, am 22. März 1849, Z. 1040."

* * *

Diese Eingabe des Statthalters ist in mehr als einer Beziehung höchst bemerkenswert. Der freisinnige Ton, in welchem das ganze Schriftstück abgefaßt ist, läßt auch ohne den wiederholt direkt ausgesprochenen Hinweis auf die Pflicht der Unterrichtsverwaltung, für die Heranbildung „freier Staatsbürger" zu sorgen, den starken Einfluß erkennen, welchen die neuzeitlichen Ideen überall, selbst an den höchsten Zentralstellen der politischen Verwaltung erlangt hatten. Der Ausdruck der festen Überzeugung, daß auf dem neu zu schaffenden Posten des Landes-Schulinspektors eine geistig hochstehende, mit umfassender Machtbefugnis ausgestattete Persönlichkeit ein in um so höherem Grade segensreiches Wirken entfalten könne, je sorgfältiger die von diesem Platze ausgehenden Entschließungen vor störenden Eingriffen jeder Art bewahrt blieben, schließt zugleich eine höchst ehrenvolle Vertrauenskundgebung für Stifter in sich, dessen Berufung zu diesem wichtigen Wirkungskreise der geistvolle und kenntnisreiche Landeschef stets im Auge gehabt hatte.

Von welchen erhabenen Gesichtspunkten aus Stifter die sich verlockend darbietende Aufgabe aufzufassen willens war, beweist das der Eingabe des Statthalters beigeschlossene, von dem Dichter selbst verfaßte, eigenhändig geschriebene und an erster Stelle unterzeichnete Gutachten, welches, mit Hinweglassung der am Schlusse angeführten, für die Zwecke dieses Buches unwesentlichen Detailbestimmungen wörtlich folgendermaßen lautet:

„Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrathes für Ober-Österreich und Salzburg.

Die Ursache der Entstehung des Staates ist die Vernunftfähigkeit des Menschen, die zur Vernunftentwicklung und zur Bildung höchster Menschlichkeit fortschreiten soll. Darum ist in

der Gesellschaft Organisation und Ordnung nöthig, daß einerseits die Vernunftentwicklung nicht gestört werde (Rechtssicherheit), andererseits dieselbe geradezu gefördert werde (Wohlfahrt).

Das Thier hat keine geistige Organisation gegenseitiger Thätigkeit, sondern höchstens eine instinktive, die gleich bleibt, daher es keine Weltgeschichte des Thieres gibt.

Wo Thiere in Konflikt gerathen, ist ihr Gesetz Vernichtung, wo Menschen zusammen leben, ist das Gesetz Vernunftkoexistenz. Daher ist fortlaufende Vernunftentwicklung nicht nur der unermeßlich wichtigste, sondern er ist auch der einzige Zweck des Menschen auf der Erde.

Der Staat kann daher keinen andern haben. Er erreicht ihn durch Einwirkung in gerader Richtung und durch Abhaltung der Hindernisse (Rechtsverletzungen). Letzteres fordert, daß er selber immer existiere und in Ordnung existiere. Das ist nur möglich, wenn die Menschen die Vernunftkoexistenz anerkennen, mit Freiheit die Gesetze aufrechthalten und die Ordnung als die Seele der Vernunft unzerstörbar machen. Wo sie dies wegen Unentwicklung ihrer Vernunft nicht können, stehen sie unter dem Gesetze des Affektes, und wenn der durch irgend zusammentreffende Umstände entzündet wird, wirkt er mit der Blindheit und Kraft des Naturgesetzes und zerstört die Ordnung der Vernunft, was nicht immer mit lediglicher Gewalt verhindert werden kann, weil die Individuen der Gewalt selbst entzündet werden können, und, nach dem Zeugnisse der Geschichte, oft entzündet worden sind. Die einzig mögliche Stütze ist freiwillige Achtung des Gesetzes und Anerkenntnis der vernünftigen Allmacht desselben. Dies erreicht man auf dem Wege der Erziehung, und nicht bloß auf dem der Erfahrungserziehung, die nur die zufällige Eintreffung ihrer Momente zur Verfügung hat und oft Jahrhunderte nicht fortrückt, sondern hauptsächlich auf dem der systematischen Erziehung, d. h. der planmäßigen Herbeiführung der Momente der Vernunftentwicklung. Erziehung des menschlichen Geschlechtes ist nicht nur sein größter Zweck, sondern sie ist auch das höchste Mittel zu sich selber. Im Staate ist sie also sein heiligster Zweck und das einzig wirksame Mittel. Alle anderen als: Heere, Gerichte, Urproduktion, Handel u. s. w., werden nur zu solchen in ihrer Hand, sind sonst wirkungslos oder wenden sich zum Gegentheil.

Von diesen Betrachtungen ausgehend, geben die Vertrauensmänner in Bezug auf Errichtung eines Schulrathes als oberste Schulbehörde des Landes folgendes Gutachten:

Sie begrüßen mit Freude diesen Schritt der kaiserlichen Regierung.

Sie erkennen als nöthig, daß dem Lehrerpersonale der Volksschulen eine baldige, bessere Dotation in nächste Aussicht gestellt werde, weil bei der herrschenden Noth dieses Standes und dem Ausbleiben der Schulgelder (die Verpflichteten erlegen sie nicht mehr) keine Freudigkeit und kein Entgegenkommen in die Wirkung des Schulrathes zu erwarten ist.

Anständige Entschädigung der provisorischen Schulräthe, da diesen als den Beginnern im Werke die größte Arbeit obliegt, da sie ihrem Zwecke gemäß das größte Ansehen genießen müssen und da sich im entgegengesetzten Falle wohl keine tauglichen Individuen finden würden, bei denen alle Erfordernisse eintreffen, als: a. eigene Subsistenzmittel, b. Geschäftslosigkeit, c. Kenntnisse, d. Vorliebe zu diesem Fache . . . .

Da die Geschäfte des provisorischen Schulrathes sehr ausgedehnt sind und daher die ganze Thätigkeit des allgemeinen Referenten in Anspruch nehmen, so dürfte für den Fall, daß im Status des Regierungspersonales kein Individuum entbehrlich oder keines zur Übernahme des Amtes sich geneigt fühlte, auch von der Anordnung des Entwurfes abgegangen und der allgemeine Referent aus einem anderen Kreise hergenommen werden.

Die Vertrauensmänner sind schließlich der Ansicht, daß sich bei der Neuheit der Organisierung des provisorischen Landesschulrathes erst mit dem Verlaufe seiner Thätigkeit manches herausstellen wird, was der Umänderung und Neugestaltung bedarf. Es dürfte daher räthlich sein, in dem Entwurfe für dieses Moment in einer Stelle Vorsorge zu treffen.

Privatgelehrter Adalbert Stifter m. p. Referent.
Domscholaster Dr. Franz Riederer m. p.
Normalschuldirektor Pater F. Schierseneder m. p.
Domvikar Dr. Johann Salfinger m. p.
Gewerbeschullehrer Anton Waldvogel m. p.
Regierungssekretär Ferd. P. Heyß m. p."

* * *

Stifter, welcher mit dem Statthalter in freundschaftlichem Tone verkehrte, konnte darüber nicht im Zweifel sein, in wie warmer Weise seine Berufung in Vorschlag gebracht worden war, und gab sich darum auch für die Gestaltung seiner trostlosen materiellen Lage besseren Hoffnungen hin. Der Buchhandel, insofern er sich nicht auf Tendenzschriften

bezog, lag faſt völlig darnieder; von dieſer Seite war alſo zunächſt keine Hilfe zu erwarten; aber gute Freunde erwieſen ſich hilfreich, und der Juwelier Türk in Wien gewährte dem Dichter ein größeres Darlehen, wovon des letzteren einfacher Haushalt mehrere Monate lang beſtritten werden konnte.

Zunächſt kam es noch zu verſchiedenen Unterhandlungen, welche mehrere Reiſen nach Wien notwendig machten. Stifter wurde gefragt, ob er nicht geneigt wäre, die Schulratsſtelle für die Gymnaſien Wiens und Nieder-Öſterreichs zu übernehmen; da er aber, ſo begehrenswert ihm auch der Aufenthalt in der Großſtadt erſcheinen mochte, mit gutem Recht befürchten mußte, durch die Anforderungen eines ſo vollſtändig in Anſpruch nehmenden Dienſtes in ſeiner Kunſt gänzlich lahmgelegt zu werden, erklärte er, daß er die Inſpektion der Volksſchulen in Ober-Öſterreich lieber übernehmen würde. Damit hatte es aber noch ſeine guten Wege. Im September 1849 konnte er auf eine Anfrage keine andere Auskunft geben, als daß er glaube, man wolle ihn im Unterrichtsweſen verwenden. „Ob es geſchieht, weiß ich nicht, ich komme Thun nicht entgegen, weil er mir etwas antragen muß, wenn er von mir Hoffnungen hegt.“ Als ihm endlich die Gymnaſial-Inſpektor-Stelle für Nieder-Öſterreich in beſtimmte Ausſicht geſtellt wurde, geriet er durch dieſen Antrag in einen ſolchen Zuſtand der Aufregung und Verwirrung, daß ihm „den ganzen Tag der Kopf herumging“. Er hatte ſich in Ober-Öſterreich vollſtändig eingelebt, ſeine reizend gelegene Wohnung an der Donau-Lände war ihm ans Herz gewachſen, von der Fortſetzung des amtlichen Verkehres mit dem ihm geiſtesverwandten Statthalter Fiſcher durfte er ſich nach den bisherigen Erfahrungen eine angenehme Zukunft verſprechen, endlich bangte auch dem das Behagliche liebenden Gewohnheitsmenſchen vor der Ungemütlichkeit der Überſiedlung mit dem geſamten Hausrate und vor der Ausſicht ins Unbeſtimmte. Er ſchrieb hierüber am 9. Januar 1850 an Heckenaſt: „Warum ich bei dem Miniſterium dahin wirkte, lieber in Ober-Öſterreich das Unterrichtsweſen teilweiſe zu leiten, als in Wien über den Gymnaſien zu ſtehen, kann ich Ihnen nicht auseinanderſetzen, da es zu weitläufig iſt, aber meine Gründe haben nicht nur das Miniſterium überzeugt, ſondern auch jeden anderen, mit dem ich darüber ſprach; einer, der uns beide angeht, iſt, daß ich meine literiſche Tätigkeit fortpflegen will, was in Wien vielen Zweifeln unterlegen wäre, hier nicht.“

Es erweckt faſt den Anſchein, als ob das Schickſal beabſichtigt hätte, den Dichter, welchem das völlige Aufgeben der ſo lange genoſſenen,

bedingungslosen Selbständigkeit sicher nicht leicht fallen konnte, durch gesteigerte Entbehrungen kleinlaut und willfährig zu machen. Denn seine Lage verschlimmerte sich zusehends, und die immer drängender ersehnte Entscheidung wurde von Tag zu Tag, aber immer vergeblich erwartet. Am 22. Februar 1850 schrieb Stifter an seinen edelmütigen Freund Josef Türk, daß die Einsetzung der Landesschulbehörde täglich bevorstehe: „Es ist auch Zeit, denn ich bin durch die Unkenntnis des amtlichen Wortes „sehr bald", das der Antrag vom 5. November enthielt, in die schiefste, provisorischeste Lage geraten, da ich „sehr bald" in „sogleich" übersetzte und jedes andere hintan setzte und mich auf das Warten verlegte." Nachdem aber wieder einige Monate in vergeblichem Harren verstrichen und der Dichter, wie er selbst sagte, „alle Quellen erschöpft hatte", sah er sich in die peinliche Notwendigkeit versetzt, die „Studien", welche ihm bisher bei jeder neuen Auflage einen entsprechenden Gewinnanteil gebracht hatten, für alle Zukunft an Heckenast gegen eine einmalige Vergütung zu verkaufen.

Der Zeitpunkt hiezu war bei dem Stocken des Verkehres für den Antragsteller gewiß sehr ungünstig, aber der Dichter hatte keine Wahl mehr.

Stifters treuergebener Freund Friedrich Simony wollte zu jener Zeit den Dichter veranlassen, seinen Aufenthalt in Linz aufzugeben. Er schrieb ihm aus Kärnten, wohin er berufen worden war, einen Brief, welcher mir von Heckenast aus dem Nachlasse Stifters zur Verfügung gestellt wurde. Der Brief ist am 3. Feber 1849 in Klagenfurt geschrieben und lautet:

„Verehrter Freund!

Ob Dich diese Zeilen erreichen werden, weiß ich nicht, hoffe es aber und das recht vom Herzen, denn in Zeiten wie die gegenwärtigen ist es wahres Himmelslabsal, einen seelenverwandten Freund begrüßen zu können. Soeben las ich in der allgemeinen Zeitung, daß Du vom Ministerium zu einer Berathung über Studienwesen berufen worden bist, jetzt Dich aber wieder in Linz befindest. Ich wollte diese Notiz nicht umsonst gelesen haben, eilte sogleich nach Hause und sitze nun am Schreibtisch, um Dir aus weiter Ferne ein Zeichen meines Daseins zu geben und Dich zugleich zu bitten, dasselbe recht bald auch zu thun; denn wahrlich in dieser schaudervollen Wüste, in die uns der Sturm der Zeit geweht hat, wo der glühende Samum der modernen Politik die Gehirnmassen der Menschen versengt und in ihnen all' die bösen Geister der Leidenschaften heraufbeschwört, daß sie wie die wilden Bestien der Sahara gegen einander rasen, da wird einem der ganze

Menſchenhaufe, der jetzt ſo recht durcheinander braut und wühlt wie ein aus den bunteſten Stoffen gemengtes Ferment, noch widerlicher, der einzelne Seelenbekannte dagegen, der mitten unter den Zerrgeſichtern der tollen Menge wie ein Engel des Friedens auftaucht, noch lieber denn ſonſt. Man haſcht nach ihm, man jubelt ihm entgegen und iſt ſelig, mit ihm in der Sprache der immer mehr entrückenden, geiſtigen Heimat einige Worte wechſeln zu können.

Alſo Herzensfreund, wie geht es Dir? Hat Dir die Gegenwart noch Zeit gelaſſen, Deinen holden Schweſtern, den Muſen zu leben? oder haben Dir die Märzerrungenſchaften ſo viel geraubt, daß Du nicht mehr nach Deiner Weiſe leben, athmen, nach Deinem Bedarfe denken, fühlen kannſt? Wahrlich, das wäre traurig. Laſſe mich recht bald erfahren, wie Dich die Gegenwart gebettet, ob Du auf Roſen oder Dornen ruhſt, denke, daß ich den innigſten Antheil an Dir nehme und jetzt recht von Herzen wieder in Verkehr mit Dir zu treten mich ſehne, wo die Menſchen in Maſſe Einem ſo recht verächtlich werden durch ihren Unſinn, ihre Dummheit, durch ihre Erbärmlichkeit, ihre Schlechtigkeit, welche alle miteinander ſie jetzt ſo volle Gelegenheit haben, recht glänzend an den Tag zu legen.

Wollte ich meine Lebensgeſchichte vom 13. März 1848 an zu datieren anfangen, wie das die echten Patrioten vorſchreiben, ſo müßte ich mit einer gar traurigen Epiſtel beginnen. Seit jenem erſten Tage des Heils habe ich gar viel gelitten, moraliſch mehr noch als phyſiſch; der koloſſale Sturz eines Mannes, den ich ſo innig zu verehren gezwungen worden bin, das Schickſal ſeiner Familie, die ich im Ganzen lieb gewonnen hatte, das Untergehen von Männern, deren Perſönlichkeit ich achtete, das waren Erinnerungen, die mich wie Schreckgeſpenſter einer Fiebernacht Monden lang verfolgten und peinigten. Dann erſt tauchte noch die Frage um meine eigene künftige Exiſtenz auf und je weiter hinaus ich blickte, deſto troſtloſer wurde die Ausſicht. Da kam an mich der Ruf aus Kärnthen, ein naturhiſtoriſches Muſeum in Klagenfurt einzurichten und zu organiſieren; und ſo bin ich denn ſeit October wohl inſtallierter Cuſtos und Dirigent einer Anſtalt, welche, unter mir ins Leben getreten, ſich raſch zu einer Wirkſamkeit entwickelt, die dem Inſtitut eine gute Zukunft bereiten dürfte. Soll es in Zukunft mit der Wiſſenſchaft bergab gehen bei den Menſchen, dann hat für mich das Leben keinen Pfennig Werth mehr. Was kann das Leben auch noch gelten, wenn ſeine Blüten, Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſittung abwelken!

Mit ſchwerem Herzen ſchied ich aus dem Salzkammergut, wo jede Felſenzacke, jeder ſchöne Baum, jeder tobende Bach, Seen, Thäler, Berge

und manche warmen Augen und weichen Herzen mir liebe Freunde geworden waren, nur hier konnte ich den Verluſt wieder erſetzt finden in dem zauberiſchen Kärnthen, reich an Großartigkeit, Romantik und Naturfülle! — Menſch, das wäre ein Land für Deine Muſe! — Bergketten der bunteſten Formen, hier zackig, zerriſſen, öde wie zerworfene Weltrümmer, dort ſanft aufgewölbt, bis zur Höhe der Wolken überdeckt von reichem Pflanzenleben, zwiſchen denſelben die üppigſten Thäler, beſäet mit Dörfern und Herrenſitzen, blühend in der reichſten Cultur des Bodens, umſäumt von Wald- und Felſenhöhen, von deren Scheitel überall ſtolze Burgruinen in maleriſcher Schönheit niederblicken. Hie und da findeſt Du im Dunkel des Waldes oder auf Wieſengründen wunderliche Wälle, und gräbſt Du hinein, tauchen Baumonumente längſt verronnener Zeiten vor Dir auf und erzählen von Völkern, die längſt nicht mehr ſind. Der Alterthümler zeigt Dir die Stellen des alten römiſchen Virunum, von Teurnia, Juenna, Matucajum, Belliandrum und noch älteren keltiſchen Denkmälern; an den Ufern der Kärnthner Seen erzählen Dir die Einwohner wunderliche Sagen von See- und Waldgeiſtern; von Gnomen und Kobolden kannſt Du in den Bergwerken der Fleis berichten hören, deren Stollenmündungen, 9108 Fuß über dem Meere gelegen, durch ewigen Schnee gebrochen ſind, und haſt Du endlich Luſt, Dir großartig den Hals zu brechen, ſo bietet Dir dazu der Großglockner, die erhabene Eismarke Kärnthens, die günſtigſte Gelegenheit. Willſt Du aber liebenswürdige Menſchen finden, ſo packe Deine Sachen zuſammen und ziehe ſüdwärts mit den Schwalben nach Klagenfurt, wo Du um zehn Percent älter werden kannſt als anderswo, und wo Du nebenbei ein Publicum liebenswürdiger Weiber findeſt, welche für Deine „Studien" ſchwärmen und ſich glücklich fühlen würden, mit Dir verkehren zu können. Außer dem Frauengeſchlecht, welchem ich jedenfalls den Vorzug vor unſerem genus gebe — Du findeſt unter jenem manche Maler- und Muſiktalente und noch mehr hübſche Geſichter, ſo hübſch wie das Land — begegnen Dir hie und da Männer von bedeutender Intelligenz, welche in geſellſchaftlicher Beziehung Deinen geiſtigen Bedarf ſchon decken können.

In allem Ernſte geſprochen, meine Aufforderung an Dich, hieher zu kommen, iſt nicht bloß ein flüchtiger Gedanke, ſie iſt aus der lang genährten Ueberzeugung hervorgegangen, daß Du hier den Boden finden wirſt, der Dir bisher mangelte, um etwas wahrhaft Schönes, Ganzes zu Stande zu bringen. Die einſeitige Richtung in Deinen „Studien" hat ſchon manche gewichtige Widerſacher hervorgerufen; einen Vorwurf, den auch ich Deinen Arbeiten machen muß, nämlich den allzu-

großen Mangel an hiſtoriſchem Stoff, wodurch Du verleitet wirſt, Deine herrlichſten Gedankenblüten an Unbedeutenheiten zu vergeuden, wirſt Du hier ganz beſeitigen können. In Kärnthen kannſt Du ein Walter Scott werden, in Linz wirſt Du Dich ſelbſt vergeſſen machen."

Stifter konnte oder wollte der Aufforderung ſeines Freundes keine Folge geben; er war entſchloſſen, geduldig auf ſeinem Poſten auszuharren. Es mag wohl ſein, daß Kärnten ihm ein Labſal geworden wäre, und daß ſich ſein Genius unter dem Einfluſſe erhebender Naturſchönheiten und begeiſternder, hiſtoriſcher Reminiszenzen gewaltiger und freier entwickelt hätte, als dies in der wohl auch ſchön gelegenen, aber damals noch etwas plattgeiſtigen Stadt geſchehen konnte, an welche ihn ſeine ſpätere Amtstätigkeit feſſelte.

Simonys Anſchauung über das „wahrhaft Schöne und Ganze" in Stifters Werken und über die „Unbedeutenheiten", an die der Dichter ſein „Talent vergeude", hat ſich indes bei wachſender Erkenntnis ſehr geändert, wie aus einem höchſt intereſſanten, für die Charakteriſtik Stifters äußerſt ſchätzbaren Briefe hervorgeht, den der Gelehrte am 19. Auguſt 1871 aus Hallſtatt an Emil Kuh richtete; es heißt in demſelben unter anderem:

„Wie ſchon in den erſten Jahren unſerer Bekanntſchaft — dieſelbe begann im Jahre 1844 im Hauſe des Fürſten Metternich — ſo hatte Stifter auch während unſeres Beiſammenſeins in Hallſtatt mich dringend aufgefordert, nicht bloß mit Bleiſtift und Pinſel, ſondern auch mit der Feder zu arbeiten; ich brauchte ja nur zu ſchreiben, wie ich erzähle, Stoff hätte ich für ganze Bücher und der Verleger würde ſich gewiß finden. Nun war aber meine Vorſtellung über das mir verfügbare Material eine ungleich beſcheidenere. Ich ſchrieb ihm auch einmal darüber meine Anſicht und zwar zu einer Zeit, wo ich bereits die „Studien" gründlich durchgenommen hatte. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir heraus, über die letzteren mich auszuſprechen und zu bemerken, daß die hie und da vorkommenden allzu breiten Stellen und die mitunter gar zu kleinliche Detailmalerei unweſentlicher Dinge den Eindruck des vielen unübertrefflich Schönen verkümmere, ja nicht wenige Leſer gar nicht zum Erkennen und Genießen des letzteren gelangen laſſe und daß, wenn das Volumen des Gebrachten etwas reduciert worden wäre, das Ganze zweifellos ſehr gewonnen und auch einen weit größeren Leſerkreis erobert hätte.

Nun will ich aber gleich hier geſtehen, daß ſich im Laufe der Jahre meine Anſchauung in Bezug auf das Letztgeſagte bedeutend geändert hat.

Als ich jüngſt wieder die „Studien" durchblätterte, kam mir vor, daß manches von dem, was mir damals allzu breitſpurig und pedantiſch kleinlich vorkam, dennoch auch ſeine Berechtigung habe, indem der Leſer dadurch, daß er mit jedem Rauſchen eines Blattes, mit jeder Handbewegung der handelnden Perſonen, mit jeder eingekühlten Weinflaſche und jedem Meſſerſchnitt auf einem Speiſeteller umſtändlich bekannt gemacht wird, er ſich unwillkürlich ſelbſt mitten in die Action verſetzt und das Ganze leibhaft und lebendig vor ſich abſpinnen ſieht. Ich denke, daß derjenige, dem Sinn und Empfindung für das viele unübertrefflich Schöne und Zarte in den Stifter'ſchen Werken nicht verſchloſſen iſt, die übrigen als Folie dienenden Zuthaten gerne mit in den Kauf nehmen wird. Solchen aber, die Pfeffer und Salz zur Lectüre benöthigen, konnte Stifter nicht genügen, für ſolche wird er ſtets unverſtändlich bleiben. Pikant vermochte Stifter nicht zu ſchreiben, dazu war er ein viel zu fein empfindender, idealer und zugleich keuſcher Charakter, ein Charakter, dem alles Schlechte und Schmutzige in der innerſten Seele widerſtrebte und dem er auch ſyſtematiſch auswich. Darum konnte er es auch nie über ſich bringen, als Schriftſteller in die Nachtſeiten des Menſchenlebens hineinzugreifen."

Stifter hatte Simonys Brief noch nicht beantwortet, als ſchon die Zeit der Ungewißheit für ihn ein Ende fand. Drei Tage nach dem endlich vollzogenen Verkaufe der „Studien" erhielt Stifter ſein von dem damaligen Unterrichtsminiſter, dem Grafen Leo Thun, unterfertigtes Anſtellungsdekret, welches nach dem den Akten beiliegenden Entwurfe folgenden Wortlaut hatte:

„Dekret an Herrn Adalbert Stifter zu Linz.

Erlaß des Miniſt. f. K. u. U. v. 3. Juni 1850, Z. 2694.

Ich habe Sie zum Mitgliede der nach den Beſtimmungen der Allerhöchſten Entſchließung vom 24. Oktober 1849 organiſierten proviſoriſchen Landesſchulbehörde für das Kronland Öſterreich ob der Enns, mit der Verwendung als Inſpektor der Volksſchulen zu ernennen befunden. Mit dieſem proviſoriſchen Dienſtpoſten iſt der Titel eines k. k. Schulrathes, die Einreihung in die VII. Diätenklaſſe und der Jahresgehalt von eintauſendfünfhundert Gulden K. M. verbunden. Aus der im Anſchluſſe mitfolgenden Abſchrift der Verordnung vom heutigen Tage über die Einſetzung der Landesſchulbehörde, dann aus der beigegebenen Inſtruktion werden Sie den Umfang Ihrer Verpflichtungen und die Grenzen Ihres Wirkungskreiſes erkennen, und ich habe nur noch beizufügen, daß

ich mich für vollkommen überzeugt halte, wie sehr Sie von der Wichtigkeit dieses Ihnen mit Beruhigung anvertrauten Amtes durchdrungen und von vielversprechendem Eifer beseelt sind.

Wegen Ablegung des Diensteides haben Sie sich bei dem Herrn Statthalter zu melden und von ihm die weiteren Weisungen einzuholen.

Zur Bestreitung der mit den Inspizierungsreisen verbundenen Auslagen werden Ihnen vorläufig, bis zur definitiven Regelung dieser Gebühren, Diäten im Betrage von 4 Gulden K. M. für den Tag, dann das postmäßige Rittgeld, jedoch ohne die Nebengebühren, über gehörige Aufrechnung erfolgt werden, wobei anempfohlen wird, so oft es sich mit dem Zwecke der Reise verträgt, den Eilwagen zu benützen und für diesen Fall statt des Rittgeldes nur die tarifmäßig Fahrgebühr aufzurechnen.

Dort, wo das Ziel Ihrer Reise an der Eisenbahnlinie liegt, ist gesetzlich nur die für die Fahrt auf der Eisenbahn zu entrichtende Gebühr als Vergütung anzusprechen.

Wien, den 3. Juni 1850.

Thun m. p."

Stifter ergab sich seinem neuen Amte mit dem ganzen Feuer seines für die Hebung des Volkswohles und für die Förderung der allgemeinen Sittlichkeit begeisterten Herzens. Seine Freude über die Erlangung des so sehnsüchtig erwarteten Dekretes war unermeßlich. Frei von den drückenden Sorgen um die unaufschiebbaren Bedürfnisse des Haushaltes, gedachte er sich in dem ihm zugewiesenen Amtsbereiche mit voller Tatkraft der Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Ideen zu widmen, wobei ihm nebstbei die verlockende Aussicht winkte, die, wie er annahm, nicht allzu spärlich bemessenen Feierstunden den Musen weihen zu können.

Was der Wortlaut des von ihm am 18. Juni 1850 unterfertigten, den Akten beiliegenden Diensteides von ihm verlangte: „Seiner Majestät dem Kaiser treu und gehorsam" zu sein, sein Amt „nach bestem Wissen und Gewissen" zu versehen, stets „das Beste des Staates und des Volksunterrichtes" im Auge zu behalten, Nachteil und Schaden, welcher dem Staate, dem Unterrichte, der Religion oder der Sittlichkeit erwachsen könnte", nach Kräften abzuwenden, dem Lehrstande „mit Achtung und Wohlwollen" zu begegnen und ihn „zur Erfüllung seiner hochwichtigen Bestimmung hinzuleiten, sowie auf unparteiliche, gerechte und gewissenhafte Beurteilung und Behandlung der Jugend" hinzuwirken — das gelobte er freudig und leichten Herzens, denn er hätte ja auch ohne Rücksicht auf den bindenden Schwur niemals im entgegengesetzten Sinne zu

handeln vermocht. Nach den Instruktionen hatte Stifter die Interessen der Schule bei der obersten politischen Landesstelle zu vertreten, sich eine genaue Kenntnis des Volksschulwesens im Lande zu verschaffen, sich von Zeit zu Zeit persönlich von dem Zustande der Schulen zu überzeugen, der religiösen und sittlichen Erziehung der Jugend ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, den Lehrern mit Rat und Tat an die Hand zu gehen, sowie Berichte zu erstatten und Vorschläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzustellen.

Mit der frohen Zuversicht, kraft der ihm verliehenen Machtvollkommenheit binnen kurzem ein bedeutendes, segensreiches, reformatorisches Werk durchführen zu können, das gar bald in anderen Ländern Nachahmung finden müßte, ging er fast ungestüm ans Werk. Schien doch in der Tat das Amt „Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben und wie eigens für ihn gemacht". Zunächst war er bestrebt, die für einen gedeihlichen Unterricht unerläßlichen äußeren Bedingungen zu schaffen, und er wendete daher seine erste Fürsorge den Schulbauten zu, welche er bei seinem Amtsantritte in einem beklagenswerten Zustande vorfand. „In Nieder-Thalheim bei Schwanenstadt," so äußerte er sich selbst in einem Berichte, „in einer sehr fruchtbaren Gegend, fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hier umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden; das Wasser rann auf dem Boden dahin."

Da Verhältnisse von der hier geschilderten Art in Ober-Österreich damals keineswegs zu den Seltenheiten gehörten, so fand Stifter ein reiches Feld für eine ersprießliche Tätigkeit vor. Zunächst schien auch das Glück seine Unternehmungen zu begünstigen. Bezüglich des Schulhauses von Nieder-Thalheim waren während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren vergebliche Unterhandlungen gepflogen worden; durch des Dichters leutselige Art und durch seine eindringliche Überredungskunst wurden sie nun rasch zu Ende geführt, und bald stand ein schmucker Neubau an der Stelle der einsturzdrohenden Schulruine. Ähnliches glückte ihm auch an anderen Orten, und gar oft geschah es, daß eine Gemeinde, von Stifter unermüdlich dazu angeeifert, freiwillig einen

größeren und ſtattlicheren Bau aufführen ließ, als dies nach den geſetzlichen Beſtimmungen erforderlich geweſen wäre. In einer leider unvollendeten Schrift über Volksſchulen äußerte ſich der Dichter ſelbſt hocherfreut im Hinblicke auf die allenthalben munter emporſtrebenden Neubauten: „Wäre es nur noch ein paar Jahre ſo fortgegangen, ſo wäre in ganz Ober-Öſterreich kein einziges unzulängliches Schulhaus mehr geweſen.“ In derſelben Schrift ſpricht er von einer Unterredung über Volkserziehung mit dem allmächtigen Staatskanzler: „Ich habe einmal zu dem jetzt verſtorbenen Fürſten Metternich geſagt, der Landſchulmeiſter iſt eine der wichtigſten Perſonen im Staate. Wir ſprachen weiter über die Sache, der Fürſt ſtimmte mir bei und fragte mich endlich: Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?“ Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all' den Schäden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entſpringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüte und Macht haben ſie noch obendrein. Wer die Beſtimmung der Menſchheit auf dieſer Erde nicht in einen ewig blinden Wechſel von Tugend und Laſter, von Recht und Gewalt, von Emporſteigen und Niederſinken ſetzt, ſondern wer glaubt, daß ſie ſich entwickeln ſolle, wie alles ſich entwickelt, der wird überzeugt ſein, daß einer der wichtigſten Faktoren in dieſer Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demſelben Punkte beharren könne, und unausgeſetzt die höchſte Beachtung der Staatsmänner verdiene.“

Überaus förderlich für Stifters ſegensvolles Wirken war es, daß der Statthalter von der gleichen Liebe zur Schule beſeelt war, wie er ſelbſt, und daß ihn der damalige, wiſſenſchaftlich hochgebildete Referent in Schulſachen Statthaltereirat von Fritſch mit vollem Verſtändnis und mit unermüdlicher Bereitwilligkeit unterſtützte. Mit einem umfaſſenden Blicke für das Allgemeine, Weſentliche und Bedeutungsvolle ausgeſtattet, war Stifter ein entſchiedener Feind der Methode, alles mit kleinlichen, bindenden Vorſchriften regeln und lenken zu wollen. „Die Natur erzieht und bildet den Menſchen nicht durch Maßregeln,“ ſagte er oft, „und wenn der Staat Menſchen erziehen will, ſo kann er es auch nicht durch Maßregeln, ſondern *nur durch Menſchen, die ſchon etwas ſind*; dann muß er ſie aber auch etwas gelten laſſen.“ — Als er in dieſem Geiſte auf die ihm unterſtellte Lehrerſchaft einzuwirken verſuchte, mußte er freilich gar bald erfahren, daß von den Volksbildnern der damaligen Zeit die wenigſten unterrichtet, einſichtsvoll und ſtrebſam genug waren, um ſeine Ideen erfaſſen zu können und ſich opferwillig in den Dienſt

derſelben zu ſtellen. Aber er ließ ſich durch die Enttäuſchungen, die er erlitt, nicht abſchrecken und je weniger Entgegenkommen er fand, deſto eifriger wurden ſeine Bemühungen. Seine Briefe ſind ſtets voll der froheſten Hoffnungen: „Gott gebe Geſundheit für mich und Heil für Öſterreich; dann arbeite ich gern und freudig und trage, wenn auch einer der unbedeutendſten Schreiber unſeres Vaterlandes, zum anbrechenden Morgenrote Öſterreichs bei. Mein Amt freut mich ſehr, und ich hatte ſchon manche ſehr dankbare Momente . . . . . Wenn ich auch ſchon fünfzehn Jahre immer über ſchlechten Unterricht klagte, ſo iſt ſeit einem Jahre die Sehnſucht, Volk und Jugend zu heben und zu bilden, zum herrſchenden, innigſten Gefühle in mir geworden . . . . . Ich arbeite mit leichtem, reinem Herzen, und unſer jetziger Statthalter muntert mich dazu ſehr auf. Die erſte Zeit meines Amtes hatte ich wenig Muße, jetzt iſt aber der Gang geregelter und, was die Hauptſache iſt, das Gemüt beruhigter. . . . Ich gehe täglich ſchon vor 8 Uhr in mein Amt, wo ich in der tiefſten Stille, ehe die anderen kommen, dichte, und wenn dieſes ſüße Tagewerk getan iſt, kommt das ebenfalls nicht ſaure der Schulenſchreiberei bis 2 Uhr.“

Die Zeit der goldenen Jugend und Unabhängigkeit war nun freilich vorüber — und ſo ſehr Stifter ſein Amt liebte und in treuer, eifriger Pflichterfüllung ſüße Befriedigung fand, ſo überkam ihn doch oft die Erinnerung an die vergangene Zeit wie leiſes Mahnen an einen verſunkenen Schatz. Da kam mit der definitiven Beſtätigung im Amte wieder neue anſpornende Freude in ſein Haus. Der Statthalter (der Wortlaut der betreffenden Aktenſtücke iſt in der bereits oben erwähnten Abhandlung über Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn unverkürzt wiedergegeben) ſprach ſich in höchſt anerkennender Weiſe über die Amtstätigkeit des Dichters aus und da auch der Miniſter Graf Thun ſich dieſer günſtigen Auffaſſung vollinhaltlich anſchloß, ſo konnte am 23. April 1855 amtlich nach Linz berichtet werden.

„Nach einer Mittheilung des Miniſteriums für Kultus und Unterricht geruhten Seine k. k. apoſt. Majeſtät mit a. h. Entſchließung vom 5. Februar 1855 zum wirklichen Schulrathe in Öſterreich ob der Enns den proviſoriſchen Schulrath Adalbert Stifter mit der Einreihung in die Gehaltsſtufe von 1800 fl. allergnädigſt zu ernennen . . . .“

Die durch die erlangte Definitivſtellung und durch die ein Jahr vor dieſer Beförderung erfolgte Verleihung des Franz Joſef-Ordens in der Bruſt des dankerfüllten Dichters erweckte Freude war nebſt dem Entzücken, welche eine im Juni des Jahres 1857 unternommene Urlaubs-

reiſe an das Meer ihm gewährte, die letzte Glücksempfindung in ſeiner von da ab durch ſchwere Schatten verdüſterten amtlichen Laufbahn.

Als der von der einzigen größeren Reiſe ſeines Lebens heimgekehrte Dichter wieder die Tür ſeiner Amtsſtube hinter ſich zudrückte, war es ihm, als ſchlöſſen ſich finſtere Kerkermauern, um ihn lebendig zu begraben. Er hatte ein einziges Mal einen erſtaunten Blick in die Glanzfülle der Welt tun dürfen; er hatte beglückt empfunden, wie die Schwingen ſeines Geiſtes ſich regten; die Ahnung, ja faſt die Gewißheit hatte ſich aufgetan, was er den Menſchen hätte bieten können, wenn Freiheit und Unabhängigkeit ſein Los geweſen wäre. Ja, wenn es ihm doch wenigſtens hätte gegönnt ſein dürfen, in ſeinem Amte wahrhaft reformatoriſch zu wirken, wenn er ſeinen Ideen unbehindert hätte Raum ſchaffen, die Volksbildung wirklich mit einem Machtrucke hätte fördern können. Aber er mochte ſich bemühen, wie er wollte, überall trat ihm die Unzulänglichkeit hindernd in den Weg. Bald mußte er ſich eingeſtehen, daß er nichts anderes ſei als ein kleines, unbedeutendes Rad im ſtaatlichen Getriebe, unfähig, den Gang des großen Uhrwerkes weſentlich zu beſchleunigen; wollte er in dem Mechanismus nicht ſtörend empfunden werden, ſo hatte er ſich zu gedulden, bis langſam ein Zahn in den anderen eingriff. Kaum der Miniſter hätte in einem Menſchenalter durchzuſetzen vermocht, was der Dichter binnen wenig Monaten im Sturm zu erobern gedachte. Was man aber von ihm erwartete, und was ſeine Amtsobliegenheit ihn auszuführen zwang, das konnte ſeinen Feuergeiſt nicht befriedigen. Das Eintönige, das Kleinliche, das Maſchinenmäßige des Bureaudienſtes widerte ihn an, und das meiſte von dem, was für die ruhige Abwicklung der Amtsgeſchäfte unentbehrlich iſt, empfand er als einen ſchnöden Mißbrauch ſeiner Kräfte. Zu ſpät ſah er nun wirklich ein, was er in ſeiner Jugend nur inſtinktiv gefühlt hatte: zum Staatsdienſte beſaß er in Wahrheit nicht die geringſte Eignung.

Stets der herrlichen Zeit ſeiner früheren Unabhängigkeit gedenkend, peinigt ihn das Bewußtſein, daß er berufen geweſen ſei, Dichtungen hervorzubringen, welche neben den größten Meiſterwerken Beſtand hätten, und oft drängt es ihn, alles bei Seite zu laſſen und raſtlos fortzuarbeiten, „ſo lange das tiefe, innige, heilige Feuer im Herzen noch brennt, ehe die Aſche des Alters auf die erloſchenen Kohlen fällt“ — „aber,“ ſo ruft er in ſchmerzlicher Erbitterung aus, „was muß ich jetzt tun? — Dort trinkt ein Schulmeiſter Branntwein, hier zerfällt ein Schulgehilfe mit der Pfarrersköchin, dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben — — u. ſ. w. u. ſ. w., und ich muß dieſe Dinge bearbeiten!“

„Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet," schrieb er am 23. März 1852 an Luise Baronesse von Eichendorf, „schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Äußerungen unverdorbenen Gemütes, liebte überhaupt die Menschen, — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein. Leider kann ich nicht mehr so einfach dem Reiche des Schönen leben wie früher, da ein Amt, das mir angeboten wurde, und das ich nahm, weil ich einerseits wirkliches Gutes zur Verbesserung heranwachsender Geschlechter vollbringen möchte, und weil ich andrerseits einer sehr geliebten Gattin bei den ungewissen Weltzuständen und daher dem Schwanken des Buchhandels für den Fall meines Todes ein etwas sicheres Auskommen verschaffen möchte — da, sage ich, dieses Amt teils die Zeit, teils die reine, edle Stimmung raubt, die mich sonst so beglückte. Ich weiß jetzt erst, wie glücklich ich zehn Jahre an der Seite eines sehr einfachen, aber sehr guten Weibes in Beschäftigung mit lauter schönen Dingen und vollkommen unabhängig von Widrigkeiten des Lebens war. Jetzt ist es anders."

Das Amt wurde für Stifter bald die drückendste Fessel.

„Lieber, teuerster Freund," schrieb er am 13. Mai 1854 an Gustav Heckenast, „wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dies ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt.

Könnte ich diese Zeit verschlafen, oder die Amtsdinge ohne Teilnahme des Herzens abtun, zu welch' schönem Grad' der Ruhe es viele Beamte bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen. Sie wissen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wissen am besten zu sagen, wie wenig ich mir genug tun kann, wie ich immer ausbessere (Sie leiden ja sogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber manchmal ist mir, ich könnte Meisterhaftes machen, was für alle Zeiten dauern und neben dem Größten bestehen kann, es ist ein tiefer, heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber da ist äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge schreien d'rein,

ihnen muß von amtswegen und auf Befehl der Menſchen, die ſie für wichtig halten, abgewartet werden, und das Große iſt dahin. Glücklich die Menſchen, die dieſen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, ſie kennen das Höchſte des Lebens nicht. Ich gebe den Schmerz nicht her, weil ich ſonſt auch das Göttliche hergeben müßte. Hätte ich mein ruhiges Leben (im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen unter Bäumen und Wolken), dürfte ich nichts anderes tun, als mit Großem, Reinem, Schönem mich beſchäftigen, Vormittags ſchreiben, Nachmittags zeichnen, leſen, Wiſſenſchaften nachgehen, und Abends mit manchem edlen Freunde oder in der Natur oder in meinem Garten ſein — — aber ich darf nicht daran denken, ſonſt ergrimmt der Gott im Menſchen, wie Jean Paul ſagt. — Seine Majeſtät, unſer trefflicher Kaiſer, hat mir den Franz Joſefs-Orden geſchickt; wüßte er, wie er mich mit ſo wenig, daß es ihm nichts iſt, beglücken könnte, wenn er mir, wie Auguſtus dem Virgil, wie ein kleiner Fürſt dem hohen Goethe, die Muße gäbe, ſchaffen zu können — ich glaube, es würde ihm nicht unbelohnt bleiben, tauſende reiner Herzen würden vielleicht noch in ſpäten Tagen davon ſprechen, mein Gemüt würde in deſto höherem Schwunge dem Herrlichen und Ewigen nachſtreben, wie Goethe ſeinem Fürſten nicht mit Geſchäften des geheimen Rates, aber mit ewigen Meiſterwerken den Dank abtrug. Ich bin zwar kein Goethe, aber einer aus ſeiner Verwandtſchaft, und der Same des Reinen, Hochgeſinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweiſe, und wer weiß, ob ſie nicht mithelfen, einmal einen großen unendlichen Geiſt, der höher iſt als Goethe, Schiller und alle, in ſeiner Jugend von dem Eklen, Widerwärtigen, Zerriſſenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm um ſo früher Raum geben, zu ſeinen Schöpfungen zu ſchreiten, die das Ergötzen und Staunen der Welt ſein werden. Sie tun nach Ihren Kräften viel für mich, die Nachwelt wird es wiſſen, ich bin Ihnen darum auch dankbar, und Ihnen kann ich daher auch ſagen, wie mir im Herzen iſt. Einmal werden es auch Andere wiſſen, wer weiß, ob dieſer Brief nicht gedruckt wird; aber dann werde ich im Grabe liegen, die Leute werden nicht begreifen, warum es ſo geweſen iſt, und werden ihren Mitlebenden doch wieder gerade ſo tun. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich dieſe Klagen ſchreibe; ſie erleichtern, und ich ſage ſie nicht zu Jedem. Sie ſind meinem Streben vertraut, und ſind mein Freund, dies gibt die Erklärung. — Den Leuten hier könnte ich nichts der Art ſagen; denn ſie hielten mich, wenn ich über ein Amt klage, um das ſie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt."

Nicht nur Mißhelligkeiten aller Art brachen des Amtes halber über den zu einer bureaukratiſchen Laufbahn gänzlich ungeeigneten Dichter herein, auch herbe Kränkungen blieben ihm nicht erſpart.

So wurde ihm wegen eines Zerwürfniſſes zwiſchen Direktion und Lehrkörper die Inſpektion der Linzer Oberrealſchule abgenommen, ohne daß er ſich bei dem Vorfalle irgend eines Verſchuldens bewußt geweſen wäre.

„Fünf Jahre," ſchrieb er am 22. Dezember 1856 an Heckenaſt, „habe ich ohne Entgelt für die Realſchule nach beſten Kräften geſorgt (mein nächſter Chef, unſer Statthalter, hat es ſehr warm anerkannt), und im ſechſten wird mir die Inſpektion abgenommen. Weniger die perſönliche Kränkung, viel mehr der Gedanke, daß man ſo ſchnell und ſo leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, iſt tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernſt, wer weiß, ob nicht ſolche Dinge ſehr häufig im Staatsleben vorkommen und von ihm unzertrennlich ſind."

Welche tief einſchneidenden, zerrüttenden Qualen Stifter, an die hemmende und niederdrückende Feſſel eines ungeliebten Amtes geſchmiedet, erduldete, vermag ein in die Begriffe des Alltagslebens eingewohntes Gemüt kaum zu erfaſſen; oft mag ſein Herz in unſäglichem Weh geblutet haben, wenn er ſeiner verlaſſenen Muſe gedachte, nutzloſen Frohndienſt verrichtend, und jene Stimmung war ihm gewiß nicht fremd, welcher Hilſcher in ergreifenden Worten Ausdruck verleiht:

„Ein Fremdling muß ich unter Fremden ſtehen
Und, mißverſtanden oder ganz verkannt,
Ihr abgeſchmacktes, ſchales Treiben ſehen,
Fort aus dem Kreis der Beſſeren gebannt;
Muß ängſtlich ringen mit gemeinen Sorgen,
Wie leid'ge Lüge flieh'n der Hoffnung Wahn,
Mit friſcher Kraft erwachen jeden Morgen
Um ausgemüdet dumpfem Schlaf zu nahn."

Daß Stifter dieſe Gefühle kannte, davon gibt der verzweifelte Unmut unwiderlegbares Zeugnis, der in einem Briefe an Heckenaſt vom 29. Feber 1856 zu bitterer Wehklage losbricht: „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht! Oft — oft ſagt mir mein Inneres, ich hätte nicht umſonſt gelebt, ich würde doch etwas machen, was fortlebt und fortwirkt. Stoffe und Gedanken häufen ſich im Haupte, ſie pochen und drängen zur Ausführung; aber dann fehlt die Zeit, und die Gemeinheit der täglichen Vorkommniſſe, und die Kläglichkeit der Menſchen, mit denen ich zu tun habe, und denen ich nicht aus dem Wege gehen kann, trübt die Hoheit

der Stimmung. Vielleicht wird man einmal diesen Brief lesen, und die im Mutterleibe getöteten Kinder bedauern, dann wird es zu spät sein, wie es bei Kepler zu spät war und wie es bei Mozart zu spät war. Ich bin kein Kepler und kein Mozart; aber wenn meine bisher veröffentlichten Arbeiten etwas wirkten, so bin ich doch etwas; denn ich weiß es, daß diese Arbeiten mein Mindestes sind, und daß Tieferes in der Seele schlummert, das nur nicht erweckt werden kann, weil es mit holden Stimmen und göttlichen Klängen gerufen werden muß, jetzt aber nur mißtönige Fuhrmannslaute ihm in die Ohren kreischen. Sie werden mich nicht höhnen, wenn ich Ihnen sage: oft möchte ich bitterlich weinen . . . ."

Beschränktheit, Starrsinn, Übelwollen und Zaghaftigkeit vereitelten des Dichters beste Absichten; seinen Berichten und Vorschlägen wurde nicht die gebührende Bedeutung beigelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal," schreibt er am 24. August 1859 an Heckenast, „Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegenteil mich schweigend fügen und es fördern muß."

Inzwischen waren die „Kindergeschichten" vorgeschritten. Stifter versprach bereits zwei Bändchen derselben bis Juli 1850 an Heckenast einzusenden. Aber da er mit gewohnter Langsamkeit und Bedächtigkeit fortarbeitete, so geschah es, daß er im Juli 1851 noch immer nichts gesendet hatte, und in einem Briefe an Heckenast denselben auf den Herbst vertrösten mußte; aus dem Herbste wurde Winter und erst anfangs 1852 gingen die „Bunten Steine" zum ersten Male an den Verleger ab. Stifter war aber viel zu sorgsam und zu ängstlich, als daß er das Manuskript gleich nach der ersten Abschrift hätte drucken lassen. Heckenast mußte das ganze Werk, nachdem er es in der Handschrift gelesen hatte, was er mit unverhohlenem Entzücken tat, an den Verfasser zurücksenden, der nun jede Erzählung einzeln durchkorrigierte und zur Herstellung des Satzes nach Pest schickte.

Wenn der Druck der äußeren Verhältnisse schwer auf seiner Seele lastete, suchte und fand er Erheiterung am Schreibtische. Sogar über körperliche Leiden hob ihn die alles verklärende Macht der Dichtung empor. „Dann griff ich noch zu einem anderen Heilmittel," schreibt er an Heckenast, „das alle Heilerfahrenen verdammt hatten, dessen labsal-

bringende Wirkung ich aber recht gut kannte — das Dichten. Das, wovon ſie ſagen, es greife am meiſten die Nerven an, wiegte ſie bei mir in ſelige Wonne."

* * *

Im Jahre 1850, ſechs Jahre nachdem Heckenaſt die erſten Bände der „Studien" der Leſewelt vorgelegt hatte und zehn Jahre nach dem erſten Auftreten Stifters in der Wiener Zeitſchrift, erſchienen die beiden letzten Bände dieſes Sammelwerkes mit den Erzählungen: „Der Hageſtolz", „Der Waldſteig", „Zwei Schweſtern" und „Der beſchriebene Tännling".

Es iſt das Bild eines verfehlten, düſteren Lebens, das der Dichter im „Hageſtolz" vor uns aufrollt.

Der Oheim, herb, rauh, dornig nach der Außenſeite, weich, liebevoll, feinfühlig im Inneren, iſt eine markig aus dem Leben gegriffene Figur. Daneben taucht in wirkſamem Gegenſatze Viktors blühende, unſchuldsvolle Erſcheinung empor, in friſchen Farben leuchtend. Hier der Greis, der dem Daſein unmutig den Rücken kehrt, und die einzige Hoffnung auf das erlöſende Grab ſetzt, vor dem ihn doch auch wieder ſchauert, dort der aufſtrebende Jüngling, der den erſten Schritt tut im Leben, gehalten von den Armen des „ſchönen, wilden, entſetzlichen, rätſelhaften Ungeheuers, das die Menſchen Welt nennen".

Der in ſeinem von der Einſamkeit eines abgeſchiedenen Gebirgsſees umlagerten Inſelhauſe in tiefſter Weltabgeſchiedenheit lebende alte Oheim hatte einſt in jungen Jahren Viktors Ziehmutter Ludmilla geliebt, ihre Neigung aber nicht erringen können, da ihr Herz dem Bruder des Oheims, Viktors Vater, zugewendet war. Dieſer aber ging in der Ratloſigkeit ſeines unſteten Gemütes eine Ehe ein, zu deren Abſchluſſe er ſich verpflichtet glaubte; er ſtarb früh und Ludmilla, welche mittlerweile Witwe geworden war, nahm Viktor als Ziehſohn in ihr Haus auf. In der ſorgſamen Pflege ſeiner Ziehmutter und als froher Geſpiele ihres einzigen Kindes Hanna wächſt Viktor zu einem herrlichen, hoffnungsfreudigen Jüngling heran, in welchem die alternde Frau das vollendete Ebenbild des einſtigen Geliebten hütet.

Nach der Neigung unſeres Dichters, zuerſt das Gewordene aufzuzeigen, und dann erſt, in die Vergangenheit weiſend, das Werden zu enthüllen, wird die Erzählung mit einem Gegenbilde eingeleitet, das uns auf der einen Seite Viktor voll Heiterkeit und Frohſinn im Kreiſe

munterer Freunde entgegenführt, wobei das schwärmerische Brausen und Schäumen der Jugend prächtig dargestellt ist, während auf der anderen Seite die finstere Gestalt des verlassenen Greises vor uns auftaucht.

„Weil er kein Weib gehabt hatte, saß keine alte Gefährtin neben ihm auf der Bank, so wie an allen Orten, wo er vor der Erwerbung des Inselhauses gewesen sein mag, nie eine Gattin bei ihm war. Er hatte nie Kinder gehabt und nie eine Qual oder Freude an den Kindern erlebt, es trat daher keines in den Schatten, den er von der Bank auf den Sand warf. In dem Hause war es sehr schweigsam, und wenn er zufällig hineinging, schloß er die Thüre selbst, und wenn er herausging, öffnete er sie wieder selbst. Während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgestrebt waren und ein wimmelndes Leben und dichte Freude sie umgab, war er auf seiner Bank gesessen, hatte auf die an Stäbe gebundenen Frühlingsblumen geschaut, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenschein hatten um ihn gespielt. Als die Jünglinge nach Vollbringung des Tages auf ihr Lager gesunken und in Schlummer verfallen waren, lag er auch in seinem Bette, das in einer wohlverwahrten Stube stand, und drückte die Augen zu, damit er schlafe."

Da der Oheim in einer verspäteten Regung seines Gemütes den Neffen vor dessen Eintritt in den Staatsdienst gerne einmal sehen möchte, so macht sich Viktor auf den Weg nach dem stillen Gebirgssee. Die Wanderung durch Feld und Wald, durch Schluchten und über Bergeshöhen, sowie die nach vieltägigem Marsche das jugendliche Herz bestürmenden Eindrücke auf der von blühender Romantik umhegten Insel zeigen Stifters glänzende Meisterschaft der Schilderung auf der gewohnten Höhe. Der Jüngling trägt den Abschiedsschmerz, welchen er aus dem sanften Hause seiner Kindheit mitgenommen hatte, unerkannt mit sich in die Ferne. „Die Welt wurde immer größer, wurde glänzender und wurde ringsum weiter, da er vorwärts schritt — und überall, wo er ging, waren tausend und tausend jubelnde Wesen." — Endlich umfängt ihn das Hochgebirge mit seinen „riesigen, hohen Lasten" und mit seinem „sehnsuchtsreichen Blau", er gelangt in struppigen, undurchsichtigen Nadelwald, welchen bergwärts herabgehende „erstarrte Steinströme" durchziehen und an dem Dämmern mächtiger „Schleiermauern", an denen Schneeflecken sich wie „weiße Schwäne" in die Spalten ducken, hinabschreitend, führt ihn sein Weg an das Ufer des geheimnisvollen Sees, wo ein „Getümmel von Lichtern und Farben" herrscht. Im abendlichen Dahinzittern der „emsigen Klänge" des Glöckleins aus der Hul bringt ihn ein Fährmann zur Inselklause, welche einst von zahlreichen Mönchen bewohnt

war, lange bevor ſie der letzte Ruheſitz ſeines weltflüchtigen Oheims geworden. Auf engem Raume häufen ſich hier die mit ſorgſamem Bedacht ausgeſuchten Redewendungen und bildlichen Vergleiche, wodurch die Schreibart gedrängt plaſtiſch und in einem Grade anſchaulich wird, daß die Erſcheinungen faſt greifbar vor uns ſtehen. Die geheimnisvolle Gewalt des Schilderers der „Narrenburg", welche Trümmer und Ruinen reden macht, tritt in der Wanderung durch die phantaſtiſchen Irrgänge der Zauberinſel machtvoll hervor. „Die Bäume waren ſo hoch und dicht, daß der Boden unter ihnen feucht war und das Gras ſich mit dem ſchönſten, zarteſten Grün färbte. Viktor gelangte zu einem Gebäude, deſſen hohes breites Tor verſchloſſen und eingeroſtet war. Ueber dem Bogen des Tores ſtanden die ſteinernen Zeichen geiſtlicher Hoheit, Stab und Inful, nebſt den anderen Wappenzeichen des Ortes. Am Fuße des Bogens und des ganzen Holztores war weiches, dichtes Gras, zum Zeichen, daß hier lange kein menſchlicher Tritt gewandelt war. Viktor ſah, daß er durch dieſe Pforte nicht in das Gebäude kommen konnte, er ging daher an demſelben außen entlang und betrachtete es. Das Mauerwerk war ein aſchgraues Viereck mit faſt ſchwarzem Ziegeldache. Die überwuchernden Bäume der Inſel waren hoch darüber hinausgewachſen. Die Fenſter hatten Gitter, aber hinter den meiſten derſelben ſtanden ſtatt des Glaſes graue, vom Regen ausgewaſchene Bretter. Es war wohl noch ein Pförtchen in dieſes Haus, aber dasſelbe war wie der Haupteingang verrammelt. Weiter zurück war eine hohe Mauer, welche wahrſcheinlich den ganzen Zuſammenhang von Gebäuden und Gärten umſchloß. In einem ausſpringenden Winkel dieſer Mauer lag der Kloſtergarten, von dem aus Viktor die zwei dicken, aber ungewöhnlich kurzen Türme der Kirche erblickte. Die Obſtbäume waren ſehr verwildert und hingen häufig zerriſſen darnieder. Einen Gegenſatz mit dieſer trauernden Vergangenheit machte die herumſtehende blühende, ewig junge Gegenwart. Die hohen Bergwände ſchauten mit der heiteren Dämmerfarbe auf die grünende mit Pflanzenleben bedeckte Inſel herein, und ſo groß und ſo überwiegend war ihre Ruhe, daß die Trümmer der Gebäude, dieſer Fußtritt einer unbekannten menſchlichen Vergangenheit, nur ein graues Pünktlein waren, das nicht beachtet wird in dieſem weithin knoſpenden und drängenden Leben. Dunkle Baumwipfel ſchatteten ſchon darüber, die Schlingpflanze kletterte mauerwärts und nickte hinein, unten blitzte der See, und die Sonnenſtrahlen feierten auf allen Höhen ein Feſt in Gold- und Silbergeſchmeide . . . . Viktor wandelte auf dem offenen Platze vorwärts gegen den See, um von dem Felſenufer, wenn hier auch eins wäre, in das

Waſſer hinabzuſchauen. Es war ein Felſenufer und zwar, da er am äußerſten Rande draußen ſtand, ein häuſerhohes. Unten ſäumte das Waſſer ſanft den Strand, gegenüber ſtand die Griſel mit freundlichem Bergfuße, der ſeine weißen Steine und ſeine ſchimmernden Dinge im Waſſer ſpiegelte. Und wenn er auf die Bergmauern ringsum ſchaute, an denen das Waſſer dunkel, reglos und faltenlos lag, ſo war ihm wie in einem Gefängniſſe und als ſollte es ihm hier beinahe ängſtlich werden. Er verſuchte, ob nicht eine Stelle zum Hinunterklettern an das Waſſer zu finden wäre, aber die von Regen und Sturm gepeitſchte Wand war glatt wie Eiſen, ja ſie ging ſogar gegen das Waſſer zu einwärts und überwölbte ſich. — Als er hier wieder eine Weile geſtanden war, ging er längs des Saumes dahin, bis er an die Einfangungsmauer an der Seite des Kloſters käme. Er kam dahin, und die Mauer ſtieg mit glattem Rande fallrecht in das Waſſer nieder. Dann wendete er um, und wandelte wieder an dem Saume fort, bis er neuerdings an die Mauer an der dem Kloſter entgegenliegenden Seite käme. Aber ehe er dahin gelangte, traf er etwas anderes. Es ſtand eine gemauerte Höhlung da, wie die Tür eines Kellers, die hinter ſich abwärts gehende Stufen zeigte. Viktor meinte, dies könnte eine Treppe ſein, die zum See hinabführe, um etwa Waſſer heraufzuholen. Sogleich ſchlug er den Weg hinab ein, der in der Tat wie eine überwölbte Kellerſtiege war, und auf unzähligen Stufen niederführte. Er gelangte wirklich an das Waſſer, aber wie erſtaunte er, als er ſtatt eines armen Schöpfungsplatzes, wie etwa zum Begießen der Pflanzen nötig wäre, einen wahrhaften Waſſerſaal erblickte. Da er aus dem Dunkel der Treppe herauskam, ſah er zwei Seitenwände aus großen Quadern in den See hinauslaufen, ſteinerne Simſe an ihren Seiten führend, daß man auf ihnen neben dem Waſſerſpiegel, der den Fußboden der Halle bildete, hin gehen konnte. Oben war ein feſtes Dach, die Mauern hatten keine Fenſter, und alles Licht kam durch die gegen den See gerichtete Wand herein, die ein Gitter aus ſehr ſtarken Eichenbohlen war. Die vierte, nämlich die Rückwand, bildete der Fels der Inſel. Das Bohlenwerk hatte mehrere Türen zum Hinausfahren in den See, aber ſie waren alle verſchloſſen, und die Balken gingen unerſichtlich tief in

Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Bleiſtiftzeichnung von Karl v. Binzer aus dem Jahre 1849.

das Waſſer hinab. Viktor blieb ſtehen und ſah in die grünblinkenden Lichter des Sees, die zwiſchen den ſchwarzen Balken des Eichenholzes herein ſchienen . . . .“

Die hier angeführte Stelle, welche den Leſer mitten in die durchaus ungewöhnliche Gegend verſetzt, wo der Gang der Erzählung ſich abſpinnt, verrät deutlich, mit welcher wahrhaft virtuoſen Geſchicklichkeit Stifter, den bereits erprobten Vorgang aus dem „Heidedorf“ und aus der „Narrenburg“ einhaltend, die Naturbetrachtung zum Erlebnis geſtaltet. Die bloße Beſchreibung, wäre ſie noch ſo farbenreich und glänzend, müßte bei der Vorliebe des Dichters für die gewiſſenhafte Berückſichtigung der kleinſten Einzelheit auf die Dauer ermüdend wirken, liefe ſie als ein Selbſtändiges losgelöſt neben den Geſchehniſſen einher. Stifters eigenes feines Kunſtgefühl, vielleicht zum Teile auch noch geſchärft und geſteigert durch die harten Äußerungen mancher zeitgenöſſiſchen Kritiker, erkannte ſehr genau die Klippe, welche gerade für ſeine beſondere Eigenart eine ſtetige Gefahr blieb, und er hat ſie in den beſten ſeiner Arbeiten auch zu umſteuern gewußt. Eines der vorzüglichſten Beiſpiele dafür bietet der „Hageſtolz“, in welchem der Landſchaftsmaler an keiner einzigen Stelle den Erzähler verdrängt, und wo die lebensvolle Schilderung zugleich auch ſpannende und weiterleitende Handlung iſt.

Der Empfang, welchen Viktor im Hauſe ſeines wortkargen, verknöcherten Oheims findet, iſt wenig einladend. Statt jeder Begrüßung wird an der Wahrheit ſeiner Ausſage gezweifelt, daß er, wie von dem Oheim verlangt worden war, den ganzen Weg bis zum See zu Fuße gekommen ſei, und ſodann ergeht, bevor ihm noch das Gitter zum Einlaß geöffnet wird, die Aufforderung an ihn, ſeinen treuen Hund im See zu ertränken. Erſt als Viktor voll Entrüſtung erklärt, unter ſolchen Umſtänden das Haus nicht betreten zu wollen, und die Nacht lieber im Freien zuzubringen, wird ihm geſtattet, den Spitz bei ſich behalten zu dürfen. Beim Lampenlichte in der einſamen Speiſeſtube betrachtet Viktor den hageren, verfallenen Mann, welcher ſein nächſter Blutsverwandter iſt, und den er früher niemals geſehen hatte. „Die Züge drückten kein Wohlwollen und keinen Anteil aus, ſondern waren in ſich geſchloſſen, wie von einem, der ſich wehrt und der ſich ſelber unzählige Jahre geliebt hat. Der Rock ſchlotterte an den Armen und von dem Kragen desſelben ging der rötliche runzlige Hals empor. Die Schläfen waren eingeſunken und das zwar noch nicht völlig ergraute, aber aus vielen mißhelligen Farben gemiſchte Haar war ſtruppig um dieſelben herum, niemals ſeit es wuchs von einer liebenden Hand geſtreichelt. Der Rockkragen war an ſeinem

oberen Rande sehr schmutzig und an dem Ärmel sah ein gebauschtes Stück Hemd hervor, das ebenfalls schmutziger war, als es Viktor je bei seiner Ziehmutter gesehen hatte. Und überall waren leblose oder verdorbene Dinge um den Mann herum. Es befanden sich in dem Zimmer eine Menge Gestelle, Fächer, Nägel, Hirschgeweihe und dergleichen, an welchen allen etwas hing und auf welchen allen etwas stand. Es wurde aber mit solcher Beharrung gehütet, daß überall der Staub darauf lag und daß sich vieles schon jahrelang nicht vom Platze gerührt hatte ...."

Neben dem argwöhnischen, unwirschen Sonderling verlebt Viktor eine Reihe ungemütlicher, lichtloser Tage. Er fühlt sich umsomehr als Gefangener, da niemals ein fremdes Schiff von der Insel aus zu sehen ist, und da der Oheim des Neffen Bitte, ihn in die Hut überführen zu lassen, höhnisch abgeschlagen hat. Aus diesem Grunde kommt es zwischen beiden zu einer überaus heftigen Auseinandersetzung, in deren Verlaufe Viktor dem Greise mit vor Erregung bebenden Lippen die Worte zuruft: „Nein, Oheim! Das können Eure Anstalten nicht fügen, was Ihr beliebig wollt; denn ich gehe und stürze mich gegen den See hinunter, daß sich mein Körper zerschmettert." „Tue das, wenn Du die Schwäche besitzest," war die gleichgültige Antwort. — Von nun an betrachtet sich der Jüngling jeder Rücksicht gegen den Greis entbunden, er erscheint im Hause nur zu den Mahlzeiten, welche im tiefsten Schweigen verzehrt werden, und verbringt den ganzen Tag draußen im engen Umkreise der Insel. Allmählich bemerkt er, daß er freier und vertrauensvoller behandelt wird. Er kann durch das eiserne Gittertor beliebig aus- und eingehen, er findet die Bohlen geöffnet, wodurch ihm zu seiner größten Freude das freie Schwimmen im See ermöglicht ist, er darf den Spitz, den er immer an der Leine hinter sich her gezerrt hatte, frei umherlaufen lassen und er wird Nachts nicht mehr in sein Schlafzimmer eingeschlossen, wie dies zu Anfang der Fall war. Durch wechselseitiges Entgegenkommen bahnt sich zwischen dem alten Manne und seinem unfreiwilligen Gast allmählich wieder ein Verkehr an. Da endlich der Tag herannaht, an welchem Viktor nach dem für ihn ausgestellten Bescheide sein Amt antreten soll, erfährt er zu seiner größten Verwunderung, daß der Oheim für ihn einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erwirkt habe. Dieser Umstand und verschiedene Andeutungen des alten Mannes machen es immer deutlicher, daß eine unausgesprochene tiefe Zuneigung das greise Herz bewege, welches unter dem Drucke der selbstgewählten Einsamkeit schon halb verschmachtet war. Viktor aber fühlt sich durch die neuen Wahrnehmungen nur noch mehr beklommen, so sehr ihn auch die Hilflosigkeit, die ihn fast bittend anspricht, mit Rührung

erfüllt. So geht wieder eine Zeit dahin. Endlich an einem gewitterſchweren Abend tritt der Oheim vollends aus ſich heraus und redet offen zu Viktor: „Ich werde Dich nun doch bald fortlaſſen. Es iſt zuletzt doch alles vergeblich — Jugend und Alter taugen nicht zuſammen. Mir ſagte ſchon immer die heimliche Stimme: Du wirſt es nicht erreichen, daß ſein Auge auf Dich ſchaut, Du wirſt das Gut ſeines Herzens nicht erlangen, weil Du es nicht geſäet und gepflanzt haſt .... Dir mag manches herbe erſcheinen, deſſen Ziel und Ende Du nicht begreifſt. Ich wollte Dich ſehen, weil Du einmal mein Geld erbſt, und ich wollte Dich deshalb lange ſehen. Ich mußte Dich allein haben und feſthalten. Ich mußte Dich in die Sonne und in die Luft hervorreißen, ſonſt wirſt Du ein weiches Ding, wie Dein Vater. Daß ich Dich ſo feſtgehalten habe, mußte ſein; wer zuweilen nicht den Steinblock der Gewalttat ſchleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weiſeſt bei Gelegenheit die Zähne und haſt doch ein gutes Herz. Das iſt recht. Du wäreſt endlich doch ein Sohn geworden, es hätte Dich hingeriſſen, mich zu achten und zu lieben — und wenn Du das getan hätteſt, dann wären Dir die anderen zahm und klein geweſen, die auch an mir nie bis zum Innern dringen konnten. Aber ich erkannte, daß, biſt Du dahin kämeſt, eher hundert Jahre vergingen, und darum gehe, wohin Du willſt, es iſt alles aus. — — Ich ließ Dich auch zu dem Zwecke zu mir kommen, daß ich Dir nebſt anderem, was Du hier ſollteſt, einen guten Rat gebe, den Du dann beliebig befolgen kannſt oder nicht. Höre mich! Du haſt alſo im Sinne in ein Amt zu treten, das ſie Dir verſchafften, damit Du Dein Brot haſt und verſorgt biſt? — Siehſt Du, und ich habe Dir ſchon einen Urlaub ausgewirkt. Wie nötig mußt Du alſo ſein und wie wichtig das Amt, das unausgefüllt auf Dich warten kann. Du kannſt auch in der Tat noch gar nichts leiſten, und wenn Du einträteſt, ſo könnteſt Du höchſtens etwas wirken, was niemand frommt und was Dir doch langſam das Leben aus dem Körper frißt. Ich wüßte Dir etwas anderes. Das Größte und Wichtigſte, was Du jetzt zu tun haſt, iſt: heiraten mußt Du! — Eben nicht auf der Stelle, aber jung mußt Du heiraten. Jeder iſt um ſeiner ſelbſt willen da, aber nur dann iſt er da, wenn alle Kräfte, die ihm beſchieden worden ſind, in Arbeit und Tätigkeit geſetzt werden — denn das iſt Leben und Genuß — und wenn er daher dieſes Leben ausſchöpft bis zum Grunde. Und ſobald er ſo ſtark iſt, ſeinen Kräften allen, den großen und kleinen, nur allen dieſen Spielraum zu gewinnen, ſo iſt er auch für andere am beſten da; denn Mitleid, Anteil, Hilfreichigkeit ſind ja auch Kräfte, die ihre Tätigkeit verlangen. Ich ſage Dir ſogar, daß die Hingabe ſeiner ſelbſt für andere — ſelber

in den Tod — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gerade nichts anderes ist, als das stärkste Aufplatzen der Blume des eigenen Lebens. — Das Leben ist unermeßlich lang, so lange man noch jung ist. Darum schiebt man auf, stellt dieses und jenes zur Seite, um es später vorzunehmen. Aber wenn man es vornehmen will, ist es zu spät und man merkt, daß man alt ist. — Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man nicht ein Dasein erschaffen hat, das über dem Sarge noch fortdauert. Mit meinem Tode fällt alles dahin, was ich als ich gewesen bin. — — Darum mußt Du jung heiraten, und darum mußt Du auch Luft und Raum haben, um alle Deine Glieder rühren zu können. Dafür nun habe ich gesorgt. Ich habe mich daran gemacht, Dein Gut zu retten, das sonst verloren war. Morgen, ehe Du fortgehst, gebe ich Dir die Papiere; denn da ich jetzt das alles gesagt habe, ist es gut, daß Du bald fortgehest. — Ich meine, Du sollst ein Landwirt sein, wie es auch die alten Römer gerne gewesen sind, die recht gut gewußt haben, wie man es anfangen soll, daß alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden. Du bist mein Erbe, darum möchte ich, daß Du besser tätest, als ich."

In dieser Rede und Ermahnung ist der Grundgehalt der Erzählung ganz und deutlich auseinander gefaltet. Wie an so vielen Stellen seiner Werke spricht das Herz des Dichters aus den Worten, die er seinen Helden sagen läßt. Die Lebensregel, mit welcher der erfahrene Greis den erstaunt aufhorchenden Neffen entläßt, ist an Stifters heimlichen Wünschen genährt worden. Wieder begegnet uns hier, wie schon so oft, der an Haß grenzende Abscheu gegen ein festes Amt, welches „langsam das Leben aus dem Körper frißt", wieder wird der Beruf des Landwirtes, als der der Natur zunächst stehende, verlockend hingestellt, wieder finden wir die Fürsorge für die materielle Unabhängigkeit als köstliche, in der Wirklichkeit ach! so seltene Mitgift bereit, damit es dem Reichbeschenkten sorgenlos verstattet sei, „das Leben auszuschöpfen bis zum Grunde", und wieder wird die höchste Steigerung der Lebensempfindung und die beglückende Gewähr der irdischen Fortdauer auch über die Grenzen des eigenen Daseins hinaus in der fried- und freudevollen, kindergesegneten Ehe dargelegt. Wer, dem ein reicher Oheim mit freigebiger Hand verschwenderische Mittel böte, „nur um seiner selbst willen da sein" zu dürfen, würde den vorgezeichneten Weg nicht mit Begeisterung einschlagen? — Stifter, der, zur selben Zeit in seinem eigenen Haushalte kargend und darbend, sich doch immer gerne im leichterrungenen Glücke der von ihm geschaffenen Gestalten sonnt, läßt den Neffen freudig bewegten Herzens zustimmen. Nach einem weichen, tränenvollen Abschied

zieht Viktor von dannen und kehrt in das Haus seiner Pflegemutter zurück, wo er von der alten Frau und von Hanna mit großem Jubel empfangen wird; er reist hierauf nach des Oheims Wunsche einige Jahre in der Welt umher und führt endlich Hanna zur ewigen Verbindung an den Altar.

Der Dichter, dem von allen Einrichtungen unseres Gesellschaftslebens die Ehe als die wichtigste und segensreichste erschien, bringt, als zum Schlusse des fernen, verkümmerten, alten Mannes in wehmütiger Erinnerung gedacht wird, das beklagenswerte Geschick der Ehe- und Kinderlosigkeit noch einmal zur Sprache. Wer keinen neuen Keim in den Schoß der Erde birgt, wird gleich dem unfruchtbaren Feigenbaume aus dem Garten weggetan. „Dann scheint immer und immer die Sonne nieder, der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtausend in das andere, die Erde kleidet sich in ihr altes Grün und die Geschlechter steigen an der langen Kette bis zu dem jüngsten Kinde nieder: aber er ist aus allen denselben ausgetilgt, weil sein Dasein kein Bild geprägt hat, seine Sprossen nicht mit hinuntergehen in dem Strome der Zeit. — Wenn er aber auch noch andere Spuren gegründet hat, so erlöschen diese, wie jedes Irdische erlischt — und wenn in dem Ozean der Tage endlich alles, alles untergeht, selbst das Größte und das Freudigste, so geht er eher unter, weil an ihm schon alles im Sinken begriffen ist, während er noch atmet und während er noch lebt."

Der „Hagestolz" gehört zu den Meistererzählungen Stifters. Alle Charaktere atmen Leben und Wahrhaftigkeit; sie treten umsomehr heraus, als die Gegensatzwirkung Licht und Schatten steigert. Da steht neben der alten Mutter, die mit ihren Schicksalen und Empfindungen so völlig im reinen ist, daß sie behaupten kann, sie werde nie mehr aus Schmerz eine Träne vergießen, die ahnungsvolle, herzensfrische, jugendfreudige Hanna, neben dem zartsinnigen und doch selbstbewußt kraftvollen Viktor der finstere, scheinbar kaltherzige und rücksichtslose Greis, welchen Stifter selbst einen „grandios düster prächtigen Charakter" nennt. Vielleicht hätte das langsame Emporsteigen der Neigung des Oheims zu Viktor sichtbarer und deutlicher entwickelt werden können: wie sich zuerst sachte und gemach im morschen Herzen ein leises Fühlen regt, dem halberlöschenden Funken in der Asche vergleichbar, und wie dann dieses Fühlen sich allmählich steigert und kräftigt, bis eine Empfindung nach der andern ihre Knospenhüllen abwirft und aus dem geheimen Zug des verwandten Blutes, aus Grämen und Sehnen, aus Wohlwollen, Zutrauen und Achtung die warme Empfindung hervorgeht. Auch das Verhältnis zwischen

Hanna und Viktor ist mit kühler Zurückhaltung behandelt. Anfangs hören wir nichts von dem Mädchen. Dann sagt plötzlich die Mutter zu Viktor: „Ehe Du hinaufgehst, Viktor, höre noch eine Bitte von Deiner Ziehmutter: wenn Du heute oder morgen noch mit Hanna zusammentriffst, so sage ihr ein gutes Wort; es ist nicht recht gewesen, daß Ihr Euch nicht immer gut vertragen habt.“ Bald darauf folgt jene schöne Begegnung zwischen Hanna und Viktor, welche noch viel zarter und inniger wirken würde, gingen ihr nicht diese gleichsam zur Liebe ermahnenden Worte der Mutter voran. Vortrefflich ist die Insel des Oheims geschildert, abenteuerlich, zaubervoll, reglos, wie ein verschollenes Märchen, einsam schwimmend in der dunklen Flut des Sees, an den Ufern umrauscht von schäumender Brandung. Und wie wunderbar stimmt die düstere Greisenfigur zu der dunklen, verlassenen, schwermütigen Umgebung! Der Stoff deckt sich völlig mit Stifters besonderen Talenten. Denn unter den Menschen sind es vornehmlich jene, auf welche die Leidenschaften noch harren und jene, welche den Leidenschaften schon abgeschworen haben, die sein Griffel am besten bemeistert. Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Matronen sind seine bevorzugten Modelle; der stürmischen Vollkraft des zur Reife drängenden, überschäumenden Lebens weicht er gerne aus. — Der „Hagestolz“ hat seinem Verfasser reiche Ehren eingebracht; von vielen wurde er als die „beste deutsche Novelle“ bezeichnet. Der Dichter konnte noch die Freude erleben, diese Erzählung unter dem Titel „Le vieux garçon“ ins Französische übersetzt zu sehen; leider vermochte die Übersetzung den eigenartigen, tiefpoetischen Reiz des deutschen und deutsch-empfundenen Originals in keiner Weise wiederzugeben.

* * *

„Der Waldsteig“ fällt gegen die erste Erzählung des fünften Bandes der „Studien“ etwas ab. Stifter behandelt in dieser Novelle das alte Thema vom eingebildet Kranken; es entspricht ganz der alle Schriften des Dichters durchziehenden Anschauungsweise, daß die Genesung von den zahlreichen Scheinübeln, an welche so viele Doktoren der Stadt vergeblich Zeit und Mühe verschwendet hatten, schließlich durch ein einfaches Landmädchen und durch die herzerquickende Hingabe an die Natur herbeigeführt wird. Diesmal in der ungewohnten Rolle des Humoristen auftretend hat Stifter seine stattliche Galerie seltsamer Sonderlinge um eine anscheinend lustige Spielart vermehrt; aber es ist ihm mit dieser Schöpfung nicht darum zu tun, die erfrischende Munterkeit Jean Pauls zu erreichen,

ſo erſichtlich er deſſen Spuren folgt. Schalkhaft kichernder Humor oder gar laut und ungebändigt hervorbrechende Heiterkeit ſind der vornehmen, gemeſſenen Ruhe ſeines Geiſtes fremd; den lächerlichſten Schwächen der Menſchen gegenüber wird ſich die Gutherzigkeit eines ſo ſanften Weſens mit einem kaum bemerkbaren, innerlich wohlwollenden Schmunzeln begnügen. Das närriſche Gehaben des von Jugend auf verſchrobenen Städters, welcher ſeinen Körper von allen erdenkbaren Leiden ergriffen wähnt, wirkt auf den Zuſchauer eher komiſch als mitleiderweckend. Und doch zeigt uns der Dichter hier eine Figur, die, wie es deutlich erkennbar den Anſchein hat, von ihm ſehr ernſthaft behandelt wird und auch durchaus ernſt genommen werden will. Dadurch erhebt die Lächerlichkeit auf Hochachtung Anſpruch und der Humor, welcher — vielleicht ſehr zum Leidweſen des Erzählers — von dem Gegenſtande untrennbar iſt, wird unfreiwillig. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Dichter den Leſer gar nicht lachen machen wollte, da es ihm offenkundig nach ſeiner alten Lieblingsidee um nichts anderes zu tun war, als — allerdings an einem etwas ſchrullenhaften Beiſpiel — die unverſiegliche Heilkraft der Natur zu erweiſen.

Herr Tiburius, von ſeinem närriſchen Vater, von ſeiner überbeſorgten Mutter, von ſeinem ſich ein Erziehungsrecht anmaßenden reichen Oheim und von ſeinem jede erdenkbare Verkehrtheit anſtrebenden Hofmeiſter zu einem lächerlichen Unding aufgepäppelt, gelangt nach dem Tode ſeiner Eltern in den Beſitz einer unermeßlichen Erbſchaft. Da er nach der Art ſeiner Erziehung weder mit ſich noch mit ſeinem Gelde etwas Erſprießliches anzufangen weiß, ergibt er ſich abwechſelnd den verſchiedenſten Liebhabereien, indem er jede einzelne bis zum Alleräußerſten treibt. Er geigt unermüdlich Tag für Tag ſo lange, bis ihm endlich die Muſik zum Ekel wird, er malt unverdroſſen und füllt alle Räume ſeiner Wohnung mit Bildern, er legt rieſige Sammlungen und eine umfaſſende Bücherei an. In der eingeſperrten Stubenluft kommt ſein Körper mit der Zeit ſehr herunter, und zum Schluſſe fühlt er ſich ernſtlich krank. Nun ſchafft er ſich mit dem feſten Vorſatze, an ſeiner Heilung zu arbeiten, zahlloſe Bücher an, welche von der Beſchaffenheit und von den Verrichtungen des menſchlichen Körpers handeln. „Alle Schriftſteller, die er las, beſchrieben ſeine Krankheit, wenn ſie auch nicht überall den nämlichen Namen für ſie anführten. Sie unterſchieden ſich nur darin, daß jeder, den er ſpäter las, die Sache noch immer beſſer und richtiger traf, als jeder, den er vorher geleſen hatte. Weil die Arbeit, die er ſich vorgeſteckt hatte, ſehr umfangreich war, ſo blieb er bedeutend lange in dem Geſchäfte befangen und

hatte keine andere Freude, als die, wenn man das überhaupt eine Freude nennen darf, daß er manchmal seinen Zustand so außerordentlich und unglaublich treu angegeben fand, als hätte er ihn dem Manne selber in die Feder gesagt. — Drei Jahre hatte er sich behandelt und er mußte zuweilen den Plan der Behandlung wechseln, weil er nach und nach zu einer besseren Einsicht gelangte. Endlich war er so schlecht geworden, daß er alle Merkmale aller Krankheiten zu gleicher Zeit an sich hatte ...." Von einem Doktor der Gegend, der stets in „grobe, ungebleichte, luftige Leinwand" gekleidet geht und seinen Patienten niemals eine Arznei, sondern nur viel körperliche Arbeit im Freien und „ein angelweites Öffnen aller Fenster der Wohnung" vorschreibt, wird er in ein Bad geschickt. Dort befolgt er zunächst alle Anordnungen des Badearztes, gebraucht eifrig die Kur und fährt täglich nach dem Bade in seinem Wagen an eine besonders trockene, sandige Stelle des Waldes, wo er so lange „nach der Uhr" auf einem kleinen Platze zwischen den Bäumen rastlos hin- und hergeht, als die nach der Vorschrift zur Bewegung festgesetzte Zeit dauert. Eines Tages wird er des ewigen Herumlaufens auf beschränktem Raume überdrüssig; er geht tiefer waldeinwärts, wobei er in seiner Unfähigkeit, auf die Zeichen am Wege zu achten, die Richtung vollständig verliert. — Und nun folgt eine jener herrlichen Waldschilderungen, wie sie außer Stifter kaum ein anderer Schriftsteller in solcher Vollendung zu bieten vermöchte. „Das Waldwerk, welches Tiburius von weitem gesehen hatte, bestand in mehreren ziemlich weit von einander entfernten Bäumen. Er blieb ein wenig stehen, um es anzusehen und zu überlegen, ob er hineingehen solle oder nicht. — Eidechsen schlüpften im Mittagsglanze, ein Wässerlein ging ungehört gegen die Tannen und zwischen den Stämmen spannen luftige, glänzende Herbstfäden. Manchesmal saß ein Falter auf einem Steine und legte die schimmernden Flügel auseinander und sonnte sie. Manchmal flog einer stumm neben ihm, wie die stumme Luft, und ward gleich darauf nicht mehr gesehen. Es begegnete ihm eine Schar wundervoll blauen Enzians, er sah sie an und pflückte sogar einige Stämmchen. Tiburius ging auf dem Pfade fort, der von allerlei Dingen eingefaßt war. Manchmal lag die Moosbeere wie eine rote Koralle neben ihm, manchmal streckten die Preiselbeeren ihr Kraut empor und hielten ähnliche Büschel von rotwangigen Kügelchen in den glänzenden Blättchen. — Die Bäume wurden immer dunkler und zuweilen stellte ein Birkenstamm eine Leuchtlinie unter sie. Der Pfad glich sich immer, die kommenden Stellen waren wie die, die er verlassen hatte ... Nach und nach wurde es anders, die Bäume standen sehr dicht, wurden immer dunkler, und es war, als ob von ihren Ästen eine kältere Luft herabsänke.

Dies mahnte Herrn Tiburius umzukehren, da es ihm vielleicht auch sogar schädlich sein konnte. Er zog die Uhr hervor und sah, was ihm ohnedem, als er aufmerksam geworden war, eine dunkle Vorstellung gesagt hatte, daß er weiter gegangen sei, als er dachte und, den Rückweg eingerechnet, heute mehr Bewegung gemacht habe, als sonst.

Er kehrte sich also auf dem Pfade um und ging zurück.

Er ging auf dem Rückwege schleuniger, da er die Gegenstände nicht mehr so beachten wollte und ihm, seit er auf die Uhr gesehen hatte, darum zu tun war, den Wagen ehestens zu erreichen. Er ging auf dem Pfade fort, der genau so schwarz war und so neben den Bäumen fortlief wie auf dem Herwege. Als er aber schon ziemlich lange gegangen war, fiel ihm doch auf, daß er die Steinwand noch nicht erreicht habe.

Nun wurde er ängstlich. Er begriff nicht, wie auf dem Rückwege so viele Bäume sein können — er ging um vieles schneller und eilte endlich hastig, so daß er, selbst bei reichlicher Zugabe zu seiner Rechnung, nun doch schon längstens bei dem Wagen hätte sein sollen. Aber die Wand erschien nicht, und die Bäume hörten nicht auf. Er ging jetzt von dem Pfade sowohl rechts als auch links bedeutend ab, um sich Richtung und Aussicht zu gewinnen, ob die Wand irgendwo stehe — allein sie stand nirgends, weder rechts noch links, noch vorn, noch hinten — — nichts war da, als die Bäume, in die er sich hatte hineinlocken lassen, sie waren lauter Buchen, nur viel mehrere, als er beim Herwege gesehen hatte, ja es war, als würden sie noch immer mehr — nur die eine, die am Anfange zwischen ihm und der Wand gestanden war, konnte er nicht mehr finden.

Tiburius fing nun, was er seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte, zu rennen an und rannte auf dem Pfade in höchster Eile eine große Strecke fort, aber der Pfad, den er gar nicht verlieren konnte, blieb immer gleich, lauter Bäume, lauter Bäume.

Er blieb nun stehen und schrie so laut, als es nur in seinen Kräften war. Aber er bekam keine Antwort zurück. In den vielen Ästen, die da waren, sank die Menschenstimme wie in Stroh ein. Er dachte, ob nicht etwa die Richtung, in der er gerannt war, sich von der Straße, auf der sein Wagen stand, eher entferne, als nähere. Demzufolge wollte er jetzt wieder in der nämlichen Richtung zurückrennen. Er warf noch eher den Enzian, den er noch immer in der Hand hatte, und der ihn jetzt mit dem fürchterlichen Blau so seltsam anschaute, weg und rannte dann zurück. Hier war es ganz anders als an dem früheren Orte und wildfremde Gegenstände standen da. Die Buchen hatten aufgehört; es standen Tannen da

und ihre Stämme ſtreckten ſich immer höher und wilder. Die Sonne ſtand ſchon ſchief, es war Nachmittag geworden, auf manchem Mooſsteine lag ein ſchreckhaft blitzendes Gold und unzählige Wäſſerlein rannen, eins wie das andere. Tiburius knöpfte den Rock, den er an hatte, feſt zu, ſtülpte die Kragenklappen desſelben empor, legte ſie ſich feſt an das Angeſicht und ging ſehr emſig fort. Die Hitze des Körpers nahm überhand, der Atem wurde kurz und die Müdigkeit wuchs. Steintrümmer der größten und fürchterlichſten Art lagen rechts und links an dem Wege, der oft über ſie dahinging. Einige waren in Mooſe gehüllt, die verſchiedenes noch nie geſehenes Grün zeigten, andere lagen nackt und ließen den ſcharfen gewaltigen Bruch ſehen. Endlich war es Abend geworden, unheimliche Amſelrufe tönten, und Tiburius ging, in ſeinen unzulänglichen Rock geknöpft, weiter . . ." Mit feinem, künſtleriſchem Empfinden und ſicherem Takt ſind hier Beſchreibungen und Erlebniſſe untrennbar in eins verwoben. Von der Unheimlichkeit des Ortes und der unſicheren Lage ergriffen, haſten wir mit dem von Todesangſt gehetzten Tiburius zwiſchen den geſpenſtiſchen Stämmen dahin, unter des Dichters Führung eifrig bereit, die Einzelheiten des Waldes ſorgſam zu beobachten, ob ſich nicht an ihnen die Anzeichen baldiger Erlöſung künden. In der Tat trifft Tiburius bald nachher einen Holzhauer, welcher ihn aus dem fürchterlichen Walde geleitet; zu ſpäter Nachtzeit kommt er in dem Badeorte an und ſchläft vor Müdigkeit bis gegen die Mitte des folgenden Tages. Da das Abenteuer, ſehr gegen des Herrn Tiburius ängſtliche Erwartung, außer einer beträchtlichen Steigerung ſeiner Eßluſt keine weiteren Folgen hat, ſo wird der ſtille Waldſteig bald der Lieblingsſpaziergang des einſamen Sonderlings. Er fährt ſchließlich jeden Tag nach dem Bade hinaus, um Teile des Pfades in ſein Skizzenbuch zu zeichnen. Einmal ſieht er auf einem Steine dieſes Weges ein wunderſchönes Mädchen ſitzen, das ein Körbchen friſchgepflückter Erdbeeren hält. Tiburius will einen Teil davon kaufen, aber das Mädchen bietet ihm an, von dem Vorrate zu eſſen, ſo viel in ſeinem Belieben wäre. Er kommt der freundlichen Einladung nach und begleitet Maria, die ihm auf ſeine Frage ohne Zaudern ihren Namen geſagt hatte, bis zu dem Hauſe, welches ſie mit ihrem Vater bewohnt. Zwei Tage ſpäter zeigt ihm das Mädchen den Erdbeerplatz in den Urſelſchlägen und hilft ihm beim Einſammeln der köſtlichen Waldfrucht. Von da an wiederholen ſich die regelmäßigen Begegnungen, bis das einbrechende unwirtliche Herbſtwetter dem Wandern im Walde ein Ende macht. Aber im nächſten Frühjahre iſt Tiburius der erſte Badegaſt in dem noch menſchenleeren Gebirgsorte, er trifft wieder regelmäßig mit dem Mädchen zuſammen, und da

ſich bald die heftigſte Liebe zu demſelben in ſeinem Herzen feſtſetzt, bringt er eines Tages bei dem Vater ſeine Werbung vor. Die Art, wie der ſich mehr und mehr in ſteife Förmlichkeiten verirrende Dichter das Hervorbrechen des Liebesgefühles darſtellt, kann kaum ohne Befremden aufgenommen werden. Tiburius hat es ſtrenge vermieden, von ſeiner Neigung dem Mädchen gegenüber auch nur mit einem Worte Erwähnung zu tun, und da er ſein Herz dem Vater der Geliebten offenbart, legt Stifter dem um die Einwilligung befragten Mädchen Worte in den Mund, die in ſolcher Form aus ähnlichem Anlaſſe wohl noch niemals geſprochen worden ſind: „Lieber Vater, ich nehme ihn recht, recht, recht gerne; denn er iſt ſo gut, wie gar kein einziger anderer iſt, er iſt von einer ſolchen rechtſchaffenen Artigkeit, daß man weit und breit mit ihm in den Wäldern herumgehen könnte, auch trägt er nicht die närriſchen Gewänder, wie die andern in dem Badeorte, ſondern iſt ſo einfach und geradehin gekleidet wie wir ſelber: aber das eine fürchte ich, ob es denn wird möglich ſein, ich weiß nicht, wer er iſt, ob er ein Häuschen oder ſonſt etwas habe, womit er ein Weib erhalten könne.“ — Da nun zufällig Herr Tiburius dank der für ſeinen Fall ſo unſchätzbaren Erbſchaft das gewünſchte „Häuschen und ſonſt etwas“ hat, ſo werden die beiden ein glückliches Paar. Tiburius, durch das bei unſerem Dichter ſtets in hohem Anſehen ſtehende Heilmittel der Ehe von ſeinen ſämtlichen Krankheiten und von ſeinen Narreteien befreit, darf nach Jahresfriſt „einen luſtigen, ſchreienden Knaben“ auf ſeinen Knien ſchaukeln, und da nun der bisher fehlende Lebensinhalt für ihn dauernd gefunden iſt, kann er vor jedem Rückfall als geſichert gelten. Zweifellos würde ſich der Stoff dieſer Novelle in der Hand eines mit herzhafter Fröhlichkeit begabten Humoriſten ebenſo erheiternd als anziehend geſtaltet haben. Stifter aber, deſſen kindliche Naivetät die ſolide Wohlanſtändigkeit häufig bis zum Zerrbild übertreibt, und dem, namentlich in ſpäteren Jahren, das jähe Auflachen des ſchalkhaften Übermutes gänzlich fehlt, hat ihn durch ſeine übergroße Behäbigkeit verſchleppt und in dem ſtarren Panzer einer ſteifen Förmlichkeit zerdrückt.

* * *

Wenn ſchon der „Waldſteig“ durch unmäßige Breite und redſelige Weitſchweifigkeit viel von ſeinem Reize verliert, ſo tritt dieſer Fehler, von welchem ſich Stifter in ſeinen ſpäteren Arbeiten ſelten ganz freihalten konnte, in der Erzählung „Zwei Schweſtern“ faſt peinlich hervor. Es iſt dies eine einfache Geſchichte mit lieblichen Naturſchilderungen und ſtillem,

ruhig hingleitendem Fortgange. Keine leidenschaftliche Erregung stört die von Wohlklang erfüllte, anschauliche Schreibart; die Darstellung des Schauplatzes mit seiner romantischen Öde und ernsten Großzügigkeit schmiegt sich innig und anmutend den jugendlichen Gestalten an, welche vom Schimmer einer bezaubernden Jungfräulichkeit und Keuschheit umflossen sind. Aber die Erzählung hat trotz ihrer Lieblichkeit einen zweifachen Mangel. Fürs erste ist die selbstgefällige Breite, zu welcher sich der Dichter so leicht verführen läßt, durch die eingeschobenen, aus dem Zusammenhang fallenden Erzählungen ins außerordentliche getrieben und bei dem Mangel jeder Geschlossenheit zur Formlosigkeit gesteigert, zum anderen aber läßt die sanftmütig fromme Selbstentäußerung der handelnden Personen dieselben, überirdischen Lichtgestalten gleich, ungreifbar an uns vorüberschweben.

Rikar und dessen Gattin Viktoria, beide die Kinder reicher Handelsleute aus Mailand, haben durch mißliche Verhältnisse den größten Teil ihres Vermögens verloren, dessen Rest infolge eines unglücklichen Prozesses auch noch an entfernte Verwandte fällt. Dadurch sind sie gezwungen mit ihren beiden Töchtern Maria und Kamilla ihren bisherigen Wohnort Meran gegen ein ihnen noch gebliebenes kleines Sommerhaus zu vertauschen, welches hoch oben in den Uferbergen des Gardasees gelegen ist. Rikar, der in der Absicht, den Abschluß seines Prozesses persönlich zu betreiben, nach Wien reist, lernt auf der Fahrt dahin im Postwagen einen jungen Mann, Otto Falkhaus, kennen. Gelegentlich eines zufälligen Zusammentreffens der Reisegenossen im Gasthofe zur Dreifaltigkeit in Wien wird die flüchtige Bekanntschaft erneut und durch das wochenlange Nebeneinanderleben in der Großstadt zur Freundschaft gesteigert. Dessenungeachtet weiß Falkhaus beim Abschiede von seinem neuen Freunde nur, wie er heißt, und wo er seinen ständigen Wohnsitz hat, sonst aber nichts näheres über dessen Verhältnisse. Jahre vergehen. Falkhaus kommt infolge einer Erbschaft — Stifter hat ja meistens irgend einen ungenannten Goldonkel oder eine unsichtbare Erbtante als hochwillkommene Hilfsgottheit bereit — zu Vermögen und zu einem schönen Landbesitz; nun kann er die stets erhoffte italienische Reise unternehmen und damit einen langgehegten Wunsch verwirklichen. — In Meran die Fahrt unterbrechend, hält er Nachfrage nach seinem alten Freunde Rikar, wobei er erfährt, daß derselbe in ärmliche Verhältnisse geraten sei und sich am Gardasee angesiedelt habe. Sogleich wird in ihm die Absicht rege, Rikar nach seinem Gute Treulust zu senden, jenem dadurch ein sorgenloses Dasein schaffend und sich selbst die Einsamkeit durch Freundesumgang kürzend. Ganz von den Gedanken

über ſein Vorhaben erfüllt, eilt er an den Gardaſee, wo er endlich nach vielem Umherfragen den Freund in dem abgelegenen Gebirgshauſe findet, zur größten Überraſchung aber keineswegs in ärmlichen, ſondern in wohlgeordneten, behaglichen Verhältniſſen, umgeben von einer ſorglichen Gattin und zwei anmutigen Töchtern.

Die an den Geſtaden des Gardaſees, welche der Dichter niemals geſehen hatte, hinführende Bootfahrt, der Aufſtieg durch die felſigen Uferhänge, die Wanderungen durch das öde, unfruchtbare Geſtein der zerriſſenen Klüfte, die Ausblicke in die ſtille Größe der ſüdlichen Landſchaft — alles, was eindringliche Kraft des Ausdruckes und farbige, lebensvolle Schilderung erheiſcht, iſt hier auf jener anſehnlichen Höhe, wie wir ſie aus den beſten Werken Stifters kennen. „Ich mietete ein Schiffchen und einen Fährmann, der es lenken konnte. Wir begaben uns auf unſere ſonderbare Reiſe und wurden durch das herrlichſte Wetter und manch anderes ſeltſame Ding belohnt. Was in mir von früheren Zeiten träumeriſch war, war ganz geeignet, geweckt zu werden. Für Freunde landſchaftlicher Natur und Entwicklung iſt eine ſolche langſame, von häufigem Anhalten unterbrochene Fahrt an den Ufern bei weitem vorzüglicher, als eine längs der Mitte des Sees, wo alles, was ſchön iſt, nur in allgemeinen Bildern unentfaltet vorüberrückt. Wir fuhren ſtets an den Geſtaden. Bald war es ein großer, unermeßlich ſcheinender Fels, den wir umſchifften und der wie ein Stück Alpe in das ſeichte Fahrwaſſer des Sees geworfen ſchien. An ſeinem Körper ſpielten die grauen Lichter und die violetten Schatten, und an ſeinem Fuße plauderten oder flüſterten die Wellchen, die unbemerkt und unabläſſig an ſeinem Korne wuſchen. — Ein andermal war es wieder eine blendende Sandbank, die gegen das Dunkelblau des Waſſers hinausging. Hinter ihr klomm das reine Grün empor, das wieder oben in Felſen überging, die dann bläulich in die noch blauere, faſt funkelnde Luft hineindämmerten. Oft ſtach eine ſolche Zunge gleichlaufend mit dem Ufer weit in den See hinaus, und jenſeits derſelben lag das ruhigſte, dunkelblaueſte Waſſer wie ein geborgenes Band an dem Gürtel des Geſtades dahin. Wenn wir dann in die Langbucht einfuhren, ſo entwickelte ſich eine Hütte, ein Häuschen, ein Landſitz, wo wir früher nur einen mattgrauen oder ſchwachweißen Punkt geſehen hatten. — Oft wurde das breite Waſſer des Sees ganz ſchwarzblau, unendlich dunkler als die Luft, und längs des fernen Saumes glänzte, wie eine lichte Kalkwand, das Zieratenwerk der Felſen und warf ſein Gitter zauberhaft in die Fläche des ſchwarzen Spiegels. — Wenn wir manchmal eine Wand ſahen und meinten, ſie ſei weithin die glatteſte, ritzenloſeſte Mauer,

so tat sie sich, wenn wir an ihr entlang fuhren, auf einmal auf und trug in ihrer Faltung eine niedersteigende, von dichtem Buschwerke bewucherte Furche, in der das klarste, glasdurchsichtigste Alpenwasser niederströmte. Und wenn wir dann um die Sandhügel, die sich herausschoben, herumfuhren und in die Bucht einlenkten, die sich darstellte, so sahen wir, daß der Schauplatz sehr groß sei und an seinem Rande statt des grünen Wucherwerkes, welches wir erblickt hatten, riesengroße schöne Bäume trug und in mancher Ecke noch ein aus rohen Steinen oder Stämmen zusammengefügtes Fischerhäuschen barg . . . ."

Glaubt man nicht, nach dieser Schilderung das Bild mit allen Einzelheiten wirklich malen zu können? Und ist es nicht wunderbar, daß Stifter mit der ganzen Unbefangenheit des scharf und vorurteilslos beobachtenden Auges die volle Wahrhaftigkeit des Zusammenklanges der natürlichen Tinten und Farben schon zu einer Zeit richtig erfaßte, in der noch sämtliche Berufsmaler — Gauermann, Marko, Steinfeld, ja selbst Waldmüller nicht ausgenommen — ausnahmslos die Töne nach der altüberkommenen Schulregel mischten, so zwar, daß die Vorstellung von „grauen Lichtern" mit „violetten Schatten" im Vordergrunde als etwas ganz Undenkbares verlacht worden wäre!

Ganz ebenso — um in der Maler-Mundart zu reden — „gut gesehen" und aus der Tiefe eines für wahrhaft große Eindrücke voll empfänglichen Künstlergemütes erfaßt, ist der überwältigende Stimmungszauber der Höhe. „Hier war es ganz anders als unten. Die Fruchtbarkeit hatte ganz und gar und völlig aufgehört. Der Grund war mit dem grüngrauen Filze bedeckt, den ich oft auf Steinen angetroffen hatte, nur war er hier noch um viel schaler und schwächer als irgendwo. Aber die Aussicht war außerordentlich schön. War ich schon unten am See von den mannigfaltigen seltsamen Dingen, die ich angetroffen hatte, ergriffen, so war ich hier vollständig hingerissen und ich kann sagen, in der Tiefe meiner Seele entzückt. Die Maler haben eigentlich diese Dinge noch nicht gemalt; denn da war kein Baum, kein Gesträuchlein, kein Haus, keine Hütte, keine Wiese, kein Feld, sondern nur das sehr dürftige Gras und die Felsen — gewiß, wenig Künstler hätten das für die Aufgabe eines Meisters gehalten, wenn sie nicht früher die Erfahrung gemacht hätten, wie so unaussprechlich die düstere Schönheit solcher Öden auf die Seele des Menschen zu wirken vermag. In allen Stufen des matten Grün, Grau und Blau lag das fabelhafte Ding hinaus; schwermütig dämmernde, schwebende, webende Tafeln von Farben stellten sich hin und die Felsen rissen mattschimmernde Lichtzuckungen hinein; und wo das

Land bloß lag und etwa nur Sand und Gerölle hatte, drangen Flächen fahlen Glanzes oder ſanft gebrochene Farbtöne vor. Draußen über allem duftete ruhig und ſchwach rötlich ein Berg. Von ihm gingen zwei langgeſtreckte feurige Wolkenbänke weg, die von der bereits zum Untergange neigenden Sonne angezündet waren und das ſchwache trübe Grün des ſüdlichen Himmels neben ſich hatten, das ſo ſanft glänzte und oben in ein flammendes Blau überlief. Alles das hätte ſchon genügt zu der Größe des Bildes; aber weit links von mir lag noch zwiſchen den Felſen ein grauer ſanfter Strich durch den Himmel, der die Ebene der Lombardei war. — — Hier ſtand ich in einer Öde, wo alles fehlte, wo gar keine Mittel waren, etwas darzuſtellen und wo ſich doch eine ſo ruhige Schönheit zeigte, als legte die Natur ein einfach erhabenes Heldengedicht vor mich hin. Ich war gleichſam gebeugt und die Lautloſigkeit um mich rückte erſt alles recht in die Weite und Breite, daß ich mich verlor . . ." Stifter hat den herben, von verklärender Durchſichtigkeit erfüllten Reiz des gewaltigen Höhenzaubers mit entzücktem, verſtändig zergliedernden Künſtlerauge vollbewußt in ſich aufgenommen, lange bevor Segantini in den Meiſterwerken ſeines Pinſels den reichen Stimmungsgehalt der einſamen Bergwelt auf die Leinwand bannte. Wie vorahnend klingen des Dichters Worte, als hätte er ſchon im Geiſte den Künſtler geſchaut, welcher dereinſt berufen ſein ſollte, die Wunder der unbewohnten Öde den Menſchen der Niederung zu verkünden. Und welche herrlichen Werke der Malerkunſt hätte dieſes ſcharfſichtige Auge der ſchaffenden Hand ſelbſt eingegeben, würde dieſe ungeſchulte Hand es vermocht haben, dem geiſtig Erſchauten den entſprechenden ſichtbaren Ausdruck zu verleihen! — Auf der Höhe angekommen, gelangt der Wanderer zu dem geſuchten Wohnſitze ſeines Freundes. Die Freude über Ottos Erſcheinen iſt bei Rikar und deſſen Familie eine große und herzliche. Während ſeines langwöchentlichen Aufenthaltes in Rikars Hauſe wird er in die Verhältniſſe der Familie eingeweiht und erfährt auch, daß der jetzige Wohlſtand dem kraftvollen Wirken der älteren Tochter Maria zu verdanken ſei, die unter Anleitung eines benachbarten Gutsbeſitzers, Alfred Muſſar, Obſt-, Gemüſe- und Blumenzüchtereien angelegt hat, deren Erträgnis ſich, wie uns verſichert wird, von Jahr zu Jahr ſteigert. Mit dieſer Erklärung ſtoßen wir auf eine jener zahlreichen Partien des Buches, die uns zum Teil nicht völlig glaubhaft, zum Teil nicht genügend begründet erſcheinen. Daß ſich Vater, Mutter und Schweſter von Maria, dem einzig tatkräftigen Mitgliede des kleinen Kreiſes, ohne Bedenken erhalten laſſen, muß umſomehr befremden, als die Lebensführung der Familie keineswegs frei von über-

flüssigem Aufwand ist; und wenn wir nach des Dichters Absichten noch so sehr von Bewunderung erfüllt sind für die Seelengröße und Selbstlosigkeit des opferfreudigen Mädchens, so können wir in Ansehung der anerkannt geringen Ertragfähigkeit landwirtschaftlicher Betriebe uns der Sorge um die dauernde Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes in der geschilderten Haushaltung kaum entschlagen. Diese peinliche Empfindung wird nicht im geringsten gemildert durch den Umstand, daß der Dichter selbst diese Sorge offenbar nicht teilt, da wir gerade in diesem Punkte durch nichts veranlaßt werden, Stifters Lebenserfahrung unserer eigenen überzuordnen. Die wirklichen Anforderungen des täglichen Lebens erscheinen dem Dichter häufig in unklar schimmerndem Zwielicht, umwoben vom Dämmerschleier traumhafter Vorstellungen.

Rikars jüngere Tochter Kamilla ist — ebenso wie ihre Schwester Maria, wenn auch in anderem Sinne — ein reichbegabtes Mädchen; sie beherrscht die Geige mit einer an hohe Künstlerschaft grenzenden Vollendung. Aber sie weigert sich, mit der Ausnützung ihres Talentes das bessere Fortkommen der Familie sichern zu helfen. „Es war eine große Besorgnis vorhanden, und wir mußten ernstlich darauf denken, was nun zu beginnen sei. In dieser Zeit fing meine Gattin an, Kamilla, die uns oft in früheren Jahren mit ihrem Geigenspiele ergötzt hatte und von der uns manche nähere Freunde versichert hatten, daß sie besser spiele, als viele berühmte Meister, zu quälen, daß sie öffentlich auftreten und zu dem vorhandenen Vermögen so viel hinzu erwerben möge, daß die Familie für die Zukunft gesichert sei. Wir hatten sie sonst immer gerne gehört und uns Eltern waren ihre Töne sehr lieblich in das Herz gegangen, ohne daß wir darauf gedacht hätten, diese Töne auch für Fremde preiszugeben; als aber jetzt diese Zumutung an Kamilla erging, weigerte sie sich, darauf einzugehen, vergoß einen Strom von Tränen und konnte sich nicht entschließen." — —

Die Opferwilligkeit der älteren Schwester verstattet der eigenartigen, zarten und seelenvollen Jungfrau ein Leben in Träumen und in Tönen; und da später die Liebesgefühle beider Mädchen sich in gleicher Innigkeit nach demselben Ziele richten, ist es wieder Maria, die aus Rücksicht für Kamilla Alfreds Hand ausschlägt, weil sie weiß, daß der Schmerz des Entsagens das weiche Schwesterherz brechen würde, während sie sich stark genug fühlt, ihn heldenmütig zu ertragen.

Stifter war schon von Kindheit auf der Musik leidenschaftlich ergeben. Viele Stellen seiner Werke beweisen die hohe Verehrung, welche er den großen Meistern der Tonkunst entgegenbrachte. Er schreibt der

Muſik unter allen Künſten die tiefſte Einwirkung auf das menſchliche Gemüt zu; in den „Feldblumen" vergleicht er Mozart, welcher mit „freundlichem Angeſichte unſchätzbare Edelſteine austeilt", mit Beethoven, der „in großartiger Verſchwendung einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk ſtürzt"; von der Paſtoralſymphonie ſagt er, daß ihre Töne „wie auf Engelsflügeln" einherkommen, und wie „reine Lichtſtrahlen" abſtehen „von der roten Pechfackel der Tanzmuſik"; auch die wilde Muſik der Zigeuner greift ihm ans Herz, er findet ſie „feurig melancholiſch wie ihr Auge, und phantaſtiſch verworren hinſchlürfend, wie der Faden ihrer Geſchichte durch die anderen Schickſale der Welt"; wenn ihre Geigen zu klagen und zu trotzen anheben in den uralten, fremdländiſchen, immergleichen Klängen, dann will es ihm faſt unheimlich werden und doch läßt es ihn nicht fort aus dem Bannkreis dieſer „eigentümlich glühenden Poeſie". Die Geige — er hatte ſie ſelbſt in ſeiner Jugend ein wenig ſpielen gelernt und ſpäter in einſamer Abgeſchiedenheit öfter „gepeinigt" — übt lebenslang den allergrößten Zauber auf ihn aus. Zu den ſchönſten Stellen in den „Zwei Schweſtern" gehören jene, welche von der geheimnisvollen Macht des Geigenſpiels erzählen. „Es lag in dem Spiele ein Schmerz und eine Sehnſucht, die ſo einleuchtend ausgeſprochen waren, daß man ſah, das ſei nicht ein vorgebildetes und vorgeſpiegeltes Ding der Kunſt, ſondern das ſei aus dem wirklichen, bitteren, erfahrenen Leben hergenommen. Es war für mein Ohr die ganz natürliche Steigerung des Herzens darinnen. Zuerſt war eine ſanfte Klage, die verſuchsweiſe bittet und, wiewohl vergeblich, hinſchmilzt — dann war das heiße Flehen, das ein fernes wohlerkanntes Glück ſo gerne herbeiziehen möchte — dann war die Ungeduld des Heiſchens — dann ſtand die Seele auf, und es war ein Zürnen, daß das Gut, das man geben wolle, nicht erkannt werde — dann war ein Hohn, der da ſagt, wie hoch das eigene Herz ſteht und wie es ſich durch Verachtung rächen will — — endlich war eine Fröhlichkeit, die es ſich rauſchend vorſagt, daß ſie es ſei ...."

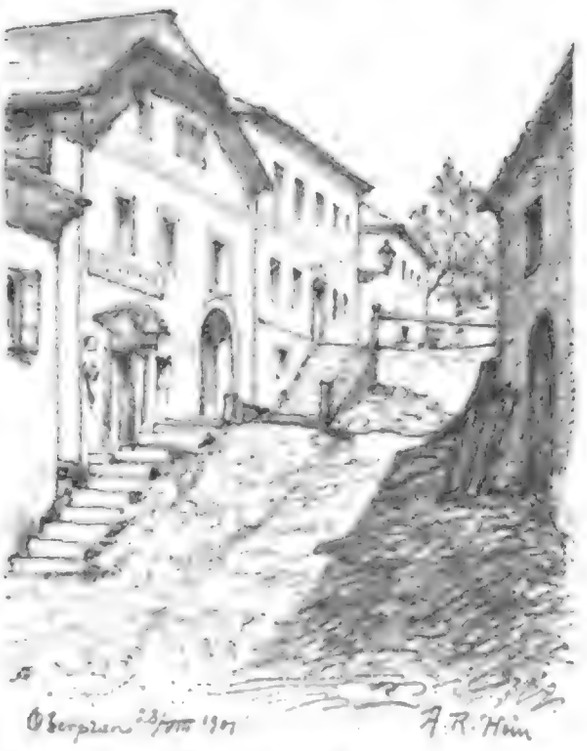
Der Schluß der Erzählung vermag uns nicht zu befriedigen. Nicht als ob die Löſung, wie ſie der Dichter uns bietet, völlig außerhalb des Bereiches der Möglichkeit gelegen wäre. Man kann ſich immerhin vorſtellen, daß ſeltſam veranlagte Menſchen unter ſeltſamen Umſtänden der geſchilderten Handlungsweiſe fähig werden. Aber welches Aufwandes ſorgfältigſter Seelenmalerei hätte es bedurft, um die unerwartet zuſammengefügten Verbindungen nicht gewaltſam erſcheinen zu laſſen! Maria ſchlägt trotz inniger gegenſeitiger Liebe Alfreds Hand zu Gunſten ihrer Schweſter aus, wie man etwa auf eine Erbſchaft, auf eine Stellung, auf

ein Vermögen zum Vorteile einer anderen Person verzichtet; Alfred, der den wahren Beweggrund der erlittenen Abweisung durchschaut, welche ihn indessen nicht hindert, an dem unmittelbar darauf folgenden gemeinschaftlichen Abendessen gemütlich teilzunehmen, trachtet mit der Geliebten an Seelengröße zu wetteifern und nimmt Kamilla zur Frau. Von Maria aber weiß uns der Dichter in einem Nachworte zu berichten, daß sie „allgemach und unvermerkt" Ottos Gattin geworden sei; „sie werden mit einander leben, eine Schar blühender Kinder wird sie umgeben und sie werden ein festes, reines, schönes Glück genießen." Dieses willkürliche Zusammenschmieden der Ehepaare erinnert sehr an die Lebensregel, mit welcher der Hagestolz seinen Neffen aus dem Inselhause entläßt: „Wenn Du schon eine Vorneigung zu einer Frauensperson hast, so tut das bei dem Heiraten gar nichts, es ist nicht hinderlich und fördert oft nicht, nimm sie nur: hast Du aber keine solche Vorneigung, so ist es auch gleichgültig; denn derlei Dinge sind nicht beständig, sie kommen und vergehen, wie es eben ist, ohne daß man sie lockt und ohne daß man sie vertreibt." Mag auch die tägliche Lebenserfahrung die Worte des greisen Sonderlings tausendmal bekräftigen, so bleibt es doch eine Versündigung an den menschlichen Idealen und an der Heiligkeit der glaubensfrohen Jugend, den Geist der Liebe zu beschwören und ihn sodann zu verleugnen. Und diese Versündigung wird umso schmerzlicher empfunden, je mehr der Dichter es nach seiner Gewohnheit unterläßt, die Wandlung der Gefühle allmählich vor uns aufzurollen und uns auf solche Weise langsam zum Verständnisse derselben vorzubereiten. Bei einer Erzählung, die sich so sehr in Kleinigkeiten vertieft, daß uns ausführlich berichtet wird, in welcher Weise die landwirtschaftlichen Geräte geordnet und aufbewahrt werden, welche Vorkehrungen man zum Bewässern der Pflanzen, zu ihrer Nahrung, Zucht, Pflege und Vervollkommnung braucht und in welcher Reihenfolge sich die Familienmitglieder zu ihren Sitzen begeben, hätte der Leser ein Anrecht darauf, die Deutung der Seelenvorgänge nicht ganz aus eigenen Mitteln bestreiten zu müssen. — Stifter selbst hat an seinem Werke keine Mängel entdeckt; er erblickte in demselben „das reinste, ruhigste, verstandes- und kunstgemäßeste", das er bisher gemacht habe, und in einem Briefe an Heckenast spricht er die Hoffnung aus, daß die Erzählung „sehr fließend, edel und voll Innigkeit" sei, indem er das Bekenntnis anschließt: „Die Blätter haben mir bei der Durchlesung ein warmes Herz gemacht." Eine aufrichtige, stolze Freude hat er immer empfunden, wenn Zweifel darüber erhoben wurden, ob denn die herrliche Schilderung des Gardasees wirklich nur seiner Phantasie entsprungen sein könne, und wenn die Leute es nicht

glauben wollten, daß er die bis ins kleinste ausführlich gezeichnete Landschaft niemals gesehen hatte.

* * *

Mit der Erzählung „Der beschriebene Tännling", in welcher Stifter wieder zur oft geschilderten Heimat zurückkehrt, seines stillen Geburtsortes in besonderer Liebe gedenkend, schließen die „Studien" ab. Oberplan liegt vor uns, das freundliche Örtchen, sorglich gebettet auf dem Samtkissen der üppig grünenden Wiesen, lieblich umglänzt von dem silbernen Schlangenband der Moldau; des gläubigen Volkes Vertrauen auf der Jungfrau Maria Wundermacht und die frommen Sagen der Gegend sind seltsam rührend eingeflochten in die Geschichte eines unglücklichen Herzens.



Aufgang zur Gutwasserkapelle in Oberplan.

Hanna, die wunderschöne Tochter einer armen Witwe, welche ein kleines Häuschen bei Pichlern in der Nähe Oberplans bewohnt, begibt sich an ihrem ersten Beichttage mit ihren Gefährtinnen einer alten Sitte gemäß zum Gnadenbilde der schmerzhaften Muttergottes im Gutwasserkirchlein, um eine Bitte zu tun, welche die Himmlische an diesem Tage nie versagt. Verführt durch den leuchtenden Schimmer des schönen Seidenkleides, welches die Gottesmutter schmückt, bittet Hanna um glänzendes Geschmeide und um prächtige Kleider. „Ich werde etwas sehr Schönes und sehr Ausgezeichnetes bekommen," sagt sie am Abend zu ihren Gefährtinnen, „denn als ich zu der heiligen Jungfrau recht inbrünstig betete und das feste seidene Kleid sah, das sie an hat, und die goldenen Flimmer, die in feinen Fäden am Saume des Kleides hängen, und die grünen Stengel, die darauf gewebt sind, und die silbernen Blumen, die an den grünen Stengeln sind, und da ich den großen Blumenstrauß

von Silber und Seide sah, den die Jungfrau in der Hand hat und von dem die breiten, weißen Bänder niedergehen: da erblickte ich, wie sie mich ansah und auf die goldenen Flimmer, auf die Blätter, auf die Stengel und auf die Bänder niederwies." Sobald Hanna erwachsen ist, trägt sie sich — selbst bei der Arbeit — „wie eine, die eben am Sonntag aus der Kirche kommt", sie geht niemals barfuß wie die anderen, sondern hat immer Schuhe und Strümpfe an, und dabei gibt sie sehr auf sich acht, daß sie sich nicht beschmutze. Da sie eine unsäglich herrliche Jungfrau geworden ist, bewerben sich viele um ihre Gunst. Sie aber schenkt ihre Neigung dem langen Hans, einem armen Holzknecht, der ihr alles bringt, was er erarbeiten kann, „daß sie nichts entbehre und ihren Leib schmücken könne".

Eine mit vielen Festlichkeiten verbundene Jagd, die der Grundherr in der dortigen Gegend abhält, bringt ungeahntes Leben in die stillen Orte. Alles strömt herzu, um das Niegeschaute zu bestaunen. Guido, ein vornehmer Herr der Jagdgesellschaft, sieht bei dieser Gelegenheit Hanna und entbrennt für sie in heißer Liebe.

Als nach Beendigung der ersten Treibjagd Guido zufällig neben Hanna zu stehen kommt, ruft das von den Festlichkeiten erhitzte Volk gleichsam mit einer Stimme und laut: „Das ist das schönste Paar, das ist das schönste Paar!" Hannas Gefühl ist wie das einer Trunkenen. „Das zufällige Nebeneinanderstehen Hannas und des schönen jungen Herrn war nicht ohne weitere Folgen geblieben. Er hatte ausgeforscht, wer das Mädchen wäre und wo es wohne. Er war nach Pichlern zu dem weißen Häuschen gegangen und hatte mit Hanna und der Mutter geredet. Er war öfter hinübergegangen und hatte öfter mit Hanna geredet. Auch in Oberplan hatte er sie gesehen, wenn sie Neugierde halber hinüber kam, er hatte sie begleitet, und einmal hatte man ihn gar vor ihr im hohen Erlengebüsche auf den Knien liegen gesehen, ihre Hand mit inbrünstigem Bitten haltend und mit den wunderschönen Augen zu ihr hinaufblickend. Weil die anderen Herren, welche zur Besichtigung mancher Werke der Gegend fortgeritten waren, viele Tage ausblieben, konnte die Sache in den Gang kommen und Hanna auch von Empfindungen ergriffen werden. Die beiden gingen miteinander im Kosen durch die Fluren, er ging an dem hellen lichten Tage in das weiße Häuschen hinüber, oder sendete sehr prächtig gekleidete Diener mit Botschaften an Hanna dahin. Man erstaunte über diese Dinge, und die alte Mutter war wie blödsinnig und machte Knixe, wenn der schöne Herr oder seine Diener in das Häuschen traten."

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans, der seit dem Beginne der Jagdfestlichkeiten seinen im fernen Hochwald gelegenen Holzplatz nicht verlassen hat, weil der Fürst die Wälder besuchen und die Leute in ihrer Tätigkeit sehen will, hat von den Vorfällen der Zwischenzeit keine Ahnung. Als er endlich, gerade vor der letzten großen Jagd, nach Pichlern zurückkehrt und mit tiefstem Seelenschmerze die Untreue Hannas gewahr wird, sucht er seine mächtige Axt hervor, mit welcher er zum Gnadenorte Gutwasser wandert, wo er im inbrünstigen Gebete verharrt, um sodann von da querwaldein zum beschriebenen Tännling zu eilen. Es ist das eine weit im tiefsten Walde stehende Tanne, deren Rinde unzählige Namenszüge und Einzeichnungen aller Art bedecken. An diesem Tännling hat Guido für den nächsten Tag seinen Standplatz zur Treibjagd erhalten.

Wie Hans, von der für ihn furchtbaren Erkenntnis niedergebeugt, schmerzverloren umherwandert, wie er allmählich einen entsetzlichen Entschluß in sich reifen fühlt, und unter seinen Arbeitsgeräten Musterung haltend, die wuchtige Axt auswählt, wie er die Axt an dem Schleifsteine der Schwarzmühle sorgfältig schärft und dann sich und sein grausiges Vorhaben der Gnade der schmerzensreichen Mutter Gottes empfiehlt, das alles ist unter wirksamer Festhaltung eines unheimlich düsteren Balladentones mit einer epischen Ruhe und Größe erzählt, die für die reifsten Arbeiten Stifters vor allem bezeichnend sind. „Als er bei dem Kirchlein angekommen war, dessen Tür offen stand, blieb er auf dem Grabsteine, der vor der Türe liegt, stehen und tat seinen Hut ab. Dann ging er hinein, den Hut in der einen seiner Hände haltend. Mit der anderen nahm er die Axt, die er trug, von der Schulter und lehnte sie neben dem Becken, das das Weihwasser enthielt, in eine Mauerecke. Hierauf ging er bis zu dem Hochaltare hinvor. In dem Kirchlein war niemand als zwei sehr alte Mütterlein, die vielleicht die einzigen waren, welche von dem Verhältnisse zwischen Hans und Hanna nichts wußten. Hans kniete an den Stufen des Hochaltares, auf welchem sich die schmerzhafte Jungfrau Maria befand, nieder. Er legte den Hut neben sich, faltete die Hände und betete. Er betete sehr lange. Dann löste er die gefalteten Hände auf, neigte sich vorwärts, neigte sich immer mehr und legte sich endlich auf den kalten Stein, daß seine Arme auf demselben lagen und seine Lippen denselben berührten. Er küßte den Stein mehrere- und wiederholtemale. Dann richtete er sich nach und nach auf und blieb wieder knien und betete wieder. Als er genug gebetet hatte, tat er die gefalteten Hände wieder auseinander, fuhr mit der rechten gegen die Stirne und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dann nahm er den neben sich liegenden Hut, stand auf und ging

sous la forme d'un arbre dont les différentes espèces sont symbolisées par des animaux. Cette représentation est reproduite dans la plupart des traités de botanique du XVIe siècle.

Arbre de la vie végétale

Le Moyen Age a connu aussi une autre forme d'arbre : l'arbre de la vie chrétienne, dont les fruits sont les vertus et les vices. Cette représentation a été reprise par Ramon Lull dans son *Arbre de la science* (1295-1296) et par Dante dans la *Divine Comédie* (1307-1321).

erheben? Obwohl nach Stifters Art der Gemütszuſtand des einfachen Waldſohnes kaum mit einem Worte geſtreift wird, läßt uns doch der ausführliche Bericht über jede Bewegung ſeines Körpers tief in den ſtürmiſchen Aufruhr ſeiner Seele blicken. Hans hat ſeiner mit den wilden Gewalten ſeines Inneren kämpfenden Frömmigkeit noch nicht genug getan. Er ſteigt zum Kreuzberge empor und kniet an dem roten Kreuze nieder; er kniet ſo nahe, daß „ſeine Bruſt faſt dicht an dem roten Stamme" iſt und betet wieder. Dann wandert er, als die Sonne ſich ſchon gegen den Rand der Weſtwälder ſenkt, über den modrigen Boden, über die tauſendjährigen Abfälle der Bäume weglos zwiſchen den mächtigen Stämmen dahin.

„Endlich war er an ſeinem Ziele. Ein ſehr hoher Baum ſtand unter den anderen ebenfalls hohen und alten Bäumen des Waldes. Hans lehnte die Axt an den Stamm und ſah den Baum an. In ſeiner Rinde waren die Zeichen der Liebe eingegraben: ein Herz mit Flammen, die durch auseinandergehende Striche angedeutet waren, ein Ring, der zwei Namen umfaßte, ein Kreuz, das aus Keilen emporragte, der Name Marias, der aus verſchlungenen Buchſtaben zuſammengeſetzt war, dann andere Namen, aus zwei Buchſtaben beſtehend, oft verziert mit einem Kränzlein oder dergleichen, oft ohne Verzierung, zuweilen friſch, ſo wie die Beſitzer noch in Jugend unter den Lebenden wandeln, zuweilen vernarbt und unkenntlich, ſo wie die Liebenden ſchon durch Alter eingebückt oder im Grabe bereits zerfallen ſind. Der Baum ſtand ſehr hoch in die Abendluft empor und zeichnete ſeine Zacken in dieſelbe. Die wagrechten Äſte ruhten wie die ausgebreiteten Fittiche eines Vogels in der Luft . . . Nachdem Hans den Baum betrachtet hatte, knöpfte er ſich den Rock bis ans Kinn zu und ſetzte ſich auf die Steine, die an dem Fuße des Stammes lagen. Es war der Abend ſchon ſehr ſtark hereingebrochen und Hans ſah mit ſeinen Augen in das Dunkel und in die Dämmerung. Die Baumgitter, die emporwachſenden und nun verdorrten Kräuter und der Boden waren nicht mehr zu unterſcheiden, nur daß ein feuchter Punkt oder ein ſchwaches Wäſſerlein noch zeitweilig blitzte. Aber endlich hörte auch dieſes auf und es war nur eine einzige Finſternis, in der alles ſtill war . . ."

Als ihn in tiefer Nacht endlich der Schlummer befällt, ſteigt ein ſeltſames Traumbild zu ihm nieder. Er ſieht die Tanne hell umleuchtet bis in den offenen Himmel hinaufragen, von wo die Gottesmutter, genau ſo, wie ſie zu Gutwaſſer dargeſtellt iſt, auf ihn herabſchaut, aber mit ſehr ernſtem, ſtrengen Blick. Da erhebt ſich Hans von ſeinem Sitze, fährt mit der Hand über ſein Angeſicht und ſagt die Worte: „Es muß etwas Verworrenes geweſen ſein, um das ich gebeten habe." Dann ergreift er ſeine

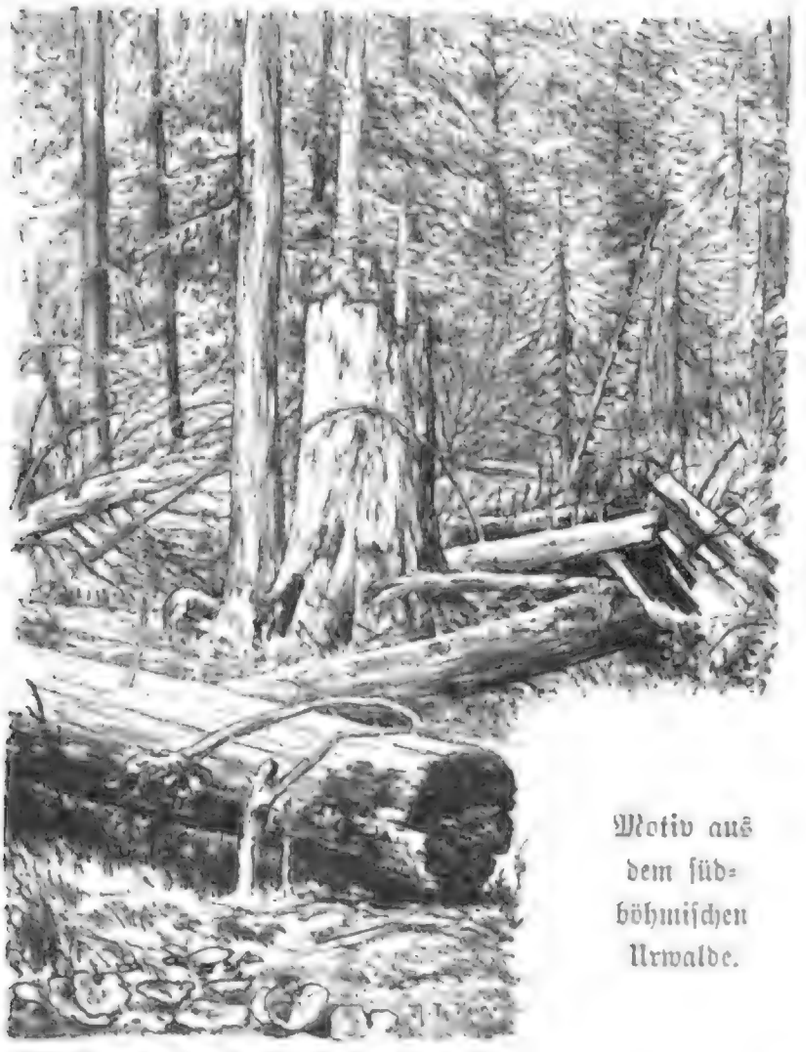
Die Abbildung 17 zeigt Ansicht, Grundriss und Querschnitt einer Wasserleitungsanlage, welche in Gemeinschaft mit dem Nachbarhause Nr. 5 benutzt wird.

Fig. 17. Ansicht, Grundriss und Querschnitt einer Wasserleitungsanlage.

Das Wasser fließt durch eine Bleirohrleitung, welche in einer Tiefe von 1,5 m unter der Erdoberfläche liegt, in einen Sandfang, aus diesem in einen Filterbrunnen und aus diesem in einen Pumpensumpf. Der Sandfang ist ein gemauerter Kasten, welcher mit einem Deckel aus Eisenblech abgedeckt ist. Der Filterbrunnen besteht aus einem Steinzeugrohr, welches mit Kies umgeben ist. Der Pumpensumpf ist ein gemauerter Kasten, welcher mit einem Deckel aus Eisenblech abgedeckt ist. Die Pumpe ist eine Saugpumpe.

wieder erkannt, und hängt ſpäter den Taler, dem er eine Faſſung geben läßt, in dem Kirchlein zum guten Waſſer auf, „wie man ſilberne oder wächſerne Füße und Hände in ſolchen Kirchen aufzuhängen pflegt . . .“

Dieſe ſchwermütige Erzählung, deren Inhalt, wie behauptet wird, an eine heimatliche Sage anklingt, ſteht ganz auf der Höhe von Stifters beſten Leiſtungen. Der ſtetige Fortgang der Begebenheiten läßt niemals die



Motiv aus dem ſüdböhmiſchen Urwalde.

Spannung erlahmen, wenngleich die — auch kulturgeſchichtlich durch die wohlgetroffenen Farben des 18. Jahrhunderts anziehende — Schilderung der Volksfeſte und Treibjagden das Schickſal des Holzknechtes ſowie das Hannas und Guidos kapitelweiſe begräbt; da aber dieſe Feſtlichkeiten ſchrittweiſe neben der Entwicklung der Verhältniſſe einhergehen, welche der Dichter darzuſtellen unternommen hat, ſo können wir den nahe liegenden

Vorwurf übermäßiger Breite umſoweniger erheben, als ohne dieſe Vorfälle der Gang der Ereigniſſe den geſchilderten Lauf nicht hätte nehmen können. Die ausgezeichnete Geſchloſſenheit und Rundung der ganzen Anlage muß bei dieſer Erzählung umſomehr hervorgehoben werden, als dem Dichter wiederholt die Fähigkeit zu geſchloſſener Darſtellung abgeſprochen worden iſt. Die Kompoſition iſt mit ſo weiſer künſtleriſcher Ökonomie ineinandergreifend erdacht, daß ſelbſt unſcheinbare Beziehungen ſich im Verlaufe der Geſchichte durch wieder und immer wieder auftretenden Hinweis zu mächtiger Wirkung ſteigern. Hierher gehören die an vielen Stellen wie unabſichtlich eingeſtreuten Bemerkungen über Hannas Eitelkeit und Prunkliebe, in welchem Punkte ſich auch Hans an ihrem Charakter verſündigt hatte, denn „es ſchien ihm gar nicht leid zu tun", wenn er alles für ſie verwendete, ihr „von ſeinen Habſeligkeiten alles gab", ja er hatte, wenn er mit ihr beim Tanze erſchien, und ihr Putz und ihre Schönheit recht bemerkt wurden, „ſeine außerordentliche Freude darüber und triumphierte". So trug er ſelbſt zur Förderung der Gefallſucht bei, die ihm ſpäter ſein Lebensglück rauben ſollte. — Hieher gehört auch, was Hanna im zweiten Abſchnitt der Erzählung über die Wundertätigkeit der Gottesmutter redet, die gerne jeden Wunſch gewährt, der nicht „verworren und verkehrt" iſt. „Wenn die Leute ſie um verwirrte und verkehrte Dinge bitten, ſagte Hanna, ſo läßt ſie dieſe nicht in Erfüllung gehen; aber bitten muß man ſie immer, weil man nicht wiſſen kann, welches Ding verwirrt oder verkehrt iſt und weil ſie allein die Entſcheidung hat, was in Erfüllung gehen ſolle und was nicht." — Nachdem ſich für ihn alles ſo traurig gewendet hat, kann ſich Hans in ſeinem Inneren auf den Ratſchlag der abtrünnig gewordenen Geliebten berufen, als er zum Gutwaſſerkirchlein emporſteigt, um dort ſeine Bitte vor die Entſcheidung der Gottesmutter zu bringen. Nach der nächtlichen Viſion aber muß er erkennen, daß es „etwas Verworrenes geweſen ſein müſſe", um das er gebeten hatte. — Indem der Dichter mit enthaltſamer Gedrängtheit ſchildert, wie, als Hanna ſamt ihrer Mutter und Guido fortzieht, um in einem prächtigen Schloſſe zu wohnen, Hans mit der Todeswunde im Herzen allein zurückbleibt in der Einſamkeit ſeiner Wälder, hat er das uralte Problem der Entſagung in einer neuen, ergreifenden Geſtalt vor uns ausgebreitet.

* * *

Mit dem ſechſten Bande waren die „Studien", welche Stifter urſprünglich nur auf vier Bände beſchränken wollte, endgültig abgeſchloſſen. Hätte der Dichter einige der zerſtreut erſchienenen Erzählungen, von denen manche mit gutem Recht in den auserleſenen Kreis der genannten Novellenſammlung eingeordnet zu werden verdienten, bei der Auswahl, zunächſt wahrſcheinlich aus Rückſicht für das dem Verleger gegebene Verſprechen, nicht ausgeſchloſſen, ſo wäre der Umfang der „Studien" leicht um zwei weitere Bände angewachſen. Der Dichter, welcher wegen zahlloſer Verzögerungen und Hinausſchiebungen nur zu oft genötigt war, ſich Vergebung heiſchend an ſeinen Verleger zu wenden — in einem großen Teile des Briefwechſels kehrt die ſtändige Entſchuldigungsbitte immer wieder — beſtand aber ſchließlich ſelbſt auf der Beendigung des in ſeiner Zuſammenſetzung von mancherlei Zufällen beſtimmten Sammelwerkes, umſomehr als neue Entwürfe ſeinen Geiſt beſtürmten und er ſchon aus dieſem Grunde beſtrebt ſein mußte, der alten, durch Verſchleppung widerwärtig gewordenen Verpflichtungen ledig zu werden. Die aus dem Ehrenverband der „Studien" ausgeſchloſſenen Erzählungen wurden erſt nach dem Tode Stifters durch deſſen pietätvollen Freund Johannes Aprent geſammelt und in zwei Bänden herausgegeben.

Das Verhältnis des Dichters zu Heckenaſt war, obgleich die Langmut des Verlegers oft eine harte Probe zu beſtehen hatte, im Verlaufe der Jahre immer inniger und freundſchaftlicher geworden. Die beiden Männer hatten ſich durch die gegenſeitig erkannte Geiſtesverwandtſchaft innerlich noch raſcher genähert, als dies zufolge des faſt unausgeſetzten Verkehres hätte geſchehen müſſen, der durch die Art ihrer Beziehungen bedingt war. Wenn dem rührigen und kundigen Verleger von Anfang her der bald hervortretende geſchäftliche Vorteil ein mächtiger Anſporn ſein mußte, ſich des gern geleſenen Schriftſtellers dauernd zu verſichern, und wenn auch Stifter, wie aus einem ſeiner Briefe hervorgeht, genau darüber unterrichtet war, daß Heckenaſt mit ſeinen Arbeiten „ein ungeheures Geſchäft" machte, ſo trat doch in dem warmen, herzlichen Tone ihres Umganges überall die Abſicht hervor, ſich gegenſeitig jede Errungenſchaft neidlos zu gönnen und den erzielten Vorteil in gemeinſchaftlicher Freude zu begrüßen. So lange Bücher geſchrieben werden, iſt es des Dichters Los, mit dem kleineren Teile des durch ſeine geiſtige Arbeit geſchaffenen Erträgniſſes vorlieb nehmen zu müſſen; auch Stifter kam niemals in die Lage, ſich in Erfüllung eines heißen Wunſches ein Heim auf eigener Scholle zu begründen, indes Heckenaſt für ſich und ſeine Familie, gewiß nicht zum geringſten Teile aus den durch den Verlag

ist. Hierbei handelte Rückwärts- und Vorwärts-Bank durch Hebel und Gestänge mit der Kurbelwelle. Die Bank ist in Fig. 1 und 2 in Ansicht und Grundriß dargestellt. Fig. 3 zeigt die Kurbelwelle mit Gestänge und Hebeln. Die Bank ist in Fig. 4 in Ansicht dargestellt, wenn sie sich in der Mitte ihrer Bewegung befindet. Fig. 5 zeigt die Bank in Ansicht, wenn sie sich in der äußersten Rückwärtsstellung befindet. Fig. 6 zeigt die Bank in Ansicht, wenn sie sich in der äußersten Vorwärtsstellung befindet.

Fig. 4.

Ansicht, wenn Schwebebank in Mitte ihrer Bahn ist (Fig. 4).

Statt dessen, um während der Fahrt die Schwebebank verschieben zu können, ist es nötig, daß die Kurbelwelle mit Gestänge und Hebeln, wie in Fig. 3 dargestellt, ausgeführt wird. Hierbei ist die Kurbelwelle a in Lagern b gelagert, die auf Trägern c befestigt sind. Diese Träger sind mit Schrauben d an Querträgern e befestigt, die ihrerseits an Längsträgern f befestigt sind. Die Kurbelwelle a trägt zwei Kurbeln g, die durch Stangen h mit Hebeln i verbunden sind. Diese Hebel i sind auf Wellen k befestigt, die in Lagern l gelagert sind. Diese Lager l sind auf Trägern m befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Hebel i sind durch Stangen n mit Hebeln o verbunden, die auf Wellen p befestigt sind. Diese Wellen p sind in Lagern q gelagert, die auf Trägern r befestigt sind. Diese Träger r sind an Querträgern e befestigt. Die Wellen p tragen Hebel s, die durch Stangen t mit Hebeln u verbunden sind. Diese Hebel u sind auf Wellen v befestigt, die in Lagern w gelagert sind. Diese Lager w sind auf Trägern x befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen v tragen Hebel y, die durch Stangen z mit Hebeln a^1 verbunden sind. Diese Hebel a^1 sind auf Wellen b^1 befestigt, die in Lagern c^1 gelagert sind. Diese Lager c^1 sind auf Trägern d^1 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen b^1 tragen Hebel e^1, die durch Stangen f^1 mit Hebeln g^1 verbunden sind. Diese Hebel g^1 sind auf Wellen h^1 befestigt, die in Lagern i^1 gelagert sind. Diese Lager i^1 sind auf Trägern k^1 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen h^1 tragen Hebel l^1, die durch Stangen m^1 mit Hebeln n^1 verbunden sind. Diese Hebel n^1 sind auf Wellen o^1 befestigt, die in Lagern p^1 gelagert sind. Diese Lager p^1 sind auf Trägern q^1 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen o^1 tragen Hebel r^1, die durch Stangen s^1 mit Hebeln t^1 verbunden sind. Diese Hebel t^1 sind auf Wellen u^1 befestigt, die in Lagern v^1 gelagert sind. Diese Lager v^1 sind auf Trägern w^1 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen u^1 tragen Hebel x^1, die durch Stangen y^1 mit Hebeln z^1 verbunden sind. Diese Hebel z^1 sind auf Wellen a^2 befestigt, die in Lagern b^2 gelagert sind. Diese Lager b^2 sind auf Trägern c^2 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen a^2 tragen Hebel d^2, die durch Stangen e^2 mit Hebeln f^2 verbunden sind. Diese Hebel f^2 sind auf Wellen g^2 befestigt, die in Lagern h^2 gelagert sind. Diese Lager h^2 sind auf Trägern i^2 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen g^2 tragen Hebel k^2, die durch Stangen l^2 mit Hebeln m^2 verbunden sind. Diese Hebel m^2 sind auf Wellen n^2 befestigt, die in Lagern o^2 gelagert sind. Diese Lager o^2 sind auf Trägern p^2 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen n^2 tragen Hebel q^2, die durch Stangen r^2 mit Hebeln s^2 verbunden sind. Diese Hebel s^2 sind auf Wellen t^2 befestigt, die in Lagern u^2 gelagert sind. Diese Lager u^2 sind auf Trägern v^2 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen t^2 tragen Hebel w^2, die durch Stangen x^2 mit Hebeln y^2 verbunden sind. Diese Hebel y^2 sind auf Wellen z^2 befestigt, die in Lagern a^3 gelagert sind. Diese Lager a^3 sind auf Trägern b^3 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen z^2 tragen Hebel c^3, die durch Stangen d^3 mit Hebeln e^3 verbunden sind. Diese Hebel e^3 sind auf Wellen f^3 befestigt, die in Lagern g^3 gelagert sind. Diese Lager g^3 sind auf Trägern h^3 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen f^3 tragen Hebel i^3, die durch Stangen k^3 mit Hebeln l^3 verbunden sind. Diese Hebel l^3 sind auf Wellen m^3 befestigt, die in Lagern n^3 gelagert sind. Diese Lager n^3 sind auf Trägern o^3 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen m^3 tragen Hebel p^3, die durch Stangen q^3 mit Hebeln r^3 verbunden sind. Diese Hebel r^3 sind auf Wellen s^3 befestigt, die in Lagern t^3 gelagert sind. Diese Lager t^3 sind auf Trägern u^3 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen s^3 tragen Hebel v^3, die durch Stangen w^3 mit Hebeln x^3 verbunden sind. Diese Hebel x^3 sind auf Wellen y^3 befestigt, die in Lagern z^3 gelagert sind. Diese Lager z^3 sind auf Trägern a^4 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen y^3 tragen Hebel b^4, die durch Stangen c^4 mit Hebeln d^4 verbunden sind. Diese Hebel d^4 sind auf Wellen e^4 befestigt, die in Lagern f^4 gelagert sind. Diese Lager f^4 sind auf Trägern g^4 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen e^4 tragen Hebel h^4, die durch Stangen i^4 mit Hebeln k^4 verbunden sind. Diese Hebel k^4 sind auf Wellen l^4 befestigt, die in Lagern m^4 gelagert sind. Diese Lager m^4 sind auf Trägern n^4 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen l^4 tragen Hebel o^4, die durch Stangen p^4 mit Hebeln q^4 verbunden sind. Diese Hebel q^4 sind auf Wellen r^4 befestigt, die in Lagern s^4 gelagert sind. Diese Lager s^4 sind auf Trägern t^4 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen r^4 tragen Hebel u^4, die durch Stangen v^4 mit Hebeln w^4 verbunden sind. Diese Hebel w^4 sind auf Wellen x^4 befestigt, die in Lagern y^4 gelagert sind. Diese Lager y^4 sind auf Trägern z^4 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen x^4 tragen Hebel a^5, die durch Stangen b^5 mit Hebeln c^5 verbunden sind. Diese Hebel c^5 sind auf Wellen d^5 befestigt, die in Lagern e^5 gelagert sind. Diese Lager e^5 sind auf Trägern f^5 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen d^5 tragen Hebel g^5, die durch Stangen h^5 mit Hebeln i^5 verbunden sind. Diese Hebel i^5 sind auf Wellen k^5 befestigt, die in Lagern l^5 gelagert sind. Diese Lager l^5 sind auf Trägern m^5 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen k^5 tragen Hebel n^5, die durch Stangen o^5 mit Hebeln p^5 verbunden sind. Diese Hebel p^5 sind auf Wellen q^5 befestigt, die in Lagern r^5 gelagert sind. Diese Lager r^5 sind auf Trägern s^5 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen q^5 tragen Hebel t^5, die durch Stangen u^5 mit Hebeln v^5 verbunden sind. Diese Hebel v^5 sind auf Wellen w^5 befestigt, die in Lagern x^5 gelagert sind. Diese Lager x^5 sind auf Trägern y^5 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen w^5 tragen Hebel z^5, die durch Stangen a^6 mit Hebeln b^6 verbunden sind. Diese Hebel b^6 sind auf Wellen c^6 befestigt, die in Lagern d^6 gelagert sind. Diese Lager d^6 sind auf Trägern e^6 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen c^6 tragen Hebel f^6, die durch Stangen g^6 mit Hebeln h^6 verbunden sind. Diese Hebel h^6 sind auf Wellen i^6 befestigt, die in Lagern k^6 gelagert sind. Diese Lager k^6 sind auf Trägern l^6 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen i^6 tragen Hebel m^6, die durch Stangen n^6 mit Hebeln o^6 verbunden sind. Diese Hebel o^6 sind auf Wellen p^6 befestigt, die in Lagern q^6 gelagert sind. Diese Lager q^6 sind auf Trägern r^6 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen p^6 tragen Hebel s^6, die durch Stangen t^6 mit Hebeln u^6 verbunden sind. Diese Hebel u^6 sind auf Wellen v^6 befestigt, die in Lagern w^6 gelagert sind. Diese Lager w^6 sind auf Trägern x^6 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen v^6 tragen Hebel y^6, die durch Stangen z^6 mit Hebeln a^7 verbunden sind. Diese Hebel a^7 sind auf Wellen b^7 befestigt, die in Lagern c^7 gelagert sind. Diese Lager c^7 sind auf Trägern d^7 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen b^7 tragen Hebel e^7, die durch Stangen f^7 mit Hebeln g^7 verbunden sind. Diese Hebel g^7 sind auf Wellen h^7 befestigt, die in Lagern i^7 gelagert sind. Diese Lager i^7 sind auf Trägern k^7 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen h^7 tragen Hebel l^7, die durch Stangen m^7 mit Hebeln n^7 verbunden sind. Diese Hebel n^7 sind auf Wellen o^7 befestigt, die in Lagern p^7 gelagert sind. Diese Lager p^7 sind auf Trägern q^7 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen o^7 tragen Hebel r^7, die durch Stangen s^7 mit Hebeln t^7 verbunden sind. Diese Hebel t^7 sind auf Wellen u^7 befestigt, die in Lagern v^7 gelagert sind. Diese Lager v^7 sind auf Trägern w^7 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen u^7 tragen Hebel x^7, die durch Stangen y^7 mit Hebeln z^7 verbunden sind. Diese Hebel z^7 sind auf Wellen a^8 befestigt, die in Lagern b^8 gelagert sind. Diese Lager b^8 sind auf Trägern c^8 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen a^8 tragen Hebel d^8, die durch Stangen e^8 mit Hebeln f^8 verbunden sind. Diese Hebel f^8 sind auf Wellen g^8 befestigt, die in Lagern h^8 gelagert sind. Diese Lager h^8 sind auf Trägern i^8 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen g^8 tragen Hebel k^8, die durch Stangen l^8 mit Hebeln m^8 verbunden sind. Diese Hebel m^8 sind auf Wellen n^8 befestigt, die in Lagern o^8 gelagert sind. Diese Lager o^8 sind auf Trägern p^8 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen n^8 tragen Hebel q^8, die durch Stangen r^8 mit Hebeln s^8 verbunden sind. Diese Hebel s^8 sind auf Wellen t^8 befestigt, die in Lagern u^8 gelagert sind. Diese Lager u^8 sind auf Trägern v^8 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen t^8 tragen Hebel w^8, die durch Stangen x^8 mit Hebeln y^8 verbunden sind. Diese Hebel y^8 sind auf Wellen z^8 befestigt, die in Lagern a^9 gelagert sind. Diese Lager a^9 sind auf Trägern b^9 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen z^8 tragen Hebel c^9, die durch Stangen d^9 mit Hebeln e^9 verbunden sind. Diese Hebel e^9 sind auf Wellen f^9 befestigt, die in Lagern g^9 gelagert sind. Diese Lager g^9 sind auf Trägern h^9 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen f^9 tragen Hebel i^9, die durch Stangen k^9 mit Hebeln l^9 verbunden sind. Diese Hebel l^9 sind auf Wellen m^9 befestigt, die in Lagern n^9 gelagert sind. Diese Lager n^9 sind auf Trägern o^9 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen m^9 tragen Hebel p^9, die durch Stangen q^9 mit Hebeln r^9 verbunden sind. Diese Hebel r^9 sind auf Wellen s^9 befestigt, die in Lagern t^9 gelagert sind. Diese Lager t^9 sind auf Trägern u^9 befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen s^9 tragen Hebel v^9, die durch Stangen w^9 mit Hebeln x^9 verbunden sind. Diese Hebel x^9 sind auf Wellen y^9 befestigt, die in Lagern z^9 gelagert sind. Diese Lager z^9 sind auf Trägern a^{10} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen y^9 tragen Hebel b^{10}, die durch Stangen c^{10} mit Hebeln d^{10} verbunden sind. Diese Hebel d^{10} sind auf Wellen e^{10} befestigt, die in Lagern f^{10} gelagert sind. Diese Lager f^{10} sind auf Trägern g^{10} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen e^{10} tragen Hebel h^{10}, die durch Stangen i^{10} mit Hebeln k^{10} verbunden sind. Diese Hebel k^{10} sind auf Wellen l^{10} befestigt, die in Lagern m^{10} gelagert sind. Diese Lager m^{10} sind auf Trägern n^{10} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen l^{10} tragen Hebel o^{10}, die durch Stangen p^{10} mit Hebeln q^{10} verbunden sind. Diese Hebel q^{10} sind auf Wellen r^{10} befestigt, die in Lagern s^{10} gelagert sind. Diese Lager s^{10} sind auf Trägern t^{10} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen r^{10} tragen Hebel u^{10}, die durch Stangen v^{10} mit Hebeln w^{10} verbunden sind. Diese Hebel w^{10} sind auf Wellen x^{10} befestigt, die in Lagern y^{10} gelagert sind. Diese Lager y^{10} sind auf Trägern z^{10} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen x^{10} tragen Hebel a^{11}, die durch Stangen b^{11} mit Hebeln c^{11} verbunden sind. Diese Hebel c^{11} sind auf Wellen d^{11} befestigt, die in Lagern e^{11} gelagert sind. Diese Lager e^{11} sind auf Trägern f^{11} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen d^{11} tragen Hebel g^{11}, die durch Stangen h^{11} mit Hebeln i^{11} verbunden sind. Diese Hebel i^{11} sind auf Wellen k^{11} befestigt, die in Lagern l^{11} gelagert sind. Diese Lager l^{11} sind auf Trägern m^{11} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen k^{11} tragen Hebel n^{11}, die durch Stangen o^{11} mit Hebeln p^{11} verbunden sind. Diese Hebel p^{11} sind auf Wellen q^{11} befestigt, die in Lagern r^{11} gelagert sind. Diese Lager r^{11} sind auf Trägern s^{11} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen q^{11} tragen Hebel t^{11}, die durch Stangen u^{11} mit Hebeln v^{11} verbunden sind. Diese Hebel v^{11} sind auf Wellen w^{11} befestigt, die in Lagern x^{11} gelagert sind. Diese Lager x^{11} sind auf Trägern y^{11} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen w^{11} tragen Hebel z^{11}, die durch Stangen a^{12} mit Hebeln b^{12} verbunden sind. Diese Hebel b^{12} sind auf Wellen c^{12} befestigt, die in Lagern d^{12} gelagert sind. Diese Lager d^{12} sind auf Trägern e^{12} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen c^{12} tragen Hebel f^{12}, die durch Stangen g^{12} mit Hebeln h^{12} verbunden sind. Diese Hebel h^{12} sind auf Wellen i^{12} befestigt, die in Lagern k^{12} gelagert sind. Diese Lager k^{12} sind auf Trägern l^{12} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen i^{12} tragen Hebel m^{12}, die durch Stangen n^{12} mit Hebeln o^{12} verbunden sind. Diese Hebel o^{12} sind auf Wellen p^{12} befestigt, die in Lagern q^{12} gelagert sind. Diese Lager q^{12} sind auf Trägern r^{12} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen p^{12} tragen Hebel s^{12}, die durch Stangen t^{12} mit Hebeln u^{12} verbunden sind. Diese Hebel u^{12} sind auf Wellen v^{12} befestigt, die in Lagern w^{12} gelagert sind. Diese Lager w^{12} sind auf Trägern x^{12} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen v^{12} tragen Hebel y^{12}, die durch Stangen z^{12} mit Hebeln a^{13} verbunden sind. Diese Hebel a^{13} sind auf Wellen b^{13} befestigt, die in Lagern c^{13} gelagert sind. Diese Lager c^{13} sind auf Trägern d^{13} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen b^{13} tragen Hebel e^{13}, die durch Stangen f^{13} mit Hebeln g^{13} verbunden sind. Diese Hebel g^{13} sind auf Wellen h^{13} befestigt, die in Lagern i^{13} gelagert sind. Diese Lager i^{13} sind auf Trägern k^{13} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen h^{13} tragen Hebel l^{13}, die durch Stangen m^{13} mit Hebeln n^{13} verbunden sind. Diese Hebel n^{13} sind auf Wellen o^{13} befestigt, die in Lagern p^{13} gelagert sind. Diese Lager p^{13} sind auf Trägern q^{13} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen o^{13} tragen Hebel r^{13}, die durch Stangen s^{13} mit Hebeln t^{13} verbunden sind. Diese Hebel t^{13} sind auf Wellen u^{13} befestigt, die in Lagern v^{13} gelagert sind. Diese Lager v^{13} sind auf Trägern w^{13} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen u^{13} tragen Hebel x^{13}, die durch Stangen y^{13} mit Hebeln z^{13} verbunden sind. Diese Hebel z^{13} sind auf Wellen a^{14} befestigt, die in Lagern b^{14} gelagert sind. Diese Lager b^{14} sind auf Trägern c^{14} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen a^{14} tragen Hebel d^{14}, die durch Stangen e^{14} mit Hebeln f^{14} verbunden sind. Diese Hebel f^{14} sind auf Wellen g^{14} befestigt, die in Lagern h^{14} gelagert sind. Diese Lager h^{14} sind auf Trägern i^{14} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen g^{14} tragen Hebel k^{14}, die durch Stangen l^{14} mit Hebeln m^{14} verbunden sind. Diese Hebel m^{14} sind auf Wellen n^{14} befestigt, die in Lagern o^{14} gelagert sind. Diese Lager o^{14} sind auf Trägern p^{14} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen n^{14} tragen Hebel q^{14}, die durch Stangen r^{14} mit Hebeln s^{14} verbunden sind. Diese Hebel s^{14} sind auf Wellen t^{14} befestigt, die in Lagern u^{14} gelagert sind. Diese Lager u^{14} sind auf Trägern v^{14} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen t^{14} tragen Hebel w^{14}, die durch Stangen x^{14} mit Hebeln y^{14} verbunden sind. Diese Hebel y^{14} sind auf Wellen z^{14} befestigt, die in Lagern a^{15} gelagert sind. Diese Lager a^{15} sind auf Trägern b^{15} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen z^{14} tragen Hebel c^{15}, die durch Stangen d^{15} mit Hebeln e^{15} verbunden sind. Diese Hebel e^{15} sind auf Wellen f^{15} befestigt, die in Lagern g^{15} gelagert sind. Diese Lager g^{15} sind auf Trägern h^{15} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen f^{15} tragen Hebel i^{15}, die durch Stangen k^{15} mit Hebeln l^{15} verbunden sind. Diese Hebel l^{15} sind auf Wellen m^{15} befestigt, die in Lagern n^{15} gelagert sind. Diese Lager n^{15} sind auf Trägern o^{15} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen m^{15} tragen Hebel p^{15}, die durch Stangen q^{15} mit Hebeln r^{15} verbunden sind. Diese Hebel r^{15} sind auf Wellen s^{15} befestigt, die in Lagern t^{15} gelagert sind. Diese Lager t^{15} sind auf Trägern u^{15} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen s^{15} tragen Hebel v^{15}, die durch Stangen w^{15} mit Hebeln x^{15} verbunden sind. Diese Hebel x^{15} sind auf Wellen y^{15} befestigt, die in Lagern z^{15} gelagert sind. Diese Lager z^{15} sind auf Trägern a^{16} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen y^{15} tragen Hebel b^{16}, die durch Stangen c^{16} mit Hebeln d^{16} verbunden sind. Diese Hebel d^{16} sind auf Wellen e^{16} befestigt, die in Lagern f^{16} gelagert sind. Diese Lager f^{16} sind auf Trägern g^{16} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen e^{16} tragen Hebel h^{16}, die durch Stangen i^{16} mit Hebeln k^{16} verbunden sind. Diese Hebel k^{16} sind auf Wellen l^{16} befestigt, die in Lagern m^{16} gelagert sind. Diese Lager m^{16} sind auf Trägern n^{16} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen l^{16} tragen Hebel o^{16}, die durch Stangen p^{16} mit Hebeln q^{16} verbunden sind. Diese Hebel q^{16} sind auf Wellen r^{16} befestigt, die in Lagern s^{16} gelagert sind. Diese Lager s^{16} sind auf Trägern t^{16} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen r^{16} tragen Hebel u^{16}, die durch Stangen v^{16} mit Hebeln w^{16} verbunden sind. Diese Hebel w^{16} sind auf Wellen x^{16} befestigt, die in Lagern y^{16} gelagert sind. Diese Lager y^{16} sind auf Trägern z^{16} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen x^{16} tragen Hebel a^{17}, die durch Stangen b^{17} mit Hebeln c^{17} verbunden sind. Diese Hebel c^{17} sind auf Wellen d^{17} befestigt, die in Lagern e^{17} gelagert sind. Diese Lager e^{17} sind auf Trägern f^{17} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen d^{17} tragen Hebel g^{17}, die durch Stangen h^{17} mit Hebeln i^{17} verbunden sind. Diese Hebel i^{17} sind auf Wellen k^{17} befestigt, die in Lagern l^{17} gelagert sind. Diese Lager l^{17} sind auf Trägern m^{17} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen k^{17} tragen Hebel n^{17}, die durch Stangen o^{17} mit Hebeln p^{17} verbunden sind. Diese Hebel p^{17} sind auf Wellen q^{17} befestigt, die in Lagern r^{17} gelagert sind. Diese Lager r^{17} sind auf Trägern s^{17} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen q^{17} tragen Hebel t^{17}, die durch Stangen u^{17} mit Hebeln v^{17} verbunden sind. Diese Hebel v^{17} sind auf Wellen w^{17} befestigt, die in Lagern x^{17} gelagert sind. Diese Lager x^{17} sind auf Trägern y^{17} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen w^{17} tragen Hebel z^{17}, die durch Stangen a^{18} mit Hebeln b^{18} verbunden sind. Diese Hebel b^{18} sind auf Wellen c^{18} befestigt, die in Lagern d^{18} gelagert sind. Diese Lager d^{18} sind auf Trägern e^{18} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen c^{18} tragen Hebel f^{18}, die durch Stangen g^{18} mit Hebeln h^{18} verbunden sind. Diese Hebel h^{18} sind auf Wellen i^{18} befestigt, die in Lagern k^{18} gelagert sind. Diese Lager k^{18} sind auf Trägern l^{18} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen i^{18} tragen Hebel m^{18}, die durch Stangen n^{18} mit Hebeln o^{18} verbunden sind. Diese Hebel o^{18} sind auf Wellen p^{18} befestigt, die in Lagern q^{18} gelagert sind. Diese Lager q^{18} sind auf Trägern r^{18} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen p^{18} tragen Hebel s^{18}, die durch Stangen t^{18} mit Hebeln u^{18} verbunden sind. Diese Hebel u^{18} sind auf Wellen v^{18} befestigt, die in Lagern w^{18} gelagert sind. Diese Lager w^{18} sind auf Trägern x^{18} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen v^{18} tragen Hebel y^{18}, die durch Stangen z^{18} mit Hebeln a^{19} verbunden sind. Diese Hebel a^{19} sind auf Wellen b^{19} befestigt, die in Lagern c^{19} gelagert sind. Diese Lager c^{19} sind auf Trägern d^{19} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen b^{19} tragen Hebel e^{19}, die durch Stangen f^{19} mit Hebeln g^{19} verbunden sind. Diese Hebel g^{19} sind auf Wellen h^{19} befestigt, die in Lagern i^{19} gelagert sind. Diese Lager i^{19} sind auf Trägern k^{19} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen h^{19} tragen Hebel l^{19}, die durch Stangen m^{19} mit Hebeln n^{19} verbunden sind. Diese Hebel n^{19} sind auf Wellen o^{19} befestigt, die in Lagern p^{19} gelagert sind. Diese Lager p^{19} sind auf Trägern q^{19} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen o^{19} tragen Hebel r^{19}, die durch Stangen s^{19} mit Hebeln t^{19} verbunden sind. Diese Hebel t^{19} sind auf Wellen u^{19} befestigt, die in Lagern v^{19} gelagert sind. Diese Lager v^{19} sind auf Trägern w^{19} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen u^{19} tragen Hebel x^{19}, die durch Stangen y^{19} mit Hebeln z^{19} verbunden sind. Diese Hebel z^{19} sind auf Wellen a^{20} befestigt, die in Lagern b^{20} gelagert sind. Diese Lager b^{20} sind auf Trägern c^{20} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen a^{20} tragen Hebel d^{20}, die durch Stangen e^{20} mit Hebeln f^{20} verbunden sind. Diese Hebel f^{20} sind auf Wellen g^{20} befestigt, die in Lagern h^{20} gelagert sind. Diese Lager h^{20} sind auf Trägern i^{20} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen g^{20} tragen Hebel k^{20}, die durch Stangen l^{20} mit Hebeln m^{20} verbunden sind. Diese Hebel m^{20} sind auf Wellen n^{20} befestigt, die in Lagern o^{20} gelagert sind. Diese Lager o^{20} sind auf Trägern p^{20} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen n^{20} tragen Hebel q^{20}, die durch Stangen r^{20} mit Hebeln s^{20} verbunden sind. Diese Hebel s^{20} sind auf Wellen t^{20} befestigt, die in Lagern u^{20} gelagert sind. Diese Lager u^{20} sind auf Trägern v^{20} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen t^{20} tragen Hebel w^{20}, die durch Stangen x^{20} mit Hebeln y^{20} verbunden sind. Diese Hebel y^{20} sind auf Wellen z^{20} befestigt, die in Lagern a^{21} gelagert sind. Diese Lager a^{21} sind auf Trägern b^{21} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen z^{20} tragen Hebel c^{21}, die durch Stangen d^{21} mit Hebeln e^{21} verbunden sind. Diese Hebel e^{21} sind auf Wellen f^{21} befestigt, die in Lagern g^{21} gelagert sind. Diese Lager g^{21} sind auf Trägern h^{21} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen f^{21} tragen Hebel i^{21}, die durch Stangen k^{21} mit Hebeln l^{21} verbunden sind. Diese Hebel l^{21} sind auf Wellen m^{21} befestigt, die in Lagern n^{21} gelagert sind. Diese Lager n^{21} sind auf Trägern o^{21} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen m^{21} tragen Hebel p^{21}, die durch Stangen q^{21} mit Hebeln r^{21} verbunden sind. Diese Hebel r^{21} sind auf Wellen s^{21} befestigt, die in Lagern t^{21} gelagert sind. Diese Lager t^{21} sind auf Trägern u^{21} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen s^{21} tragen Hebel v^{21}, die durch Stangen w^{21} mit Hebeln x^{21} verbunden sind. Diese Hebel x^{21} sind auf Wellen y^{21} befestigt, die in Lagern z^{21} gelagert sind. Diese Lager z^{21} sind auf Trägern a^{22} befestigt, die ihrerseits an Querträgern e befestigt sind. Die Wellen y^{21} tragen Hebel b^{22},

nicht an Fremde verkauft werden muß, „weil dies der alten Frau das Herz bräche, die keinen anderen Gedanken hat, als in dem Hause zu leben und zu sterben"; ein anderesmal gibt er wegen eines Hagelschlages, der die ganze Ernte in der Umgebung seines Geburtsortes vernichtete, „alles her, was er besitzt"; nach seinen „besten Kräften" ist er auch bemüht, für seinen Stiefbruder Jakob Mayer zu sorgen, welcher in Wien als „Erster unter sechshundert Schülern" mit glänzendem Erfolge technischen Studien obliegt; er will ihm, da dieser „im Zeichnen so vortrefflich ist", statt der „stumpfen, elenden Zirkel, die er von Krummau brachte", ein neues, vorzügliches Reißzeug kaufen, muß sich aber zu diesem Zwecke von seinem Bruder Anton selbst dreißig Gulden vorstrecken lassen; bald darauf soll er seinen in Notlage geratenen Schwager unterstützen und dessen Töchterchen Julie dauernd zu sich nehmen, woraus ihm gleich von Anfang her viel Sorge und Verdruß erwächst, da das auf der Übersiedlungsfahrt befindliche Kind in Pest von einem wutverdächtigen Hunde gebissen wird; in der liebreichen Fürsorge für andere kommt er schließlich so weit, daß er sich selbst gar nichts mehr gönnen darf, was über die unaufschiebbaren Erfordernisse des Tages hinausreicht. Im November 1846 schreibt er hierüber an den, wie es scheint, die wiederholt gesteigerten Forderungen endlich nur widerwillig gewährenden Verleger: „Ich werde keine anderen, als nur die materiell notwendigen Auslagen machen. Was der Körper braucht, ist das Notwendige, wodurch die Seele blühender wird, das kann warten. Ich habe das Meer noch nicht gesehen, ich habe Italien nicht gesehen, ich sehne mich nach beiden. Ich hoffe, es wird auch noch möglich sein, — aber wehmütig wäre der Gedanke, wenn es geschähe, da es zu spät ist und in die erhärtete Seele nichts mehr hineingeht. Wenn ich auch in Ihren Augen unbescheiden war (wie es auch gar nicht anders sein kann), so glaube ich doch, daß ich gegen die Freundschaft nicht gefehlt habe. Ich tue Ihnen gerne alles, was Sie wünschen, zu Gefallen, und zog sich manches in die Länge, so wollte ich es eben recht gut machen. Wie hätte ich denn sonst die Mühe übernommen, den ersten Bogen der Mappe, alle Buchstaben zählend, wieder so umzugießen, wie ich es tat." — Trotz aller Einschränkung gerät Stifter manchmal in die ärgsten Bedrängnisse; den bittersten Schmerz verursacht es ihm, daß er das Reisegeld zu der Fahrt von Linz nach Wien nicht aufbringen kann, als er nach dem Verrauschen der Revolution die „Studien" persönlich dem Kaiser überreichen will. Bei diesem Anlasse äußern sich sein dichterisches Selbstgefühl und seine staatsbürgerliche Treue in schönen, aus der Tiefe der Überzeugung

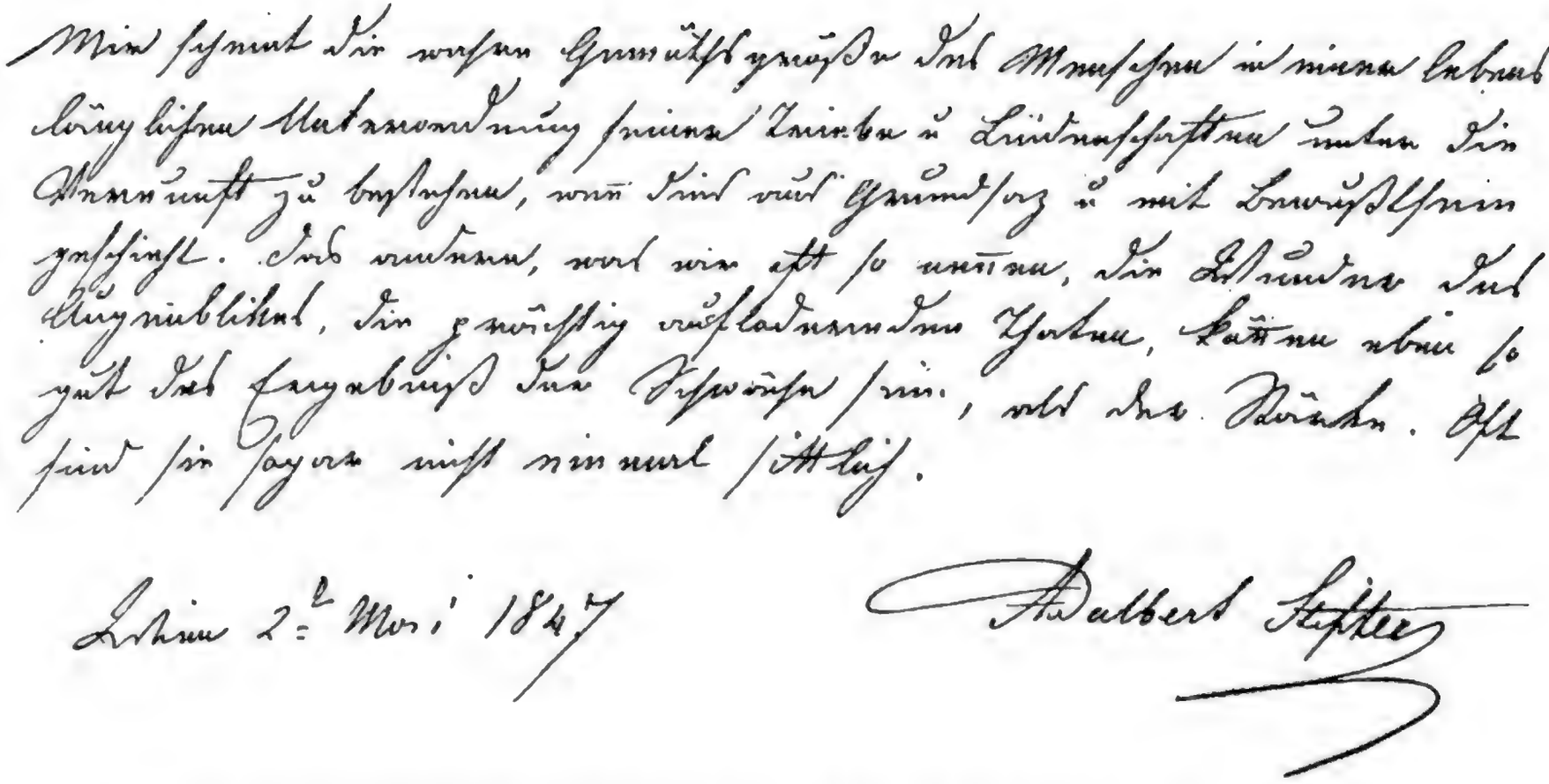
geholten Worten: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohltat der Zeit, sind ein patriotisches Werk, und in diesem Sinne kann sie der Kaiser in die Hand nehmen als etwas, das mit schwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menschheit getan wird. Endlich müssen alle Guten fest zu dem Kaiser stehen, in Wort und Tat ihn als den Mittelpunkt des Wirkens erklären, von dem das Ganze des Baues ausgeht und zu ihm zurück leitet. Gerade jetzt, wo man diesen Anker untergraben wollte, müssen die Festen und Guten zeigen, wie sie ihn ehren und halten, und müssen diese Darlegung öffentlich tun." Den literarischen Modeströmungen seiner Zeit steht Stifter mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüber: „Klassische Werke aller Nationen wissen nichts von Modepoesie, und ein Studium der Alten hat mir die Nichtigkeit solchen Funkulierens recht lebhaft gezeigt, das in jedem Zeitalter ist, und nie in ein folgendes übergeht; denn jedes macht sich seine neue Narrheit." Wenn ihm gegenüber zu wiederholtenmalen die Meinung ausgesprochen wird, daß unter dem Wenigen, „was von der jetzigen Literatur bleibt", die „Studien" sein werden, so freut ihn das aufrichtig, weil er sich bewußt ist, in seinen Werken die höchste Sittlichkeit verkörpert zu haben, deren Verbreitung durch die Kunst ihm als schönstes Lebensziel erscheint. Als in rascher Folge eine Auflage nach der andern gedruckt werden muß, so daß Heckenast sich schließlich veranlaßt sieht, den Satz stereotypieren zu lassen, lebt sich der Dichter immer fester in die frohe Überzeugung ein, daß die „Studien" in ihrer „Einfachheit und Natürlichkeit" noch fortbestehen werden, wenn „die gesamte Revolutionspoesie und Parteidichtung" längst untergegangen ist. Unter dem Zwange unausgesetzt drückender und beschämender Geldsorgen tritt Stifter, wie schon früher erwähnt, im Jahre 1850 mit dem Antrage hervor, dem Verleger das Eigentumsrecht der „Studien" ein für allemal gegen den Erlag einer bestimmten Summe zu verkaufen. Er schreibt hierüber am 22. März des genannten Jahres an Heckenast: „Wären Sie denn nicht gesonnen, zur leichteren Rangierung unserer Verhältnisse mir vor der Hand das Eigentum der Studien ganz abzukaufen? Was später erscheint und abgeschlossen ist, darüber können wir uns dann wieder vertragen. Ich bin freilich gesonnen, aus der Mappe des Urgroßvaters ein eigenes Werk in zwei Bänden zu machen, und den dritten Band Studien mit ein paar anderen Erzählungen zu füllen; aber das steht noch in weitem

Felde, und wir können im Falle der Realisierung ja wieder übereinkommen." Die Antwort auf dieses Anerbieten scheint sehr gegen die Erwartung des Dichters ausgefallen zu sein, denn er erklärt in dem Schreiben vom 22. April 1850 mit voller Bestimmtheit: „Ich kann trotz meiner Lage (alle Quellen sind erschöpft, da ich auf den Antrag des Ministeriums vom 5. November 1849 jeden Erwerb aufgab, einen langen, kostspieligen Wiener Aufenthalt machen mußte und nun sechs Monate auf die Gehaltsanweisung und das Dekret warte) — trotz dieser Lage kann ich Ihren Antrag nicht annehmen." Vom Verleger zu einer persönlichen Auseinandersetzung nach Wien berufen, versichert der Dichter in dem Briefe vom 24. Mai 1850, daß es ihm seine Verhältnisse nicht erlauben, neuerlich eine Wienerreise anzutreten; die „beispiellose Verzögerung" seiner amtlichen Ernennung habe ihn in eine bedenkliche Lage gebracht, trotzdem mache er für den Statthalter von Oberösterreich eine Menge Arbeiten unentgeltlich, z. B. einen Realschulplan von einundachtzig Folioseiten. „Daher muß ich sehr sparsam sein, umsomehr, da bei dem Unverstande der Leute und bei der doch bedeutenden Stelle, die ich einnehmen soll, nichts nach außen verlautbaren darf. Ich kann Sie also nicht sehen, so sehr ich es wünschte. Aus derselben Ursache konnte ich bisher Seiner Majestät meine Bücher nicht überreichen." — Nach dreimonatlicher Verhandlung wird endlich eine Einigung erzielt. Stifter bestimmt eine mäßige Kaufsumme für die Studien in einem durch Gerold vermittelten Schreiben, dessen Wortlaut mir nicht bekannt ist. Die Zugeständnisse des Verlegers dürften sich in bescheidenen Grenzen gehalten haben, denn Stifter beteuert in einem darauffolgenden, von Heckenast nicht geheim gehaltenen Briefe vom 6. Juni 1850, daß er nie in einen Verkauf um solchen Preis gewilligt hätte, wenn er nicht durch den Antrag des Ministeriums und durch die lange dauernde Verzögerung, während welcher er ganz ohne Einnahmen war, zu diesem Entschlusse gebracht worden wäre. Heckenast reist noch vor Ablauf des Monates Juni nach Linz, wo der die „Studien" betreffende Verkaufsvertrag rechtskräftig abgeschlossen wird. Der Dichter fand zum Schlusse mehr Entgegenkommen, als er gehofft hatte, denn er erklärt ausdrücklich: „Mit dem Vertrage bin ich völlig einverstanden."

Der Verleger verehrte in Stifter nicht nur den bedeutenden Schriftsteller, sondern auch den poesievollen Maler und vor allem den trefflichen, gediegenen, charaktervollen Menschen. Von den Bildern Stifters sind zwei in den Besitz seines Verlegers übergegangen. Das eine ist eine Gebirgslandschaft größeren Formates und zeigt einen Wildbach, der zwischen

hohen, öden Wänden über dunkle Felsen herniederbraust. Es ist unter allen Gemälden Stifters, welche mir bekannt geworden sind, das räumlich größte und gewiß eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Die dargestellte, düsterprächtige Gegend ist nach dem Geschmacke der Zeit in freier Erfindung nach beobachteten Motiven zusammengestellt, aber dabei doch von überzeugender Wahrheit; die Komposition ist voll mächtiger Eindringlichkeit, die Linienführung voll erhabener Größe, die Farbenbehandlung leicht, frei und echt malerisch. Es war mir gegönnt, dieses bedeutende Werk in Heckenasts Arbeitszimmer oft und eingehend zu betrachten; späterhin konnte ich es in freudevoller Begeisterung noch einmal Zug um Zug nachempfinden, als ich im Auftrage des Verlegers eine Kupferradierung nach dem Gemälde anfertigte. Dieses Bild war zuerst im Wiener und dann im Pester Kunstvereine ausgestellt; an dem letztgenannten Orte wurde es von Heckenast im Juni 1842 angekauft; gegenwärtig befindet es sich in der namentlich an Stifterbildern reichen Galerie des Wiener Sammlers K. Ad. Bachofen von Echt. Das zweite Bild malte der Dichter im Jahre 1846 als Hochzeitsgeschenk für Heckenasts schöne und liebenswürdige Gattin, welche nach kaum vierjähriger Ehe im Jahre 1850 starb. Der schmerzliche Verlust brachte die beiden Freunde zu noch innigerem, gegenseitigem Anschlusse. Hatte Stifter schon früher einmal halb scherzweise geäußert, er sei selbst mit Heckenast so viel wie verheiratet, so ließ das Hinscheiden der Lebensgefährtin des Freundes den Dichter rührende Trostesworte finden: „Vertrauen Sie der Zeit, und kommen Sie sich ernstlich selber zur Hilfe. Sie werden es empfinden: durch Schmerz geht man zu einem größeren Charakter hervor . . . Da die Verbindung, in der ich mit Ihnen stehe, schon so lange dauert, da Ihr Wesen mir so verwandt ist, und ich Ihnen so viele Dienste verdanke, so bin ich auch Ihr wärmster, aufrichtigster Freund. Der Schmerz hat zwar das Eigene, daß er sich in sich zurückzieht und versenkt, aber da tut man ein Unrecht gegen sich — die Rede, die Freundesrede, löset ihn, und führt ihn in ein sanfteres Geleise."

Stifter schätzte es an Heckenast besonders, daß derselbe geistig so hoch stand, an dem Inhalte der ihm vorgelegten Manuskripte teilnehmen zu können, während die anderen Verleger „Krämer sind, denen das Buch nicht näher am Herzen ist, als dem Handelsmanne sein Hut Zucker, der so und so viel gelten muß . . . Wären Sie nicht zum Teile wie ich, so könnten Ihnen meine Schriften nicht so gefallen". — Daß Heckenast dem sich emporarbeitenden Dichter zu einer Zeit, als ihn noch niemand kannte, Freundschaft angedeihen ließ, bleibt diesem stets unvergeßlich.



Faksimile eines Stammbuchblattes von Adalbert Stifter. — Besitzer: K. Ad. Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Leiden und Freuden werden brüderlich geteilt und in Treue mitempfunden. Als Heckenaſt dem Freunde die Anzeige ſeiner bevorſtehenden Wiedervermählung überſendet, ruft ihm dieſer jubelnd entgegen: „Die größte Freude bereiteten Sie mir durch die Nachricht, daß Sie hoffen, wieder eine liebe Hausfrau zu gewinnen. Ich ſegne und achte ſie im voraus, die Ihnen die Tage des Unglückes vergeſſen machen und vergüten wird. Ich frage nicht nach ihren anderen Eigenſchaften, nur darnach, wie gut ſie iſt; denn Güte iſt das erſte und letzte Gut der Frauen.“ — Heckenaſt iſt auch ſeinerſeits beſtrebt, dem Dichter Freude zu bereiten. Von ſeiner Londoner Reiſe bringt er für Stifters Gattin ein herrliches, goldenes Armband mit und dem Freunde macht er gleichzeitig ein prachtvolles Gemälde zum Geſchenke. Stifter iſt umſo inniger über die wertvolle Gabe entzückt, als ihm die Betrachtung guter Bilder ſchwunghaftere, tiefere und feurigere Gedanken einflößt. „Hätte ich einen Rottmann, einen Bürkel, Marko und Leſſings Huß in meinem Zimmer — — ich bilde mir ein, nichts anderes, als höchſte Meiſterſtücke machen zu können.“

Auch von anderer Seite werden dem Dichter Ehrungen zugedacht; Baronin Pereira erbittet ſich von ihm die Entgegennahme einer „ausgezeichnet ſchönen“ Uhr; die Schweſter des Dichters Eichendorf bietet ihm ihr in Baden bei Wien in einem ſchönen Garten gelegenes Landhaus zum Geſchenke an, was Stifter jedoch aus Rückſicht für die Angehörigen des etwas exzentriſchen Fräuleins dankend ablehnt; der berühmte Bildnismaler Daffinger malt ſein Porträt, welches für die „Iris“ geſtochen werden ſoll, auch in der „Libuſſa“ in Prag erſcheint ſein Bildnis, das er aber ſelbſt für gänzlich mißlungen erklärt, da er nach ſeiner Meinung in demſelben „eher wie ein ſtreitſüchtiger Schuſter“ ausſieht. Sehr erfreut iſt der Dichter über die Beweiſe der Verehrung, welche ihm aus den breiten Schichten des Volkes entgegengebracht werden; ſie wiegen ihm die bald anerkennenden, bald tadelnden Urteile der Kunſtrichter tauſendmal auf. Schwärmeriſche Jünglinge und empfindſame Mädchen geben häufig der Bewunderung des ihrem ſtillen Sinnen verwandten Dichtergemütes brieflichen Ausdruck, und Stifter freut ſich des Lobes aus jugendfrohen Herzen; mehr und tiefer noch ergreift es ihn, wenn ſich dem jubelnden Chorus die kraftvolle Stimme des erfahrenen Alters beigeſellt; ſo übt es eine mächtige Wirkung auf ihn aus, als er erfährt, daß ein einfacher, ernſter Geſchäftsmann, dem eines Abends zufällig die „Narrenburg“ in die Hand kam, von dem Zauber der poetiſchen Schöpfung angezogen, die ganze Nacht an dem Buche verleſen habe; völlig hingeriſſen in freudigem Dichterſtolze iſt er durch die Tränen, welche

bei einer Vorleſung der „Mappe“ den ſchönen Augen der berühmten Sängerin Jenny Lind entſtrömen. Stifter berichtet über dieſes Vorkommnis am 1. März 1847 an Heckenaſt: „Jenny Lind, mit welcher ich bei Jäger oft zuſammen komme, enthielt ſich der Tränen nicht, trocknete ſie anfangs mit ihrem Tuche, und ließ ſie endlich reichlich aus ihren ſprechenden und gefühlvollen Augen hervordringen. Mir war der Beifall dieſes in hohem Grade gefühlvollen Mädchens, dieſer Künſtlerin, welche das Schöne und das ſittliche Maß ſelber ſo entzückend darſtellt, mehr wert, als tauſend Beifallszeichen der Rezenſenten, die einen mit Lob nicht minder geißeln können, wie mit Tadel.“

Stifter hatte, während er an den „Studien“ ſchrieb, eine Fülle ſchriftſtelleriſcher Pläne, von welchen die wenigſten zur Ausführung gekommen ſind; für die Kinder des Hofarchitekten Koch ſchreibt er zur Weihnachtsfeier 1843 ein einaktiges Schauſpiel: „Der ſcheußliche Rieſe Scharmak, oder der Sieg der Amazonen;“ 1844 träumt er davon, einen dreibändigen hiſtoriſchen Roman „Maximilian Robespierre“ herauszugeben — „im Verbrechen und in ſeinem Sturze trotz aller übermenſchlichen Kraft liegt eine erſchütternde moraliſche Größe und der Weltgeiſt ſchaut uns mit den ernſteſten Augen an“—; gleichzeitig trägt er ſich mit dem Gedanken, ein Buch über die Stephanskirche zu ſchreiben, „in der Art, nur ernſter, wie die Alhambra von Washington Irving“; dann will er nach Italien, um ſich dort neue große Stoffe zu holen — „wenn ich etwa ſo Meernovellen, oder italieniſche, machen könnte, wie jetzt Hochgebirgsleben? Oder ein Drama? — — Völker, Länder, Maſſen ſollte ich ſehen“ —; er ſchafft unausgeſetzt und verwirft oft wieder die Arbeit von mehreren Monaten, aber die Ideen drängen ſich in ſeinem Geiſte, die „verdammten Sachen“ wachſen ihm gewaltig an, und da er in der Begeiſterung an den Perſonen fortmalt, bis ſie mit dem Kopfe an den Rahmen anſtoßen, muß er ihnen zuletzt „ein bißchen Kopf wegſchneiden“, ein Unglück, das — um bei dem Gleichnis zu bleiben — den modernen Bildnismalern nicht mehr ſo zu Herzen geht, wie einſt. Das ungeſtillte, dunkle Sehnen ſeines Gemütes läßt ihn nirgends volle Befriedigung finden; er ſchwärmt für Wien und für die Herzlichkeit ſeiner Bewohner, bald darauf aber iſt ihm die Stadt mit ihrem lauten, zeitraubenden Geſellſchaftsleben verhaßt; es zieht ihn mit allen Faſern ſeines Herzens in das „himmliſche Oberöſterreich“, denn er bedarf, wie er ſelbſt ſagt, der Ruhe und der Einſamkeit, damit die Muſe nicht aus ſeiner Nähe verſcheucht werde; kaum aber hat er ſich dauernd in Linz niedergelaſſen, ſo findet er es betrübend, ausſchließlich auf ſich allein geſtellt zu ſein. „Ich habe hundert Stoffe,“

ruft er begeistert aus, und Bauholz ist nach seiner Versicherung so viel zusammengefahren, daß er zu dessen Verarbeitung zweihundert Jahre brauchen würde, wenn er aber darüber Kontrakt hätte, käme wahrscheinlich noch neues nach, daß er dann fünfhundert Jahre brauchte. Trotzdem kann er sich nicht voll genügen und die schöne Natur in dem gesegneten Lande ob der Enns vermag ihn auf die Dauer für den Entgang des anregenden Verkehres mit geistig hochstehenden Menschen nicht zu entschädigen. Seiner alten Freunde, namentlich aber Grillparzers wegen sehnt er sich zurück nach dem „geliebten, teuren Wien", das ihm eine zweite Heimat geworden ist. Er beklagt sich bitter, keinen einzigen Menschen zu haben, der mit ihm poetischen Umgang pflegen könnte. Die Errichtung der Realschule, für die er selbst immer rastlos tätig ist, erfüllt ihn mit frohen Erwartungen, daß seine geistige Vereinsamung dadurch gelindert werde. „Die Gründung der Realschule nahm mir fast alle und jede Zeit schon durch vier Monate. Nun ist sie von uns aus fertig, und, wie ich hoffe, prächtig, nur die Bestätigung einiger Lehrer fehlt noch von Seite des Ministeriums. Es werden ein paar ausgezeichnete Männer kommen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, doch endlich einen Umgang zu finden. Wäre nicht manche Amtsfreude, ich müßte endlich in diesem kunst- und wissenschaftslosen Böotien verzweifeln."

Bald schleicht sich in seine Briefe jener gedämpfte, entsagende Ton ein, über welchen er in seinen späteren Jahren nie mehr ganz hinauskommt. Schon im Jahre 1852 schreibt er von Linz aus an seinen alten Freund Josef Türk: „Es ist möglich, daß in mir viele Blumen getötet wurden, es ist aber auch möglich, daß sie vielleicht gar nie da waren. Könnte ich den Umgang meiner Freunde und so manches bedeutenden Mannes, besonders des edlen Grillparzer, genießen, so dürfte vielleicht manches kleine Schöne sprießen, obwohl nicht jenes Große und Begeisternde, mit dem ich mich einst im Übermute trug, und das wohl nur eine Fata Morgana gewesen ist."

Obgleich er in seinem neuen Aufenthalte — er wohnt an der Linzer Donaulände Nr. 1313 nächst dem Landungsplatz der Dampfschiffe, zwei Treppen hoch, in einer freundlichen, geräumigen Behausung, umgeben von der herrlichsten Natur — der Segnungen der frischen Landluft teilhaftig ist und sich eines kräftigen, ausdauernden Körpers rühmen darf, leidet er häufig an hartnäckigen Anfällen von Schnupfen, Halsentzündung, Husten, Heiserkeit und Grippe. Nach dem Amtsantritte wird überdies seine Lebensweise in hohem Grade ungesund, und es ist zu verwundern, daß seine weit über Gebühr belastete Arbeitsfähigkeit sich den maßlosen An-

Wohnhaus in der Schiffbrücke 1780, das von Johann Michael Fey für seinen Schwiegersohn Johann Gottfried Schadow gebaut wurde. Hier wohnte Schadow bis 1787. Von 1788 bis 1793 wohnte Schadow in der Jägerstraße 57, wo auch sein Sohn Rudolf geboren wurde. Von 1793 bis 1797 wohnte er in der Behrenstraße 21, wo auch sein Sohn Wilhelm geboren wurde. Von 1797 bis 1802 wohnte er in der Behrenstraße 22.

Berlin (Schadow, Johann Gottfried) Ansicht der Schiffbrücke, Blick auf das Palais Kameke und das Zeughaus. Kolorierte Radierung, 1797. 14,5 × 21,5 cm.

Stunden, und wenn er auf Amtsreisen ist, arbeitet er auch während der Fahrt an seinen Manuskripten. Als nun an den Schulen die großen Sommerprüfungen beginnen, muß er täglich um 4 Uhr Früh aufstehen, weil er tagsüber zum Schreiben keine Zeit findet. Der gänzliche Bewegungsmangel wirft ihn endlich aufs Krankenlager — „beim Schriftstellern saß ich, bei der Prüfung saß ich, bei der Amtsarbeit saß ich" — er wird von einem heftigen Fieber erfaßt und verbüßt die Folgen seiner unfreiwilligen Lebensweise unter schwerer körperlicher Pein. Mit der äußersten Anstrengung vermag er es nicht mehr, allen Verbindlichkeiten gerecht zu werden; wie ein Wehruf aus wunder Brust klingen seine verzweifelten Worte an Heckenast: „Nicht bald hat mich etwas so tief gekränkt, als Ihr letzter Brief. Alles, was ich tat, war ja einzig nur für die Sache. Ich habe äußerst fleißig (selbst wenn ich täglich acht Stunden bei Prüfungen war) gearbeitet, nie weniger als sechs Stunden unter den heftigsten Schmerzen . . ."

Da er selbst am strengsten gegen sich ist, legt er den Ratschlägen anderer wenig Gewicht bei, ja „gegen Textlesen" wird er, wie er selbst sagt, „völlig verstockt". Darum bedeutet das Urteil der Rezensenten für ihn nicht viel, selbst wenn es, wie dies in der Regel der Fall ist, überwiegend günstig ausfällt. Namentlich mit dem jungen Deutschland, sodann mit Saphir, mit Schücking und mit Hebbel kann er sich schwer abfinden. Hebbels boshaftes Epigramm, dessen Spitze er gegen sich gerichtet fühlt, kann er dem „groteskesten, sittlich verkröpftesten und widernatürlichsten" der in Österreich lebenden Auslandspoeten nie verzeihen.

Das erwähnte Epigramm bekämpft die Kleinmalerei in der Kunst mit scharfen Worten:

„Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säh't ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt."

Die „Studien" waren die ersten und wohl auch die ursprünglichsten Gebilde der Muse Adalbert Stifters. Ihr Erscheinen fachte eine heftige literarische Fehde an, und die zeitgenössische Kritik ließ es ebensowohl an hochgehender Vergötterung, wie an unzweifelhafter Mißachtung nicht fehlen. Das abfälligste Urteil, das mir über die Werke Stifters bekannt geworden ist, fand ich in einem alten Zeitungsausschnitt, welchen Heckenast unter seinen Papieren verwahrte: „Der Titel Studien soll wohl ein Ver-

zichtleiſten auf jede eigentliche Kunſtform bedeuten, nach deren Anforderungen dieſe Produktionen zu beurteilen wären. Sie ſind keine Romane, Novellen oder Gedichte, ſondern — Studien. Was ſtudiert der Verfaſſer? Welt und Leben? Nein — davon gibt er keine Probe. Philiſter rühmen die hohe Sittlichkeit; allein wo gar nichts geſchieht, da iſt es kein Wunder, daß auch nichts Unſittliches geſchieht. Der Verfaſſer ſtudiert alſo ſich, ſein eigenes Weſen. Er rettet ſich, wie — Goethe! die höchſte Freiheit und Vollendung des Subjekts, nur mit dem Unterſchiede, daß Goethe der Welt nicht das Ringen und Suchen nach dieſer Freiheit vorlegte, ſondern in kunſtvollendeten, plaſtiſchen Meiſterſchöpfungen betätigte, daß er ſie bereits erſiegt, während Stifter, noch ſehr fern von dieſem Siege und noch ſehr unfähig, plaſtiſch zu geſtalten, ſeiner Subjektivität einen ſchriftlichen Ausfluß gibt. Ein ſubjektives Ringen nimmt aber alle Elemente der Zeit als Bildungsmittel in ſich auf, und wenn Goethe ſich ſubjektiv darſtellt wie in „Wahrheit und Dichtung", ſo ſehen wir alle politiſchen, wiſſenſchaftlichen, ſozialen Entwicklungen ſeiner Zeit mächtig auf ihn wirken; er durchſchreitet und überwindet ſie, er ſchüttelt ſie endlich von ſich ab und entſteigt ihnen als helleniſche Göttergeſtalt, als freies Subjekt. Es verrät den erſtaunlichſten Egoismus oder eine nicht minder erſtaunliche Borniertheit (!), daß Stifter in ſeinen Werken, noch ganz ſubjektiv, der Zeit doch ſo gänzlich den Rücken zuwendet, als wären alle in ihr entfeſſelten Geiſter, alle neuen Richtungen, in welche die Menſchheit ſich heute teilt und auf denen ſie ſich unter verzweifelten Kämpfen zu behaupten ſucht, nicht würdig von ihm betrachtet zu werden, nicht würdig zu ſeiner eigenen Entwickelung beizutragen. Daher kommt es auch, daß er immer der nämliche bleibt, daß ihn ſeine „Studien" nicht vorwärts bringen. Die letzten zwei Bände derſelben könnten ebenſo gut die erſten ſein, was bei „Studien" einen vollkommenen Mangel an würdigen Reſultaten beurkundet. Er kommt nicht aus dem Kreiſe der beſchränkteſten Subjektivität heraus, eben weil er dieſen Kreis nicht ſo weit ausdehnt, daß er Welt und Zeit umſchließen könnte. Durch den gerechten Beifall verführt, mit welchem man ſein erſtes Auftreten begrüßte, wagt er ſich nicht von der kleinen Stelle fort, auf welcher ihm der Beifall wurde. Was anfangs nur eine ſchöne, eigentümliche Form ſchien, wird jetzt zur Manier. Herr Stifter verösterreichert (!) ſich. Das wird ſogar in ſeinem Stil ſichtbar, der ſich von Provinzialismen nicht frei macht und dadurch neben mancher fehlerhaften Konſtruktion auch ſonſt noch arge grammatikaliſche Unrichtigkeiten bietet, die man bei der ſonſtigen Korrektheit des Druckes nicht dem Setzer allein Schuld geben kann ...."

Dieſe in ihrer übereifrigen Maßloſigkeit faſt drollig wirkende Begeiferung, womit der Dichter ſeitens eines unbekannten reichsdeutſchen Zeitungsſchreibers bedacht wurde, fällt völlig in ihrer eigenen Nichtigkeit und Haltloſigkeit zuſammen, wenn man ſie mit den vielen uns erhalten gebliebenen, überaus anerkennenden, ja bewundernden Urteilen der bedeutendſten zeitgenöſſiſchen öſterreichiſchen und außeröſterreichiſchen Kritiker vergleicht. Als ein Beiſpiel für viele mag ein bisher ungedrucktes Schreiben gelten, welches Hieronymus Lorm im Jahre 1845 an Stifter richtete:

Hochgeehrteſter Herr!

Es ſteht meiner winzigen Wenigkeit nicht zu, eine Ihrer Poeſien beurtheilen zu wollen, aber thöricht wäre ich, wenn ich das ſeltene Glück, zu einem Menſchen ſprechen zu dürfen, der ſo oft auf meiner Seele muſicierte, nicht freudig ergreifen würde. Drum mögen Sie es nicht als Kritik betrachten, ſondern nur als ein Mittel Ihnen nahe zu kommen, wenn ich Ihnen von dem Eindrucke erzähle, den Ihre Novelle „Brigitta" auf mich hervorbrachte. Er war nicht derſelbe, den ich im „Hochwald" oder beim Aufleſen der „Feldblumen" empfand, denn ſo herrlich und erſchütternd Sie auch die Bewegung der ſeelenloſen Natur wiederzuſpiegeln und unſere innigſte Verwandtſchaft mit den Schrecken, wie mit den Schönheiten der Natur nachzuweiſen wiſſen, bleibt uns doch immer der Menſch das nächſte, und Lenz, Nacht, Sonne, Winterſturm im Menſchenherzen, die ganze pſychologiſche Welt, die Sie in Ihrer Brigitta umſegeln und erforſchen, wirkt tiefer und nachhaltender.

Könnte ich Ihnen nur, ſo wenig Sie dies auch kümmern mag, erklären, wie es mich erquickt, der ich faſt nur mit Büchern verkehre, einmal nicht zu den Todten umkehren zu müſſen, ſondern in unſerer Zeit einen Schriftſteller zu finden, der ſeines Genies würdig iſt.

Die vom langen Frieden mit Bildungselementen geſchwängerte Atmoſphäre der Zeit erzeugt mehr Schreibende, als die Muſen verantworten können; ſolche Kinder der Gegenwart ſind nicht Söhne, die ihre Mutter verherrlichen, ſie hängen ſich als ewige Kinder an ihren Rock und trippeln ihr willenlos nach, welchen Weg ſie auch einſchlage. Wer urſprünglich iſt, mit einer wahrhaften Dichterſendung begabt, reißt ſich ſcheinbar los von der Zeit, um dann reicher, beglückender, mit ſelbſtgewonnenen Schätzen zu ihr zurückzukehren. Das haben Sie gewiß erkannt und ſo iſt es Ihnen gelungen, Unſterbliches zu erringen, wenn auch noch nicht im weltlichen

Ruhme, doch in der eigenen Bruſt. Sie ſind mit Hilfe Ihres großen Talentes zu jenen Tiefen gelangt, wo der Menſch ſeine Ewigkeit entdeckt.

Der Rückſendung der Novelle ſchließe ich die Recenſion in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" bei, ſie ſteht Nr. 356, S. 1430. Sollte der Band ſonſt noch zur Lectüre Reizendes für Sie enthalten, ſo ſteht er Ihnen zehn bis vierzehn Tage zu Gebote.

Morgen werde ich mir zu der von Ihnen feſtgeſetzten Stunde die Freude machen, Sie zu beſuchen.

Genehmigen Sie die Verſicherung
meiner Verehrung und Hochachtung!

Ergebenſt

Wien, 14. März 1845.

Heinrich Landesmann
(Hieronymus Lorm).

Solche Beweiſe der Anerkennung und hingebender Verehrung erhielt Stifter aus allen Teilen Öſterreichs und Deutſchlands. Doch reizte ihn das eben ſo wenig zur Selbſtüberhebung, als ihn eine abfällige Kritik entmutigen oder irreleiten konnte. Er ſchrieb ruhig, mit jener Gründlichkeit und Gelaſſenheit weiter, welche in der Regel als das Ergebnis dreiſtündiger Arbeit *eine* Schriftſeite aufbrachte, und ließ es achtlos neben ſich wettern und tumultuieren; gleich jenem Archimedes ſchloß er ſeine Sinne nach außen ab, alles fremde und zufällige wegweiſend: „Stört meine Kreiſe nicht!"

V.

Auf der Höhe.

(1853–1858.)

Alles Gute kündigt, gleich dem Lichte, ſich ſelbſt an, indem es da iſt, und läßt wohltätige und glänzende Spuren hinter ſich, auch wenn es nicht mehr iſt.

Wieland.

Im Jahre 1853 erschienen die „Bunten Steine". Die Stoffe zu diesen Erzählungen hat Stifter teils seinen eigenen Jugenderinnerungen entnommen, teils haben Vorkommnisse seines späteren Lebens ihn zu einem Festhalten derselben in dichterischem Gewande veranlaßt; in einzelnen Fällen hat er auch wohl Mitteilungen befreundeter Personen zur poetischen Weiterbildung benützt. Im „Granit" erzählt er ein Stück seiner eigenen Kindheit, im „Kalkstein", so wird behauptet, verklärt er das Bild seines Lehrers, Wohltäters und Gönners P. Placidus Hall, die Fabel des „Turmalin" verdankte er der Frau von Arneth, im „Katzensilber" hat er seiner Ziehtochter Juliana ein Denkmal gesetzt, und die Idee zum „Bergkristall" brachte er von einem Besuche des Hallstätterssees heim.

Diese kleineren Arbeiten, welche in dem Zeitraum von 1843 bis 1853 neben anderen nach und nach entstanden sind und die gelegentlich in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht wurden, hat der Dichter einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, um sie, sowie vordem die „Studien", als Sammelwerk herauszugeben. Von der Voraussetzung ausgehend, daß diese Bücher vorwiegend in den Kreisen jugendlicher Leser Eingang finden würden, beabsichtigte er die sechs ohne inneren Zusammenhang aneinandergereihten Erzählungen unter dem gemeinschaftlichen Titel „Kindergeschichten" erscheinen zu lassen. Da er aber doch die Empfindung nicht abweisen konnte, daß ebensowohl die Stoffe als auch die Darstellungsart für die kindliche Auffassung zu hoch gegriffen sein dürften, so dachte er an die Bezeichnung „Jugenderzählungen", weil der Inhalt des Buches „doch nicht für Kinder, sondern für Jünglinge paßt und ernst genug ist". Aus diesem Grunde lehnte er auch den von Wiegand vorgeschlagenen Titel „Aus der Kinderwelt" ab; derselbe ist ihm überdies „zu sehr Johanna Schopenhauer". — Des Dichters Neigung, schon in der Überschrift, welche er seinen Arbeiten voranstellte, den innigen An-

Mich. in Ann Arbor, probably, should be put in second class. Ann Arbor is a beautiful town, and the University buildings are handsome and well placed. The Library is in the Museum building, and is not large. The Museum is very good, and well arranged. The Medical School is not large, but is said to be excellent. Here is Prof. C. C. Frankel, who has been in Europe for a year, and is now lecturing on Bacteriology. He has a fine laboratory, and is doing good work. Prof. Vaughan is also here, and is a very able man. He has a fine laboratory, and is doing good work. Prof. Vaughan is also here, and is a very able man.

Fig. 1. Front View.

Fig. 2. Side View.

Fig. 3. Back View.

Fig. 4. Top View.

Fig. 5. Bottom View.

Fig. 6. Section.

Fig. 7. Detail.

Fig. 8. Detail.

Fig. 9. Detail.

Fig. 10. Detail.

Fig. 11. Detail.

Fig. 12. Detail.

Fig. 13. Detail.

Fig. 14. Detail.

Fig. 15. Detail.

Fig. 16. Detail.

Fig. 17. Detail.

Fig. 18. Detail.

Fig. 19. Detail.

Fig. 20. Detail.

Fig. 21. Detail.

Fig. 22. Detail.

Fig. 23. Detail.

Fig. 24. Detail.

Fig. 25. Detail.

Fig. 26. Detail.

Fig. 27. Detail.

Fig. 28. Detail.

Fig. 29. Detail.

Fig. 30. Detail.

Fig. 31. Detail.

Fig. 32. Detail.

Fig. 33. Detail.

Fig. 34. Detail.

Fig. 35. Detail.

Fig. 36. Detail.

Fig. 37. Detail.

Fig. 38. Detail.

Fig. 39. Detail.

Fig. 40. Detail.

Fig. 41. Detail.

Fig. 42. Detail.

Fig. 43. Detail.

Fig. 44. Detail.

Fig. 45. Detail.

Fig. 46. Detail.

Fig. 47. Detail.

Fig. 48. Detail.

Fig. 49. Detail.

Fig. 50. Detail.

Fig. 51. Detail.

Fig. 52. Detail.

Fig. 53. Detail.

Fig. 54. Detail.

Fig. 55. Detail.

Fig. 56. Detail.

Fig. 57. Detail.

Fig. 58. Detail.

Fig. 59. Detail.

Fig. 60. Detail.

Fig. 61. Detail.

Fig. 62. Detail.

Fig. 63. Detail.

Fig. 64. Detail.

Fig. 65. Detail.

Fig. 66. Detail.

Fig. 67. Detail.

Fig. 68. Detail.

Fig. 69. Detail.

Fig. 70. Detail.

Fig. 71. Detail.

Fig. 72. Detail.

Fig. 73. Detail.

Fig. 74. Detail.

Fig. 75. Detail.

Fig. 76. Detail.

Fig. 77. Detail.

Fig. 78. Detail.

Fig. 79. Detail.

Fig. 80. Detail.

Fig. 81. Detail.

Fig. 82. Detail.

Fig. 83. Detail.

Fig. 84. Detail.

Fig. 85. Detail.

Fig. 86. Detail.

Fig. 87. Detail.

Fig. 88. Detail.

Fig. 89. Detail.

Fig. 90. Detail.

Fig. 91. Detail.

Fig. 92. Detail.

Fig. 93. Detail.

Fig. 94. Detail.

Fig. 95. Detail.

Fig. 96. Detail.

Fig. 97. Detail.

Fig. 98. Detail.

Fig. 99. Detail.

Fig. 100. Detail.

„Das braune Mädchen", zum ersten Male abgedruckt in der Sammlung „Bunte Steine": „Katzensilber; „Die Wirkungen eines weißen Mantels", zum ersten Male abgedruckt in der „Wiener Zeitschrift" im Jahre 1843: „Bergmilch". — Die Anführung dieser Titeländerungen allein zeigt schon, daß die neu gewählten Überschriften dem Inhalt der Erzählungen weit weniger angepaßt sein konnten, als die zwanglos hingesetzten, ursprünglichen Bezeichnungen. Der von Jean Paul übernommenen Vorliebe des Dichters war ohne gewaltsame Auslegungen eben nicht zu entsprechen; nur mit Mühe vermag man einmal oder das anderemal einen Zusammenhang zwischen Titel und Inhalt der Erzählungen herauszuklügeln.

Auch sonst begegnet uns Gewaltsames in der Absichtlichkeit, mit welcher Stifter seinen besonderen Kunststandpunkt herausfordernd betont. Indem der Dichter in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" sein literarisches Glaubensbekenntnis ablegt, entwickelt er seine Anschauungen über das Große und über das Kleine in der Kunst mit jener Art von scheinbarer Bescheidenheit, welche die Anerkennung ertrotzen zu wollen scheint und die Möglichkeit des Widerspruches als undenkbar nicht aufkommen lassen will. Mit hohnvoller Verachtung und mit der kaltblütigen Verstocktheit des Besserwissens tritt er den mißgünstigen Beurteilern abwehrend entgegen: „Es ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes anzubieten." —

Klingt das nicht wie selbstsichere Vorsätzlichkeit, den Gegenstand der Rüge recht sichtbar zur öffentlichen Schau auszustellen, um den Beifall der Gleichgestimmten und Gutgesinnten gegen die törichte Verblendung einseitiger Tadler hervorzulocken? Könnte noch ein Zweifel darüber bestehen, daß der streitbare Geist der Unduldsamkeit den Dichter dazu veranlaßt hat, die Besonderheit seines künstlerischen Schaffens, statt sie wie bisher bloß aus dem eigenartigen Wesen seiner Produktion hervorleuchten zu lassen, gleichsam satzungsmäßig festzustellen, als berechtigt zu begründen und mit den Waffen seiner Autorität zu verteidigen, so sorgt Stifter selbst für vollständige Klarheit, indem er in den folgenden Sätzen der lehrhaften Vorrede seine Kunstanschauungen mit der Gereiztheit eines Mannes darlegt, der sich wehrt und sich endlich gezwungen fühlt, nach langem Schweigen und Dulden die Entscheidung auf offenem Kampfplatze zu suchen.

„Großes oder Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet. Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau empor schwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge empor treibt, und auf den Flächen der Berge hinab gleiten läßt .... So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblickes bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft ...."

Diese Lehrsätze hat der Philosoph dem Dichter eingeredet; die Weisheit des Forschers hat die freie Unbefangenheit des Künstlers unterjocht. Die Wissenschaft wird immer Recht behalten, wenn sie uns lehrt, daß die gleiche Kraft den Milchtopf der armen Frau überfließen macht und die kochende Lava über den Rand des Kraters heraustreibt; aber so wie das Ausmaß der Wirkung dieser Kraft in beiden Fällen vieltausendfach

verſchieden iſt, ebenſo verſchieden iſt auch die Gewalt des Eindruckes, den uns das der inneren Weſenheit nach völlig gleiche Schauſpiel in den einander ſo ungleichartigen Äußerungen gewährt, einerlei, ob wir den Vorgängen in der Natur gegenüberſtehen oder ſie im künſtleriſchen Bilde auf uns wirken laſſen.

In der Kunſt, und zumal in der Dichtkunſt, ſind die Vorgänge nicht bloß durch ihre Weſenheit, ſondern ebenſo durch die Urſachen der Geſchehniſſe, durch deren Umfang, Bedeutung und Kraft und endlich durch deren Folgen bedeutungsvoll, alſo im ganzen durch die ihnen innewohnende Eindrucksfähigkeit. Was den Weiſen mit hoher Befriedigung erfüllt, kann den Künſtler vollkommen gleichgültig laſſen; was den Künſtler zu begeiſterungsvollem Geſtalten anregt, kann dem Weiſen als eine törichte Verkehrtheit erſcheinen. Arthur Grottger hat uns in einer herrlichen Darſtellung gezeigt, wie der Genius des Lichtes bei den Greueln des Krieges das Haupt verhüllt; und doch haben die menſchlich ſo tief beklagenswerten blutigen Ereigniſſe der Weltgeſchichte den Malern aller Zeiten, von Lionardo und Raphael bis zu Wouwerman und Vereſchagin, Stoff zu großartigen, den Anforderungen der künſtleriſchen Schönheit vollauf entſprechenden Kompoſitionen geliefert.

Wenn die von Julian Schmidt ſo ſehr bewunderte Theorie Stifters über das Große und Kleine in der Kunſt richtig wäre, ſo ſtünden Geßners zarte Idyllen und Gellerts unſchuldsvolle Fabeln mit Shakeſpeares gewaltigen Königsdramen künſtleriſch auf gleicher Höhe, da die genannten Dichtungen ohne Ausnahme den Triumph der geſteigerten Sittlichkeit verkünden; ja, im Sinne der Theorie vom „ſanften Geſetze" müßten die erſchütternden Tragödien des großen Briten gegen die leidenſchaftsloſe Ruhe der milden Tugendprediger ſogar zurückſtehen.

Wem wollte es im Ernſte einfallen, einen Vorwurf gegen unſeren Dichter zu erheben, weil er dem Kleinen und Einfachen in den Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens mit Eifer folgte, da auch das ſcheinbar Geringfügige unter ſeiner Hand zu ſchönheitsvoller Bedeutung anwächſt? — Gehört doch Stifter wie Brockes, Geßner und die meiſten Dichter, welche ſich gerne in das geräuſchloſe Walten der Natur verſenken, zu den ſtill beſchaulichen Menſchen, von welchen Gervinus ſagt, daß ſie „einen übertriebenen Schauder vor allem Krieg und allen Eroberern und ausſchließlich handelnden Charakteren haben". Er konnte nichts anderes empfinden, als was ſeiner Art zu empfinden angemeſſen war, und er wäre nie eine ſo voll ausgeprägte dichteriſche Erſcheinung geworden, wenn er ſich durch Lob oder Tadel aus ſeiner Beſonderheit hätte herausdrängen

laſſen. Unerſchütterlich zu bleiben, was er im Innerſten war, das bildete ſein gutes Recht. Da er aber, durch Anfeindungen gekränkt, ſich eigenſinnig beſtrebte, das Große zu Gunſten des Kleinen herabzuſetzen und diejenigen der gröblichen Verirrung zu beſchuldigen, welche ſeinen Lehrſätzen nicht beipflichten wollten, erbitterte er ſeine Gegner und machte ſelbſt ſeine Anhänger an ſich irre. Emil Kuh, der allen Vorzügen Stifters mit Verſtändnis, ja mit Bewunderung begegnet, kann ſich doch des Bedauerns darüber nicht enthalten, daß der Dichter in ſeiner einſeitigen Theorie die ſittlichen Maßſtäbe verzerrte. „Es iſt nicht dasſelbe, ob Diocletian weltmüde entſagt, oder ob ein in der Liebe enttäuſchter Jüngling an eine Kloſterpforte pocht; es iſt nicht dasſelbe, ob Spinoza ein heiliges Leben führt, oder eine arme Witwe, welche ſich an ihrem Offenbarungsglauben wärmt. — — Stiftern iſt es um das ſanfte Geſetz zu tun. Darum lieſt er es nur von dem Glänzen des Himmels, von dem wachſenden Getreide und von den ergebenen Menſchen ab, nicht auch vom Gewitter, von der ſich ſchüttelnden Erde, von den ringenden und wollenden Menſchen. In welch' ein Gedränge aber käme dieſes ſanfte Geſetz, wenn Stifter ſich auf die großen geologiſchen Umwälzungen, deren Dauer nach Millionen Jahren zählt, beſänne! in welch' ein Gedränge käme es eigentlich ſchon, um das Alltägliche zu berühren, wenn er ſich nichts als die Leidensgeſchichte einzelner Perioden, ja eines einzigen ſchwer heimgeſuchten Menſchen gegenwärtig hielte! Mir wenigſtens kann ein gequältes Kind die geſamte Herrlichkeit der Erde niederweinen."

Zu der Hartnäckigkeit, mit welcher Stifter ſeine, wie gezeigt wurde, keineswegs einwandfreien Anſchauungen über das Weſen der wahren Sittlichkeit und der reinen Kunſt verfocht, geſellte ſich das eigenſinnige Feſthalten einer ſeltſamen Rechtſchreibung, die ihm unter den öffentlich auftretenden Schriftſtellern allein eigen war und niemals Nachahmung gefunden hat. Zu den Merkmalen derſelben gehörte das bedingungsloſe Weglaſſen des ck und des tz; ſo ſchrieb Stifter nicht „die Sitze" ſondern „die Size", nicht „die Blicke" ſondern „die Blike"; dazu traten eigenmächtige Abänderungen der allgemein geltenden Interpunktionsregeln. Die Anfänge des Beſtrebens, ſich der eingeführten Rechtſchreibung nicht zu fügen, gehen bis auf den „ſtudentiſchen Rundkreis" zurück, in welchem Adolf Freiherr von Brenner den Anſtoß zu jenen Neuerungen gab, mit welchen Stifter zwanzig Jahre ſpäter, bei der Herausgabe der „Bunten Steine", als er endlich den Verleger für dieſe Idee gewonnen hatte, im Drucke hervortrat. Schon im September 1834 ſchreibt der Dichter an ſeinen Freund Adolf: Mach' ich denn im ganzen Briefe ein tz oder ein y

oder ein ph? — Und als ihm trotz aller Aufmerksamkeit das Wort „eigennützig" statt des gewollten „eigennützig" aus der Feder fährt, setzt er, über sich selbst erbost, in der Klammer den Ausruf bei: „(Das verdammte t)!"

Seinen „Bunten Steinen" den höchsten Schliff zu geben, war dem Dichter eine liebe Herzenssache geworden und er konnte, wie er an Heckenast schreibt, der immer nach neuen Bogen der Reinschrift drängte, in die größte Ungeduld geraten, wenn sich das leiseste Hindernis in der „Schriftstellerzeit" am Horizonte zeigte. „Ich schreibe durchschnittlich täglich fünf Seiten rein. Aber oft kann man über Stellen nicht weg; Sie glauben nicht, wie ich mich abquäle; ich weiß das Höhere, und es gestaltet sich nicht. Nur die völlige Poesielosigkeit arbeitet ganz leicht weg, und bringt Massen zu Tage; gerade die letzte Ausfeile ist das feinste, und bedingt die Schönheit allein." — Und als er endlich, fast ein volles Jahr später, die letzten Bogen des Buches aus der Hand gibt, tut er dies, da er doch immer „über das Fügen, Ineinanderschmelzen und Adeln" die innigste Freude hatte und daher niemals den gestellten Termin einhielt, noch immer mit dem größten Schmerze: „Ich habe wirklich viel Kummer, daß die Sachen übereilt sind. Ich sehe Fehler über Fehler, ich sehe Schönheiten, mancher Stoff ist so innig — — sollte es denn ganz unmöglich sein, etwas Meisterliches daraus zu machen. Aber Zeit, Zeit! Ich muß mich mit der Zukunft trösten, sonst wäre ich betrübt." Es ist sehr bezeichnend für die Langsamkeit und Bedächtigkeit, mit welcher Stifter arbeitete, daß er den Druck des Werkes noch „übereilt" fand, das er vier Jahre vorher, unmittelbar nach der Umsturzbewegung, seinem Verleger mit den Worten angeboten hatte: „Kinder revolutionieren nicht, und Mütter auch nicht; also schauen Sie auf das Werk!"

Über die beabsichtigte Bestimmung des Buches war der Dichter allerdings in einer argen Täuschung befangen, denn die meisten Erzählungen aus den „Bunten Steinen" eignen sich nicht für Kinder, ja manche derselben kaum für die reifere Jugend. Die zarte, eigenartige Schönheit dieser Dichtungen setzt, um voll empfunden zu werden, einen Grad des Verständnisses voraus, welcher in einem sehr frühen Lebensalter noch nicht vorhanden sein kann. Der Trugschluß dürfte seine Erklärung wohl in dem Umstande finden, daß Stifter keine Kinder neben sich aufwachsen sah.

Wie rasch das mit der Veröffentlichung der „Bunten Steine" gegebene Beispiel verwandte Bestrebungen zum Hervortreten ermutigte, beweist ein von mir im Nachlasse Heckenasts aufgefundener Brief der Dichterin Elise Polko, welchen Stifter am 15. August 1853 erhielt:

„Vielleicht erinnern Sie, Hochverehrteſter, ſich des Namens einer jungen Frau, die Ihnen im vergangenen Jahre zur Darlegung ihrer tiefen Bewunderung kleine muſikaliſche Phantaſien darzubringen wagte. Dieſelbe Frau kommt jetzt wieder, und die warme, lebhafte Verehrung für Sie giebt ihr von Neuem den Muth, harmloſe Plaudereien zu bringen, Cauſerien einer Mutter mit ihrem Kinde, und einen Adalbert Stifter zu bitten, dem beifolgenden Büchelchen ein gutes Wort zu reden. —

Es iſt der erſte Theil eines Werkchens, das den Zweck hat, das Kind mit der Schöpfung und dem Menſchen, ſo weit es in den Anſchauungskreis des zarteſten Alters paßt, bekannt zu machen. Die Liebe zu meinem Kinde hat mir die Feder geführt; ich wollte unſeren kräftigen, roſenfriſchen Knaben vor jenen unzähligen, geiſt- und phantaſieloſen Kindergeſchichten ſchützen, die jetzt den literariſchen Markt überſchwemmen. Ich verſuchte den Blick des Kindes auf das zu richten, was doch ewig das Wunderbarſte, Heiligſte und Herrlichſte für uns bleibt — auf die Natur.

Was Sie, Hochverehrter, mir damals ſchrieben, hat ſich tief in mein Herz geprägt: „Wir Menſchen ſind zu klein für das All — es bleibt uns als Holdeſtes doch immer nur Freude an dem Menſchen, Freude an der Natur. Erſtere machen uns die Sache bisweilen ſauer — letztere nie.“ — In die Natur ſoll das Kind geführt werden, da iſt Alles, Licht, Kraft, Schönheit!

Wir brauchen keine ſinnverwirrenden Feenmärchen für unſere Jugend; die Geſchichte des kleinſten Grashalms, der Lebenslauf des unbedeutendſten Würmchens iſt wunderſamer, als alle Zaubergeſchichten der Welt. In dieſem Sinne habe ich geſchrieben. Der zweite Theil ſoll weitere Bilder aus dem Thier- und Pflanzenleben enthalten, und der dritte endlich den Menſchen bringen in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen — er ſoll auch das Kind mit gefeierten Namen, die in irgend einer Beziehung zur Kinderwelt ſtehen, bekannt machen, wahrhaft hohe männliche und weibliche Erſcheinungen zeichnen, nicht blos aus der Vergangenheit, ſondern auch aus der Gegenwart. So Gott will, wird das ſchlichte Buch einer zärtlichen Mutter beſſere Früchte tragen, als die abſcheulichen Struwelpeter mit ihrem Gefolge, die das Kind mit der Häßlichkeit und Karrikatur bekannt und vertraut machen.

Ob nun die Kraft nicht hinter dem Willen zurückgeblieben, das wird mir Adalbert Stifter am beſten ſagen, an ſeinen Geiſt, an ſein Herz wende ich mich vertrauensvoll.

Gott behüte Sie, Hochverehrter, von dessen reger Thätigkeit die leuchtenden „Bunten Steine“ das schönste Zeugnis ablegten, und Ihr liebes, liebes Dichterhaus mit Allem, was es schmückt und verherrlicht.

Mit herzinniger Verehrung grüßt

Elise Polko.“

Leider ist uns Stifters Antwort auf diesen schönen Brief nicht bekannt. Wir wissen nur aus seinen Mitteilungen an Heckenast, daß er die warmfühlende Dichterin, welche ihn so hoch verehrt hat, dankbaren Sinnes schätzte und bewunderte: „Ein Kleinod hat sie, das fast unserer ganzen Zeit abgeht: sie spricht nur das Leben ihres Herzens aus. Sie werden oft lachen über das Übergestrüpp von Schönheit, Duft, Herz — aber es ist ein junges Weib, welches schreibt, welches all dieses üppige Überwuchern selbst noch in dem schwellenden, glühenden Gemüte hat . . .“

Die einzelnen Erzählungen in den „Bunten Steinen“ sind nach Inhalt und Form sehr verschieden; sie haben nur unter sich, was sie auch den „Studien“ verwandt erscheinen läßt, das Gemeinsame, daß sich in allen eine vornehme Abkehr von allem Leidenschaftlichen äußert, und daß jede stürmische Wallung der Menschenseele vom stillen Naturfrieden gemildert und verdeckt wird. Der Dichter erfüllt damit getreulich, was er in der Vorrede des Buches versprochen und was er einmal in einem Briefe an Heckenast beteuert hat. „Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich. Mäßigung ist Kraft, nicht Schwäche; Toben ist Schwäche.“

* * *

Schon in der ersten Erzählung des Buches tritt uns die sanfte Schönheit entgegen, welche auf das Kunstmittel des Affektes völlig verzichtet. Stifter hat diese im halblauten Tone bescheidener Zurückhaltung vorgetragene Dichtung mit dem Namen „Granit“ bezeichnet; er leitet uns in seine Kindheit zurück und führt uns in seine heimatlichen Wälder, wo die Natur aus jenem Gesteine abenteuerliche Türme, steilrechte Wände und spitze Kuppen baut. Der Großvater zeigt sie dem Knaben, der ihn auf seinen Wanderungen begleiten darf, nennt ihm ihre Namen, und sagt ihm, was der Volksmund darüber zu berichten weiß. Auf einem Gange nach der unweit von Oberplan gelegenen Ortschaft Melm erzählt er dem Kinde von den Wirrsalen und Kümmernissen, welche der verheerende Ein-

Bild 14. Blick von der Ostseite des Schloßberges in unsere Stadt.
Rechts der Turm der Stadtkirche, links der Turm der Schloßkirche. Dazwischen
das Rathaus. Im Vordergrund die Ruine des Schlosses Neuenburg. Rechts
davon der Bau des Amtsgerichts. Ganz rechts der Turm der Bergkirche.
Links davon der Bau der Lehrerbildungsanstalt. Ganz links der Turm der
Pauluskirche.

Bild 15. Die Ruine Neuenburg. Sie ist der Rest einer Burg, die im 12. Jahrhundert
erbaut wurde. Sie war der Sitz der Grafen von Neuenburg. Diese Grafen
waren Verwandte der Grafen von Hohenstaufen. Sie starben im Jahre 1268
aus. Dann kam die Burg an die Grafen von Württemberg. Diese ließen
sie zerstören.

Bild 16. Blick von der Ruine Neuenburg in unsere Stadt. Rechts der Turm der
Stadtkirche, links der Turm der Schloßkirche. Dazwischen das Rathaus.
Im Vordergrund die Ruine des Schlosses Neuenburg. Rechts davon der Bau
des Amtsgerichts. Ganz rechts der Turm der Bergkirche. Links davon der
Bau der Lehrerbildungsanstalt. Ganz links der Turm der Pauluskirche.

hatten, der Pechbrenner und ſein Weib aber niemanden hinter ſich hatten, und der Knabe zu ſchwach war, ſie zu begraben, blieben ſie als Tote in ihrer Hütte liegen." Als der Knabe grauenerfüllt die Stelle verläßt und im Walde umherirrt, findet er ein kleines, von der Seuche befallenes Mädchen, welches bewußtlos in einem Brombeerengeſtrüppe liegt, „ſo ungefüg, als wäre es hineingeworfen worden". Er nimmt ſich des Kindes an, und als es wieder zum Bewußtſein erwacht, pflegt und nährt er es ſo gut es ſeine kindlichen Kräfte vermögen. Die völlige Geneſung des Mädchens wird ſeiner Mühe Lohn. Gemeinſam ſuchen und finden dann die beiden Kinder den Ausweg aus den dichten Wäldern. „Sie beratſchlagten unter ſich, wie ſie das anſtellen ſollten. Das Mädchen wußte gar nichts; der Knabe aber ſagte, daß alle Wäſſer abwärts rinnen, ohne ſtille zu ſtehen, daß der Wald ſehr hoch ſei, und daß die Wohnungen der Menſchen ſehr tief liegen; wenn man daher an einem rinnenden Waſſer immer abwärts gehe, ſo müſſe man aus dem Walde hinaus und zu Menſchen gelangen. Der Knabe zeigte dem Mädchen die Steine, auf die es treten, er zeigte ihm die Dornen und ſpitzigen Hölzer, die es vermeiden ſollte, er führte es an ſchmalen Stellen, und wenn große Felſen oder Dickichte und Sümpfe kamen, ſo wichen ſie ſeitwärts aus und lenkten dann klug immer wieder der Richtung des Baches zu. So wanderten ſie weiter. Sie gingen an vielen Bäumen vorüber, an der Tanne mit dem herabhängenden Bartmooſe, an der zerriſſenen Fichte, an dem langarmigen Ahorne, an dem weißgefleckten Buchenſtamme mit den lichtgrünen Blättern, ſie gingen an Blumen, Gewächſen und Steinen vorüber, ſie gingen unter dem Singen der Vögel dahin, ſie gingen an hüpfenden Eichhörnchen vorüber oder an einem weidenden Reh. Nach und nach kamen andere Bäume, an denen der Knabe recht gut erkannte, daß ſie nach auswärts gelangten; die Zackentanne, die Fichte mit dem rauhen Stamm, die Ahorne mit den großen Äſten und die knollige Buche hörten auf, die Bäume waren kleiner, friſcher, reiner und zierlicher. An dem Waſſer ſtanden Erlengebüſche, mehrere Weiden ſtanden da, der wilde Apfelbaum zeigte ſeine Früchte und der Waldkirſchenbaum gab ihnen ſeine kleinen, ſchwarzen, ſüßen Kirſchen. Nach und nach kamen Wieſen, es kamen Hutweiden, die Bäume lichteten ſich, es ſtanden nur mehr Gruppen und mit einemmale, da der Bach ſchon als ein breites ruhiges Waſſer ging, ſahen ſie die Felder und Wohnungen der Menſchen." — Wie in ſo vielen Stellen ſeiner Werke offenbart ſich auch in dieſer ſchönen Stelle des Dichters Vertrautheit mit dem geheimſten Leben des Waldes in jeder Zeile! — Der Knabe wird in die Pechbrennerhütte ſeines Oheims gebracht, das kleine Mädchen, deſſen

Pass by Night and by Act in Dominica Island. The Dominica Government has made a road through the mountains from Roseau to Pointe Michel, and from Pointe Michel to Grand Bay. The road is a fine piece of work, and is a great boon to the people of Grand Bay. Before the road was made, the people of Grand Bay were cut off from the rest of the island, and had to go by sea to Roseau to buy and sell. Now they can go by land. Before there was a road,

Pass Road, Dominica Island.

the people had to go by a pass in the mountains, which was very steep and dangerous. The pass is called Pass Road, and is 1,600 feet above the sea. The road is 20 feet wide. Pass Road is eight miles from Roseau. It will be a tourist's delight, for the view from the pass is magnificent.

Dominica Island. Dominica Island is the largest of the Windward Islands. It is 29 miles long and 16 miles wide. Roseau, the capital, is on the south-west coast. Dominica is a mountainous island. The highest mountain is Morne Diablotin, which is 4,747 feet above the sea.

ſchimmernden Königsſchloſſes emporgehoben und auf den längſt für ihn bereitgehaltenen Thron geſetzt wird. Dazu ſtimmt dann auch die ſeidenhaarige Märchenprinzeſſin vortrefflich, die wie durch Zaubermacht auf der entlegenſten Höhe einer menſchenfernen, unwirtlichen und faſt unzugänglichen Bergwelt in dichtes Brombeergeſtrüppe gebettet wird, um dort unter den pflegenden Händen eines unmündigen Kindes vom Peſthauche, der ſie getroffen, zu geneſen. Da auch ſonſt der Ton der Erzählung die harmloſe Anſchaulichkeit des Volksmärchens überall glücklich feſthält, ſo werden manche Zweifel an der Wahrſcheinlichkeit der geſchilderten Vorgänge weniger laut, die ſonſt mit gewichtigen Bedenken hervortreten müßten, und wir glauben es dem Dichter aufs Wort, daß die beiden Kinder, wovon das eine zu allem hin noch todkrank war, wochenlang Tag und Nacht bei jedem Wetter in der ſchreckhaften Bergeinſamkeit ausharren konnten, ohne zu verhungern und zu verſchmachten, ohne den Gefahren der Wildnis zu erliegen, ja ohne auch nur durch ihre entſetzensvolle Lage in Angſt und Aufregung verſetzt zu ſein. Das Leben der in wegloſer Wildnis verlaſſenen, hilfloſen Kinder zeichnet der Dichter in zarten Strichen wie eine behagliche, geruhſame Idylle: „So ſaßen die Kinder in der Höhle, wenn der Tag über den Wald hinüberzog und das Grüne beleuchtete, die Vöglein ſangen, die Bäume glänzten und die Bergſpitzen leuchteten; oder ſie ſchlummerten, wenn es Nacht war, wenn es finſter und ſtill war, oder der Schrei eines wilden Tieres tönte, oder der Mond am Himmel ſtand und ſeine Strahlen über die Wipfel goß . . .“

Gewiß ein ſehr anſprechendes, poetiſches Bild, wert durch den Pinſel eines Malers feſtgehalten zu werden! Aber welche Kinder, wenn es nicht die verzauberten des Märchens ſind, werden in ſolcher Umgebung willig vergnügte Staffage ſein und unter ſolchen Umſtänden als munter lächelnde Modelle ſtille halten wollen? —

Wie aber müßten alle Bedenken, angeſichts der ſprachlichen Schönheit, welche uns die reinſten Genüſſe bietet, verſtummen, wenn Stifter, raſch entſchloſſen, ſeinen überweltlichen Stoff in das allem Wunderbaren und Abenteuerlichen angepaßte Gewand des Märchens gekleidet hätte, ſtatt den Leſer durch den novelliſtiſchen Rahmen zu Erwägungen über Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit zu veranlaſſen! Vielleicht wäre dem Dichter die Arbeit unter dieſem Geſichtspunkte auch leichter geworden, der bei dieſem Stoffe mehr als ſonſt in die Klage ausbricht, wie mühevoll das lebensfriſche Geſtalten ſei. „Die Sache im Charakter und in den Weltanſchauungen des Großvaters zu halten, nicht über die Linie ſeines Geſichtskreiſes hinauszugehen, einfach, natürlich und doch tief und poetiſch zu ſein, iſt

unendlich ſchwerer, als moderne poetiſche Redensarten aneinander reihen, obwohl das letztere bei einem gewiſſen Publikum des Beifalls ſicher iſt; aber ich wäre betrübt über dieſen Beifall. Der Großvater ſoll als ganze Figur daſtehen, der Bube als ganze Figur daſtehen, und über der Erzählung ſoll der Hauch der Innigkeit und Reinheit ſchweben . . ."

* * *

In der erſten Erzählung der „Bunten Steine" erkennen wir eine echte Kindergeſchichte; dagegen tritt uns im „Kalkſtein" der volle Ernſt des Lebens entgegen. Was dem Dichter ſonſt nicht immer ſo gut gelungen iſt, einen Charakter mit allen Zügen vollſter Wahrhaftigkeit vor uns hinzuſtellen und uns deſſen ſeltſame innere Entwicklung durchaus glaubhaft zu machen, das hat er hier in einem ſo hohen Grade erreicht, daß ſelbſt die meiſterhafte Schilderung der unſagbar öden Naturumgebung, von der ſich die einſam anfragende Geſtalt des weltflüchtigen Mannes dunkel abhebt, neben der packenden Wirkung des Seelengemäldes in blaſſen Farben zurücktritt.

Stifter bedient ſich diesmal als erzählender Mittelsperſon eines Mannes, welcher im ſtaatlichen Auftrage auf Ländervermeſſung ausgeht. Der Beruf desſelben führt ihn zu längerem Aufenthalte in eine öde Kalkſteingegend, wo er den daſelbſt in einer überaus armen Gemeinde völlig vereinſamt lebenden Pfarrer kennen und binnen kurzem als Freund lieb gewinnen lernt. Gleich zu Beginn der Erzählung zeichnet der Dichter mit wenigen Strichen voll Kraft und Sicherheit das troſtloſe Gelände, welches die beiden, allein auf den gegenſeitigen Verkehr angewieſenen Männer oft gemeinſam durchſchreiten und umhegt uns ſo mit einem herben Stimmungszauber, der ſich im beharrlichen Feſthalten des angeſponnenen Leitmotivs nach und nach unmerklich zu ſtiller Trauer verdichtet. Alles ringsum, was der Blick umfaſſen konnte, war herabſtimmend und bedrückend. „Nicht daß Wildniſſe, Schlünde, Abgründe, Felſen und ſtürzende Wäſſer dort geweſen wären — das alles zieht mich eigentlich an — ſondern es waren nur ſehr viele kleine Hügel da, jeder Hügel beſtand aus nacktem grauen Kalkſteine, der aber nicht, wie es oft bei dieſem Geſteine der Fall iſt, zerriſſen war oder ſteil abfiel, ſondern in rundlichen breiten Geſtalten auseinanderging und an ſeinem Fuße eine lange geſtreckte Sandbank um ſich herum hatte. Durch dieſe Hügel ging in großen Windungen ein kleiner Fluß namens Zirder. Das Waſſer des Fluſſes, das in der grauen und gelben Farbe des Steines und Sandes durch den Widerſchein des Himmels oft dunkelblau erſchien, dann die ſchmalen grünen Streifen, die oft am Saume des Waſſers hin-

gingen, und die anderen einzelnen Rasenflecke, die in dem Gesteine hie und da lagen, bildeten die ganze Abwechslung und Erquickung in dieser Gegend." — Unmittelbar nachdem Stifter diese Schilderung des Schauplatzes vorausgeschickt hat, läßt er den Pfarrer einen Ausspruch tun, welcher wie ein strahlender Blitz das verschlossene Gemüt des alleinstehenden Sonderlings durchleuchtet. Als nämlich der Gastfreund die Bemerkung fallen läßt: „In dieser abscheulichen Gegend haben wir uns wiedergefunden," entgegnet der Pfarrer, welcher das Steinkar seit siebenundzwanzig Jahren bewohnt: „Sie ist, wie sie Gott erschaffen hat; es wachsen hier nicht viel Bäume, aber manchmal ist sie auch schön und zuweilen ist sie schöner als alle anderen in der Welt." — In diesen Worten, welche uns einen tiefen Einblick in die innerste Wesenheit des ärmlichen, demutsvollen Mannes gewähren, verrät Stifter die ihm so sehr eigene, hohe Kunst — man denke nur an das „Heidedorf", an „Abdias" und an „Brigitta" — die Seele durch den Widerschein zu erklären, mit welchem sich die Landschaft in dem betrachtenden Auge spiegelt.

Dem Gastfreunde macht das nach langen Jahren erfolgte erneute Zusammentreffen mit dem geistlichen Herrn einen nachhaltigen Eindruck: „Ich ging auf meinem Wege nach der Hochstraße dahin und dachte immer an den Pfarrer. Die ungemeine Armut, wie ich sie noch niemals bei einem Menschen oberhalb des Bettlerstandes angetroffen habe, namentlich nicht bei solchen, die anderen als Muster der Reinlichkeit und Ordnung vorzuleuchten haben, schwebte mir beständig vor. Zwar war der Pfarrer beinahe ängstlich rein, aber gerade diese Reinlichkeit hob die Armut noch peinlicher hervor und zeigte die Lockerheit der Fäden, das Unhaltbare und Wesenlose dieser Kleidung."

Trotzdem ist der Pfarrer nicht so mittellos, als es den Anschein hat. Unter den Ärmeln seines Rockes, daselbst zumeist sorglich verborgen, trägt er Handkrausen aus dem allerzartesten, feinsten Linnen und die schönste Wäsche von untadelhaft weißer Farbe umhüllt seinen Körper. Als er von einer Krankheit befallen wird, übergibt er dem Freunde die Abschrift seines Testamentes mit der Bitte, falls er jetzt oder später einmal stürbe, die Erfüllung seines letzten Wunsches überwachen zu wollen, da ihm an dessen dereinstiger Ausführung sehr viel gelegen sei. Die Krankheit mochte sich der Pfarrer vielleicht durch Erkältung zugezogen haben, als er, da sich nach einem Gewitterregen die Zirder in einen See verwandelt, die zur Schule gehenden Kinder an den seichtesten Stellen durch das Wasser geleitet, wobei er seine Kleider bis über die Hüften durchnäßt. Auf dem Krankenlager erzählt er dem Freunde seine Lebensgeschichte. Diese verbreitet Klarheit über viele Seltsamkeiten, deren Deutung ohne

die Kenntnis des Zuſammenhanges unmöglich war. Das iſt Stifters bekannte Art, durch Ungewißheit Spannung zu erregen und zu ſteigern und ſie durch einen aufklärenden Rückblick zu löſen; aber die künſtleriſche Vornehmheit, mit der hier die Vorgänge behutſam eingeleitet werden und ſich allmählich verdichten, ſo daß der Leſer willenlos und geduldig mitgeht und ſich faſt ohne eigenes Bewußtſein, aber hellſehenden Auges der Führung des Dichters überläßt, iſt von unſäglichem Zauber. Die nichtigſten Ereigniſſe, die unſcheinbarſten Zuſtände und Begebenheiten werden emſig und unausgeſetzt dazu benutzt, das Charakterbild zu ergänzen und abzurunden. Jedes ſcheinbar überflüſſige Wort erlangt ſpäterhin ungeahnte Bedeutung. Auch in der Krankenſtube geſellt ſich den ſchon bekannten ſeeliſchen Abſonderlichkeiten ein neuer, rührender Zug bei. „Er lag ruhig dahin und war auch jetzt nicht zu bewegen geweſen, einen Arzt oder eine Arznei anzunehmen, ſelbſt nicht die einfachſten Mittel zuzulaſſen, die man ihm in ſein Zimmer brachte. Er hatte den ſeltſamen Grund, daß es eher eine Verſuchung Gottes ſei, eingreifen zu wollen, da Gott die Krankheit ſende, da Gott ſie entferne oder den beſchloſſenen Tod folgen laſſe. Endlich glaubte er auch nicht ſo ſehr an die gute Wirkung der Arzneien und an das Geſchick der Ärzte.“ Die Lebensgeſchichte des Pfarrers enthält kaum etwas wirklich ungewöhnliches; dennoch geht aus den Schickſalen, welche er erleidet, ein höchſt ungewöhnlicher Menſch hervor. Er und ſein Zwillingsbruder ſind die einzigen Kinder eines reichen, angeſehenen Gerbers in der Hauptſtadt. Die Mutter war bei ihrer Geburt geſtorben und die Söhne wachſen unter der Leitung eines tüchtigen Hauslehrers auf. Nach des Vaters frühzeitigem Tode übernimmt ſein Bruder die Leitung des Geſchäftes, er aber, der das Gefühl hat, ſeinem Bruder an Begabung weit nachzuſtehen, ſchließt ſich in ſeine Studierſtube ein, um das in den Lehrjahren Verſäumte nachzuholen. Während er in dem hinteren Gartenflügel des Hauſes ſeinen Aufgaben obliegt, um ſich auf die Prüfungen der gelehrten Stände vorzubereiten, ſieht er in dem Nachbargarten die wunderſchöne Tochter einer verarmten Witwe, welche für die Reichen der Stadt ſeine Wäſche beſorgt, und es erfaßt ihn eine tiefe Neigung zu dem Mädchen. Bald wird ihm das Betrachten der im grellen Sonnenlichte an den Trockenſchnüren flatternden blendend weißen Wäſcheſtücke, um welche ſich das holde, ſchlanke Kind tätig bemüht, der höchſte Lebensgenuß. Nachdem eine Zeit unter dieſen Verhältniſſen hingegangen iſt, ſendet die Frau ihre Tochter in eine andere Stadt, und er hört, daß ſie dort die Gattin eines fernen Anverwandten werden ſolle. „Ich meinte damals, daß ich mir die Seele aus dem Körper weinen müſſe.“ Zur

ſelben Zeit erfolgt, durch unglückliche Zufälle veranlaßt, der Zuſammenbruch des einſt blühenden Gerbergeſchäftes; der Bruder ſtirbt aus Gram hierüber, den alternden Studenten mittellos und allein zurücklaſſend. — „Ich hatte den Gedanken gefaßt, ein Verkünder des Wortes des Herrn, ein Prieſter, zu werden. Wenn ich auch unwürdig wäre, dachte ich, ſo könnte mir doch Gott ſeine Gnade verleihen, zu erringen, daß ich nicht ein ganz verwerflicher Diener und Vertreter ſeines Wortes und ſeiner Werke ſein könnte. Die Prüfungen gingen gut vorüber und als ich fertig war, wurde ich zum Diener Gottes geweiht. — — Ich habe zu einem Zwecke in dieſem Pfarrhofe zu ſparen angefangen. Ich ſage ihn jetzt nicht, er wird ſchon einmal kund werden. Ich legte einfache Kleider an und ſuche ſie lange zu erhalten, ich verabſchiedete das Bett und legte mich auf die Bank in dem Vorhauſe und tat die Bibel zum Zeugen und zur Hilfe unter mein Haupt. Ich hielt keine Bedienung mehr und den oberen Teil des Pfarrhofes habe ich vermietet. Weil die Leute bei mir bares Geld vermuteten, was auch wahr geweſen iſt, ſo bin ich dreimal desſelben beraubt worden, aber ich habe wieder von vorne angefangen. In der langen Zeit iſt mir mein Zuſtand zur Gewohnheit geworden und ich liebe ihn. Nur habe ich eine Sünde gegen dieſes Sparen auf dem Gewiſſen: ich habe nämlich noch immer das ſchöne Linnen, das ich mir in der Stube in unſerem Gartenflügel angeſchafft hatte. Es iſt ein ſehr großer Fehler, aber ich habe verſucht, ihn durch noch größeres Sparen an meinem Körper und an anderen Dingen gut zu machen. Ich bin ſo ſchwach, ihn mir nicht abgewöhnen zu können. Es wäre gar zu traurig, wenn ich die Wäſche weggeben müßte. Nach meinem Tode wird ſie ja auch etwas eintragen und den anſehnlicheren Teil gebrauche ich ja gar nicht." —

Nach vielen Jahren, als der Pfarrer hochbetagt ſtirbt, und das Teſtament zur Eröffnung gelangt, werden alle durch deſſen Inhalt überraſcht. Die weſentlichen Stellen der letztwilligen Verfügung des edlen Mannes lauten: „Wie ein jeder Menſch außer ſeinem Amte und Berufe noch etwas findet oder ſuchen ſoll, das er zu verrichten hat, damit er alles tue, was er in ſeinem Leben zu tun hat, ſo habe auch ich etwas gefunden, was ich neben meiner Seelſorge verrichten muß: ich muß die Gefahr der Kinder der Steinhäuſer und Karhäuſer aufheben. Die Zirder ſchwillt oft an und kann dann ein reißendes Waſſer ſein, das in Schnelle daherkommt, wie es ja in den erſten Jahren meiner Pfarre zweimal durch Wolkenbrüche alle Stege und Brücken weggenommen hat. — Die Kinder aus den Steinhäuſern und Karhäuſern müſſen über den Steg ins Kar

in die Schule gehen. Wenn nun das Karufer überschwemmt ist und sie von dem Stege in das Wasser gehen, so können manche in eine Grube oder in eine Vertiefung geraten und dort verunglücken. Damit diese Gefahr in der Zukunft aufhöre, habe ich zu sparen begonnen und verordne, wie folgt: von der Geldsumme, welche nach meinem Tode als mein Eigentum gefunden wird, soll in der Mitte der Schulkinder der Steinhäuser und Karhäuser ein Schulhaus gebaut werden. — Damit aber in der Zeit schon die Gefahr vermindert werde, gehe ich alle Tage auf die Wiese am Karufer und sehe, ob keine Gräben, Gruben und Vertiefungen sind und stecke eine Stange dazu. Ich gehe hinaus, wenn die Wiese überschwemmt ist und suche den Kindern zu helfen. Ich lerne das Wetter kennen, um eine Überschwemmung voraussehen zu können und die Kinder zu warnen. Ich entferne mich nicht weit von dem Kar, um keine Versäumnis zu begehen. Und so werde ich es auch in der Zukunft immer tun." — Nach der Ordnung des Nachlasses und nachdem die Versteigerung der geringen Habseligkeiten des Pfarrers vorüber ist, zeigt es sich, daß die ganze, so mühevoll ersparte Summe zur Gründung einer Schule nicht hinreicht. Aber da die Unzulänglichkeit der Hinterlassenschaft bekannt geworden ist, treten wohlhabende Leute des Umkreises zusammen, um den schönen Gedanken des bescheidenen Menschenfreundes zu verwirklichen.

Es steckt eine ungemeine Meisterschaft in der anspruchslosen Darstellung dieser einfachen Geschichte. Man kann sie nicht lesen, ohne von Rührung ergriffen zu werden, und je öfter und aufmerksamer man sich in sie versenkt hat, desto größer und bewunderungswürdiger wird ihre Tiefe. Die zartesten Andeutungen verbergen einen erschütternden Gehalt.

Der von Jugend auf in sich gekehrte Mann, welcher es niemals wagt, entschieden hervorzutreten, welcher seine Fähigkeiten stets zu gering bewertet und sie tief unter die aller anderen Menschen stellt, welcher ein einzigesmal den Sonnenstrahl des Glücks und der Liebe empfunden, um dann entsagend seine ganze Zukunft in den Dienst des Herrn zu stellen, und, da ihm selbst das Familienglück verwehrt geblieben ist, alle Tage seines Lebens der Obsorge für fremde Kinder zuzuwenden, muß zu den vollendetsten Charakteren gezählt werden, die wir der Muse Stifters verdanken. — Damit aber die unglaubliche Bedürfnislosigkeit des Einsiedlers sich nicht ganz ins Außerirdische verliere, hat ihm der Dichter als teures Erinnerungszeichen an den schönsten Jugendtraum das herrliche, blütenweiße Linnen in den einzigen Schrein seines öden Hauses gelegt; bei der Versteigerung des Nachlasses erwirbt sein Gastfreund die kostbaren Stücke und bewahrt sie „als ein Denkmal auf, daß der arme Pfarrer diese Dinge

Am Ende des Jahres ist ein neues Modell Fahrer nach der Schweiz gegangen.

Die Firma Wanderer hat in Zusammenarbeit mit der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Adlershof ein Flugzeug mit Wanderer-Motor gebaut. Das Flugzeug wurde unter Führung des Flugzeugführers Hauptmann Hirth in Adlershof geprüft und hat die Prüfung mit Auszeichnung bestanden. Es ist ein Eindecker mit 100 PS Wanderer-Motor und hat eine Geschwindigkeit von 150 km in der Stunde. Das Flugzeug ist für Sportzwecke gebaut und kann mit einem Sitz oder mit zwei Sitzen hintereinander geliefert werden.

Flugzeug mit Wanderer-Motor

waren in einem einzigen Brausen befangen, das nur abwechselnd abnahm und schwoll. Dazwischen schallten die Donner. Sie schallten immer schneller und immer heller. Doch war das Gewitter noch nicht da. Zwischen Blitz und Donner war noch eine Zeit, und die Blitze, so hell sie waren, waren doch keine Schlangen, sondern nur ein ausgebreitetes allgemeines Aufleuchten.

Endlich schlugen die ersten Tropfen an die Fenster. Sie schlugen stark und einzeln gegen das Glas, aber bald kamen Genossen, und in kurzem strömte der Regen in Fülle herunter. Er wuchs schnell, gleichsam rauschend und jagend, und wurde endlich dergestalt, daß man meinte, ganze zusammenhängende Wassermengen fielen auf das Haus hernieder, das Haus dröhne unter dem Gewichte und man empfinde das Dröhnen und Ächzen herein. Kaum das Rollen des Donners konnte man vor dem Strömen des Wassers hören, das Strömen des Wassers wurde ein zweites Donnern. Das Gewitter war endlich über unserem Haupte. Die Blitze fuhren wie feurige Schnüre hernieder, und den Blitzen folgten schnell und heiser die Donner, die jetzt alles andere Brüllen besiegten und in ihren tieferen Enden und Ausläufen das Fensterglas erzittern und klirren machten. Zuletzt geschah ein Schlag, als ob er das ganze Haus aus seinen Fugen heben und niederstürzen wollte, und gleich darauf wieder einer. Dann war ein Weilchen Anhalten, wie es oft bei solchen Erscheinungen der Fall ist; der Regen zuckte einen Augenblick ab, als ob er erschrocken wäre . . ."

Zur Zeit, da die „bunten Steine" erschienen, war der Ruhm des bescheidenen österreichischen Novellisten schon weit in der Runde und bis über die Grenzen des Festlandes vorgedrungen. Namentlich das kernige und literarisch selbst so bedeutsame Volk der Briten hatte viel Geschmack an Stifters poetischen Gebilden gefunden, und die englische Kritik folgte den Schöpfungen des deutschen Kleinmalers mit Interesse und Verständnis. So äußert sich der Rezensent im „Athenaeum" (London 1853, Nr. 1318) über die Erzählungen „Granit" und „Kalkstein" in sehr anerkennender Weise. Dem praktischen Inselvolke mußten gerade diese beiden Dichtungen besonders wahlverwandt erscheinen, wo einerseits in dem urwüchsigen Knaben, der mitten in dem allgemeinen Sterben, das um ihn war und das die Gegend weithin mit Grauen erfüllte, einsam und hilflos im verödeten Gebirge das Richtige ergriff, um sich und das kleine pestkranke Mädchen vom Tode zu erretten, andererseits in dem Pfarrer, der sich allen Entbehrungen aussetzte, um das erträumte Ziel seines langen, enthaltsamen Lebens, den Neubau eines Schulhauses, zu sichern, zwei voll-

giltige Vertreter gesunder, ausdauernder Beharrlichkeit vom Dichter geschaffen wurden. Über den Kalkstein urteilt der englische Berichterstatter folgendermaßen: „Next in merit is the sketch of a starved country priest, buried in a stony wilderness: the story of whose youth, of the endurance of his later calling, and of the innocent but quite excentric piety of the design to which his selfimposed privations are devoted, make an admirable portrait; a living of one of those simple and loveable oddities of which Stifter is peculiarly fond — Das nächst bedeutendste (nach der Erzählung „Bergmilch") ist die Schilderung eines notleidenden Landpfarrers, der in einer Steinwildnis vergraben lebt: dessen Jugendgeschichte, die Erzählung von den Mühseligkeiten seines späteren Berufes und von der unschuldigen aber ganz außerordentlichen Leidenschaft zu dem Plane, dessenthalben er sich zu seinem selbstgewählten Exil verurteilte, geben eine bewunderungswürdige Charakterstudie; eine von jenen einfachen und so seltsam liebenswürdigen Erscheinungen, für welche Stifter besonders eingenommen ist." —

Johann Math. Klimesch veröffentlicht in der „Pädagogischen Zeitschrift" (Organ des steiermärkischen Lehrerbundes, Jahrg. Nr. XIV, Heft 31 und 33) eine Lebensskizze des Paters Placidus Hall, Stifters erstem Lehrer in der Lateinschule zu Kremsmünster, und kommt zu dem Schlusse, daß dem Dichter die Person seines sanftmütigen und edelsinnigen Gönners vorgeschwebt habe, als er die ansprechende Gestalt des Pfarrers im „Kalkstein" schuf. Klimesch erzählt, daß die Güte des Paters Placidus wahrhaft unermeßlich gewesen sei, und daß seine Zelle stets von Studenten wimmelte, die sich Rat und Belehrung holten, oder aber in Empfang nahmen, „was sich der väterlich sorgende Herr Professor an Geld oder an Nahrung erspart hatte, um es unter die ärmeren und würdigeren seiner Schüler zu verteilen. In den Ferien pflegte Hall größere Reisen zu unternehmen, wobei ihn immer einige seiner Schüler begleiteten." Als aber Pater Placidus nach einer achtzehnjährigen lehramtlichen Tätigkeit die Seelsorge in den Pfarrgemeinden Fischelham, Grünau und Pfarrkirchen übernahm, blieb der bescheidene, uneigennützige Mann seiner segensreichen, opferfreudigen Wirksamkeit bis zu seinem Tode getreu. Auch in diesen Orten besaßen die ärmeren Schulkinder, geradeso wie früher die unterstützungsbedürftigen Studenten in Kremsmünster, an ihm den größten Wohltäter. „Im Hofraume der Pfarrei pflegte er die Kinder zu erwarten, wenn sie nach beendetem Unterrichte aus der Schule liefen, und teilte unter sie entweder Kleidungsstücke oder Lebensmittel aus, ohne dabei auf einen anderen Lohn, als den Dank und die brave Aufführung der Kleinen

zu rechnen." Er ſtarb in Pfarrkirchen am 2. Mai 1853; kein Gedenkſtein bezeichnet die Stelle, wo ſeine irdiſchen Überreſte ruhen; aber ſein großer Schüler hat ihm ein literariſches Denkmal errichtet, „welches länger währen wird, als Marmor und Erz. Der Inhalt der Erzählung Stifters entſpricht ziemlich genau dem Wirken Halls auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Seelſorge. Daß „der arme Wohltäter" Stifters wirklich niemand anderer iſt, als der idealiſierte Placidus Hall, der ſchlichte Benediktinermönch und Wohltäter der Jugend, das wird ſich wegen Mangel an Anhaltspunkten in des Dichters Briefen wohl kaum jemals ſtreng nachweiſen laſſen; doch iſt es immerhin ſehr wahrſcheinlich, und dies umſomehr, als es der Dichter liebte, Erlebniſſe ſeiner Jugend und Perſonen, die ihm einſt beſonders nahe geſtanden ſind, poetiſch zu verherrlichen."

* * *

Auch im „Turmalin" tritt die Energie der Charakterzeichnung wohltuend hervor. Da dieſe Erzählung einer ſpäteren Zeit angehört, ſo dürfte der Schluß nicht ungerechtfertigt ſein, die deutlich wahrnehmbare Vertiefung des Menſchenſtudiums auf den Einfluß der zeitgenöſſiſchen Kritiker zurückzuführen, welchen Stifter doch immer halben Ohres zuhorchte, freilich ohne es im Ernſte eingeſtehen oder ſeine andauernd ablehnende, ja feindſelige Haltung gegen die „Eunuchen von der Feder" aufgeben zu wollen. Halb widerwillig ſcheint der Dichter endlich die ihm ſo oft vorgeſagte Wahrheit in ſeinem Inneren zu wiederholen, daß der Menſch mit allen Freuden und Leiden, mit dem Herzensjubel und mit den Seelenkämpfen, welche ſeine Bruſt durchziehen, für die Kunſt doch das Höchſte bedeutet. Immer ſchwebt ihm die Abſicht vor, etwas Einfaches aber dabei doch tiefer Gehendes zu machen, und er kann ſich darin niemals genug tun. Auch den „Turmalin" will er in dem Gefühle der Unſicherheit lange nicht aus der Hand geben; endlich tut er es mit den unmutsvollen Worten: „Mein Schmerz iſt nur der, daß ich jetzt dieſe Erzählung nicht ein Jahr kann liegen laſſen, um an eine neue Umarbeitung zu gehen. Ich bilde mir ein, ſie würde ein einfaches, klares, inniges Meiſterwerk werden."

Die Wahl der Überſchrift rechtfertigt der Dichter gleich in den erſten Zeilen mit dem Hinweiſe darauf, daß, ähnlich der Farbe des Turmalins, der Inhalt der von ihm erzählten Geſchichte „ſehr dunkel" ſei.

Am Petersplatze in Wien wohnt ein Rentherr mit ſeiner jungen, ſchönen Frau und ihrem kleinen Töchterchen. Der Rentherr, ein Mann

von ungefähr 40 Jahren, ist ein Sonderling von jener bei Stifter so sehr beliebten Spielart, in welcher der Hang zum geistig Bedeutenden bis zur Narrheit gesteigert ist. Wie sehr sich der Dichter an der wunderlichen Schöngeisterei dieses Allerwelts-Idealisten erfreut, beweist das übergenaue Eingehen auf jede einzelne der vielen Kunstübungen, welche den schönheitsfrohen Mann den ganzen Tag über in reizvoller Abwechslung gefangen halten, obwohl dieselben zu den Vorgängen, die den eigentlichen Inhalt der Erzählung ausmachen, in gar keiner Beziehung stehen, und auch das Charakterbild des Rentherrn nicht in dem Sinne verdeutlichen helfen, daß daraus das über ihn hereinbrechende Schicksal als folgerichtig erkannt werden könnte.

Der Rentherr hat ein großes Zimmer seiner Wohnung dadurch in eine Art „Heldenstube" umgewandelt, daß er alle Wände desselben vollständig mit den Bildnissen berühmter Männer beklebt. In dem Zimmer steht ein Flügel mit vielen Notenheften, in zwei Fächern liegen Geigen, auf einem Tische ist ein Fach mit zwei Flöten, in einer Fensternische steht eine Staffelei mit einem Malerkasten; in dem Nebenzimmer hat er einen Schreibtisch, auf welchem er Gedichte macht, einen Kasten, der eine reiche Bücherſammlung enthält und eine Vorrichtung, mittelst welcher er Fächer, Behältnisse, Schirme und andere Kunstsachen aus Pappe anfertigen kann. In seiner Ruhmeshalle empfängt der Rentherr sehr häufig den Besuch des beliebtesten und bedeutendsten Schauspielers der Stadt, Namens Dall. Die beiden Männer sitzen oft viele Stunden lang beisammen. „Ganz besonders war es die Kunst, die Dall in allen ihren Gestalten, ja selbst Abarten anzog. Darum wurden die Verse des Rentherrn besprochen, er mußte auf einer seiner zwei Geigen spielen, er mußte auf der Flöte blasen, er mußte das eine oder andere Musikstück auf dem Flügel vortragen, oder man saß an der Staffelei und sprach über die Farben eines Bildes oder über die Linien einer Zeichnung. Gerade in dem letzteren war Dall am erfahrensten und war selber ein bedeutender Zeichner."

Da eine längere Zeit unter diesen Beschäftigungen hingegangen ist, läßt sich Dall in zarte Beziehungen zu der schönen Frau ein, welche diese bald darauf, von Gewissensbissen gepeinigt, ihrem Gatten eingesteht. Der Schauspieler entzieht sich dem Zorn des betrogenen Mannes durch eine Reise. Nach längerer Zeit kehrt er von derselben zurück; nun aber verschwindet plötzlich die Frau aus dem Hause ihres Mannes. Als alle Bemühungen des Rentherrn, seine Gattin wiederzufinden, erfolglos bleiben, verläßt er mit seinem Kinde sein behagliches Heim für immer. Umsonst werden die eifrigsten Nachforschungen angestellt, um eine Spur der ver-

schollenen Personen zu entdecken. Nach dem Verlauf von zwei Jahren wird die verlassene Wohnung gewaltsam geöffnet, damit die behördliche Versteigerung der zurückgebliebenen Wertsachen vorgenommen werden könne. An dieser Stelle findet der Dichter Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Schilderung der verödeten Behausung zu erweisen.

„Da man das Zimmer des Rentherrn eröffnet hatte, fand sich alles, wie es sonst gewesen war. Der Flügel stand eröffnet, die zwei Geigen waren da, die Fächer mit den Flöten, nur eine Flöte fehlte. Auf der Staffelei war ein angefangenes Bild, auf dem Schreibtische lagen Bücher und Schriften und das Bett war mit einer feinen Decke überzogen. Die berühmten Männer waren bestaubt und von der eingeschlossenen Luft vergilbt. Die Ruhebetten standen umher, aber sie waren lange nicht gerollt worden. Der große Armsessel des Schauspielers stand mitten in dem Zimmer. — In der Wohnung der Frau war schier keine Veränderung, es standen die Geräte in der alten Ordnung und es lagen die alten Sachen auf ihnen; aber die kleinen Veränderungen, die doch vor sich gegangen waren, zeigten, wie es hier anders geworden sei. Die schweren Vorhänge hingen ruhig herab, da sie doch sonst bei den geöffneten Fenstern sich leicht bewegt hatten, die Blumen und Pflanzen standen als verdorrte Reiser, die Uhr mit dem sanften Gange hatte auch diesen nicht, das Pendel hing stille und sie zeigte unabänderlich auf dieselbe Stunde. Die Linnen und anderen Arbeiten lagen wohl auf den Tischen, aber sie zeigten keine anfassende Hand und trauerten unter dem Staube. In dem Seitengemache hingen die weißen Vorhänge in den vielen Falten hernieder, aber in den Falten war der leichte, schnell rieselnde Staub, die heilige Mutter schaute von dem Bilde nieder, die rote Umhüllung war grau, der vergoldete Engel hielt die Spitze des Linnenzeltes, aber auf den Linnen lag der Staub und unter ihnen war der leere Korb und in ihm nicht mehr das rosige Angesicht des Kindes."

Nach vielen Jahren stirbt in einer Vorstadt Wiens der alte Pförtner des Perronschen Hauses, seine erwachsene Tochter, ein in der Erziehung sehr vernachlässigtes Wesen, hilflos zurücklassend. Er ist in seiner Wohnung von einer Leiter herabgestürzt und neben derselben tot liegen geblieben. Das halb blödsinnige Mädchen, welches die Einsamkeit des alten Mannes teilt, wartet zwei Tage, ob sich der Vater wieder regen und von dem Falle genesen werde; da es endlich nicht länger daran zweifeln kann, daß der Greis tot sei, eilt es auf die Gasse und verkündet die Nachricht von seinem Hinscheiden. Eine in der Nachbarschaft des Hauses wohnende Dame — von Stifter als Erzählerin des zweiten Teiles der Novelle

eingeführt — nimmt ſich der verwaiſten Tochter des verunglückten Mannes an.

Der Bericht, welchen das verwahrloſte Geſchöpf über die ſchaudervollen Tage ſeiner Kindheit erſtattet, enthüllt die Geheimniſſe des gefängnisartigen, halbunterirdiſchen Gelaſſes, in welchem das unglückliche Weſen der allmählichen Verblödung entgegenreifte, mit jener ergreifenden Anſchaulichkeit, wie wir ſie an den beſten Arbeiten von Charles Dickens bewundern. „Der Vater ging fort, nahm die Flöte mit und kam oft erſt zur Zeit, da die Lichter brannten, zurück. Er brachte in einem Topfe Speiſen, die wir in dem kleinen Ofen wärmten und dann aßen. Oft legte ich auch Holzſpäne in den Ofen, wenn er nicht da war, und machte mir eine Speiſe warm, die in einem Topfe auf dem Geſtelle ſtand; denn es blieb zuweilen viel übrig. Ein anderesmal hatte ich nichts als Brot, welches ich aß. Zuweilen blieb er auch zu Hauſe. Er lehrte mich mancherlei Dinge und erzählte viel. Er ſperrte immer zu, wenn er fortging. Wenn ich fragte, was ich für eine Aufgabe habe, während er nicht da ſei, antwortete er: Beſchreibe den Augenblick, wenn ich tot auf der Bahre liegen werde und wenn ſie mich begraben; und wenn ich dann ſagte: Vater, das habe ich ja ſchon oft beſchrieben, antwortete er: So beſchreibe, wie Deine Mutter von ihrem Herzen gepeinigt in der Welt herumirrt, wie ſie ſich nicht zurückgetraut und wie ſie in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht. Wenn ich ſagte: Vater, das habe ich auch ſchon oft beſchrieben, antwortete er: So beſchreibe es noch einmal. Wenn ich dann mit der Aufgabe, wie der Vater tot auf der Bahre liegt, und wie die Mutter in der Welt umherirrt und in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht, fertig war, ſtieg ich auf die Leiter und ſchaute durch die Drahtlöcher des Fenſters hinaus. Da ſah ich die Säume von Frauenkleidern vorbeigehen, ſah die Stiefel von Männern, ſah ſchöne Spitzen von Röcken oder die vier Füße eines Hundes . . .“

Kaum jemals hat Stifter in einer von ſeinen Schriften ſo machtvolle tragiſche Akzente gefunden! — Nach langen Verhandlungen wird dem Gatten der Wohltäterin von den Gerichten die Vormundſchaft über das verwaiſte Mädchen übertragen und nun ſtellt ſich heraus, daß der alte, geiſteszerrüttete Mann der ſo lange verſchollene Rentherr geweſen war. Die geiſtige und körperliche Beſchaffenheit des Mädchens wird unter der fürſorglichen Leitung der mildtätigen Frau allmählich eine beſſere und da ihm nach erreichter Volljährigkeit von der Behörde die mittlerweile ſtattlich angewachſene Summe eingehändigt werden kann, die ſeinerzeit durch die Veräußerung des Hausſtandes erzielt wurde und es überdies

hübſche Handarbeiten anfertigen lernte, vermag es ein beſcheidenes aber ſorgloſes Leben zu führen.

Dieſe für ein der Jugend gewidmetes Buch wenig geeignete Erzählung gibt uns „ein Stück Natur, durch ein Temperament geſehen“, aber doch trotz aller Vorzüge kein vollendetes Kunſtwerk; zu dieſem fehlen die ſtrenge Folgerichtigkeit, die poetiſche Gerechtigkeit und die vollſtändige Geſchloſſenheit. Die Dichtung zerfällt mitten durch in zwei getrennte Teile und bricht zudem an der Trennungsſtelle ſo ſchroff und unvermittelt ab, daß der Leſer viel Zeit und angeſtrengte Aufmerkſamkeit verbraucht, um zum zweiten Male auf neuem Boden warm zu werden, da ihm der Dichter plötzlich den alten entzieht, wo er ſich ſchon behaglich niedergelaſſen hatte. Dabei wird das Gerechtigkeitsgefühl durch die geſchilderten Vorgänge geradezu empört. Denn wir erfahren über die weiteren Lebensverhältniſſe der abirrenden Frau und des die Gaſtfreundſchaft ſchmählich mißbrauchenden Schauſpielers kein Wort, wogegen uns die grauenvollen Schickſale der ſchuldloſen Perſonen, des unglücklichen, in geiſtige Umnachtung verfallenen Mannes und des an den finſteren Vorfällen ganz unbeteiligten Säuglings mit furchtbarer Deutlichkeit vorgeführt werden. Endlich fehlt der Dichtung die Geſchloſſenheit, weil ſie viele Zweifel heraufbeſchwört, ohne ſie zu löſen, weil ſie uns zu Zeugen von Zuſtänden macht, deren Verlauf wir nicht miterleben dürfen, und weil ſie uns in dem Augenblicke verabſchiedet, als ſich eben eine Menge von Fragen auf unſere Lippen drängt. Trotzdem müſſen wir die Meiſterſchaft anſtaunen, mit welcher — einer köſtlichen Reihe von packend intereſſanten Augenblickslichtbildern gleich — die loſe zuſammenhängenden Begebenheiten voll bewunderungswürdiger Lebendigkeit vor uns hingeſtellt werden.

Stifter hat uns nicht mehr geben wollen, als einige Ausſchnitte aus der Wirklichkeit; er hat dabei dem Stoffe alle Merkmale des Rohmaterials belaſſen, um die dem Erlebten anhaftende Friſche nicht zu verwiſchen und offenherzig die Dame als Erzählerin eingeführt, welcher er die der Schilderung zu Grunde liegenden Mitteilungen verdankt.

Die Briefſtelle, in welcher Frau von Arneth ihren Anteil an der Entſtehung des „Turmalin“ beſpricht, lautet: „Soeben lege ich Ihre „Bunten Steine“ aus der Hand, und, obgleich noch ſehr unwohl, ſehe ich mich doch ſo hingezogen, mein dankbares Gefühl auszuſprechen, daß ich Ihnen gleich wenigſtens einige Worte ſagen muß. Wie ſtolz bin ich, daß Sie meine kleine Skizze einer Beachtung werth gehalten haben. Freilich weiß ich wohl, das, was es iſt, hat der Rahmen dazu gethan, und iſt's ein Turmalin, ſo iſt er in Perlen gefaßt. Ganz unvorbereitet fieng

ich die Erzählung zu lesen an; die Entdeckung freute mich aber so, daß ich es gleich aussprechen mußte. Sie sagten in Ihrer Erzählung: eine Freundin erzählte mir dieses — darum nehme ich mir nun die Freiheit, Sie Freund zu nennen, und Sie entschlüpfen mir nicht mehr — ich sehe Sie künftig als diesen an . . ."

* * *

Das kostbarste Juwel unter den „bunten Steinen" ist die Erzählung „Bergkristall".

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Dichter mit schlichten Worten den hohen Eindruck kennzeichnet, welchen die bedeutungsvollen Kirchenfeste Ostern, Pfingsten und Weihnachten auf die Herzen der Gläubigen bewirken, wird geschildert, wie ein im Schneetreiben verirrtes Kinderpaar die Christnacht in der Einsamkeit der Berge verbringt. Das ist, in einen Satz zusammengedrängt, der ganze Inhalt; aber was für eine entzückende dichterische Leistung hat Stifter aus dem dürftigen Stoffe unter Anwendung der unscheinbarsten Mittel gestaltet! Mit Recht ruft Emil Kuh, nachdem er vergeblich nach Worten gesucht hatte, die dem hohen Zauber dieses herrlichen Werkes vollauf gerecht zu werden vermöchten, bewegten Herzens aus: „Man wünscht sich die Kraft Stifters, nur um ihn ebenbürtig loben zu können!"

In dieser epischen Musterschöpfung ist die Naturschilderung mit der Handlung auf das innigste in eins verschmolzen, und da das einzige Ereignis, das wir voll Anteil, Spannung und Grauen miterleben, nichts als ein unausgesetztes Wandern und Verweilen in freier Gottesluft ist, so geht die Handlung mit Notwendigkeit völlig in der Natur auf. Man muß die Reise Stifters, welche diesen im Sommer des Jahres 1848 in das Salzkammergut führte, als ein hohes Glück für die Literatur preisen, da der Dichter im Verlaufe derselben zur Bearbeitung des seinem Können wie nichts anderes angepaßten, ja dieses ganze Können förmlich ausschöpfenden Stoffes angeregt wurde. Auf seiner Fahrt durch die Berge hatte Stifter am Hallstättersee seinen Freund Friedrich Simony getroffen, und war mit ihm — es war dies die vorletzte Begegnung der beiden geistesverwandten Schriftsteller — einen Tag zusammengewesen. Diesem Umstande verdanken wir eines der größten Meisterwerke der deutschen Literatur. Simony erzählt das auf den „Bergkristall" bezügliche Ereignis in reizvoller Lebendigkeit:

„Da Stifter nur einen Tag in Hallstatt zu verweilen gedachte, so galt es mit der Zeit hauszuhalten, und es wurde daher, nachdem seine sich etwas angegriffen fühlende Gemahlin in dem besten Gelasse des Hauses untergebracht worden war, trotz des Regens sogleich ein Spaziergang in das Echerntal unternommen.

Was ich früher nur mittelbar aus den Gesprächen und Schriften Stifters entnommen hatte, trat jetzt in voller Lebendigkeit vor mich — es war die zweifache Richtung seiner Naturanschauung. Im Vordergrunde stand die rein künstlerische Erfassung der Landschaftsobjekte bis in ihr innerstes Detail; neben dieser machte sich aber auch wieder die Neigung und das Bestreben bemerkbar, das Gesehene, so oft sich nur Gelegenheit bot, wissenschaftlich zu erörtern. Mit einem in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerte Einzelnheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich Halt machte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig saß. — „Nichts fehlt zu dem Bilde, als eine passende Staffage," schloß mein Begleiter und — als hätte eine freundliche Waldfee sich beeilt, seinen Wunsch zu erfüllen — im nächsten Augenblicke tauchte ein pausbäckiges, freundlich blickendes Kinderpaar, mit riesigen Filzhüten auf den kleinen Köpfen und mit regendurchtränkten Grastüchern über dem Rücken, hinter den Steinblöcken hervor, uns Erdbeeren zum Kaufe anbietend. Stifter ging auch alsogleich auf den Handel ein, mit dem Bedeuten, daß die Kinder sich mit uns unter den nahen Bretterschuppen verfügen, die Erdbeeren selbst essen und uns erzählen sollen, von wo sie kämen und wo sie während des Wetters gewesen seien ....

Es dämmerte schon, als wir am Waldbachsteg unterhalb des Strubs anlangten. Der Bach, welcher sich hier über einen Berg riesiger Felstrümmer herabwälzt, gewährte infolge der durch die starke Eisschmelzung und den Gewitterguß hervorgebrachten, ungewöhnlichen Anschwellung einen unbeschreiblich großartigen Anblick.

Eine Erwähnung der periodischen, mit dem Gange des täglichen und jährlichen Schmelzens der Dachsteingletscher zusammenhängenden Oszillationen des Waldbaches gab den Anstoß, von meinem ersten winterlichen Besuche des Karls-Eisfeldes zu sprechen und dabei eine Eishöhle zu schildern, durch welche es mir gelungen war, unter dem Gletscher eine

bedeutende Strecke vorzudringen. „Ach, das müſſen Sie, wenn wir bei meiner Frau ſind, uns noch einmal, aber genau ſo erzählen, wie Sie es eben getan haben.“ Dazu kam es jedoch an dieſem Abend nicht mehr, da Frau Stifter etwas unwohl war und ihr Zimmer nicht mehr verließ.

Am nächſten Morgen ſah der Himmel gar troſtlos aus. Der Regen hatte nicht nur die ganze Nacht hindurch angehalten, ſondern nahm noch an Intenſität und Stetigkeit zu. Die waſſerſchwangeren Wolken hingen faſt bis zum See herab, der bereits bedeutend zu ſteigen begann und infolge der mächtig geſchwellten, ſchlammbeladenen Zuflüſſe ganz getrübt erſchien.

Das Unwetter hatte eine größere Zahl von Reiſenden in Hallſtatt feſtgebannt, die alle mehr oder weniger mißgeſtimmt in das eintönige, melancholiſche Grau der Landſchaft hinausſchauten. Nur Stifter, welcher auch in das Speiſelokale herabgekommen war, ließ ſich von der allgemein eingeriſſenen Touriſtentrübſal nicht anfechten. Wir frühſtückten zuſammen und ſtellten eine Tagesordnung feſt, die es ermöglichte, die kurze Zeit unſeres Zuſammenſeins nach den gegebenen Umſtänden beſtens auszunützen.

Da im Augenblicke wegen des ſtrömenden Regens eine Unternehmung ins Freie gar zu abenteuerlich geweſen wäre, Frau Stifter aber noch nicht geſtattete, bei ihr vorzuſprechen, lud ich deren Gemahl ein, ſich indes bei mir häuslich niederzulaſſen. „Das nenn' ich mir eine Arbeitsſtube, wo es unſereinen naturwüchſig anheimelt, da herrſcht noch nicht die Tyrannei der ewig aufräumenden Hausfrau,“ rief Stifter, vergnügt in die Hände klatſchend, als er mein Zimmer betrat. In der Tat ſtarrte meinem Gaſte ein wahrhaft chaotiſches Wirrnis des bunteſten Gelehrten-Stillebens entgegen. Drei Tiſche bildeten die Hauptſtücke der Einrichtung. Auf dem einen derſelben hatten ſich mitten zwiſchen getrockneten Pflanzen und Schwerſteinen ein Paar Bergſchuhe nebſt Steigeiſen eingeniſtet, während ein Tintenzeug ſich nicht nur die ungebührliche Nachbarſchaft des letzteren, ſondern auch noch die brutale Bedrohung durch einen ihm nahegerückten geologiſchen Hammer gefallen laſſen mußte. Eine zweite Tafel war mit ganzen Bergen von Petrefakten belaſtet, ein dritter Tiſch mit Landſchaftsſkizzen, Zeichenrequiſiten und Büchern bedeckt. Eine Winde zu Seemeſſungen verſtellte den Weg und die von ihr zum Trocknen abgelaſſene Meßſchnur bedeckte in tückiſch verſchlungenen Ringen mehr als die Hälfte des Zimmerbodens; diverſes naturhiſtoriſches Gerümpel nahm ein Gutteil der anderen Hälfte desſelben ein.

Nachdem mein Beſuch alles auf das genaueſte beſehen und mit Sachkenntnis beſprochen hatte, ging es an die Durchſicht meiner Skizzen.

Hatte sich Stifter vorher als orientiert in den natur:historischen Gebieten gezeigt, so schien er jetzt erst recht in sein eigentliches Fahrwasser zu geraten. Eingehend verfolgte er Strich um Strich in jeder neuen Zeichnung, er vermochte förmlich zwischen den Linien zu lesen und das oft kaum leise Angedeutete in seiner Vorstellung förmlich zu verkörpern. Mit ganz besonderem Interesse aber betrachtete er lange ein ziemlich treu gemaltes Bild jener Gletscherhöhle, von welcher ich ihm Tags zuvor erzählt hatte. Plötzlich sagte er: „Ich habe mir jetzt das Kinderpaar von gestern in diesen blauen Eisdom versetzt gedacht; welch' ein Gegensatz wäre dies liebliche, aufknospende, frisch pulsierende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! Vergessen Sie ja nicht Ihr Versprechen für den Abend, die Schilderung Ihrer Winterfahrt nach dem Gletscher muß auch meine Frau zu hören bekommen. Vielleicht stehle ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn Sie nicht vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen. — Er hat es später auch im „Bergkristall" unter die Leute gebracht, und so unnachahmlich schön, daß es kein Mensch schöner hätte fertig bringen können."

Im Dorfe Gschaid, am Gars gelegen — man wird hiebei an die Gosau denken dürfen — lebt ein Schuster mit seinem Weibe und zwei Kindern. Die Schustersfrau ist die Tochter des reichen Färbers in Millsdorf, das drei Stunden von Gars entfernt, jenseits des Gebirgshalses liegt. Am Tage des Weihnachtsfestes dürfen die beiden Kinder, Konrad und Sanna, weil es schön und nicht sehr kalt ist, allein über das Gebirge gehen, um die Großeltern zu besuchen. Da die Nacht im Winter schnell hereinbricht, schickt die besorgte Großmutter die Kleinen schon zur Mittagsstunde auf den Heimweg, nicht ohne ihnen reichlichen Mundvorrat, eine Flasche mit starkem Kaffeeaufguß für die Mutter und die für die Weihnachtsbescherung der Kinder bestimmten, wohlverpackten Geschenke mitzugeben. Mit der Ermahnung, ja nicht schnell zu gehen, wenn sich etwa gegen Abend ein kalter Wind erhübe, werden die Kinder in Millsdorf entlassen.

Und nun hebt die in großartiger Einfachheit vorgetragene Schilderung der einsamen Bergwanderung an:

„. . . . Die Kinder gingen an den Eistäfelchen neben den Werken des Großvaters vorbei, sie gingen durch die Millsdorfer Felder und wendeten sich gegen die Wiesen hinan.

Als sie auf den Anhöhen gingen, wo zerstreute Bäume und Gebüschgruppen standen, fielen äußerst langsam einzelne Schneeflocken.

Die Kinder gingen freudiger fort und Sanna war recht froh, wenn sie mit dem dunklen Ärmel ihres Röckchens eine der fallenden Flocken

auffangen konnte und wenn dieſelbe recht lange nicht auf dem Ärmel zerfloß.

Sie gingen nun rüſtig in den Windungen fort, jetzt von Abend nach Morgen, jetzt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind ſtellte ſich nicht ein, im Gegenteile war es ſo ſtille, daß ſich nicht ein Äſtchen oder Zweig rührte.

Die Freude der Kinder war ſehr groß. Sie traten auf den weichen Flaum, ſuchten mit dem Fuße abſichtlich ſolche Stellen, wo er dichter zu liegen ſchien, um dorthin zu treten und ſich den Anſchein zu geben, als wateten ſie bereits.

Es war große Ruhe eingetreten, und der Wald war gleichſam ausgeſtorben.

Weil nur die bloßen Fußſtapfen der Kinder hinter ihnen blieben, und weil vor ihnen der Schnee rein und unverletzt war, ſo war daraus zu erkennen, daß ſie die einzigen waren, die heute über den Hals gingen. Sie gingen in ihrer Richtung fort, ſie näherten ſich öfter den Bäumen, öfter entfernten ſie ſich, und wo dichtes Unterholz war, konnten ſie den Schnee auf den Zweigen liegen ſehen.

Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Flocken fielen ſtets dichter, und nach kurzer Zeit brauchten ſie nicht mehr den Schnee aufzuſuchen, um in ihm zu waten; denn er lag ſchon ſo dicht, daß ſie ihn überall weich unter den Sohlen empfanden, und daß er ſich bereits um ihre Schuhe zu legen begann; und wenn es ſo ruhig und heimlich war, ſo war es, als ob ſie das Kniſtern des in die Nadeln herabfallenden Schnees vernehmen könnten.

Werden wir heute auch die Unglücksſäule ſehen? fragte das Mädchen; ſie iſt ja umgefallen, und da wird es darauf ſchneien, und da wird die rote Farbe weiß ſein.

Darum können wir ſie doch ſehen, antwortete der Knabe, wenn auch der Schnee auf ſie fällt, und wenn ſie auch weiß iſt, ſo müſſen wir ſie liegen ſehen, weil ſie eine dicke Säule iſt, und weil ſie das ſchwarze eiſerne Kreuz auf der Spitze hat, das doch immer heraus ragen wird.

Ja, Konrad.

Indeſſen, da ſie noch weiter gegangen waren, war der Schneefall ſo dicht geworden, daß ſie nur mehr die allernächſten Bäume ſehen konnten.

Von der Härte des Weges oder gar von Furchenaufwerfungen war nichts zu empfinden, der Weg war vom Schnee überall gleich weich und war überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger

weißer Streifen in dem Walde fort lief. Auf allen Zweigen lag ſchon die ſchöne weiße Hülle.

Die Kinder gingen jetzt mitten auf dem Wege, ſie furchten den Schnee mit ihren Füßlein, und gingen langſamer, weil das Gehen beſchwerlicher ward. Der Knabe zog ſeine Jacke empor an dem Halſe zuſammen, damit ihm nicht der Schnee in den Nacken falle, und er ſetzte den Hut tiefer in das Haupt, daß er geſchützter ſei. Er zog auch ſeinem Schweſterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, beſſer zuſammen, und zog es ihm mehr vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind war noch immer nicht gekommen; aber dafür wurde der Schneefall nach und nach ſo dicht, daß auch nicht mehr die nächſten Bäume zu erkennen waren, ſondern daß ſie wie neblige Säcke in der Luft ſtanden.

Die Kinder gingen fort. Sie duckten die Köpfe dichter in ihre Kleider und gingen fort.

Sanna nahm den Riemen, an welchem Konrad die Kalbfelltaſche um die Schultern hängen hatte, mit den Händchen, hielt ſich daran, und ſo gingen ſie ihres Weges.

Die Unglücksſäule hatten ſie noch immer nicht erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermeſſen, weil keine Sonne am Himmel ſtand, und weil es immer gleichmäßig grau war.

Werden wir bald zu der Unglücksſäule kommen? fragte Sanna.

Ich weiß es nicht, antwortete der Knabe, ich kann heute die Bäume nicht ſehen und den Weg nicht erkennen, weil er ſo weiß iſt. Die Unglücksſäule werden wir wohl gar nicht ſehen, weil ſo viel Schnee liegen wird, daß ſie verhüllt ſein wird, und daß kaum ein Gräschen oder ein Arm des ſchwarzen Kreuzes hervorragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwiſchen den Bäumen, und wenn er zu dem Platze der Unglücksſäule kommt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort, und wenn er aus den Bäumen hinaus geht, dann ſind wir ſchon auf den Wieſen von Gſchaid, dann kommt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hauſe.

Ja, Konrad, ſagte das Mädchen.

Sie gingen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußſtapfen waren jetzt nicht mehr lange ſichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees deckte ſie bald zu, daß ſie verſchwanden. Der Schnee kniſterte in ſeinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, ſondern legte ſich eilig und heimlich auf die weiße

ſchon daliegende Decke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch feſter, um das immerwährende allſeitige Hineinrieſeln abzuhalten. Sie gingen ſehr ſchleunig, und der Weg führte noch ſtets aufwärts.

Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglücksſäule ſtehen ſollte, und von wo der Weg gegen die Gſchaider Seite ſich hinunter wenden mußte.

Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume ſtanden.

Ich ſehe keine Bäume mehr, ſagte Sanna.

Schwarzbach bei Oberplan.

Vielleicht iſt nur der Weg ſo breit, daß wir ſie wegen des Schneiens nicht ſehen können, antwortete der Knabe.

Ja, Konrad, ſagte das Mädchen.

Nach einer Weile blieb der Knabe ſtehen und ſagte: Ich ſehe ſelber keine Bäume mehr, wir müſſen aus dem Walde gekommen ſein; auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig ſtehen bleiben und herum ſehen, vielleicht erblicken wir etwas.

Aber ſie erblickten nichts. Sie ſahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunſenen Wolken die finſteren, franſenartigen Streifen herabſtarren, ſo war

es hier, und das ſtumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde ſahen ſie nur einen runden Fleck Weiß und dann nichts mehr.

Weißt Du, Sanna, ſagte der Knabe, wir ſind auf dem dürren Graſe, auf welches ich Dich oft im Sommer herauf geführt habe, wo wir ſaßen, und wo wir den Raſen betrachteten, der nach einander hinauf geht, und wo die ſchönen Kräuterbüſchel wachſen. Wir werden da jetzt gleich rechts hinab gehen!

Ja, Konrad.

Der Tag iſt kurz, wie die Großmutter geſagt hat, und wie Du auch wiſſen wirſt, wir müſſen uns daher ſputen.

Ja, Konrad, ſagte das Mädchen.

Warte ein wenig, ich will Dich beſſer einrichten, erwiderte der Knabe.

Er nahm ſeinen Hut ab, ſetzte ihn Sanna auf das Haupt, und befeſtigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinne. Das Tüchlein, welches ſie um hatte, ſchützte ſie zu wenig, während auf ſeinem Haupte eine Menge dichter Locken war, daß noch lange Schnee darauf fallen konnte, ehe Näſſe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er ſein Pelzjäckchen aus, und zog dasſelbe über die Ärmelein der Schweſter. Um ſeine eigenen Schultern und Arme, die jetzt das bloße Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über die Bruſt, und das größere, das ſie über die Schultern gehabt hatte. Das ſei für ihn genug, dachte er, wenn er nur ſtark auftrete, werde ihn nicht frieren.

Er nahm das Mädchen bei der Hand, und ſo gingen ſie jetzt fort.

Das Mädchen ſchaute mit den willigen Äuglein in das ringsum herrſchende Grau, und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen, eilenden Füßlein nicht ſo nachkommen konnte, wie er vorwärts ſtrebte, gleich einem, der es zur Entſcheidung bringen wollte.

Sie gingen nun mit der Unabläſſigkeit und Kraft, die Kinder und Tiere haben, weil ſie nicht wiſſen, wie viel ihnen beſchieden iſt, und wann ihr Vorrat erſchöpft iſt.

Aber wie ſie gingen, ſo konnten ſie nicht merken, ob ſie über den Berg hinabkämen oder nicht. Sie hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein ſie kamen wieder in Richtungen, die bergan führten, bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihnen Steilheiten, denen ſie ausweichen mußten, und ein Graben, in dem ſie fortgingen, führte ſie in einer Krümmung herum.

Sie erklommen Höhen, die ſich unter ihren Füßen ſteiler geſtalteten, als ſie dachten, und was ſie für abwärts hielten, war wieder eben, oder es war eine Höhlung, oder es ging immer gedehnt fort.

Wo ſind wir denn, Konrad? fragte das Mädchen.

Ich weiß es nicht, antwortete er.

Wenn ich nur mit dieſen meinen Augen etwas zu erblicken im ſtande wäre, fuhr er fort, daß ich mich darnach richten könnte.

Aber es war rings um ſie nichts als das blendende Weiß, überall das Weiß, das aber ſelber nur einen immer kleineren Kreis um ſie zog, und dann in einen lichten, ſtreifenweiſe niederfallenden Nebel überging, der jedes weitere verzehrte und verhüllte, und zuletzt nichts anderes war als der unerſättlich niederfallende Schnee.

Warte, Sanna, ſagte der Knabe, wir wollen ein wenig ſtehen bleiben und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was ſich im Tale meldet, ſei es nun ein Hund oder eine Glocke oder die Mühle, oder ſei es ein Ruf, der ſich hören läßt; hören müſſen wir etwas, und dann werden wir wiſſen, wohin wir zu gehen haben.

Sie blieben nun ſtehen, aber ſie hörten nichts. Sie blieben noch ein wenig länger ſtehen, aber es meldete ſich nichts, es war nicht ein einziger Laut, auch nicht der leiſeſte außer ihrem Atem zu vernehmen, ja in der Stille, die herrſchte, war es, als ſollten ſie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Vorausſage der Großmutter hatte ſich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, ja, was in dieſen Gegenden ſelten iſt, nicht das leiſeſte Lüftchen rührte ſich an dem ganzen Himmel.

Nachdem ſie lange gewartet hatten, gingen ſie wieder fort.

Es tut auch nichts, Sanna, ſagte der Knabe, ſei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde Dich doch noch hinüber führen. — Wenn nur das Schneien aufhörte!

Sie war nicht verzagt, ſondern hob die Füßchen, ſo gut es gehen wollte, und folgte ihm. Er führte ſie in dem weißen, lichten, regſamen, undurchſichtigen Raume fort.

Nach einer Weile ſahen ſie Felſen. Sie hoben ſich dunkel und undeutlich aus dem weißen und undurchſichtigen Lichte empor. Da die Kinder ſich näherten, ſtießen ſie faſt daran. Sie ſtiegen wie eine Mauer hinauf und waren ganz gerade, ſo daß kaum ein Schnee an ihrer Seite haften konnte.

Sanna, Sanna, ſagte er, da ſind die Felſen, gehen wir nur weiter, gehen wir weiter!

Sie gingen weiter, ſie mußten zwiſchen die Felſen hinein und unter ihnen fort. Die Felſen ließen ſie nicht rechts und nicht links ausweichen, und führten ſie in einem engen Wege dahin. Nach einer Zeit verloren

ſie dieſelben wieder und konnten ſie nicht mehr erblicken. So wie ſie unverſehens unter ſie gekommen waren, kamen ſie wieder unverſehens von ihnen. Es war wieder nichts um ſie als das Weiß, und ringsum war kein unterbrechendes Dunkel zu ſchauen. Es ſchien eine große Lichtfülle zu ſein, und doch konnte man nicht drei Schritte vor ſich ſehen; alles war, wenn man ſo ſagen darf, in eine einzige weiße Finſternis gehüllt, und weil kein Schatten war, ſo war kein Urteil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten nicht wiſſen, ob ſie aufwärts oder abwärts gehen würden, bis eine Steilheit ihren Fuß faßte und ihn aufwärts zu gehen zwang.

Mir tun die Augen weh, ſagte Sanna.

Schaue nicht auf den Schnee, antwortete der Knabe, ſondern in die Wolken! Mir tun ſie ſchon lange weh; aber es tut nichts, ich muß doch auf den Schnee ſchauen, weil ich auf den Weg zu achten habe. Fürchte Dich nur nicht, ich führe Dich doch hinunter ins Gſchaid.

Ja, Konrad.

Sie gingen wieder fort; aber wie ſie auch gehen mochten, wie ſie ſich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang zum Hinabwärtsgehen kommen. An beiden Seiten waren ſteile Dachlehnen nach aufwärts, mitten gingen ſie fort, aber auch immer aufwärts. Wenn ſie den Dachlehnen entrannen und ſie nach abwärts beugten, wurde es gleich ſo ſteil, daß ſie wieder umkehren mußten, die Füßlein ſtießen oft auf Unebenheiten, und ſie mußten häufig Büheln ausweichen.

Sie merkten auch, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch den jungen Schnee einſank, nicht erdigen Boden unter ſich empfand, ſondern etwas anderes, das wie älterer gefrorener Schnee war; aber ſie gingen immer fort, und ſie liefen mit Haſt und Ausdauer. Wenn ſie ſtehen blieben, war alles ſtill, unermeßlich ſtill; wenn ſie gingen, hörten ſie das Raſcheln ihrer Füße, ſonſt nichts; denn die Hüllen des Himmels ſanken ohne Laut hernieder, und ſo reich, daß man den Schnee hätte wachſen ſehen können. Sie ſelber waren ſo bedeckt, daß ſie ſich von dem allgemeinen Weiß nicht hervor hoben, und ſich, wenn ſie um ein paar Schritte getrennt worden wären, nicht mehr geſehen hätten.

Eine Wohltat war es, daß der Schnee ſo trocken war wie Sand, ſo daß er von ihren Füßen und den Bundſchühlein und Strümpfen daran leicht abglitt und abrieſelte, ohne Ballen und Näſſe zu machen.

Endlich gelangten ſie wieder zu Gegenſtänden.

Es waren rieſenhaft große, ſehr durcheinander liegende Trümmer, die mit Schnee bedeckt waren, der überall in die Klüfte hinein rieſelte,

und an die ſie ſich ebenfalls faſt anſtießen, ehe ſie ſie ſahen. Sie gingen ganz hinzu, die Dinge anzublicken.

Es war Eis — lauter Eis."

Konrad teilt nun ſeinem Schweſterchen mit, daß ſie auf ihrer Irrwanderung in den Gletſcher geraten ſeien; er wolle nun verſuchen, ſie durch den Eisſtrom nach abwärts zu geleiten; unten würden ſie durch die Wälder und durch die Wieſen ſchon einen Weg nach Gſchaid finden. Das Mädchen, welches der Einſicht des älteren Bruders blindlings vertraut, willigt gerne ein, und ſie gehen durch einen Graben gegen das überhängende Eis vor.

„Die Kinder gingen in dem Graben fort und gingen in das Gewölbe hinein und immer tiefer hinein. Es war ganz trocken, und unter ihren Füßen hatten ſie glattes Eis. In der ganzen Höhlung aber war es blau, ſo blau, wie gar nichts in der Welt iſt, viel tiefer und viel ſchöner blau, als das Firmament, gleichſam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hinein ſinkt."

Von dem ſchreckhaften Blau geängſtigt, verlaſſen die Kinder die Eishöhle und verſuchen zwiſchen den Blöcken gegen die Tiefe vorzudringen.

„Aber ſie kamen nicht weit hinab. Ein neuer Strom von Eis, ein rieſenhaft aufgetürmter und aufgewölbter Wall lag quer durch den weichen Schnee, und griff gleichſam mit Armen rechts und links um ſich herum. Mit dem Starkmute der Unwiſſenheit kletterten ſie in das Eis hinein, um jenſeits weiter hinab zu kommen. Aber es gab kein Jenſeits. So weit die Augen der Kinder reichen konnten, war lauter Eis. Statt ein Wall zu ſein, über den man hinüber gehen könnte, und der dann wieder von Schnee abgelöſt würde, wie ſie ſich dachten, ſtiegen aus der Wölbung neue Wände von Eis empor, geborſten und geklüftet, mit unzähligen blauen, geſchlängelten Linien verſehen, und hinter ihnen waren wieder ſolche Wände, und hinter dieſen wieder ſolche, bis der Schneefall das weitere mit ſeinem Grau verdeckte. — Die Kinder verſuchten nun von dem Eiswalle wieder da hinab zu kommen, wo ſie hinauf geklettert waren, aber ſie kamen nicht hinab. Es war lauter Eis, als hätten ſie die Richtung, in der ſie gekommen waren, verfehlt. Sie wandten ſich hierhin und dorthin, und konnten aus dem Eiſe nicht heraus kommen, als wären ſie von ihm umſchlungen . . . ."

Nach langem fruchtloſem Herumirren finden die Kinder endlich, da es bereits zu dunkeln beginnt, eine aus Steinblöcken gefügte Höhle, in welcher dieſelben die Nacht zubringen. Zur Erwärmung und um ſich vor dem Einſchlafen zu ſichern, trinken ſie den von der Großmutter für die

Mutter erhaltenen Kaffeeaufguß, wodurch sie ihre unschuldigen Nerven in ein Fieber versetzen, welches den zum todbringenden Schlummer ziehenden Gewichten entgegenwirkt.

„Es war nun Mitternacht gekommen. In diesem Augenblicke der heiligen Nacht wurde mit allen Glocken geläutet, es läuteten die Glocken in Millsdorf, es läuteten die Glocken in Gschaid, und hinter dem Berge war noch ein Kirchlein mit drei hellen, klingenden Glocken, die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und Glocken, und mit allen wurde zu dieser Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf ging die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum anderen durch die blätterlosen Zweige das Läuten hören."

Aber zu den beiden Verirrten dringt kein Laut empor, ebensowenig als der allergeringste Lichtstrahl von den vielen Weihnachtsbäumen den Weg zu ihnen gefunden hatte, welche heute im Tale die Freude unzähliger froher Kinder gewesen waren.

Am frühen Morgen, als sie, von neuem umherirrend, wieder einen Abstieg ins Tal suchen, werden sie von den Dorfbewohnern von Gschaid aufgefunden, von denen sich viele in das Gebirge begeben hatten, um die verlorenen Kinder zu suchen.

Stifter hat sich in der Schilderung des Schneefalles, der geräuschlos und unerwartet wie ein heimlich waltendes Fatum über die ahnungslos im vereinsamten Walde wandelnden Kinder hereinbricht, zu einer die unbedingteste Bewunderung herausfordernden Kunsthöhe aufgeschwungen. Nirgends ertönt in dieser Erzählung ein überlautes Wort, und obgleich uns herbes Weh und tiefes Mitleid scharf in die Seele schneiden, werden wir doch niemals durch einen zur Anteilnahme gemahnenden Wehschrei des Erzählers in Rührung versetzt. An keiner Stelle tritt der Dichter hinter seinem Stoffe hervor, erbarmungslos rollt er die Unerbittlichkeit des Geschehens vor unserem Auge auf, sich selbst kein Wort gestattend.

Die ganze Erzählung mutet uns an, wie ein Gemälde von Ruisdael: von überzeugendem Ernste, vollendete Technik weisend, scharf und charakteristisch bis ins kleinste, realistisch durch und durch, und dabei geheimnisreichen, unergründlichen und unerklärbaren Zaubers voll. Wie bei jenem seltsamen nordischen Meister hinter einfachem Farbenvortrag und dürftiger Schönheit der Gebilde die vollendetste Kennerschaft des Waldes und seiner Tiefen, die innigste Fühlung mit der Natur und der elegische Reiz der Vereinsamung sich zu einer durchgeistigten, märchenhaften, allbeseelenden Innerlichkeit verweben, so hebt uns Stifter mit den Alltagsmitteln einer puritanisch schmucklosen Sprache bis zu einem Verständnis

der Verlaſſenheit und Stille empor, daß wir vermeinen, „die einzelnen Minuten zu hören, wie ſie in den Ozean der Ewigkeit hinuntertropfen".

Noch nie iſt ſtarres Schweigen ſo unübertrefflich, haltloſes, menſchenfernes Herumirren ſo eindringlich geſchildert worden.

Die verſtändige Überlegenheit des unabläſſig vorwärts ſtrebenden Knaben, der wie ein kühner Forſcher furchtlos auf ſeiner Bahn beharrt, und das grenzenloſe Vertrauen des jüngeren Schweſterchens ſind Kabinettsſtücke meiſterhafter Charakterzeichnung; die Schilderung des Schneefalles findet in der geſamten Literaturgeſchichte nicht mehr ihresgleichen; ſie allein ſichert ſchon dem Namen Stifters einen hervorragenden Platz in den Reihen der Klaſſiker.

Der Beifall, den dieſe Arbeit allenthalben gefunden hat, iſt laut und einmütig. So ſchreibt der engliſche Kritiker im „Athenaeum": „This tale if not so original as „Mica" is the most entire in its plan of any in the series. It is a complete and moving little poem — dieſe Erzählung, obſchon nicht ſo originell als das „Katzenſilber", iſt doch im Plane die einheitlichſte der ganzen Sammlung. Sie iſt ganz und gar ein rührendes kleines Gedicht." — Emil Kuh ſagt, daß die Schilderung des Schneefalles „ein Unikum" in der Literatur ſei, das „in keiner Muſterſammlung fehlen ſollte" und fügt hinzu: „das Ja, Konrad! des geduldig gläubigen Mädchens bedeutet mehr als eine Oſtermeſſe von Novellen. — Die Stille darzuſtellen, mit Worten darzuſtellen, hat gewiß jedermann bisher für eine nicht zu löſende Aufgabe der Poeſie gehalten; Stifter hat dieſe Aufgabe gelöſt. Er hat die Stille gehört, wie Goethe die Finſternis geſehen hat, die mit hundert ſchwarzen Augen aus dem Geſträuche ſah . . . ."

Nach der erſten Veröffentlichung des „Bergkriſtall" ſchrieb die Dichterin Betty Paoli, welche durch längere Zeit Vorleſerin bei der Fürſtin Anna von Schwarzenberg war, an Stifter: „Die Fürſtin erſucht Sie ſchönſtens, ihr die 4 Nummern der „Gegenwart" zu ſchicken, worin ihr wunderlieblicher „Chriſtabend" enthalten iſt; ſie möchte denſelben gerne der Baronin Prokeſch mittheilen, auf die er gewiß den tiefen und wohlthuenden Eindruck machen wird, den er in uns zurückgelaſſen hat. Laſſen Sie mich noch Eines ſagen: Sie ſind ein Beneidenswerther. Nicht etwa, weil Sie ein Talent beſitzen, das Ihnen Erfolg und Ruhm allwärts ſichert, ſondern weil dies Talent derart iſt, daß es nicht einem krampfhaft hervortretenden Geiſtesvermögen, ſondern der tiefinnerſten Geſundheit entſpringt."

Stifter selbst hat bei dieser Arbeit die höchste und reinste Freude des Schaffens empfunden. Freilich, als er damit zu Ende war, erfaßte ihn wieder, wie fast stets, kleinmütiges Verzagen: „Hätte ich zum „Bergkristall" nur die Möglichkeit, in späterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu fassen, bei allen Himmelsmächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden." Rudolf Fürst aber findet den Dichter zu ängstlich, der bei so glänzender Vollendung, niemals mit sich zufrieden, den höchsten Schliff immer noch vermißt, und schließt mit dem Ausrufe: „dieser Edelstein, mit oder ohne Schliff, wird stets den schönsten Schmuck in Adalbert Stifters Dichterkrone bilden!"

* * *

„Katzensilber" und „Bergkristall" hält der Dichter für die beiden besten Stücke in den „bunten Steinen", und wie hoch er die erstgenannte von den beiden Erzählungen nach seinem Empfinden stellt, das beweisen seine eigenen Worte: „Wäre alles so, wie die ersten Bogen von „Katzensilber", oder wie einige Partien des alten Pfarrers — was könnte das für ein Buch sein!"

Unter allen Erzählungen der „bunten Steine" ist die Geschichte des „braunen Mädchens" am spätesten entstanden; dieser Umstand läßt es erklärlich erscheinen, daß dieselbe zur Zeit der Herausgabe des Buches dem Herzen des Dichters noch am nächsten stand, so zwar, daß er im Hochgefühle der eben erst ausklingenden Arbeitsstimmung gegen die Vorzüge der bereits früher vollendeten Teile des Sammelwerkes ungerecht wurde. Trotz der häufig genug hervortretenden sprachlichen Schönheiten, welche an die bedeutendsten Arbeiten Stifters erinnern, macht sich im „Katzensilber" doch schon das allmähliche Überhandnehmen eines bedächtigen Altersstiles bemerkbar, welcher auch bei den unbedeutendsten Gegenständen des mit pedantischer Gründlichkeit aufgezählten Hausrates liebevoll verweilt, und den Dichter veranlaßt, mit der Gewissenhaftigkeit eines beeideten Schätzmeisters die Beschädigungen zu verzeichnen, die ein das ländliche Besitztum teilweise verwüstender Brand an den einzelnen Stücken verursacht hat.

Die Fabel der Geschichte ist überaus dürftig; sparsames Haushalten wäre daher doppelt geboten gewesen, weil bei der übermäßigen Ausdehnung der Erzählung der dünne, über seine Kraft gespannte Faden an vielen Stellen abzureißen droht. Dem tapfer mitgehenden Leser wird freilich auf der Öde der Wanderschaft mehr als eine köstliche Erfrischung

gereicht; beharrliche Gefolgſchaft bleibt bei einem Dichter von ſo großem inneren Reichtum niemals unbelohnt.

Der Beſitzer eines ſtattlichen Hofes im Berglande verbringt die Wintermonate in der Hauptſtadt, um alljährlich beim erſten Frühlingswehen mit ſeiner Gattin und den Kindern in ſein ländliches Heim zurückzukehren, wo während der harten Jahreszeit die Großmutter, welche zu einem Aufenthalte in der Stadt nicht zu bewegen iſt, allein hausgehalten hat. „Er wollte lieber in der traulichen Einöde ſeiner Heimat, als beſtändig unter dem Geräuſche der vielen und fremden Menſchen der Hauptſtadt leben.“ Die Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, ſchließen ſich enge an die Großmutter an, welche ihnen ſchöne Geſchichten erzählt und faſt täglich viele Stunden mit ihnen in dem nahegelegenen Walde verweilt, wo ſie Beeren und Haſelnüſſe pflücken. Als ſie wieder einmal an dem Abhange des hohen Nußberges ſitzen, kommt aus dem Walde ein fremdes, braunes Kind auf ſie zu. „Es war ein Mädchen, es war faſt ſo groß und noch ſchlanker als Blondköpfchen, hatte nackte Arme, die es an der Seite herabhängen ließ, hatte einen nackten Hals und hatte ein grünes Wams und grüne Höschen an, an welchem viele rote Bänder waren.“ Dieſes Mädchen treffen ſie fortan immer wieder; allmählich verliert es ſeine anfängliche Scheu, es geſellt ſich zu den Kindern und ſpielt mit ihnen. Einmal im Herbſte werden alle am Waldesrande von einem ſchweren Gewitter überraſcht. „Das braune Mädchen ſchoß in die Gebüſche und lief davon. Nach einem Weilchen kam es wieder und trug ein Reiſigbündel in den Händen, wie man ſie aus dünneren und dickeren Zweigen und Stäben macht, aufſchlichtet, trocken werden läßt und gegen den Winter zum Brennen nach Hauſe bringt.

Es lief nun wieder fort und brachte zwei Bündel. Und ſo fuhr es mit großer Schnelligkeit fort, daß die braunblaſſen Wangen glühten, und der Schweiß von der Stirne rann.“

Aus den Bündeln baut das Mädchen mit aller Haſt ein Häuschen, und bedeutet der Großmutter und den Kindern, da es mit ihnen nicht in ihrer Sprache reden kann, durch Handbewegungen, daß Hagel fallen werde, und daß ſich alle unter das Schutzdach verkriechen ſollen.

„Die Kinder hatten kaum Zeit gehabt, ſich unter die Bündel zu legen, und eben wollten ſie lauſchen, was geſchehen würde, als ſie in den Haſelſtauden einen Schall vernahmen, als würde ein Stein durch das Laub geworfen. Sie hörten ſpäter das noch einmal, dann nichts mehr. Endlich ſahen ſie wie ein weißes blinkendes Geſchoß einen Hagelkern vor ihrem Bündelhauſe auf das Gras niederfallen, ſie ſahen ihn hoch empor-

ſpringen und wieder niederfallen und weiterkollern. Dasſelbe geſchah in der Nähe mit einem zweiten. Im Augenblicke kam auch der Sturm, er faßte die Büſche, daß ſie rauſchten, ließ einen Atemzug lang nach, daß alles totenſtill ſtand, dann faßte er die Büſche neuerdings, legte ſie um, daß das Weiße der Blätter ſichtbar wurde und jagte den Hagel auf ſie nieder, daß es wie weiße, herabſauſende Blitze war. Es ſchlug auf das Laub, es ſchlug gegen das Holz, es ſchlug gegen die Erde, die Körner ſchlugen gegeneinander, daß ein Gebrülle wurde, daß man die Blitze ſah, welche den Nußberg entflammten, aber keinen Donner zu hören vermochte. Das Laub wurde herabgeſchlagen, die Zweige wurden herabgeſchlagen, die Äſte wurden abgebrochen, der Raſen wurde gefurcht, als wären eiſerne Eggenzähne über ihn gegangen. Die Hagelkörner waren ſo groß, daß ſie einen erwachſenen Menſchen hätten töten können.

Und auf den ganzen Berg und auf die Täler fiel es ſo nieder. Was Widerſtand leiſtete, wurde zermalmt, was feſt war, wurde zerſchmettert, was Leben hatte, wurde getötet. Wie weiße Pfeile fuhr das Eis in der finſteren Luft gegen die ſchwarze Erde, daß man ihre Dinge nicht mehr erkennen konnte.

Was die Kinder fühlten, weiß man nicht, ſie ſelber wußten es nicht. Sie lagen enge aneinander gedrückt, und drückten ſich noch immer enger aneinander, die Bündel waren bereits durch den Hagelfall niedergeſunken und lagen auf den Kindern, und die Großmutter ſah, daß bei jedem heftigeren Schlag, den eine Schloſſe gegen die Bündel tat, ihre leichten Körperchen zuckten. Die Großmutter betete. Die Kinder ſchwiegen, und das braune Mädchen rührte ſich nicht . . ."

Nachdem das Unwetter vorübergezogen iſt, wird der Heimweg angetreten. Nun zeigt ſich dem Auge die Größe der Verwüſtungen. Im Walde ſind die meiſten Äſte von den Bäumen heruntergebrochen, und die Schloſſen liegen mit Tannenſtreu untermiſcht auf dem Boden. Im Garten ſtehen nur einzelne Stämme mit verſtümmelten Armen empor. Die Fenſter der Glashäuſer ſind zerſtört, im Inneren liegen die Schloſſen in weißen Haufen; die Schindeldächer ſind durchgeſchlagen und ſehen wie Siebe aus; der Anwurf der Mauern iſt wie durch Hammerſchläge zerhackt. Nun erſt wird allen deutlich, welcher großen Gefahr die Kinder entgangen ſind. Der Vater, welcher ſich dem braunen Mädchen für die erwieſene Fürſorge dankbar zeigen will, zieht Erkundigungen nach deſſen Eltern und nach deſſen Wohnort ein, die jedoch ohne Ergebnis bleiben. Kein Menſch kennt die Angehörigen des ſeltſamen Kindes und niemand weiß etwas über ſeine Herkunft zu ſagen. Nach und nach wird das geheim-

nisvolle Mädchen von ſelbſt zutraulicher; es folgt den Kindern in das Haus und nimmt ſogar an deren Unterricht teil. Mit welcher Umſtändlichkeit der Dichter zu Werke geht, um uns zu zeigen, wie das rätſelhafte Waldkind an den Aufenthalt im Familienkreiſe gewöhnt wird, mag die nachfolgende Stelle zeigen: „Die Mutter hatte früher auf alle Plätze der Kinder an dem Tiſche Tellerchen legen laſſen. Sie ging zu dem Tellerchen Blondköpfchens, tat mit einem Löffel Erdbeeren auf dasſelbe, und Blondköpfchen begann zu eſſen. Sie ging zu dem Tellerchen Schwarzköpfchens, tat Erdbeeren darauf, und Schwarzköpfchen fing an zu eſſen. Sie ging zu dem Tellerchen Braunköpfchens, tat Erdbeeren darauf, und Braunköpfchen aß ſie. Sie ging zu dem Tellerchen des braunen Mädchens, legte Erdbeeren darauf, und das braune Mädchen begann zu eſſen . . ."

Die Kinder können über die ſüße Speiſe kaum mehr entzückt ſein, als der langmütige Leſer über den Umſtand, daß — endlich! — auch das letzte „Tellerchen" mit Erdbeeren gefüllt iſt. An ſolchen Geduldproben iſt dieſe Erzählung reicher, als die bisherigen Arbeiten Stifters. Im Schaffen des Dichters beginnt ſich nach und nach eine verhängnisvolle Wandlung vorzubereiten.

Wenige Zeilen ſpäter werden wir, wie zum Lohne für die bewieſene Beharrlichkeit, durch die machtvolle Schilderung des raſend um ſich greifenden Brandes erregt und gefeſſelt.

„Wie alle an die Fenſter liefen, um zu ſehen, was es gäbe, ſtieg ein dicker qualmender Rauchknäuel als ſchwarze finſtere Säule von dem Scheuerdache empor, er wirbelte ſchnell, und gleich darauf ſchoß die blitzende Flamme in ihm hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch ſchauten, lief es geſchäftig und praſſelnd, als ob die Sommerhitze alles vorbereitet hätte, in lichten kleinen Flämmchen von der Scheuer längs des Dachfirſtes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor, mit eins geſchah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plötzlich ſeiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter ſtand unter einer einzigen breiten, nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Glut und von Flamme. Da die Hitze den nach aufwärts ſtrebenden Wind erzeugt hatte, und derſelbe die feurigen Lappen, die aus brennenden Schindeln, aus Stroh, Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herſtammten, wie frevelnde Geiſter in die Luft hinauf und auseinander ſchleuderte, ſo mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu ſichern ſuchen, damit ſich ihre Kleidchen nicht entzündeten."

Auch das Hausdach ist bald „ein sausender, krachender, brodelnder Feuerberg“. In der herrschenden Verwirrung hat man nach dem kleinen Knaben zu fragen vergessen, dessen Abwesenheit erst bemerkt wird, als auch das Wohnhaus bereits in hellen Flammen steht. Kein Zweifel, das Kind befindet sich in dem brennenden Gebäude! —

„Ehe man sichs versah, huschte eine dunkle Gestalt gegen das Haus, kletterte wie ein Eichhörnchen an dem Weingeländer empor und war in dem nächsten Augenblicke durch das Fenster verschwunden. — Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Gestalten am Fenster an. Sie waren durch brennende Balken, die oberhalb ihrer über die Mauer des Hauses hervorragten, wie von Fackeln beleuchtet. Es war das braune Mädchen und Sigismund. — Ein Schrei ertönte einstimmig aus dem Munde aller Umstehenden bei diesem Anblicke. — Aber die Kinder konnten nicht herunter. Das braune Mädchen hätte es gekonnt; allein den Knaben konnte es nicht auf das Weingeländer bringen. Wie ein Nachtbild, das ein Künstler gemalt und mit der äußeren Glut beleuchtet hat, standen sie in dem schwarzen Rahmen des Fensters . . .“

Mittelst einer Leiter werden die Kinder gerettet und hierauf vollends in Sicherheit gebracht. Das braune Mädchen wird nun ganz in die Familie hereingezogen; es verläßt dieselbe beinahe gar nicht mehr, wächst mit den Kindern heran und genießt mit ihnen die gleiche Erziehung.

Einmal, die Mädchen sind mittlerweile zu schönen Jungfrauen herangewachsen, überraschen Vater und Mutter das braune Mädchen im Garten, in Tränen aufgelöst und einem wilden Ausbruche des tiefsten Schmerzes hingegeben. Die Eltern versuchen das arme Kind zu trösten, aber dieses reißt sich plötzlich los und eilt mit schnellen Schritten die Berglehne hinauf, wo es im Dickicht verschwindet, ohne jemals wiederzukehren. Alle Nachforschungen, so eifrig dieselben auch betrieben werden, bleiben vergeblich. „Die Bewohner des Hauses, Vater, Mutter, Kinder, Großmutter, waren betrübt, und die Wunde wurde immer heißer. — Aber als Monate und Jahre vergangen waren, milderte sich der Schmerz, und die Erscheinung sank wie andere immer tiefer in das Reich der Vergangenheit zurück. Aber vergessen konnte man das Mädchen nie.“

Diese Erzählung enthält eine so große Menge des Rätselhaften und Unwahrscheinlichen, daß man an das Eingreifen übernatürlicher Mächte zu glauben gezwungen wird, so sehr der Dichter es auch hier, wie früher im „Granit“, vermeidet, seine Darstellung in das Gewand des Märchens zu kleiden. Er hat sich durch diesen Vorgang selbst der Möglichkeit beraubt, den einfachen, aber im ganzen recht ansprechenden Stoff zu einer lieb-

lichen und harmlosen Kindergeschichte auszugestalten, für welchen Zweck sie in der vorliegenden Bearbeitung zu breitspurig geraten ist, ohne doch darum in ein Buch für Erwachsene besser zu passen. „Granit" und „Katzensilber" wären ohne die jedes jugendfrische Geschöpf sicher heillos ermüdende Umstandskrämerei köstliche Beiträge für den Lesestoff der Kinderwelt. Dadurch, daß Stifter gedehnte und doch nur halbgare Erzählungen daraus machte, hat er sich selbst zwischen zwei Stühle gesetzt. Es ist nicht zu begreifen, warum der Dichter jedem Hinweis auf die Möglichkeit außerirdischer Beziehungen ängstlich aus dem Wege ging, da er doch selbst überzeugt sein mußte, daß das Rätselhafte der Vorgänge, die er schildert, aus seiner Art der Darstellung entweder nur unzureichend oder gar nicht erklärt werden kann.

Es bleibt angesichts dieses Umstandes wohl nichts anderes übrig, als mit Hans Widmann auf jene geheimnisvollen Vorbilder aus der Volkssage zu raten, welche man in Tirol „salige Fräulein", in Salzburg „Wilde Weiblein vom Untersberge" nennt, und von denen manche mit den Menschen in Verkehr treten, „bis sie plötzlich durch die Nachricht vom Tode des Vaters in die mythische Heimat zurückberufen werden". Entspricht diese Unterlegung wirklich den Absichten des Dichters, dann hätte dieser allerdings besser daran getan, den auch von ihm vorausgesetzten Zusammenhang seiner Rätselgestalt mit dem Elfenreich deutlicher zu betonen, als bloß durch die einzige, für eine solche Auslegung verwertbare Bemerkung des braunen Mädchens: „Sture Mure ist tot und der hohe Felsen ist tot."

Trotz der unleugbaren Mängel, an welchen diese Erzählung krankt, hat sie doch vielen Beifall gefunden, und kein Geringerer, als der Maler Ranftl, trug sich ernstlich mit der Idee, die Gestalt des braunen Mädchens zum Gegenstande eines Gemäldes zu machen.

* * *

„Bergmilch", obgleich an den Schluß der Sammlung gesetzt, ist unter allen Erzählungen in den „bunten Steinen" diejenige, deren Entstehung am weitesten und zwar bis in das Jahr 1843 zurückreicht. Diese kleine, ursprünglich für die „Wiener Zeitschrift" geschriebene Novelle verrät von allen Arbeiten Stifters am wenigsten seine besondere Eigenart. Dies scheint ihr Verfasser selbst gefühlt zu haben, denn er gedenkt dieser Dichtung fast niemals und will sie nur als eine halb zufällige Gelegenheitsschrift gelten lassen; bald nach ihrem ersten Abdrucke soll sie nebstbei

— „wenn noch Platz ist" — in dem vierten Bande der „Studien" untergebracht werden, aber nach reiflicher Überlegung machen sich Bedenken geltend, ihr diese Auszeichnung zu teil werden zu lassen, und sie bleibt als Zeitschriftartikel liegen, bis ihr zehn Jahre später eine Stelle in den „bunten Steinen" eingeräumt wird.

Der Schloßherr von Ax, ein etwas absonderlicher Junggeselle, ist durch Freundschaft mit seinem Verwalter so innig verbunden, daß er dessen Familie wie seine eigene betrachtet und sogar die älteste Tochter Lulu zur Erbin einsetzt. Zur Zeit des napoleonischen Eroberungszuges lagert in der Gegend von Ax eine Abteilung der gegen die Franzosen verbündeten Kriegsmächte. Im Verlaufe einer unruhigen Nacht, welche die Schloßbewohner in der Gartenhalle verbringen, tritt plötzlich ein junger, dem Franzosenheere angehöriger Krieger, welcher mit einem weißen Mantel bekleidet ist, in das Gemach, dem Hausherrn unter Drohungen befehlend, ihn auf den Turm des Schlosses zu führen, damit er dort eine Aufnahme der Stellung des Lagers zu machen im stande sei. Während er mit dieser Arbeit beschäftigt ist, haben die lagernden Soldaten von der Anwesenheit des feindlichen Anführers Kenntnis erlangt und nur ein tollkühner Ritt rettet diesen vor dem sicheren Verderben. In derselben Nacht findet ein siegreicher Überfall der Franzosen statt, der aber den Schloßbewohnern keinen Schaden bringt.

„Als endlich das Morgengrauen anbrach, hörte man verworrenes Getöse, wie Fahren, Reiten, Gehen, Rufen, man hörte endlich Hörnerklänge, Trompeten und Trommeln, aber alles gedämpft, da es von der entgegengesetzten Seite des Schlosses herkam. Sehen konnte man nichts, da die Tür verschlossen war und vor den Fenstern nur die Bäume des Gartens standen, deren dunkle Wipfel sich immer deutlicher gegen den grauen, lichter werdenden Himmel zeichneten.

Endlich geschah ein dumpfer ferner Schlag, der aber so schwer war, daß die Luft beinahe erzitterte. Gleich darauf ein zweiter. Sie folgten nun schneller und es war beinahe wie ein entfernter Donner, der so tief ging, daß manchmal die Fenster leise klirrten. Die Trompetenklänge, das Blasen der Hörner, das Wirbeln der Trommeln nahm in der Nähe zu.

Der Tag wuchs immer mehr dem Morgen entgegen.

Das Rollen des Donners kam näher, es ging in ein Krachen über und hinter den Gipfeln der Bäume stieg ein weißer Rauch auf. Endlich krachte es auch ganz nahe an dem Schlosse, man konnte nicht erkennen, woher es kam, bald war es rechts, bald links, bald vorn, bald hinten,

bald mehr, bald weniger, aber furchtbar war es, daß das Gemach ſich zu rühren ſchien.

Der Rauch war endlich ſo in den Garten gedrungen, daß er wie ein Nebel in den Bäumen war. Er vermehrte und verdichtete ſich ſtets, daß kaum die nächſten Stämme zu ſehen waren. Als dieſes lange gedauert hatte, zog ſich der Donner auf der entgegengeſetzten Seite in die Ferne, das Rollen wurde dumpfer, einzelne Schläge waren in der Nähe noch zu vernehmen, aber man hörte Geſchrei, Brauſen und verworrenes Getöſe. Zuletzt wurde auch das immer ſchwächer, man hörte nichts mehr, der Rauch zog ſich langſam aus den Bäumen, die Wolken waren auch gleichſam durch den Schall verjagt worden, und die Sonne, die anfangs als eine rote Scheibe in dem Rauch geſtanden war, glänzte freundlich in den Garten hinunter."

Nach Jahren, als Napoleon längſt auf Helena weilt, erſcheint unvermutet der junge Krieger im Schloſſe Ax, welcher in jener ſturmbewegten Nacht im Dienſte der Feinde geſtanden. Er wird freundlich aufgenommen und alle gewinnen ihn bald ſehr lieb. „Zwiſchen Lulu und ihm hatte ſich das Verhältnis vollſtändig umgekehrt. So wie ſie ihn in jener Nacht bewundert hatte, ſo konnte nun er von ſeiner Seite aus nicht aufhören und kein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde ſchon in jener Nacht angetan hatte, und da er jetzt gar ſo gut und freundlich war, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte und die Verehrung eine vollkommen gegenſeitige war. — Da er endlich ein benachbartes, feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend anſäſſig zu werden, ſo ſtand einem Bündniſſe nichts entgegen und die zwei Leutchen wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingeſegnet."

Wie man aus dieſer Inhaltsangabe erſieht, ganz und gar eine Almanacherzählung, und noch dazu eine von der ſeichteſten Sorte! Am originellſten und anziehendſten iſt die Schilderung der Eigenſchaften und des Zuſammenwirkens der drei Sonderlinge, eine Darſtellung, welche Humor mit feiner Beobachtung vereint. Der Schloßherr, der Verwalter und der Hofmeiſter, drei Figuren, die ſich gegenſeitig an liebenswürdiger Schrullenhaftigkeit überbieten, geben dem Dichter Gelegenheit, ſeiner Vorliebe für ungewöhnliche Menſchen zu huldigen und verſchrobene Einfälle mit Verſtändnis und Behaglichkeit weiterzuſpinnen. Schade, daß die verheißungsvoll begonnene Einleitung zu den Vorfällen, über welche der Dichter nachher zu berichten hat, nicht nur in keiner Beziehung ſteht, ſondern, da ſie höhergeſpannte Erwartungen als berechtigt erſcheinen läßt,

die schließlich ausbrechende Enttäuschung sogar noch steigert. Das, was uns an diesem Werke mit der ansprechenden Eigenart des Dichters entgegentritt, gehört eigentlich nicht zur Erzählung, die Erzählung selbst aber hätte jeder andere Schriftsteller von mittelmäßiger Begabung auch machen können. Das Liebesverhältnis des tollkühnen Kriegers zu Lulu, worauf doch im Grunde alles hinausläuft, ist so skizzenhaft und oberflächlich behandelt, daß der entscheidende zweite Teil der Geschichte gegen den sorgfältig vorbereiteten Eingang unerfreulich abfällt. Da obendrein der Stoff keine Eignung für eine Kindergeschichte besitzt, so hätte die Erzählung, welcher vordem der Ehrenplatz in den „Studien" nicht gewährt worden war, auch in der zweiten auserlesenen Mustersammlung, mit welcher der Dichter vor die Öffentlichkeit trat, keine Stelle finden sollen.

* * *

Mit dem Erfolg der „bunten Steine" konnten Dichter und Verleger vollauf zufrieden sein. Zwar quälte sich Stifter auch nach dem Erscheinen der Sammlung noch mit vielen Selbstvorwürfen und beklagte es bitter, daß seine Kraft nicht ausgereicht habe, alles so tief zu gestalten, wie es in seiner Empfindung war, und daß auch die Zeit, welche er der Vollendung des Werkes zuwenden konnte, zum letzten und höchsten Schliff noch immer zu knapp bemessen gewesen sei. Als er das Buch wieder las, haben ihn manche Partien desselben sehr gerührt, manche aber auch geärgert — „daß denn nichts so wird, wie es ursprünglich vor der Seele steht!" — Doch ist er im ganzen zufriedener als sonst, obwohl, wie er selbst sagt, derlei Zufriedenheit sonst eben nicht sein Fehler ist. Er wollte, daß der Geist des ganzen Buches, „auf das Dauernde im Herzen gegründet", ein edler, klarer und menschlicher sei, und daß auch die Ausführung sich „von jeder Manier" frei halte. Unermüdlich strebte er die äußerste Einfachheit an, und wendete die höchste Mühe auf, nur ja recht schlicht und gediegen zu bleiben. „Was dem Leser das Einfachste und Natürlichste scheint, ist das Werk der größten Kunst und Sorgfalt; wer es anders meint, der versteht von Kunst und ihren Hervorbringungen nichts." Es war ihm daher eine süße Genugtuung, daß Heckenast das Buch „herrlich" fand, daß es von vielen Seiten ungeteilte Bewunderung erfuhr, und daß auch namhafte Schriftsteller und Schriftstellerinnen mit dem höchsten Lobe nicht geizten. Unter den zahlreichen Zuschriften, welche Stifter nach dem Erscheinen der „bunten Steine" erhielt, erfreute ihn ein Brief der von ihm hochverehrten Dichterin Ottilie Wildermuth am meisten.

Dieſer von Heckenaſt aus dem Nachlaſſe des Dichters erworbene, und von mir nach dem handſchriftlichen Originale unverkürzt wiedergegebene, überaus intereſſante Brief lautet:

„Verehrter Herr!

Sie haben mir mit Ihrem lieben, freundlichen Briefe ſo innig wohl gethan, daß Sie mir erlauben müſſen, daß ich Ihnen recht vom Herzen dafür danke und Sie zum voraus freundlich um Verzeihung bitte, wenn mein Brief etwas ſehr lang werden ſollte.

Es hat wohl jeder Menſch und wir Frauen zumeiſt, ein bürgerliches, proſaiſches Gewiſſen, das den raſchen Impuls des Herzens beſtändig im Zügel hält; hie und da iſt der aber unfolgſam und läßt ſich nicht halten. Nun habe ich dieſem Herzenszuge gefolgt, indem ich Ihnen mein Büchlein zugeſchickt und (was ich als gehorſame Frau hinzuſetzen muß) mein Mann hat mich dazu ermuthigt.

Nun habe ich freilich nicht auf Antwort gewartet, als aber ſo lange keine kam, da regte ſich doch die weiſe Duenna, das proſaiſche Gewiſſen: „ich hab' Dir's ja geſagt, der lacht Dich aus, und hält es für unbeſcheidene Keckheit, ihm ſolch' unbedeutende Dinglein nur zuzuſchicken" — und ich ward irre an mir, an meiner Berechtigung, zu ſchreiben — an allem. Da, in einem Augenblicke rechten Kleinmuths kam Ihr Brief, der mir ſo viel, viel mehr ſagt, als ich je zu hoffen gewagt hätte, und er hat mir Luſt und Muth und Freudigkeit wiedergegeben; — ich muß es wiederholen, Sie können nicht wiſſen, wie ſehr Sie mich erfreut haben.

Wie früher ſchon in Ihrer Vorrede (zu den „bunten Steinen"), ſo haben Sie auch in Ihrem Briefe mich mir ſelbſt klar gemacht über manches, was mich inſtinktartig geleitet hat. Sie nehmen an, daß ich wie Sie die Kunſt über alles liebe; wohl liebe ich ſie, wie Licht und Luft, wie Blumen und Sonnenſchein; aber ich kann nicht ſagen, daß es Liebe zur Kunſt war, die mich bewogen zu ſchreiben, ich hätte nie gewagt, zu denken, daß mir nur ein Plätzchen auf ihrer Tempelſchwelle gebühre, — es war Liebe zum Leben, zum Leben in ſeinen einfach ſchönen Erſcheinungen. Ich hatte von früher Jugend auf, wie ſoll ich ſagen? eine Leidenſchaft für die Zufriedenheit, ich hätte jeden mit ſeinem Lebenslos verſöhnen, jedem helfen mögen den Schlüſſel zu ſuchen, der ihn ins klare führe über das Dunkel ſeines Geſchickes; das bewog mich aufs Kleine zu achten und die ergötzlichen oder bedeutenden Seiten des einfachſten Lebensganges zu beachten.

Aus einem gut bürgerlichen Patriziergeschlecht stammend, wurde daneben, was man so Familiensinn heißt, in mir genährt, die Pietät für das Alte, oder die Lust an seinen komischen Seiten. Erzählen aber konnte mein Vater und meine Mutter, meine Großmutter, meine Onkel und meine Tanten, und so hat sich wohl in der Stille der Stoff gesammelt.

Ich war fünf Jahre alt, als ich eines Tages, da mir niemand erzählen wollte, mich in eine Stube einschloß und mit lauter Stimme mir selbst eine Geschichte erzählte, höchst vergnügt über diese Entdeckung; von da hab' ich's fortgetrieben, mir selbst zu erzählen, — den Brüdern ließ ich die Wahl auf Spaziergängen, ob sie eine Ritter-, oder eine Räuber- oder eine Geistergeschichte hören wollten, wie aber diese Geschichten waren, das weiß ich nimmer; mir selbst habe ich gar viel erzählt, in hochromantischem Stile abenteuerliche und herzbrechende Geschichten, aber sie haben sich nie in die Feder verirrt.

So war ich schon vier Jahre Frau und wohl daheim in der Prosa des Lebens, als wir einmal zusammen etwas Genrebildartiges lasen; „so könnte eigentlich jedermann schreiben," sagte ich zu meinem Manne. „Ja, schreib' Du," sagte der lächelnd. Nun versuchte ichs mit meiner alten Jungfer, die, wie Sie richtig geahnt, wie sie leibt und lebt, aus meiner Erinnerung hervorgeholt ist, ohne daß ich auch nur einen Zug erfunden hätte. Meinem Mann und meinem Bruder machte es Spaß, und ich gab zu, daß letzterer es anonym ins Morgenblatt schickte, mehr, weil ich gern meinen Vater damit überrascht hätte, als weil ich mir den kleinsten Erfolg versprach; — das Morgenblatt aber wollte mehr, — ich versuchte es wieder — und so kam eins aus dem anderen. Als Mädchen habe ich einmal drei Tage geweint, daß mein Onkel eines meiner Gedichte mit meinem Namen in ein Wochenblatt drucken ließ, — ein solches Grauen hatte ich vor der Öffentlichkeit, — jetzt bin ich seit Jahren gewöhnt, meinen Namen gedruckt zu lesen; — aber er gehört ja meinem Manne, so hatte der ein Recht, darüber zu verfügen.

Da habe ich nun gleich eine Menge von mir geplaudert, aber vielleicht gehts Ihnen wie mir; ich möchte die Leute, denen ich einmal innerlich nahe gekommen, auch gern ganz und gar kennen; so hat michs denn ganz besonders gefreut, daß mir, eben zur Zeit, wo ich Ihren Brief erhielt, die illustrierte Zeitung Ihr Bild und Ihren Lebensabriß brachte. Zwar habe ich, seit die träumerische Poesie Ihres Hochwaldes in mein Mädchenleben hineinleuchtete, Sie mir stets als einen schwärmerischen Jüngling mit langen Locken denken müssen — ich lasse mir aber diese Illusion gar gerne nehmen, und obwohl Schulrath gar kein poetischer Titel

iſt, ſo freut er mich doch darum, weil mein Mann auch dem Schulfache angehört, wenn auch in untergeordneter Linie.

Da ich nun weder den Wunſch noch die Hoffnung habe, auch dereinſt in der Illuſtrierten verherrlicht zu werden, ſo möchte ich Ihnen nach allem, was ich ſchon von mir geſagt, nun erſt noch ganz klärlich berichten, wo und wer ich bin; ich denke, man iſt dann viel beſſer mit den Gedanken bei einander daheim, iſts Ihnen langweilig, ſo lieſts vielleicht Ihre liebe Frau; ich werde Ihnen alles, ſogar das tiefſte Frauengeheimnis, mein Alter, ſagen.

Mein Vater war Juſtizbeamter in einer kleinen Stadt, Schillers Geburtsſtadt, die wunderlieblich am Neckar liegt, dort habe ich eine fröhliche Jugend verlebt, Freuden, Träume und Thränen genug, um ein Mädchenleben ſchön zu machen. Ein tiefer Schatten hat meine Jugend abgeſchnitten und mich in den Ernſt des Lebens geführt. Ich hatte drei Brüder; der zweite war mir in ſeiner innerſten Natur am tiefſten verwandt; jung, ſchön, reich begabt, voll überſprudelnder Lebensluſt und tiefem, raſtloſem Wiſſenstrieb war er der Liebling aller, der Stolz des Hauſes. Er ſchied von uns heiter, fröhlich, blühend — nach acht Tagen erhielten wir die Kunde ſeines Todes.

Uns allen unbewußt trug er von früher Jugend das Bewußtſein eines Gehirnleidens mit ſich, das nur in Wahnſinn enden konnte. Er war Mediziner und wußte demnach ſein Geſchick voraus. Er hielt es für Pflicht gegen ſich und die Seinen, dieſem Jammer zuvorzukommen und ſtarb auf der Höhe eines wilden, ſchönen Berges unſerer Alp, noch in vollſter Kraft vom Leben ſcheidend, das ihm vor Tauſenden reich war. Es war wohl ein Irrthum, — er hat ſich in eine barmherzige Vaterhand gegeben. Ich glaubte damals nie mehr froh werden zu können. Ich bin es wieder geworden; das Leben iſt reich und Gott iſt ſehr freundlich gegen mich geweſen. Seit elf Jahren bin ich die glückliche Frau des Dr. Wildermuth, Oberlehrers am hieſigen Lyceum; wir haben zwei Mädchen und einen köſtlichen kleinen Buben von zwei Jahren und bewohnen ein freundliches Haus mitten im Grünen, im Neckarthal. Wenn Sie ſcharfſinnig ſind, woran ich gar nicht zweifle, ſo können Sie errathen, welche unter den ſechs Heiratsgeſchichten meine eigene iſt. Meine liebe Mutter lebt mit uns und hilft mir die Laſt des Haushaltes tragen, wenn Poeſie und Proſa zu viel in Konflikt kommen wollen. Ja ſo! und das Alter, — ſiebenunddreißig Jahre. Wenn Sie Schulrath ſind, ſo wiſſen Sie ſelbſt, daß die äußeren Verhältniſſe eines Schulmannes keine glänzenden ſind, — möge es Gottes Wille ſein, meinem Manne nach einem heißen Tag einſt noch einen friedlichen, ruhigen Abend zu geben!

Nun weiß ich nicht, wie ich dazugekommen, Ihnen so viel, so viel zu schreiben, so manches, was längst sein Kämmerlein bewohnte und nicht vor der Menschen Auge kommt; die Duenna hat gar viel gegen eine solche Vertraulichkeit einzuwenden, da aber der Herzenszug schon so manchmal Recht behalten, so will ich ihn doch gewähren lassen.

Nochmals danke ich Ihnen von Herzen für Ihre lieben Zeilen, für Ihr Lob wie für Ihren so gütigen und milden Tadel.

Was gäbe ich nicht, wenn wir uns je und je sehen und sprechen könnten! Reich an Liebe und Freundschaft, muß ich doch meinen literarischen Weg allein gehen und dazu noch ohne all die Grundlagen reellen Wissens, auf die sich doch am Ende jede Art von geistiger Thätigkeit stützen muß. Sie haben Recht, meine Geschichten, namentlich die ersten, sind ganz und gar nach der Natur gezeichnet. Ob ich auch glücklich sein werde, wenn das Gebiet meiner eigenen Erinnerungen erschöpft ist und ich mich in freier Gestaltung versuche, weiß ich nicht. — Ich verheiße meiner Muse einen sehr kurzen Frühling und will mich das nicht betrüben lassen, — sie hat doch einen gehabt! Es hat mich so gefreut, daß mein Büchlein doch noch einen Anklang in Ihrem Vaterlande gefunden; ich denke immer, unsere Stämme sollten sich innerlich viel näher stehen, als wir mit den Norddeutschen, die uns Schwaben in gnädige Protektion nehmen. —

An was ich zuerst kommen wollte, komme ich nun zuletzt, — an meinen Dank für alles Schöne, was Sie uns schon gegeben. Lassen Sie sich auch „den Ritt ins alte, romantische Land" nicht reuen; es gibt eine Periode in jedem Herzensleben, wo dies Gebiet volle Wahrheit für uns ist. Wenn ich es sagen darf, so halte ich für das Schönste, was Sie uns gegeben haben, den Heideknaben, die Geschichte des Obersten, die Christnacht der zwei Kinder auf dem Eise und das Lebensbild des Pfarrers in den Kalksteinen. Es lebt hier eine alte Frau, dereinst als sehr gelehrt in ihrem Kreise berühmt. Sie hat schon gar viel Literaturperioden durchlebt und ist hie und da etwas einseitig im Urtheil. Sie gab mir Ihre „bunten Steine" zu lesen mit dem Urtheil: „Die Einfachheit ins Krasse getrieben." — Als ich ihr das Buch zurück gab, bat ich sie, es nochmals zu lesen; wie ich wieder kam, zeigte sie mir schöne Umrisse zur Odyssee: „Sehen Sie," sprach sie, „so ist das Buch; einfach, aber die Wirkung ist groß und tief."

Und nun habe ich so viel gesagt und doch so wenig von dem, was ich sagen wollte. Hätte ich Ihnen nur gleich schreiben können im frischen Eindruck Ihres Briefes! aber drei kranke Kinder, daneben ein Akkord mit

dem Buchhändler, der gehalten werden mußte; — heute iſt der erſte Tag, wo ich wieder aufathme. Mein Mann bittet mich, Sie von ihm zu grüßen; ich grüße Sie und Ihre Frau recht vom Herzen. Sie nochmals um ein paar Zeilen zu bitten, wage ich nicht; aber denken Sie wenigſtens freundlich an mich!

Mit inniger Hochachtung

Ottilie Wildermuth."

Die „bunten Steine" haben nicht nur in Schriftſteller- und Künſtlerkreiſen, ſondern auch in den breiten Schichten des Volkes tiefen Eindruck gemacht; verſtändnisvolle Beurteiler rühmten ihre Xenophontiſche Klarheit und Einfachheit, allgemein war man über die Ruhe und den Adel der darin ausgeſprochenen Geſinnungen entzückt. Einzelne abfällige Kritiken können daneben gar nicht in Betracht kommen. Als dem Dichter eine ſolche ins Haus geſchickt wird, macht er ſich in wegwerfenden Bemerkungen darüber luſtig: „Die überſendete Rezenſion hilft mich unbeſcheiden zu machen; ich habe in mehreren Jahren ſo viel Dummes gehört und geſehen, daß ich anfange, mich für recht geſcheit zu halten. Der gute Rezenſent meint, ich mache meine Dinge naiv und bewußtlos. Er klagt, daß nicht heißes Leben und Leidenſchaft da ſei. Hier ſtreckt ſich das Ohr heraus. Alſo wenn jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurteilt werden, daß ſie nicht ein Pferd iſt. — Der Mann ſcheint keinen alten Griechen je in der Hand gehabt zu haben, und hat ſich ſeine Journaläſthetik aus Gemeinplatzſchriften in ein Bündelchen Phraſen eingeſchnürt, in welchem noch dazu die Lappen mit einander raufen. — O göttliche Kunſt, wie biſt Du hoch, daß kaum ein Sterblicher in tauſend Jahren an Deinen Gipfel klimmt und Schacherer wollen Dich meſſen! Einfache Herzen, Kinder, Frauen, unbefangene Männer nehmen Dich bewußtlos auf, wie ſie die Schöpfung aufnehmen, die ſie beſeligt: wer hundert Brillen aufſteckt, ſieht die Welt nicht mehr." — Von ſolchen Rezenſionen, deren „Verſchrobenheit" ihm nur ein mitleidiges Lächeln entlocken kann, wendet er ſich ſelbſtbewußt ab, um ſein Ohr jenen begeiſterten Huldigungen zu leihen, die ihm aus den weiten Kreiſen des deutſchen Volkes in reicher Zahl entgegengebracht werden. „Warum iſt denn ſo ein Herz kein Kritiker, es trifft oft das Wahre ſo ſcharf, daß ich erſchrecke, als hätte mir es in die eigene Seele geſchaut, und daß ich mich freue; denn es iſt ein Zeichen, daß für gewiſſe Menſchen doch das in den Schriften liegt, was ich halte hinein legen wollen, und daß jene gelehrten Menſchen Unrecht haben, welche das Schöne mit dem Verſtande wie eine Mathematik auflöſen wollen, oder mit beleh-

renden und heilsamen Absichten, als könnte man aus Blumen einen Salat machen.“ Doch bringt ihn auch die geschmähte „Journalkritik“ manchmal zu ernstem Nachdenken, und Adolf Zeisings Besprechung der „Bunten Steine“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ verschafft ihm die Überzeugung, daß es mit Rücksicht auf die Menge „subjektiver Leser“ vorteilhaft sein werde, eine „Abwechslung im Stoffe“ eintreten zu lassen. — Die in den „Bunten Steinen“ hervortretenden Eigenheiten in Bezug auf Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden wenig freundlich aufgenommen; auch die vielen, der österreichischen Volksmundart angehörigen Wortstellungen und Ausdrücke, wie „auf“ etwas denken, „an“ und „auf“ etwas vergessen, die schwach gebildete Befehlsform „gebe“, „nehme“, „trete“, und das oft vorkommende „ohne dem“ und „wegen dem“ haben ihm manches Wort des Tadels eingebracht; dagegen konnte mit Freude hervorgehoben werden, daß der Gebrauch von Fremdwörtern — in den ersten Ausgaben der „Studien“ treten solche noch häufig auf — bei den „bunten Steinen“ vollständig vermieden worden ist, und daß alte, schöne, oft sehr bezeichnende Ausdrücke eine glückliche Wiederbelebung erfahren.

Manche Teile der „bunten Steine“ werden gar bald als ausgezeichnete Muster der Schreibart gepriesen; so möchte der Referent des Volksschulwesens im Ministerium für Kultus und Unterricht, Sektionsrat Krombholz, die erste Erzählung der Sammlung in ein für die Jugend bestimmtes Buch aufnehmen; späterhin bewirbt sich die Gräfin Baudissin beim Dichter um die Erlaubnis, den „Weihnachtsabend“ für ein bei Lechner erscheinendes Jugendalbum verwenden zu dürfen. Schon wenige Monate nach dem ersten Druck der „bunten Steine“ kann Stifter mit dem Verleger wegen der Anfertigung von zwei Vignetten für die zweite Auflage unterhandeln; vier Jahre später wurde in Amsterdam eine Ausgabe des Buches in holländischer Sprache veranstaltet. Zu Beginn der sechziger Jahre ließ Heckenast eine „Festgeschenk“-Ausgabe der „bunten Steine“ erscheinen, zu welcher der Maler J. M. Kaiser, welchen der Dichter seinem Verleger zuführte, achtzehn zum Teile ganzseitige Abbildungen und eine Anzahl verzierter Anfangsbuchstaben zeichnete; das Titelblatt zeigt den Tod des alten Pfarrers von der Hand Ludwig Richters. Leider sind die schönen Zeichnungen durch die Ausführung in Holzschnitt arg verunstaltet worden, worüber sich der Dichter, der es mit dem Bilderschmuck zu seinen Werken sehr genau nimmt, in erregten Worten ausspricht: „Der Mann hat Kaisers Striche gar nicht eingehalten und hat einen Gemeinplatz von Holzschnitt geliefert. Er sollte angewiesen werden, sich auf das Strengste an Kaisers Linien zu halten, und nicht seine gewohnten Holzschnittlinien

hinſetzen. So eine Gewohnheitsholzſchnittlandſchaft in ihrer Duftloſigkeit kann äußerſt langweilig werden." Da der Fortgang der Arbeit trotz der Bemängelung keine Beſſerung aufweiſt, wird Stifter ernſtlich erzürnt, denn er fürchtet ſchweren Schaden für das Werk; in den Schnitten iſt nach ſeiner Anſicht „keine Weichheit, keine Abſtufung, kein Duft, keine Räumlichkeit", ſie ſind „poeſie- und reizlos" und erſcheinen ihm nur als „weiße und ſchwarze Flecke". „Die das Holz zu den vorliegenden Drucken geſchnitten haben, ſcheinen die nötige Empfindung für Stimmung nicht zu beſitzen, und da hilft dann keine Hinweiſung darauf." — Ein in meinem Beſitze befindlicher Probedruck einer Abbildung zur Prachtausgabe der Erzählung „der Weihnachtsabend" von J. M. Kaiſer — von dieſem Künſtler rühren auch die Zeichnungen für die Prachtausgaben des „Hochwald" und des „Abdias" her — trägt die folgenden, mit Bleiſtift auf den Rand geſchriebenen Bemerkungen von der Hand des Dichters: „Verfehlt. Alle Mitteltöne zu dunkel, alſo kein Schneeſchatten und kein Zurückweichen. Sollte kaſſiert werden. A. St." — Unmutsvoll bricht Stifter in einem Briefe an Heckenaſt in die Worte aus: „Für Kaiſer und mich ſind dieſe Bilder ſehr betrübend." Freilich war es nicht leicht, den Dichter, der ſelbſt ein ſo trefflicher Maler geweſen iſt, mit einem Bilderſchmucke für ſeine Bücher zufrieden zu ſtellen, und es mußten ſchon die Entwürfe oft vielfach umgeändert werden. Gewiß ſind aber auch nur wenig Dichterwerke ſo reich an maleriſchen Situationen, wie gerade die „bunten Steine", in welchen noch dazu die Plaſtik der Beſchreibung einen ſo hohen Grad der Anſchaulichkeit erreicht, daß ſchon bei flüchtigem Leſen und bei einem nur mäßig ausgebildeten Vorſtellungsvermögen ſich unwillkürlich die den geſchilderten Geſtalten und Vorgängen entſprechenden Bilder von ſelbſt im Geiſte formen. Wie ſehr die Künſtler dies erkannten, geht aus einer Äußerung des Malers Piloty hervor, welche dieſer in Karlsbad dem Dichter gegenüber fallen ließ. Er ſagte, daß er die „bunten Steine" mit „Entzücken" geleſen habe, daß dieſes Werk „in Künſtlerkreiſen Begeiſterung geweckt habe und von Hand zu Hand gegangen ſei".

* * *

Stifter hat ſich nach dem Erſcheinen der „bunten Steine" nur eine kurze Friſt der Ruhe gegönnt; ſchon im März des Jahres 1853 wendet er ſich mit dem Vorſchlage an ſeinen Verleger, für dieſen im Vereine mit dem ihm innig befreundeten Realſchulprofeſſor Johannes Aprent ein Leſebuch im Umfange von zwanzig bis dreißig Druckbogen für Oberreal-

ſchulen zuſammenzuſtellen, zu welchem der Dichter die aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen genommenen Beſtandteile nicht nur allein auswählen, ſondern größtenteils auch ſelbſt überſetzen will. Der Gedanke, ein Schulbuch zu verfaſſen, tritt hier bei Stifter nicht zum erſten Male auf, denn er legte ſchon im Winter 1851 „Hand an das kleinſte Werklein, das aber das wichtigſte Weltbuch und für uns von großer Bedeutung werden könnte — an ein Abc-Büchlein und Lehrbüchlein für Volksſchulen". — War bei dem Dichter die alte Lieblingsneigung, erziehlich zu wirken und den großen Kreis der Jugend ſeines Vaterlandes im Geiſte reinſter Sittlichkeit zu fördern, Anreiz genug, die Herausgabe von Lehr- und Lernbüchern in Angriff zu nehmen, ſo konnte Heckenaſt in dem Bewußtſein, im Falle des Gelingens einen Verlagsartikel von unberechenbarer Ergiebigkeit in die Hand zu bekommen, dieſen Beſtrebungen nur mit der lebhafteſten Teilnahme begegnen. Obwohl der Dichter als Antragſteller vorſichtig bemerkt: „Solche Bücher haben oft geringen, oft ungeheuren materiellen Erfolg," ſtimmt der Verleger ſofort unbedenklich zu. Aber trotzdem man auf die Vorbereitung zur Herausgabe des Leſebuches die Arbeit eines ganzen Jahres verwendet, und Aprent es für „das beſte dieſer Art" erklärt, wird demſelben die behördliche Approbation nicht zu teil. Stifter, der in dem Bewußtſein, etwas „Großes und Edles" für die Jugend erſtrebt zu haben, gehofft hatte, man werde das Buch „doch nicht denen zur Begutachtung geben, zu deren Widerlegung es zuſammengeſtellt iſt", empfindet die Zurückweiſung ſchon wegen des Verluſtes, welchen Heckenaſt dadurch erleiden mußte, auf das Schmerzlichſte und beteuert, alles daran ſetzen zu wollen, um durch ein „einträgliches Werk das ſchlecht einträgliche vergeſſen zu machen". Er wolle auch nie wieder ein Buch ſchreiben, „als zu dem als Begutachter das deutſche Volk berufen wird". Tatſächlich hat Stifter den ſchon vor der abſchlägigen Erledigung des Approbationsgeſuches gefaßten Plan, ein „Bändchen Phyſik für die Realſchule" zu liefern, in ſeinem Unmute gänzlich fallen laſſen und in Hinkunft nie wieder eine Zeile an einem Lehrbuche geſchrieben. Erfreulicherweiſe bleibt dieſer peinliche Zwiſchenfall auf das Verhältnis Stifters zu ſeinem Verleger ohne jeden Einfluß. Zunächſt gibt die Wiedervermählung Heckenaſts im Frühjahre 1853 dem Dichter Gelegenheit, an dem Glücke des verehrten Freundes mit frohen und innigen Gefühlen teilzunehmen, welche ſich jedoch, als jenem nach kaum dreijähriger Ehe auch die zweite Gattin, die von ihm ſo heiß geliebte Riſa, vom Tode entriſſen wird, in aufrichtigen, bitteren Schmerz verwandeln. „Wir hofften, daß Ihnen das häusliche Glück auf die Dauer werde verliehen ſein, deſſen

Ich bin Ihnen sehr nah mit den Gedanken. Wie heißen, und bleibt Alles? Ich kenne Ihnen und kennen Ihnen meine, wie es ist und wie sind es. Ich bin Ihnen nah mit großer Wärme und Ihnen, wie es Ihnen und Ihnen, wie es Ihnen und Ihnen, wie es Ihnen

terung zu geben. Dies ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dies ist der Sinn der Ahnen in der allein geistigen Bedeutung. Was Sie nun immer tun, was Sie lieben, was Sie von sich weisen, worüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: teilen Sie es mit der geliebten Toten! Sagen Sie sich, was würde Risa denken, was würde sie fühlen, wie würde sie sprechen. Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen höherer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe alles Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der Zimmer, der Blumen und Früchte Ihres Landhauses an sie, und Sie haben einen unsichtbaren Umgang mit Ihrer Gattin, von dem bloß die Sinne des Gesichtes und Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu dem sie immer spricht."

Der Briefwechsel mit Heckenast gewinnt von nun an immer größere Innigkeit, und der Dichter findet für seine Arbeiten bei dem geistvollen Verleger stets ein reges Verständnis. Bald vergleicht er ihren lebhaften schriftlichen Gedankenaustausch mit jenem von Goethe und Schiller. „Wie haben sich diese zwei Männer gegenseitig gehalten und gefördert, wie waren sie sich Säulen gegen die Gemeinheit der zahlreichen Kläffer gegen sie, deren Namen jetzt niemand mehr kennt. Sie und ich, wir sind keine Schiller und Goethe, aber halten und fördern können wir uns auch." In allen wichtigen Dingen holt der Dichter den Rat des zuverlässigen Freundes ein und findet diesen stets bereit. Aber auch in zahlreichen kleinen Aufmerksamkeiten drückt sich die aufrichtige Zuneigung aus. So sendet Heckenast dem Dichter vortrefflichen Wein aus seinen ungarischen Besitzungen, „für einen armen Poeten fast zu gut!" Auch Zedlitz, mit dem Stifter brüderlich teilt, findet den Trunk ganz köstlich.

Geldangelegenheiten werden von dem Verleger mit vornehmer Gesinnung geordnet, und bei den schwebenden Verrechnungen ergibt der Abschluß für den Dichter gewöhnlich mehr, als er nach seinen eigenen Aufzeichnungen erwarten durfte; trotzdem jammert er, wie kümmerlich ein deutscher Autor gegen einen so schlechten französischen Romanschriftsteller wie Sue gestellt sei und beklagt es, daß das Ergebnis seiner Arbeiten zur Anlage einer Rente nicht hinreiche, welche ihm die volle Unabhängigkeit sichern könnte. Die Sehnsucht nach einer solchen Sicherstellung steigert sich allmählich bis zum Krankhaften; bald wird sein ganzes Sinnen und Trachten davon beherrscht. Er hofft, daß die Romane, die er zu schreiben beabsichtigt, ein Kapital geben, das groß genug ist, um die bisher für seine Dichtungen bezogenen Monatsraten zu ersetzen; alles, was später entsteht, soll dann auch kapitalisiert werden, um die Rente größer zu

machen; ſobald dieſelbe den Betrag von jährlich tauſend Gulden erreicht, will er nur der Ausübung des Schönen leben, weil ſeine „vorwiegend künſtleriſche Natur" ihn gebieteriſch dazu drängt. „Iſt es denn nicht ſchmählich, der dummen Materie willen an Kleinerem kleben zu müſſen und gezwungen zu ſein, das Größere liegen zu laſſen? Ich arbeite ſehr fleißig, ſehne mich aber unausſprechlich nach der Zeit, wo mir eine geſicherte Rente möglich machen wird, ohne Amt zu ſein; ich kann mir leider für jetzt nicht helfen." Da er, wohl mit Recht, fürchten muß, daß die Rente, zu welcher noch gar kein Grund gelegt iſt, unter ſeinen Verhältniſſen, die ihm oft kaum das knappe Auslangen ermöglichen, ſchwerlich in einer ſo kurzen Zeit durch Arbeit errungen werden kann, wie dies zur Verwirklichung ſeiner poetiſchen Pläne nötig wäre, gerät er auf verzweifelte Verſuche, das Glück zu erzwingen. Um ſeine erſehnte „Schöpfungsmuße" ſchneller herbeizuführen, beteiligt er ſich an einer Lotterie-Anleihe mit dem für ihn ſehr erheblichen Betrage von tauſend Gulden, welchen er in Monatsraten bezahlt; freilich kommt er dadurch zunächſt noch mehr ins Gedränge, aber er gibt ſich dafür inbrünſtig den ausſchweifendſten Gewinſthoffnungen hin. Allen Ernſtes ſchreibt er an die ihm befreundete Schweſter des Dichters Eichendorf: „Wir haben uns an der letzten Märzanleihe beteiligt. Am 15. April 1855 gewinne ich 200.000 Gulden, dann baue ich in Ihrem Garten ein Sommerhaus für Sie und uns, ein zweites kleines am Traunſee in Oberöſterreich und eines am Ufer des Adriatiſchen Meeres, um die ruhige See zu ſehen und auch die bei ſchönem Vollmonde unter den jagenden Wolken ſtürmende. Da will ich arbeiten und Gott in ſeinen Werken ſehen und preiſen, und wenn ich längſt im Grabe bin, feuchtet ſich vielleicht noch manches Auge bei einem edleren menſchlichen Gefühl, wenn es über die Worte gleitet, die in jenen Landſitzen geſchrieben wurden; verzeihe mir Gott die Sünde, ich halte ein ſolches Wirken für beſſer, als wenn ich gar der Dalai Lama würde." — Jener ſehnlich erwartete 15. April wird aber für Stifter kein Tag der Freude, ſondern ein Tag bitterer Enttäuſchung. Da die mit ſolcher Zuverſicht gehegte Hoffnung fehlgeſchlagen iſt, zermartert der Dichter ſein Gehirn, um einen anderen Ausweg aus der Knechtſchaft zu finden. Selbſt vor einer Spekulation auf Kursgewinn ſchreckt er in unausgeſetzter Verfolgung des ihn bis zum Wahnſinn folternden Gedankens an die goldene Freiheit nicht zurück; da ihm aber alle Barmittel fehlen, ſo beredet er ſeinen Verleger, das unſichere Geſchäft an ſeiner ſtatt und auf ſeine Rechnung durchzuführen. „Wären Sie ein reicher Mann, ſo ſagte ich: Freund, nimm 10.000 Gulden, kaufe Weſtbahnaktien, laſſe ſie bei Dir liegen, be-

ziehe die Zinsen; ich mache Bücher, und wenn ich um 10.000 Gulden fertig habe, so zahle sie mir in Westbahnaktien nach dem Nominalwerte. In vier Jahren nach der Ausgabe werden diese Papiere vielleicht das Doppelte wert sein. Dann zöge ich sie aus dem Verkehre, legte die erlöste Summe sicher an, und hätte mit meiner Pension, die der Kaiser vielleicht doch auf dem Gnadenwege etwas erhöhte, eine hinlängliche Rente. Ich suchte mir die Umgebung, die ich will, die zur Stimmung paßt und sie erhält — und dann die letzten Kräfte dieses Lebens noch an Werke, die unserem Volke gehören sollten, und die machen sollten, daß es mich auch nach meinem Tode noch ein wenig liebt! — Ich schreibe mich selber in Traurigkeit hinein . . . ."

Heckenast gibt nun dem erstaunt aufhorchenden Dichter einen Beweis edelmütiger Freundschaft und versetzt ihn durch die bereitwillige Ausführung des angeregten Planes in unbeschreibliche Rührung. Stifter und seine Frau werden durch die ausdrücklich zu ihren Gunsten unternommene Handlung auf das tiefste erschüttert. Aber das behagliche Gefühl, fern von Geschäften des niederen Lebens der göttlichen Sendung dienen und dabei doch seine eigene Zukunft, sowie die seiner Frau dauernd gesichert sehen zu können, bleibt dem Dichter versagt.

Statt auf das Doppelte des eingezahlten Betrages zu steigen, gehen die Westbahnaktien unter den Nennwert herab, und als Heckenast nach einigen Jahren die Frage an Stifter richtet, was mit den Papieren zu geschehen habe, muß dieser die traurige Bitte vorbringen, die Aktien zu verkaufen und den Schaden auf seine Rechnung zu stellen. Er tut dies in dem gereizten, verbitterten Tone eines Menschen, der sich abgewöhnt hat, auf die Erfüllung seiner Herzenswünsche zu bauen: „Ich sage Dir aufrichtig, daß ich, da es klar war, daß mit diesen Papieren nie ein Gewinn zu erhoffen ist, geglaubt habe, Du habest sie längst weggegeben. Ich bin eben sehr geschäftsunkundig, und in Geldding en so ungeduldig, daß ich immer froh bin, wenn derlei Sachen so kurz als möglich abgetan sind. So viel tausend Gedanken sind mir im Haupt und Herzen, daß mir Geschäfte als reine Geschäftssache völlig peinigend werden. Darum quäle mich jetzt auch nicht mit der Frage um den Preis des Witiko und der Mappe. Die Frage hat ja jetzt keine praktische Bedeutung, da Du ja ohnehin kein Geld hergeben darfst . . . ."

Die erlittenen Enttäuschungen wirken umso schmerzlicher auf ihn ein, da er mit 1500 Gulden Jahresgehalt „als der Schule angehörig", der schlechtest besoldete Rat ist, und ihm der Gedanke „das lästigste, ja geradezu jede Kunstarbeit tötende Gefühl" erzeugt: „werde ich diesen

Monat mit dem Gelde auskommen?" Dieſe peinliche Lage erfährt eine weitere Verſchlimmerung dadurch, daß ſeine nie beſonders widerſtandsfähige Natur nach und nach immer empfindlicher wird. Im Frühjahre 1853 liegt er drei Wochen lang an einem Katarrhalfieber darnieder, und im Herbſte 1854 ſtellen ſich die erſten Anzeichen eines Nervenleidens ein, das er ſich durch ſeinen unmäßigen Fleiß zugezogen hat; „um mir durch ein kleines Vermögen einen unabhängigen Stand zu gründen, habe ich ſehr fleißig geſchrieben; aber da heuer ganz beſondere Amtsarbeiten ausgebrochen ſind, dürfte ich mich überſchrieben haben; denn ich war zwei Monate (Oktober und November) ſehr leidend an meinen Nerven, und ich habe müſſen ein anderes Syſtem wählen, nämlich die Amtsgeſchäfte kanzleilicher abzutun, was umſo leichter wird, als es ohnehin nichts hilft, wenn ich auch, wie ich bisher tat, mein Herzblut in die Schulmeiſterei ſteckte;" das herabſtimmende Leiden, deſſen eigentliche Natur der Dichter zunächſt nicht erkennt, will nicht weichen, und er iſt gezwungen, ſich im Sommer 1855 für längere Zeit beurlauben zu laſſen, um beim „Jokel Hieſel" in den im bayriſchen Walde am Fuße des Dreiſeſſelberges gelegenen Lakerhäuſern Erholung zu ſuchen; der Landaufenthalt wirkt ſehr wohltätig auf ihn ein, ohne jedoch das Übel gänzlich bannen zu können, zu welchem ſich ſpäterhin noch eine bösartige Grippe geſellt.

In jener trüben Zeit ſcheinen ſich ſelbſt freudige Zufälle für den Dichter in die Quelle von Kümmerniſſen zu verkehren. Zwei junge Mädchen, Luiſe und Joſefine Stifter in Klagenfurt, welche die Schriften ihres großen Namensvetters ſtets mit den Gefühlen der innigſten Verehrung geleſen haben, wenden ſich, von der dankbaren Empfindung durchdrungen, durch den Geiſt dieſer lauterſten Poeſien ſo recht eigentlich erzogen worden zu ſein, mit der Anfrage an den Dichter, ob ſich nicht nach beſtimmten Andeutungen darauf ſchließen laſſe, daß ſie mit ihm nahe verwandt ſeien. Durch die eine ungewöhnlich tiefe Begabung und ein reiches Gemütsleben verratenden Briefe für die zutraulich zu ihm aufblickenden Weſen herzlich eingenommen, läßt Stifter in Oberplan Nachforſchungen anſtellen und iſt hochbeglückt darüber, auf Grund derſelben die beiden Mädchen als leibliche Muhmen begrüßen zu dürfen.

Aber auch dieſe Freude verwandelt ſich bald in Trauer; denn ſchon wenige Monate nach der unerwarteten Entdeckung ſtirbt Luiſe im Alter von zweiundzwanzig Jahren an Gehirnhautentzündung. Da faſt gleichzeitig auch das dreijährige Knäblein ſeines Bruders Anton vom Tode hingerafft wird, iſt der Dichter ganz untröſtlich.

Tief gebeugt wendet er sich an Heckenast: „Mehrere Tage war jede Arbeit unmöglich. Wenn Sie mein von Schmerz übermanntes Herz gesehen hätten, würden Sie es begreifen. Wir liebten das Mädchen wie eine Tochter. Auch Josefine ist ein herrliches Wesen, und nach der Photographie, die man mir von ihr und Luisen schickte, sind beide auch bildschön. Nächstens sende ich Ihnen Josefinens und Luisens Briefe. Sie werden staunen über die Schönheit dieser Herzen! Mich macht es fast stolz, daß in unserer Familie diese Innigkeit und Tiefe liegt. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann, so auch der Großvater Augustin."

Da Josefine aus Gram um ihre Schwester lebensgefährlich erkrankt ist und auch nachher die Spuren eines schweren Gemütsleidens zeigt, beschließt Stifter mit seiner Gattin die Trauernden in Klagenfurt zu besuchen, die geliebte Muhme daselbst abzuholen und sie dauernd in sein Haus aufzunehmen. Zur Zerstreuung, zur Erheiterung und zur Erhebung soll dann die Reise noch etwas weiter nach dem sonnigen Süden, dem nie geschauten Lande seiner steten Sehnsucht ausgedehnt werden. Nach einem wohlerwogenen Plane, bei dessen Entwurf der Dichter schon wochenlang eine stille Freude genießen darf, gelangt die Reise wirklich zur Ausführung. In dem Wagen, welchen Stifter stets zu seinen Dienstreisen benützte, wird die weite Fahrt angetreten und der Weg in kurzen Strecken zurückgelegt, ohne Unruhe und Übereilung, so daß auch Herz und Auge an den herrlichen Naturbildern sich ergötzen können. Er hat sich ja so lange vergeblich nach neuen Eindrücken gesehnt, und sich niemals eine größere Reise gönnen dürfen; selbst eine Fahrt für wenige Tage nach München, nach Nürnberg, nach Dresden oder nach Wien muß er immer wieder aufschieben, so sehr es ihn auch nach diesen Orten zieht, und einen Besuch auf der ungarischen Besitzung Heckenasts in Pilis-Maroth hat er seit vielen Jahren versprochen, ohne ihn jemals ausführen zu können. Lichtlos schwindet der beste Teil seines Lebens dahin, „die goldenen Körner der Stunden rinnen in Staub", und er sitzt Tag für Tag eingekerkert in dem „gehirnzerstörenden Amte". — Nichts kann rührender sein, als die demütige Freude, die sich schon vor Antritt der Fahrt in seinen Briefen ausspricht, und das aufjubelnde Entzücken, das die frohlockenden Worte beschwingt, mit denen er später die genossene Herrlichkeit preist. Es ist ein Jauchzen, als ob jahrelange Dunkelhaft mit der strahlenden Helle des Paradieses vertauscht würde.

„Wir sind am 6. Juni 1857 von Linz abgereist. Wir gingen über Kremsmünster, Spital am Pyhrn, Rottenmann, Leoben, Bruck, Graz, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Adelsberg, Triest, Monfalcone, Udine,

Pontafel, Villach, Klagenfurt, Frieſach, über den Rottenmanner-Tauern, Spital, Kremsmünſter, Linz. Wir blieben neunundzwanzig Tage aus. Mein Sehnen ſeit vielen Jahren iſt in Erfüllung gegangen: ich habe das Meer geſehen. Ich kann mit Worten nicht beſchreiben, wie groß die Empfindung war, welche ich hatte. Alle Dinge, welche ich bisher von der Erde geſehen hatte, Alpen, Wälder, Ebenen, Gletſcher, verſinken zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Ich hatte eine ſo tiefe Empfindung, wie ich ſie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte. Zwei Stunden des frühen Morgens am 20. Juni blieb ich auf einem Hügel bei Optſchina ſitzen, und ich ſah nur das tief unter meinen Füßen liegende Meer. Wie groß iſt Gott, wie herrlich iſt ſeine Welt! Auch die nächſten Tage oft ſtundenlang fort am Strande des Meeres ſtehend, konnte ich nicht ſatt werden, dasſelbe zu betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß das Meer ſo lieblich ſein könne. Jeden Tag, jede Stunde war es anders, und immer herrlich. In Farben wie lichter Smaragd, wie leuchtender Azur, wie tiefes Ultramarin, ja wie ein Panzer mit lauter Silberſchuppen ſpielte es vor mir, je nachdem die Sonne es ſtreifte, eine mit Wolken geſtickte oder ganz reine Kuppel über ihm ſtand, je nachdem der Himmel am Morgen in tiefer Bläue ruhte, oder am Nachmittage in faſt weißer Hitze glühte. Nach dem Sternenhimmel iſt das größte und ſchönſte, was Gott erſchaffen hat, das Meer. — Am 21. Nachmittags ſah ich ein Gewitter im Weſten aus dem Meere emporſteigen. Die Wolken ſtanden ſenkrecht wie ſchwindelnd hohe Berge an ſeinem fernen Rande. Gegen acht Uhr begann das Blitzen, welches ſich ſpiegelte, daß Himmel und Meer ein einziges Feuer waren und die Unzahl der Schiffe einen Augenblick im Leeren hing. Dabei war atemloſe Stille. Um elf Uhr kam der Sturm und das Gewitter war über unſeren Häuptern. Leider konnte ich der Finſternis halber das Schäumen des Meeres nicht ſehen, ſondern nur hören. Ebenſo hörten wir das Rufen der Schiffleute in den Tauen, das zeitweilige Läuten von Schiffglocken, das Raſſeln der Ketten der herabgelaſſenen Notanker und mitunter einen Kanonenſchuß. Es ſollen drei Schiffe von ihren Ketten geriſſen, aber von Dampfern wieder eingebracht worden ſein. Von Unglücken auf der weiteren See verlautete nichts. Am nächſten Tage war das Meer bewegt. Die ſchönen, rötlich ſchimmernden Steinküſten von Muggia, Capodiſtria, Pirano, dann der grauliche öde Karſt hoben ſich reizend von der dunkelblauen, gedehnten beweglichen Fläche, und die zahlreichen Segel zogen umſo leuchtender, von gelegentlichen Strahlen getroffen, über ihre dunkle Unterlage. Wolken breiteten wandelnde Schatten

über das Schauspiel. Gegen Nachmittag beruhigten sich Himmel und Wasser. Kaum minder als das „ewige Meer" (wie Homer sagt) ergriff mich das Treiben der Menschen und das Betrachten eines Volkes, das so merkwürdig ist und eine so große Geschichte hinter sich hat. Ich habe nur ein Stückchen Italien gesehen, und dieses mir bisher fremd gebliebene Betrachten eines so ganz anderen Volkes, als des deutschen, hat mich ganz neu und mächtig erregt. Die unteren Klassen wirkten eigentümlich auf mich ein, ich widmete ihnen große Aufmerksamkeit, so daß ich jetzt manches begreife, was mir bisher unerklärlich war. Die italienische Musik ist mir klar und hat ihre Berechtigung und ihren Ursprung im Volke.

Auf der Ebene von Udine ist ein prächtiger Menschenschlag, besonders herrliche junge Männer wie antike Gestalten. Dazu die goldenen Weizenfelder, begrenzt von Alleen von Pappeln, Maulbeeren, Feigen, übersponnen mit dem grünen Gitter der aus den Halmen hervorragenden Rebenstämme, die sich ihre Gehänge zusenden, ausgesäete Landhäuser und Ortschaften, alles geschmeichelt von einem milden Klima, und im Norden in großen Bogen die Tiroler, Kärntner und Krainer Alpen, duftig, von der Sonne beleuchtet, und manches Haupt mit Schnee bedeckt.

Lieber, teurer Freund! Bei diesem kleinen Vorgeschmacke war es mir oft, als müßten mir heiße Tränen hervorbrechen, daß ich so alt geworden bin und das nicht gesehen habe. Goethe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male und dann öfter nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen .... Ich bin durch das Meer und durch die Eindrücke eines fremden Volkes noch einmal so reich geworden, als ich es bisher war. Aber gerade dieser Anfang zeigte mir, wie arm ich noch bin. Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner. Selbst den „Nachsommer", so deutsch er ist, hätte ich anders gemacht, wenn ich ihn nach dieser Reise geschrieben hätte. Über eine Woche nach meiner Rückkehr war ich wie trunken. Wie müßte es schön sein, ein Werk auf einer solchen, aber großen und langsamen Reise zu dichten ...."

Diese Wagenfahrt mit ihren schönen und gewaltigen Eindrücken war ein Lichtblick in dem einförmigen Leben des Dichters; aber schon vor diesem Ereignis war seine Abgeschiedenheit erhellt worden durch die Freude über die Vermählung unseres von dem wahrhaft patriotischen Dichter innig verehrten Kaisers. Mit Begeisterung nahm er teil an den Sitzungen einer Kommission, welche über die Anordnung der Feierlichkeiten zu beraten hatte, die in Linz zum Empfange „der allerliebsten aller Kaiser-

bräute" veranstaltet wurden; für die würdige Auszierung der Außenseite seiner Wohnung bot er alles auf, was seine Kräfte vermochten; zu dem „Frühlingsalbum", welches Heliodor Truska „zur Feier der Vermählung des Kaisers Franz Josef I. mit Elisabeth, Herzogin in Bayern, zu Wien am 24. April 1854" herausgab, und welchem als Mitarbeiter Grillparzer, Hebbel, Ebert, Julius von der Traun, J. G. Seidl, ja fast alle irgendwie namhaften österreichischen Schriftsteller der damaligen Zeit angehörten, lieferte er folgenden schönen, auf die kaiserliche Hochzeit bezüglichen Beitrag, welchen Aprent seltsamerweise in die „Vermischten Schriften" nicht aufgenommen hat.

„Menschliches Gut.

Es war einmal ein Mann, der alles hatte, was das Herz des Menschen begehren kann. Die Himmlischen hatten ihn mit Jugend, Schönheit und Kraft des Körpers geziert, sie hatten die Größe des Geistes in sein Haupt gelegt, Gott hat ihm Macht und großen Reichtum anvertraut und ihm das Schicksal vieler Menschen in die Hände gegeben. Er leitete dieses Schicksal so, daß ihm die Liebe aller Herzen entgegenkam und er verwendete den Reichtum zum Guten, daß der Dank vieltausendfältig zu ihm empor stieg. Da er die Liebe der Menschen hatte; da alles Volk begeistert war und jubelte, wenn er sich zeigte; da im Wollen und Vollbringen die ebene spiegelnde Bahn vor ihm lag; da die Dinge der Welt sich vor ihm auftaten und sich ihm hingaben — da er alles hatte, da das Glück in vollem Umfange sein war: gewann er doch noch etwas, ein anscheinend kleines — das einzige Herz eines Menschen; er gewann es so, daß das Herz keine Freude kannte, als die seine, daß es kein Glück für dasselbe gab, als das seine, daß es aufhörte, selber zu bestehen und fortan nur in ihm bestand. Er gab sich auch dem Herzen so, daß dessen Glück sein eigenes war, daß dessen Freude seine eigene war, daß er ihm alles, alles hätte geben mögen, um nur seine Schönheit und seine Güte zu belohnen. Da er dieses Herz in seine Wohnung eingeführt, da es abgeschlossen von den vielen tausend Menschen und Dingen dieser Welt mit ihm allein in dem Gemache war, welches für alle Zeit des Lebens ihr gemeinschaftliches sein sollte, da sagte der Mann: Die Dinge der Welt, die Macht, die Neigung von tausend und tausend Herzen zu mir haben mir das Glück gegeben; dieses eine Herz, dieses einzige Herz gibt mir die Seligkeit."

Man kann diese schönen Worte nicht ohne Rührung lesen. Der Dichter offenbart darin ein warmes, aufrichtiges, echt menschliches Gefühl,

und es kann nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß er die ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe seines unverbrüchlich ergebenen Herzens geholt hat. Ein freisinniger Denker, der, wie Hunderte seiner Aussprüche beweisen, Würden und ererbte Vorrechte gelten ließ, ohne sich selbst darum in den Staub zu beugen, und kleinlichem Ehrgeiz niemals verfallen, konnte er nicht aus Wohldienerei anteilvolle Bewegung heucheln, um mit gut berechneten Worten gnädigst geneigte Gesinnungen zu erjagen. Auf die Ehrlichkeit dessen, was er sagte oder schrieb, konnte man sich ruhig verlassen; er war im untersten Grunde, wie er sich sichtbarlich gab: ein durchaus zuverlässiger Altösterreicher, frommgläubig, kaisertreu, ein begeisterter Sohn seines Vaterlandes, dabei aber doch von strammer Haltung und völlig frei von jener ersterbenden Unterwürfigkeit, die ihm stets als eine erbärmliche Verleugnung der Menschenwürde erschienen ist.

Irdischen Ruhm und Auszeichnung im Staate hielt er für etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach „nur einem niederstehenden Geiste" zukommt, ja, die den höchsten Staatsstellen anklebende Ehre betrachtet er als ein Spielzeug für Schwache, — „ich ginge nach diesen Dingen nicht; Machtbewußtsein nährt nur Menschen, die eben eine andere Macht in ihrem Herzen nicht haben" — und als ihm vom Kaiser im Jahre 1850 die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und im Jahre 1854 das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens verliehen wurde, freute ihn diese Auszeichnung um des Kaisers willen, weil dieser dadurch bewies, daß er „die höchsten Mächte des Lebens: Kunst und Wissenschaft, erkennt und ehrt", und um der Dichtkunst willen, welcher die Anerkennung doch eigentlich gegolten habe; er selbst fand immer den schönsten Lohn, den er erwarten durfte, darin, daß seine „gutgemeinten Worte" bei edlen Menschen „das süße Naß" in die Augen treiben; „wenn ein geringes Korn von Innerlichkeit, Würde, Reinheit in meinen Schriften liegt, so habe ich es Gott, nicht mir zu danken".

Diese hohe Gesinnung äußerte sich auch, als er am 1. September 1854 in Ischl zur kaiserlichen Tafel geladen wurde. Von der Kaiserin, von ihrer Mutter und vom Erzherzog Franz Karl auf das freundlichste aufgenommen, war er bestrebt, in dem glänzenden Kreise, der ihn umgab, bloß das rein Menschliche auf sich wirken zu lassen. Einen unvergeßlichen Eindruck machte ihm die Obersthofmeisterin der Kaiserin, die ebenso verständige als gemütvolle Gräfin Esterhazy. „Seit dem Tode der Fürstin Anna Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, hat keine Frau so einnehmend auf meinen Geist und mein Herz gewirkt. Alles tiefe Gefühl

für Hohes und Schönes, das so lebhaft in mir selber wohnt, sah ich hier ausgedrückt in der Gestalt einfacher weiblicher Würde und vollendeter, beruhigter, geistiger Gestalt. Ich glaube, daß die junge Kaiserin, deren zu innigster Verehrung hinziehende Gestalt der Ausdruck höchster Reinheit ist, bei dieser Frau sich in den besten Händen befindet. Die Mutter der Kaiserin sprach an beiden Tagen länger und sehr freundlich mit mir über meine Schriften. Sonderbar ist es, daß ich gegen die Kaiserin, die doch so gut und lieblich und einfach ist, am schüchternsten war; ich glaube, die vollendetste Jungfräulichkeit, die sich in ihrem Wesen ausspricht, ist es, was so auf mich wirkte. Die ganze Art, wie man sich in diesem Kreise benimmt, hat etwas sehr Einfaches, Reines, Edles, was mir außerordentlich gefällt. Möge Gott unserem Kaiser dieses Kleinod des Familienglückes erhalten; es ist das größte äußere Glück des Lebens (das innere gibt der Charakter), ein Glück, das sich nicht einmal ein Kaiser zu geben vermag, der es auch von dem Himmel empfangen muß, wie wir alle . . . ."

Die Veranstaltung der Kaiserfeste gab dem Dichter Gelegenheit, für den aufstrebenden, hochbegabten Bildhauer Johann Rint erfolgreich einzutreten. Derselbe wohnte in Linz und konnte sich lange Zeit hindurch schon aus dem Grunde nicht recht zur Geltung bringen, als in der kleinen Stadt an namhaften Aufträgen begreiflicherweise kein Überfluß war. Stifter, dem es, wie er wiederholt bewies, die innigste Herzensfreude bereitete, ringenden Talenten zu Hilfe zu kommen, erkannte bald die Bedeutung des tüchtigen Mannes und war nun eifrigst bemüht, demselben einen festen Boden zu sichern. Er machte nicht nur selbst kleine Bestellungen auf Schnitzarbeiten und vermittelte gelegentlich einen größeren Auftrag für Heckenast, sondern er trachtete auch, den Künstler in Hofkreisen bekannt zu machen und ihm Staatsaufträge zuzuführen. Auf Anraten des Dichters und genau nach dessen Angaben verfertigte Rint einen herrlich geschnitzten Kaiserbecher mit reichem figuralen Schmucke, Szenen aus der habsburgischen Geschichte darstellend. Stifter, welcher dem Empfangskomitee angehörte, veranlaßte, daß dem kaiserlichen Paare nach der Ankunft in Linz in dem Prunkpokal ein Willkommenstrunk kredenzt wurde; einige Tage danach veröffentlichte er einen Zeitungsartikel, in welchem die Empfangsfeierlichkeiten geschildert wurden, wobei auch des Bechers in besonderer Weise Erwähnung geschah. Die nächste Folge war, daß Rint eine beträchtliche Anzahl von Aufträgen erhielt und dadurch in gesicherte Stellung kam. Eine große Genugtuung aber gewährte es dem Dichter, daß es ihm in seiner Stellung als Konservator für Kunst- und Baudenkmale in Oberösterreich gelang, die Berufung Rints zur Wieder-

herſtellung des berühmten Kefermarkter Altares durchzuſetzen. Eine aus dem Jahre 1853 ſtammende, ſehr eingehende Beſchreibung dieſes ſchönen, mittelalterlichen Kunſtwerkes befindet ſich in Stifters „Vermiſchten Schriften".

Wie ernſtlich es dem Dichter um die Förderung Rints zu tun war, geht aus ſeinen eigenen Worten hervor: „Es iſt faſt mit Gott zu hadern, daß er mir nicht irgendwo mehrere Millionen zufallen läßt, ich würde dieſem Manne helfen — natürlich vielen anderen auch — wenigſtens den Verſuch machen, ob er nicht ein Meiſterwerk zu ſtande brächte. Wir beraten über einen lebensgroßen Moſes . . . aber woher den Fond, um drei Jahre ungeſtört modellieren und ſchnitzen zu können?"

Der „Stifterpokal".
Geſchnitzt von Johann Rint. Beſitzer: Philipp Stifter in Oberplan.

Rint bewahrte dem Dichter ſtets eine dankbare Geſinnung und machte demſelben einen kunſtvoll ausgeführten Becher zum Geſchenke, welcher ſich gegenwärtig im Beſitze des Herrn Philipp Stifter in Oberplan befindet. Die Rundſchrift auf dieſem Pokale lautet: „Nehmen Sie es auf mit Güte, was ein dankerfüllt Gemüte Ihnen darzubringen wagt!"

In der Wiederherſtellung des Kefermarkter Altars fand Stifter einen willkommenen Anlaß, um auch einem anderen von ihm ſehr geſchätzten Künſtler, dem Kupferſtecher Axmann, eine nach ſeiner Anſicht dankbare Arbeit zuzuwenden. Er ſchrieb an dieſen im Juli 1855: „Der Altar iſt bis auf den Fuß fertig. Vielleicht ſende ich Dir eine Photographie, wenn hier einer eine zuwege bringt, daß Du vorläufig einen Begriff bekommſt. Wie hoch der Stich käme, wirſt Du dann auch beiläufig ſagen können. Der Altar iſt jetzt unbeſchreiblich ſchön."

* * *

Im Herbſte des Jahres 1857 vollendete Stifter den „Nachſommer". Die dieſer dreibändigen Erzählung zu Grunde liegende Idee hat den Dichter ſchon ſehr früh beſchäftigt, nur iſt ſie, immer neben weittragenden Plänen zu großen Geſchichtsromanen ſtill fortwirkend, mannigfachen Änderungen unterworfen geweſen. Andeutungen über das Weſen der Hauptfigur, welche zuerſt als „alter Hofmeiſter", dann als „alter Vogelfreund" bezeichnet wird, finden ſich ſchon ſeit 1848 unter den Aufſchreibungen Stifters. Während aber früher nur immer von einer kleinen Erzählung die Rede iſt, die zur Vervollſtändigung der „bunten Steine" verwendet werden könnte, iſt der Dichter im Juni 1852 mit ſich ſchon ſo weit im reinen, den Stoff zu einem zweibändigen Romane ausgeſtalten zu wollen, welcher „die zarteſte, reinſte und heißeſte Liebe mit Glutfarben ſchildern ſoll". Der weiche, ein ſanftes Gefühlsleben in ſich bergende Stoff verſtattet dem Dichter das ihm ſo ſehr zuſagende ſtille und innige Verſenken in die Arbeit, welcher er ſich mit vollem Eifer hingibt; zu Anfang des Jahres 1853 läßt er bereits durch Heckenaſt bei Geiger die Figur der milden und liebreichen alten Frau als Titelbild zum zweiten Bande des „Vogelfreundes" beſtellen und ſechs Monate ſpäter kann er dem Verleger berichten, daß das Buch, welches er gerne „Nachſommer" nennen möchte, in den Hauptumriſſen fertig vorliegt. Er will dem Freunde das Manuſkript zum Leſen ſchicken, jedoch mit der Bedingung, daß es erſt nach dem hiſtoriſchen Romane „Zaweſch" herausgegeben werde, zu welchem die der Geſchichte der Roſenberger gewidmeten Vorarbeiten nach ſeiner Angabe ſchon weit gediehen ſind. In dieſer Abſicht beſtärkt ihn der beſtändige Vorwurf der Kritiker, daß er nichts Mächtiges und Tragiſches geſtalten könne. „Nachdem Dichtungen in jetziger Zeit ganz andere Motive bringen müſſen, als vor den Märztagen, ſo werfe ich mich ganz auf den hiſtoriſchen Roman der Ottokarzeit, die gewalttätig und groß war. Der Roman ſoll des Tragiſchen, das die Gegner fordern, ſchon genug enthalten und eine Antwort auf die Anſchuldigung ſein. Mein Gedanke war, den „Nachſommer" in ſeiner Geſtalt liegen zu laſſen, bis „Zaweſch" (3 Bände) fertig iſt, den „Zaweſch" herauszugeben, und dann die letzte Feile an den mittlerweile nur etwas ferner gerückten, alſo überſchaulicheren „Nachſommer" zu legen; ich gehe jetzt nicht gerne an die Ausfeilung des Nachſommers, weil ich das andere, in das ich mich hineingearbeitet habe, liegen laſſen muß." Da aber der Verleger, welcher ſchon eine nicht unbeträchtliche Summe an Vorſchüſſen für die zu erhoffende Arbeit ausbezahlt hat, ungeduldig zu werden beginnt, ſo entſchließt ſich Stifter, dem die Bearbeitung des geſchichtlichen Stoffes nicht ſo raſch

gelingt, als er gehofft hatte, den Nachsommer doch vor den Rosenbergern drucken zu lassen. Gleichzeitig spricht er die Erwartung aus, daß im Sommer 1855 die Drucklegung werde beginnen können; daran war nun bei der langsamen Art des Dichters, seinen Werken die letzte Gestalt zu geben, nicht zu denken, umsomehr als er bald darauf durch eine Erkrankung an der Fortsetzung der Arbeit verhindert wurde. Kaum wiederhergestellt, geht er mit verdoppeltem Eifer ans Werk. „Ich kann sechs Stunden dabei sitzen, ohne zu ermüden, und allemal ist es mir unangenehm, daß die gegebene Zeit vorüber ist, und ich aufstehen muß. Diese Liebe aber und diese Wärme, welche, wie ich meine, sich auch dem Buche mitteilen dürfte, daß es reiner, edler, künstlerisch abgerundeter wird, geht sogleich verloren, sobald ich Teile hinter mir weiß, die nichts taugen. Ich arbeite es daher aus, so gut ich kann, und das macht, daß manches Blatt zwei- bis dreimal geändert und neu geschrieben wird. Ich habe noch an keinem Werke mit solcher Wärme gearbeitet; es gefällt mir nämlich das Buch in der Korrektur, was mir noch nie geschah. Den „Witiko" sperrte ich in das Burgverließ, von wo er das Licht des Tages nicht eher erblicken soll, bis der letzte Bogen Nachsommer abgeht." Wie nie zuvor arbeitet nun Stifter mit einer zur Verzückung gesteigerten inbrünstigen Andacht an diesem Buche, es wird seinem Herzen immer teurer, je weiter es vorwärts schreitet, und er nennt die Tagesstunden, welche der Fortsetzung desselben gewidmet sind, seine schönsten; immer erhebt und begeistert ihn das Gefühl, etwas zu „dichten", nicht zu „machen". Seine Befriedigung wächst zu stolzem Selbstbewußtsein an, als er später einen größeren Teil der Arbeit im Zusammenhange überblicken kann, und er ruft freudig aus: „Ich glaube, daß das Buch eine Tiefe haben soll, die in neuer Zeit nur von Goethe übertroffen ist." — Bald ist er so ergriffen von der Größe und von der Anmut seiner Gestalten, daß er in seinen Gedanken für nichts anderes mehr Raum hat; er kann sich von seinen geliebten Schriften nicht mehr trennen und nimmt sie regelmäßig auf seine Amtsfahrten mit. „Ich reise in diesem Winter viel im Schlitten herum. Meiner Gattin mußte ich das Wort geben, nicht in der Finsternis zu fahren. Ich bin daher immer um fünf Uhr an Ort und Stelle. Da wird ein Zimmer geheizt, und ich gebe Befehl, mich bis neun Uhr nicht zu stören. Da steht der Tisch beim Ofen, und ich schreibe Poesien. Das ist unendlich lieblich. Der Schluß des zweiten Bandes wurde in Steyer gefeilt." — Die Veränderungen wachsen ihm aber auch jetzt, so sehr ihm das Buch im ganzen gefällt, ins ungeheure. Wiederholt muß er das bis zur Unleserlichkeit verstrichene Manuskript ins reine schreiben

und wenn der umbrochene, fertig korrigierte Satz schon zum Druck der Auflage bereitgestellt ist, beschwört er den Setzer, ihm noch eine kurze Frist zu gönnen; „es ist ohnehin eine Höllenarbeit, wenn man neuen Text macht, und ihn auszählen muß, daß er in den ausgeräumten Raum paßt." Die Verbesserungen gehen aus dem Bestreben hervor, die Form bis zur äußersten Klarheit, Ruhe und Glätte abzuschleifen; als Ideal schwebt ihm dabei die Einfachheit der Antike vor. „Viele, besonders moderne Leser, werden verblüfft sein, denn es sind die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden; ich muß gestehen, daß ich sie verachte." — Am stärksten fühlt er sich zu einem durchgreifenden Umformen des Textes angeregt, als er von seiner Reise nach dem Süden zurückkommt; denn er bemerkt, daß viele Bogen „durch den Einfluß des Amtes und der hiesigen Versumpfung matt und leer waren".

Endlich, am 12. September 1857, fast zehn Jahre nach dem Beginn des ersten Entwurfes, kann der Dichter den tröstenden Bericht an Heckenast absenden: „Heute um zwölf Uhr habe ich das letzte Wort des Nachsommers niedergeschrieben. Das war ein Stück Arbeit! Der dritte Band ist so stark, wo nicht stärker, als der erste, und ich glaube, es gibt Zeugnis für die organische Anlage des Werkes, daß ich nicht enden konnte, bis es eben aus war. Wie wenn jemand einen Turm baut, der verjüngt in eine Spitze ausläuft — er kann nicht eher enden, als bis die Spitze da ist. — Ich bin begierig, ob Sie dem Werke die Frische nach der Reise anmerken. — Jetzt tue ich acht Tage nichts, als grüne Bäume anschauen."

Der Aufbau dieser patriarchalischen Dichtung ist sparsam zusammengehalten, leise und sehr behutsam entwickeln sich die Situationen und Charaktere. Alles romanhafte ist mit enthaltsamer Strenge vermieden, jedes noch so unschuldige Mittel fesselnder oder effektvoller Darstellung grundsätzlich verschmäht. Mit puritanischem Gleichmute und herber Einfachheit handeln die unbegreiflich leidenschaftslosen Personen, puritanisch ist der Zuschnitt der Erzählung selbst.

Wohlwollen, Herzensgüte, Sitteneinfalt, ruhige Charaktergröße, Unwandelbarkeit, Naturliebe, Kunstbegeisterung — das sind die einzelnen Züge, welche Stifter im „Nachsommer" zu einer Apotheose des Alters ausgestaltet hat. Unter einem tiefen Frieden schlummern alle Leidenschaften, die schon halb abgeblühten und die erst knospenden; in der ganzen Erzählung ist außer der Jugendgeschichte des Freiherrn, welche in ihrem lebhafteren Pulsieren an die schönsten Stellen aus den „Studien" erinnert, keine einzige stärkere Erregung anzutreffen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" — dieses Wort ist an den Personen des Nachsommers buch-

ſtäblich wahr geworden. Es konnte in dieſem dichteriſchen Gewebe zu keinem inneren Konflikte kommen, weil die Hochherzigkeit der einander mit der äußerſten Schonung begegnenden Charaktere einen ſolchen nicht zuließ.

„Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen," ſagt Stifter ſelbſt von ſeiner Dichtung, „und zwar in ſeiner Vollendung und zum Überblicke entfaltet daliegend in Riſach und Mathilden, zum Teile auch im Kaufmann und ſeiner Frau, ſelbſt etwas auch in Euſtach und ſogar dem Gärtner, in ſeiner Entwicklung begriffen und an jenem vollendeten Leben reifend, in dem jungen Naturforſcher, in Natalie, Roland, Klotilde, Guſtav. Dieſes tiefere Leben ſoll getragen ſein durch die irdiſchen Grundlagen bürgerlicher Geſchäfte, der Landwirtſchaft, des Gemeinnutzens und der Wiſſenſchaft, und dann der überirdiſchen der Kunſt, der Sitte und eines Blickes, der von reiner Menſchlichkeit geleitet, oder von Religion geführt, höher geht als bloß nach eigentlichen Geſchäften (welche ihm allerdings Mittel ſind) Staatsumwälzungen und anderen Kräften, welche das mechaniſche Leben treiben. Das gewöhnliche Leben, und zwar nicht gerade ein geringes, iſt im Jughofe, in den Geſellſchaften der Stadt und im Beſuche im Sternenhofe angedeutet. Riſach hatte ſich emporkämpfen müſſen, dort, wo er und Mathilde fehlten, wo ſie Schwächen hatten, mußten ſie ſühnen, und zwar gerade, weil ſie beſſere Menſchen waren, tiefer faſt mit ihrem irdiſchen Lebensglücke ſühnen, als andere, wofür aber auch der Lohn ihres Lebens im Alter höher war als bei anderen, bei denen es, wie bei Steinen, nicht Sühne und nicht Lohn gibt. Wer das Buch von dieſem Punkte nimmt, der wird den Gang, wenn er mir menſchliche Schwächen verzeiht, ziemlich ſtrenge und durchdacht finden. Die Geſpräche über Kunſt und Leben ſind dann Äußerungen des Charakters Riſachs, des Kaufmannes, Mathildens und der Kaufmannsfrau, und ſie ſind Bildungsmittel für die jüngeren, edleren Kräfte, die im Buche vor uns bis auf eine gewiſſe Stufe erzogen werden. Wer das nicht ſieht und nicht ſehen lernt, ſondern eine Heiratsgeſchichte lieſt und hiebei rückwärts eine veraltete Liebesgeſchichte erfährt, der weiß ſich mit dem Buche ganz und gar nicht zu helfen und muß endlich den Autor bedauern . . ."

Heinrich, der Held, den uns Stifter im „Nachſommer" vorführt, ſtammt aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, deren Wohnung und Häuslichkeit uns im erſten Kapitel geſchildert wird. Der junge Mann hegt die Abſicht, ſich zum Naturforſcher auszubilden, er macht Studien über die Beſchaffenheit der Erdoberfläche, unternimmt Ausflüge und kleinere Reiſen, um aus eigener Anſchauung einen tieferen Einblick in die

Geſetze der Erdbildung und in die Lagerungen der Geſteinmaſſen zu erlangen und ſucht in ſolcher Weiſe den Geheimniſſen der Schöpfungsgeſchichte nachzuſpüren, deren Ahnung ihn mit einem heiligen Schauer erfüllt. Auf einer ſeiner einſamen Gebirgsreiſen begriffen, treibt ihn die Furcht vor einem nahenden Gewitter in dem alleinſtehenden Aſperhofe Schutz zu erbitten. Die Aufnahme wird ihm gewährt, und obzwar das erwartete Unwetter nicht eintrifft, bietet der Beſitzer des Hofes, welcher Heinrich nach einem kurzen Gedankenaustauſche liebgewinnt, dieſem ein Nachtlager an. Der Jüngling, welcher dem Hauſe ſeiner ausgezeichnet ſchönen Roſen wegen den Namen „Roſenhaus" beilegt, ſchildert uns nun — auch der „Nachſommer" iſt gleich der Mehrzahl von Stifters Schriften eine Icherzählung — die Anlage und Beſchaffenheit des Gebäudes, die Vorzüge ſeiner in künſtleriſchem Geiſte zuſammengeſtellten Einrichtung, ſeinen Reichtum an auserleſenen Büchern, koſtbaren Gemälden, ſeltenen Kupferſtichen und vorzüglichen Marmorarbeiten, indem er dabei vergleichend der herrlichen Sammlungen gedenkt, welche er in ſeinem Vaterhauſe ſo oft zu bewundern Gelegenheit hatte, ohne jedoch bei ſeiner Jugend zu einem vollen Verſtändniſſe derſelben gelangen zu können. Die erläuternden Bemerkungen ſeines würdevollen, greiſen Gaſtfreundes laſſen ihn hier zum erſten Male die Wonnen eines durch die Segnungen der Kunſt geadelten, verfeinerten Lebensgenuſſes ahnen. Einen nicht minder mächtigen Eindruck gewährt ihm die Durchwanderung der landwirtſchaftlichen Anlagen, welche, eine ungewöhnliche Pflege verratend, das Haus rings mit Fruchtbarkeit umgeben. Wie ſehr der Dichter mit dem Aufwande der äußerſten Gründlichkeit beſtrebt iſt, den Leſer auf dem Schauplatze völlig heimiſch zu machen, möge die nachfolgende Stelle beweiſen: „Ein Umblick überzeugte mich ſogleich, daß der Garten hinter dem Hauſe ſehr groß ſei. Es war aber kein Garten, wie man ſie gerne hinter und neben den Landhäuſern der Städter anlegt, nämlich, daß man unfruchtbare oder höchſtens Zierfrüchte tragende Gebüſche und Bäume pflegt und zwiſchen ihnen Raſen und Sandwege oder einige Blumenhügel oder Blumenkreiſe herrichtet, ſondern es war ein Garten, der mich an den meiner Eltern bei dem Vorſtadthauſe erinnerte. Es war da eine weitläufige Anlage von Obſtbäumen, die aber hinlänglich Raum ließen, daß fruchtbare oder auch nur zum Blühen beſtimmte Geſträuche dazwiſchen ſtehen konnten und daß Gemüſe und Blumen vollſtändig zu gedeihen vermochten. Was zur Roſenzeit blühen konnte, blühte und duftete. Nahe bei dem Hauſe befand ſich ein Gewächshaus. Es zeigte uns aber gegen den Weg, auf dem wir gingen, nicht ſeine Länge, ſondern ſeine Breite hin. Auch dieſe Breite,

welche teilweiſe Gebüſche deckten, war mit Roſen bekleidet und ſah aus wie ein Roſenhäuschen im Kleinen. Auch im Garten waren die Roſen beinahe herrſchend. Entweder ſtand hie und da auf einem geeigneten Platze ein einzelnes Bäumchen, oder es waren Hecken nach gewiſſen Richtungen angelegt, oder es zeigten ſich Abteilungen, wo ſie gute Verhältniſſe zum Gedeihen fanden und ſich dem Auge angenehm darſtellen konnten. Eine Gruppe von ſehr dunklen, faſt violetten Roſen war mit einem eigenen zierlichen Gitter umgeben, um ſie auszuzeichnen oder zu ſchützen. Alle Blumen waren, wie die vor dem Hauſe, beſonders rein und klar entwickelt, ſogar die verblühenden erſchienen in ihren Blättern noch kraftvoll und geſund.

Es waren außer den Roſen noch andere Blumen im Garten. Ganze Beete von Aurikeln ſtanden an ſchattigen Orten. Sie waren wohl längſt verblüht, aber ihre ſtarken, grünen Blätter zeigten, daß ſie in guter Pflege waren. Hie und da ſtand eine Lilie an einer einſamen Stelle, und wohlentwickelte Nelken prangten in Töpfen auf einem eigenen Schragen, an dem Vorrichtungen angebracht waren, die Blumen vor Sonne zu bewahren. Sie waren noch nicht aufgeblüht, aber die Knoſpen waren weit vorgerückt und ließen treffliche Blumen ahnen. Sonſt waren die gewöhnlichen Gartenblumen da, teils in Beeten, teils auf kleinen abgeſonderten Plätzen, teils als Einfaſſungen. Beſonders ſchien ſich auch die Levkoie einer Vorliebe zu erfreuen, denn ſie ſtand in großer Anzahl und Schönheit, ſowie in vielen Arten da. Ihr Duft ging wohltuend durch die Lüfte. — Die Gemüſe nahmen die weiten und größeren Räume ein. Zwiſchen ihnen und an ihren Seiten liefen Anpflanzungen von Erdbeeren. Sie ſchienen beſonders gehegt, waren häufig aufgebunden und hatten Blechtäfelchen zwiſchen ſich, auf denen die Namen ſtanden. Die Obſtbäume waren durch den ganzen Garten verteilt; wir gingen an vielen vorüber. Auch an ihnen, beſonders aber an den zahlreichen Zwergbäumen, ſah ich weiße Täfelchen mit Namen. — Hinter dem Garten fingen Felder an, auf denen die verſchiedenſten Getreide ſtanden. Zwiſchen dem Getreide lief ein Fußpfad durch. — Die Felder von dem Kirſchbaume gegen Sonnenuntergang hin bis zu der erſten Zeile von Obſtbäumen ſind unſer, ſagte mein Begleiter. Die wir von dem Kirſchbaume bis hieher durchwandert haben, gehören auch uns. Sie gehen noch bis zu jenen langen Gebäuden, die Ihr da unten ſeht, welche unſere Wirtſchaftsgebäude ſind. Gegen Mitternacht erſtrecken ſie ſich, wenn Ihr umſehen wollt, bis zu jenen Wieſen mit den Erlenbüſchen. Die Wieſen gehören auch uns und machen dort die Grenze unſerer Beſitzungen. Im Mittag gehören die

Felder uns bis zur Einfriedigung von Weißdorn, wo Ihr die Straße verlaſſen habt. Ihr könnt alſo ſehen, daß ein nicht ganz geringer Teil dieſes Hügels von unſerem Eigentume bedeckt iſt. Wir ſind von dieſem Eigentume umringt wie von einem Freunde, der nie wankt und nicht die Treue bricht. — Es iſt ein geſegnetes, ein von Gott beglücktes Land. — Land und Halm iſt eine Wohltat Gottes. Es iſt unglaublich, und der Menſch bedenkt es kaum, welch ein unermeßlicher Wert in dieſen Gräſern iſt. Laßt ſie einmal von unſerem Erdteile verſchwinden und wir verſchmachten bei allem unſerem ſonſtigen Reichtum vor Hunger. Die ruhige Verbrauchung und Erzeugung zieht eine unermeßliche Kette durch die Menſchheit in den Jahrhunderten und Jahrtauſenden. Überall, wo Völker mit beſtimmten geſchichtlichen Zeichnungen auftreten und vernünftige Staatseinrichtungen haben, finden wir ſie ſchon zugleich mit dem Getreide, und wo der Hirte in lockeren Geſellſchaftsbanden, aber vereint mit ſeiner Herde lebt, da ſind es zwar nicht die Getreide, die ihn nähren, aber doch ihre geringeren Verwandten, die Gräſer, die ſein ebenfalls geringeres Daſein erhalten."

Dieſe Stelle iſt überaus bezeichnend für die Schreibart des ganzen Buches. Von Wald und Wieſe, von Feld und Garten, von Haus und Wohngemach wird uns in ausführlichen Vorträgen auch nicht die kleinſte Einzelheit erlaſſen, und ebenſo gründlich werden wir mit der Beſchäftigung der Menſchen vertraut gemacht. Den Geiſt derſelben lernen wir aus ihren Handlungen, noch mehr aber aus ihren Geſprächen kennen, in deren Gedehntheit ſie ſich nicht den geringſten Zwang antun.

Man mag geneigt ſein, dieſen Vorgang nicht gerade kurzweilig zu finden, aber die Stetigkeit und Unerſchütterlichkeit desſelben gibt dem ganzen Werke etwas unglaublich Feſtes, Gereiftes und Gediegenes, wozu ſich noch der mächtige Eindruck des Erhabenen geſellt, welcher ſich aus den an jeder ſchicklichen Stelle eröffneten Ausblicken in das Allgemeine und in das Unendliche ergibt. Auch Homer und die Nibelungen enthalten wenig ſchlechthin Beluſtigendes; von der Größe dieſer Schöpfungen aber hat Stifters „Nachſommer" mehr als einen bloß flüchtigen Abglanz.

Außer dem Leben in der Natur, außer der Landwirtſchaft und der Gartenpflege iſt es beſonders die Hingabe an die ſchönen Künſte jeder Art, welche das Herz des Dichters mit Wonne erfüllt; mit beſonderer Freude gedenkt er des geheimnisvollen Reizes altertümlicher Geräte. Die Schreinerei wird im Aſperhofe, wo der junge Künſtler Euſtach in einem eigens zu dieſem Zwecke erbauten Werkhauſe nicht nur mit der Wiederherſtellung verfallener oder beſchädigter Holzarbeiten aus dem Mittelalter

beſchäftigt iſt, ſondern mit gleichem Geſchick neue Einrichtungsſtücke in den edlen Formen der alten Zeichnungen anfertigt, auf das verſtändnisvollſte gepflegt. Auch in der fachmänniſch eingehenden Schilderung dieſer Tätigkeit fehlen niemals die Hinweiſe auf das Große und Allgemeine.

Auf einem der gemeinſam veranſtalteten Rundgänge durch die ausgedehnte Beſitzung wird Heinrich von ſeinem liebenswürdigen Gaſtfreunde aufgefordert, ihm in die Werkſtätten zu folgen. „Er ſchlug einen Weg gegen dichtes Gebüſch ein. Als wir dort angekommen waren, ging er auf einem ſchmalen Pfade durch deſſen Verſchlingung fort. Endlich kamen ſogar hohe Bäume, unter denen der Weg dahinlief. Nach einer Weile tat ſich ein anmutiger Raſenplatz vor uns auf, der wieder ein langes, aus einem Erdgeſchoſſe beſtehendes Gebäude trug. Als wir näher kamen, hörte ich in dem Hauſe ein Schnarren und Schleifen, als ob in ihm geſägt oder gehobelt würde. Da wir eingetreten waren, ſah ich in der Tat eine Schreinerwerkſtätte vor mir, in welcher tätig gearbeitet wurde. An den Fenſtern, durch welche reichliches Licht hereinfiel, ſtanden die Schreinertiſche und an den übrigen Wänden, welche fenſterlos waren, lehnten Teile der in Arbeit begriffenen Gegenſtände. Hier fand ich wieder eine Ähnlichkeit mit meinem Vater. So wie er ſich einen jungen Mann abgerichtet hatte, der ihm ſeine altertümlichen Geräte nach ſeiner Angabe wieder herſtellte, ſo ſah ich hier gleich eine ganze Werkſtätte dieſer Art; denn ich erkannte aus Teilen, die herumſtanden, daß hier vorzüglich an der Wiederherſtellung altertümlicher Gerätſchaften gearbeitet werde. — Hier werden Dinge, ſagte mein Begleiter, welche lange vor uns, ja oft mehrere Jahrhunderte vor unſerer Zeit verfertigt worden und in Verfall geraten ſind, wieder hergeſtellt, wenigſtens ſo weit es die Zeit und die Umſtände nur immer erlauben. Es wohnt in den alten Geräten, beinahe wie in den alten Bildern, ein Reiz des Vergangenen und Abgeblühten, der bei dem Menſchen, wenn er in die höheren Jahre kommt, immer ſtärker wird. Darum ſucht er das zu erhalten, was der Vergangenheit angehört, wie er ja auch eine Vergangenheit hat, die nicht mehr recht zu der friſchen Gegenwart der rings um ihn Aufwachſenden paßt. Darum haben wir hier eine Anſtalt für Geräte des Altertums gegründet, die wir dem Untergange entreißen, zuſammenſtellen, reinigen, glätten und wieder in die Wohnlichkeit einzuführen ſuchen.

Es wurde, da ich mich in dem Schreinerhauſe befand, eben an der Platte eines Tiſches gearbeitet, die, wie mein Begleiter ſagte, aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſtammte. Sie war in Hölzern von verſchiedener, aber natürlicher Farbe eingelegt. Bloß wo grünes Laub vorkam, war es

von grüngebeiztem Holze. Von außen war eine Verbrämung von in einander geſchlungenen und ſchneckenartig gewundenen Rollen, Laubzweigen und Obſt. Die innere Fläche trug auf einem Grunde von bräunlichweißem Ahorne eine Sammlung von Muſikgeräten.

Einer der Arbeiter ſchnitt Stücke aus Ahorn, Bux, Sandelholz, Ebenholz, türkiſch Haſel- und Roſenholz zurecht, damit ſie in ihrer kleineren Geſtalt gehörig austrocknen konnten. Ein anderer löſte ſchadhafte Teile aus der Platte und ebnete die Grundſtellen, um die neuen Beſtandteile zweckmäßig einſetzen zu können. Der dritte ſchnitt und hobelte die Füße aus einem Ahornbalken, und der vierte war beſchäftigt, nach einer in Farben ausgeführten Abbildung der Tiſchplatte und aus einer Menge von Hölzern, die neben ihm lagen, diejenigen zu beſtimmen, die den auf der Zeichnung befindlichen Farben am meiſten entſprächen. Mein Begleiter ſagte mir, daß das Gerüſte und die Füße des Tiſches verloren gegangen ſeien und neu gemacht werden müßten.

Anfangs zeigte ſich die Luſt an alten und vorelterlichen Dingen, und wie die Luſt wuchs, ſammelten ſich nach und nach die Gegenſtände an, die ihrer Wiederherſtellung entgegenſahen. Zuerſt wurde die Ausbeſſerung bald auf dieſem, bald auf jenem Wege verſucht und eingeleitet. Viele Irrwege ſind betreten worden. Indeſſen wuchs die Zahl der geſammelten Gegenſtände immer mehr und deutete ſchon auf die künftige Anſtalt hin. Endlich gerieten wir auch auf den Gedanken, neue Gegenſtände zu verfertigen. Dieſe neuen Gegenſtände wurden aber nicht in der Geſtalt gemacht, wie ſie jetzt gebräuchlich ſind, ſondern wie wir ſie für ſchön hielten. Wir lernten an dem Alten, aber wir ahmten es nicht nach. Wir ſuchten ſelbſtändige Gegenſtände für die jetzige Zeit zu verfertigen mit Spuren des Lernens an vergangenen Zeiten. Haben ja ſelbſt unſere Vorfahren aus ihren Vorfahren geſchöpft, dieſe wieder aus den ihrigen und ſo fort, bis man auf unbedeutende und kindiſche Anfänge ſtößt. Überall aber ſind die eigentlichen Lehrmeiſter die Werke der Natur geweſen. — Wir haben dieſes Haus eigens zu dieſem Zwecke erbaut. Es iſt aber viel ſpäter entſtanden als das Wohnhaus. Da wir einmal ſo weit waren, die Sache zu Hauſe machen zu laſſen, ſo war der Schritt ein ganz leichter, uns eine eigene Werkſtätte hiefür einzurichten. Der Bau dieſes Hauſes war aber bei weitem nicht das Schwerſte, viel ſchwerer war es, die Menſchen zu finden. Ich hatte mehrere Schreiner und mußte ſie entlaſſen. Ich lernte nach und nach ſelber und da trat mir der Starrſinn, der Eigenwille und das Herkommen entgegen. Ich nahm endlich ſolche Leute, die nicht Schreiner waren und ſich erſt hier unterrichten ſollten. Aber auch dieſe

hatten wie die früheren eine Sünde, welche in arbeitenden Ständen und auch wohl in anderen sehr häufig ist, die Sünde der Erfolggenügsamkeit oder der Fahrlässigkeit, die stets sagt: es ist so auch recht, und die jede weitere Vorsicht für unnötig erachtet. Endlich fand ich einen Mann, der nicht gleich aus der Arbeit ging, wenn ich ihn bekämpfte; aber innerlich mochte er recht oft erzürnt gewesen sein und über Eigensinn geklagt haben. Nach Bemühungen von beiden Seiten gelang es. Er las Gehilfen aus und erzog sie in seinem Sinne. Die Begabten fügten sich bald. Es wurden die Chemie und andere Naturwissenschaften hergenommen und im Lesen schöner Bücher wurde das Innere des Gemütes zu bilden versucht.

Es haben sehr tiefsinnige Menschen vor uns gelebt, man hat es nicht immer erkannt und fängt erst jetzt an, es wieder ein wenig einzusehen. Ich weiß nicht, ob ich es Rührung oder Schwermut nennen soll, was ich empfinde, wenn ich daran denke, daß unsere Voreltern ihre größten und umfassendsten Werke nicht vollendet haben. Sie mußten auf eine solche Ewigkeit des Schönheitsgefühles gerechnet haben, daß sie überzeugt waren, die Nachwelt würde an dem weiterbauen, was sie angefangen haben. Ihre unfertigen Kirchen stehen wie Fremdlinge in unserer Zeit. Ich möchte jung sein, wenn eine Zeit kommt, in welcher in unserem Vaterlande das Gefühl für diese Anfänge so groß wird, daß es die Mittel zusammenbringt, diese Anfänge weiterzuführen. Die Mittel sind vorhanden, nur werden sie auf etwas anderes angewendet. — Aber nicht bloß aus dem Großen, wenn wir das Große betrachteten, was unsere Voreltern gemacht haben und was die kunstsinnigsten vorchristlichen Völker gemacht haben, könnten wir lernen, wieder in edlen Gebäuden wohnen oder von edlen Geräten umringt sein, wenigstens wie die Griechen in schönen Tempeln beten, sondern wir könnten uns auch im Kleinen vervollkommnen, die Überzüge unserer Zimmer könnten schöner sein, die gewöhnlichen Geräte, Krüge, Schalen, Lampen, Leuchter, Äxte würden schöner werden, selbst die Zeichnungen auf den Stoffen zu Kleidern und endlich auch der Schmuck der Frauen in schönen Steinen; er würde die leichten Bildungen der Vergangenheit annehmen, statt daß jetzt oft eine Barbarei von Steinen in einer Barbarei von Gold liegt . . . ."

Die angeführte Stelle zeigt deutlich, wie Stifter in seinen Betrachtungen stets erfolgreich bemüht ist, vom Einzelnen auf das Allgemeine, vom Kleinen auf das Bedeutende, vom Beschränkten auf das Unendliche zu gelangen. Dadurch wird der spröde Stoff lebendig, und der erzieherische Einfluß des Buches durch das frischer bewegte Interesse gefördert.

Überdies kommt ein sehr wichtiger Umstand diesen Schilderungen aus dem Arbeitsraum der Liebhaberkünste sehr zu statten; sie tragen alle den Stempel des Erlebten, des Selbstgeschauten. Der junge Stifter liebte es, die Wohnungen der Menschen verlassend, tagelang an den Reizen der freien Natur zu schwelgen; dem bejahrteren Manne, dem überdies starke Körperfülle und eine beständige Anlage zur Kränklichkeit anstrengendes Gehen verleideten, war das unmöglich geworden; die Natur wurde ihm allmählich fremder — das Gemach, die Wohnung wurde ihm heimisch. Darum hing er sein Herz, das früher dem Leben und Weben der Natur mit Innigkeit zugetan war, an leblosen Hausrat. Und wenn vordem die Landschaft in seinen Schriften einen hervorragenden Platz eingenommen hatte, denselben einen seltenen und ursprünglichen Reiz verleihend, so tritt jetzt die Gerätschilderung mehr in den Vordergrund. Wie früher in den Jugendwerken, schrieb Stifter nun auch im „Nachsommer" ein gutes Stück seiner eigenen Memoiren. Auf den Inspektionsreisen, die er als Schulrat zu machen gezwungen war, hatte er oft Gelegenheit, bei Schullehrern und Geistlichen von altertümlichen Geräten zu hören, die da und dort in einem dunklen, vergessenen Winkel stünden, unbeachtet, halbverfallen, seit langem ungebraucht. Er ließ sich diese Dinge zeigen und fand oft „in einem Futterkasten das herrliche Werk einer auch im Handwerk kunstsinnigen Zeit". Was von solchen Gegenständen noch hergestellt werden konnte, brachte er um jeden Preis an sich, und sein Arbeitszimmer wurde bald eine Werkstätte, in welcher er, unterstützt durch die Beihilfe eines Tischlers, den er zu feinerem Verständnis herangebildet hatte, sich emsig bemühte, die alten Formen wieder herzustellen, barbarische Anstriche und Zutaten zu beseitigen, fehlende Hölzer einzupassen und die frisch geglätteten Flächen eigenhändig zu polieren. Das dauerte oft monatelang; an einem prachtvollen, großen Schreibkasten wurde mehrere Jahre hindurch gearbeitet. Der Dichter widmet diesem seltenen Einrichtungsstücke im „Nachsommer", wo er mehrmals darauf zu sprechen kommt, eine liebevolle Beschreibung: „Es war vor allem ein Schreibschrein, welcher meine Aufmerksamkeit erregte, weil er nicht nur das größte, sondern wahrscheinlich auch das schönste Stück des Zimmers war. Vier Delphine, welche sich mit dem Unterteil ihrer Häupter auf die Erde stützten und die Leiber in gewundener Stellung emporstreckten, trugen den Körper des Schreines auf diesen gewundenen Leibern. Die Holzbelegung auf dem ganzen Schrein war durchaus eingelegte Arbeit. Ahornlaubwerk in dunklen Nußholzfeldern, umgeben von geschlungenen Bändern und geflammtem Erlenholze. Die Bänder waren wie geknitterte Seide, was daher kam,

lag. Es war Kleines, Kriegerisches, schlichtes Heldenleben, das sich in ihm abspielte.

Wir sehen Hektor Berlin heute als „Herr in modernem Gehäuse". Wie ein Ritter aus alter Zeit, der sich in unsere Tage verirrt hat. Ist ein Gehäuse so übles, wie Hektor es sich vorstellt? Ist es nicht vielmehr ein Gehäuse, das uns Heutigen durch seine Form typisch ist? Ein Gehäuse, das, in seinen Proportionen, Hektor so gut ist?

Hektor Berlins Herrenzimmer.
Möbelentwurf in den Deutschen Kunstgewerblichen Werkstätten Hektor Berlin & Mitarbeiter.

Es kann sich Hektor Berlin Möglichkeiten seiner Zeitgenossenschaft in seinem Werk nicht verschließen. Er ist ein Kind seiner Zeit, wie jeder Künstler. Seine Stärken, die Hektor Berlin Persönlichkeit bedeuten, seine seine Weltanschauung ausmachen. Er kann natürlich nur einen Hektor gestalten, nicht einen Anderen. Aber er kann sich nicht verleugnen. Er ist ein Kind seiner Zeit, ein Kind seiner Heimat. Er ist Deutscher. Und Deutschsein ist eine Weltanschauung. Deutschsein heißt Kämpfen. Deutschsein heißt auch Kampf in der Kunst. Hektor Berlin ist Deutscher in seiner Art. Deutschsein heißt

Nach einer mir durch den oberösterreichischen Landtagsabgeordneten Herrn Karl Schachinger übermittelten Aussage der ehemaligen Magd im Stifterhause, Frau Marie Langfellner, kaufte Stifter einst in Böcklabruck einen schönen, mit eingelegten Verzierungen ausgestatteten, altertümlichen Kasten, welcher aber sehr schadhaft war. „Stifter ließ sofort den Kunsttischler Müller aus Wien kommen und half selbst eifrig bei der Renovierung; er hatte nach der Wiederherstellung des alten Möbels eine außerordentliche Freude und belobte Müller für seine Geschicklichkeit und für seinen Eifer."

Als Konservator zog er dort, wo Privatkräfte nicht ausreichten, Staatsmittel heran, um Reste mittelalterlicher Kunst — darunter, wie schon erwähnt, den gotischen Flügelaltar in Kefermarkt — dem Verderben zu entreißen. Die mühevollen Arbeiten an diesem Altare findet man im „Nachsommer" eingehend geschildert, wie auch sonst mehrfach verschiedenartige Restaurierungsarbeiten an mittelalterlichen Kirchen zum Teile sehr ausführlich besprochen werden.

Stifter war ängstlich darauf bedacht, keine Gelegenheit zum Ankaufe guter, alter Stücke ungenützt vorübergehen zu lassen; wenn ihm die Erwerbung selbst nicht gelang, suchte er sich nach Möglichkeit der Mitwirkung befreundeter Mittelspersonen zu versichern. Interessant nach dieser Richtung ist ein auf die antiquarischen Liebhabereien Stifters bezüglicher, bisher ungedruckter Brief seiner Hand an Herrn Doktor Donberger in Wels, welcher mir von dessen Sohne bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde; dieses Schreiben lautet wie folgt:

„Lieber, theurer Freund!

Ich habe neulich einen Brief von Dir empfangen, der die herzlichsten Worte über unser Zusammensein in Wels aussprach; ich fühle mich gedrungen, Dir für Deine Güte zu danken, mit der Du das Vergnügen, das wir an jenem Abende genossen, fast allein mir zuschreibst, während es in der That etwas ganz anderes war, was uns so freute; nämlich, wenn zwei gleichgestimmte und ähnliche Geister mit einander Vergnügen haben sollen, so ist das Zusammenkommen nöthig, und lediglich dem Zusammenkommen verdanken wir jene schönen Stunden — die Grundlagen waren immer da. — —

Es wäre mir sehr lieb, wenn ich hier einen so anregenden Umgang hätte. Meine natürliche Lebhaftigkeit, und ich kann auch hinzusetzen, meine Wärme hält mich wohl über dem Wasser; aber einiges von Außen als sittlich und poetisch Erregendes hinzu wäre doch von eindringlichen und

köſtlichen Folgen. Ich bin in dieſer Hinſicht faſt nur auf Bücher beſchränkt.

Daß Du Dich noch um meinen Kauf des alten Kaſtens annimmſt, danke ich Dir ebenfalls. Es iſt faſt ein lächerlicher Gedanke, daß ein ernſthafter deutſcher Autor und Schulrath und ein ernſthafter deutſcher Doktor der Medizin ſich um ein dem Zerfalle entgegengehendes altdeutſches Geräthe im Ernſte Mühe geben, und noch lächerlicher iſt es, daß der Autor ſo viel Geld für dieſes Geräthe hergeben will. Nicht als ob der Kaſten nicht ſchön wäre, er iſt ſchön; aber auch ein ſchönes Ding hat die Grenzen ſeines Preiſes, und ich weiß es recht gut, daß mein Angebot über den Werth des Kaſtens hinausgeht; aber es thut nichts, ich mache meiner Frau das Vergnügen, die nicht die Hälfte für den Kaſten gäbe, wenn er noch ſchöner, aber ganz neu wäre. Es iſt einmal ſo. Sie hat keine Kinder und ſonſt keine Unterhaltung. Da ſchleppt ſie mir auch die älteſten, abenteuerlichſten, verſchollenſten und ſchiefmäuligſten Porzellanſchalen zuſammen, von denen ſie erſt den hundertjährigen Staub abwaſchen muß, daß dann eine altmodiſche, geſpreizte Blume zum Vorſchein kommt. Nach unſerem Tode wird bei unſerer Lizitation ein ſchreckliches Gelächter ſein. Da haben wir einen Tiſch, der hat lauter kröpfige Füße; wären die Füße nicht ſo kröpfig und alt, ſondern ſchön und neu, ſo hätte die Frau an dem Tiſch keine Freude. Doch genug von dieſem Stoffe. Die Frau in Wels ſollte froh ſein, daß ein ſolcher Narr über ihren Kaſten gekommen iſt; ein Kaſten iſt doch nur ein Kaſten, etwas anderes wäre es, wenn es ein Bild wäre, in welchem ein verborgener Werth ſtecken könnte, den ſie nicht kennt. Aber einen Kaſten kennt jedermann, und den mutmaßlichen Werth kann jedermann beurtheilen.

Ungefähr um neu Jahr komme ich wieder nach Wels, und werde abſichtlich auf der Hin- und Rükreiſe in Wels übernachten, daß wir wieder eine kleine Plauderei halten können.

Ich hoffe, Du wirſt nicht eiferſüchtig ſein, wenn ich auch das Verlangen trage, Deine Frau kennen zu lernen, der ich hiemit meinen ehrfurchtsvollen Handkuß überſchike.

Kommſt Du nach Linz, beſuche mich!

Ich lege alles bei Seite und ſtehe Dir zu Gebote.

Lebe wohl, ſei tauſendmal gegrüßt

von Deinem aufrichtigen, alten Freunde

Adalbert Stifter.

Linz, 7. Dezember 1850."

Es finden sie einerseits Rede, weil sie in keine Rede eingehen, sowie Reden sie zu einem Gespräche, in einen Satz und Gegensatz, in eine Verbindung und Trennung, in eine Folge und Reihe und so ins Innere treiben. Denn ist Aufgabe von Rednern und Gesprächen, Gedanken zu erregen, so liegt es in verschiedenen Reden von mehreren Personen nur so,

Modern Chinese Conversational Characters.
Nach Chinesische Welt.

daß man jene hört und sieht.

Und daß Alle sich in Reden Begegnen vor uns, das kann man nicht Gespräche nennen, sondern Reden. Und wie es ein wichtiger Punkt, ein reiches Thema, von vielen Reden von einer Rede, von einer Rede von sehr vielen Gesprächen ist, eine Gesprächsregel mit einer Rederegel

Thürmchen. — Nun, es wird doch in diesen Mauerstüken eine Unterkunft zu finden sein, dachte ich. Sie lagen gerade vor mir. Da machte der Weg eine Wendung nach rechts, dann wieder eine nach links, dann stand eine Tafel, auf der zu lesen war, daß der Radschuh eingelegt werden müsse. Der Kutscher legte nicht nur den Radschuh ein, sondern bremste auch die zwei Hinterräder. Wirklich begann der Weg sanft abwärts zu gehen.

Da sah ich ein neues Wunder. Auf dem Felde stand eine Kuppel, wie sie sonst auf großen Thürmen sind, mit einem tüchtigen Thurmkreuze, als wäre ein Kathedralthurm bis auf die Kuppel in die Erde gesunken. Die Straße fing jezt an, steiler abwärts zu gehen. Plözlich löste sich das Räthsel. Wir kamen ein wenig vorwärts, und zu unseren Füßen lag eine Schlucht und in derselben die Stadt. Was ich früher gesehen hatte, war das alte Schloß und die alte Festung gewesen, die auf einer langen Bergzunge in allerlei Gebäuden oberhalb der Stadt hinging. Jezt sah ich allerdings eine große Kirche und einen großen Thurm, auf dem die Kuppel statt auf dem Felde saß. Zwischen mir und der Stadt war in der Schlucht auch noch der Salzachfluß. Die Stadt aber sah nicht anders aus, als wäre sie aus einem altdeutschen Gemälde herausgeschnitten und hiehergestellt worden. Ach, daß die Frau nicht da ist, ach, daß die Frau nicht da ist, dachte ich unaufhörlich. Wir fuhren indes eine furchtbar steile Leithe hinunter bis zur Brüke. Auf der Brüke ging eine Schaar Mädchen herüber, alle gleich gekleidet, alle mit einem rothen Scheine um das Haupt, hinter ihnen zwei Nonnen. Es waren Zöglinge englischer Fräulein. Wenn nun auch ein geharnischter Ritter gekommen wäre, so hätte ich mich nicht gewundert. Mir fiel nun ein, was ich vor gar nicht langer Zeit gelesen hatte, daß Burghausen, da Bayern noch in mehrere Herzogthümer getheilt war, nicht selten die Residenz eines bayrischen Herzoges war, ja daß einmal einer hier seine Schäze versperrt hatte, und ein anderer hier seine Gemahlin gleichsam gefangen hielt.

Wir fuhren von der Brüke durch einen Schlauch (Gasse kann ich das nicht nennen) auf den Plaz, der ziemlich groß ist. — — Nach dem Essen ging ich auf den Plaz, um die Häuser anzuschauen.

Ein schmales, sehr seltsames zog mich sogleich an. Ich trat näher. Es hatte große, rosenfarbene Verzierungen auf grauem Grunde. Über dem Thore stand: „Zotz, Tändler". Ich ging sogleich in den ersten Stok hinauf. Der Tändler Zotz ist auch Schneider und, wie er mir später sagte, Hochzeitbitter. Er hatte nichts; aber er sagte: „Gehen Sie dem Wasser entgegen durch die ganze Stadt, dann am Kirchhofe vorbei bis nach Heiligenkreuz. Außerhalb des Wirthshauses ist rechts eine Sandgrube, da gehen Sie

rechts durch das Gebüsch hinauf, oben ist ein steinernes Kreuz, da wieder rechts, dann wieder rechts, da stehen drei Bauernhäuser. Gehen Sie in das schönste zum Eßerbauer, der hat einen Schreibkasten, welcher in einem Fürstenzimmer stehen kann." Ich ging nun dahin und war nach Dreiviertelstunden beim Eßerbauer und beim Kasten. Da stand ich nun. Weil Du nicht mit bist, weiß ich nicht, ob ich ihn kaufen soll oder nicht. Er ist nicht so schön, daß ich ohne weiteres zugreifen müßte, und doch wieder so schön, daß er sehr reizt. Die Formen sind edel und nicht gewöhnlich. Er ist aus außerordentlich schönem Nußholze mit Zwetschkenbändern und Ahornfäden. Er ist bedeutend kleiner als der Delphinschreibkasten. Mehrere Bestandtheile an ihm sind falsch. Er wurde um fünf Karlin geboten, das ist fünfundfünfzig bayrische Gulden, oder mit dem Agio sechsundsechzig Gulden vierzig Kreuzer österreichischer Währung. — Fünfzig Gulden kostet gewiß das Herrichten. Der Transport wäre leicht. Von hier ginge er auf einem Schiffe nach Passau, und von Passau auf einem Schiffe nach Linz. Wenn er Dir gefiele, so wäre es leicht. Er ist viel schöner als das Fach, was Götz unlängst zu uns brachte. Gebe ich dem Bauer ein Darangeld, und der Bauernhof brennt unterdessen ab, so brennt der Kasten mir zusammen und das Geld ist hin, und ihn zu zahlen, so viel habe ich nicht hier. Da ich nun so in Zweifeln bin, wie wirst Du erst zweifeln, wenn Du diesen Brief erhältst . . . ."

Aus diesem Schreiben geht ebenso wie aus jenem an Dr. Donberger in Wels hervor, in wie hohem Grade Frau Stifter die Wünsche und Liebhabereien ihres Mannes zu ihren eigenen gemacht hatte; wir können aber aus denselben auch entnehmen, daß die zahlreichen, altertümliche Geräte betreffenden Stellen im „Nachsommer" nur darum so umfangreich geraten sind, weil es für den Dichter ein Herzensbedürfnis war, sich über die Gegenstände seiner hauptsächlichsten Neigung mit jener Gründlichkeit auszusprechen, die ihm auch im persönlichen Verkehre eigen gewesen ist, und die umso stärker hervortrat, je tiefer sein Wesen von einer Sache ergriffen wurde.

Zwischen den Kunstgesprächen, den Vorträgen über Ackerbau und Blumenzucht und den Betrachtungen über Welt und Leben zieht sich, manchmal auf lange Strecken fast völlig verdeckt, der dünne Faden der Erzählung in zarten Windungen hin.

Nachdem Heinrich während eines mehrtägigen Aufenthaltes die Besitzungen seines neuen, würdigen Freundes in allen Teilen kennen gelernt hat, verläßt er, zu einer öfteren Wiederholung des Besuches eingeladen,

dankerfüllt das gastliche Haus, reist noch eine Zeit im Gebirge umher und kehrt im Spätherbst zu den Seinen zurück. Durch Zufall erfährt er später, daß der Besitzer des Rosenhauses der alte Freiherr von Risach ist, ein Mann von bedeutender Vergangenheit, der vordem im Staate eine der höchsten Stellen bekleidet hatte. Sehr bezeichnend für die Beamtenlaufbahn Stifters und die Ansichten, welche er sich während seiner dienstlichen Verwendung gebildet hatte, ist es nun, was er den erfahrenen Staatsmann über das Wesen des öffentlichen Dienstes sagen läßt: „Der Staatsdienst oder der Dienst des allgemeinen Wesens überhaupt, wie er sich bis heute entwickelt hat, umfaßt eine große Zahl von Personen. Zu diesem Dienste wird auch von den Gesetzen eine gewisse Ausbildung und ein gewisser Stufengang in Erlangung dieser Ausbildung gefordert und muß gefordert werden. Aus der Zahl derer, welche mit gutem Erfolge den vorgeschriebenen Bildungsweg zurückgelegt haben, wählt der Staat seine Diener und muß sie im ganzen daraus wählen. Es ist wohl kein Zweifel, daß auch außerhalb dieses Kreises Männer von Begabung für den Staatsdienst sind, von großer Begabung, ja von außerordentlicher Begabung; aber der Staat kann sie, jene ungewöhnlichen Fälle abgerechnet, wo ihre Begabung durch besondere Zufälle zur Erscheinung gelangt, nicht wählen, weil er sie nicht kennt. Wie nun diejenigen, welche die Vorbereitungsjahre zurückgelegt haben, beschaffen sind, so muß sie der Staat nehmen. Oft sind selbst große Begabungen in größerer Zahl darunter, oft sind sie in geringerer, oft ist im Durchschnitte nur Gewöhnlichkeit vorhanden. Auf diese Beschaffenheit seines Personenstoffes mußte nun der Staat die Einrichtung seines Dienstes gründen. Der Sachstoff dieses Dienstes mußte eine Fassung bekommen, die es möglich macht, daß die zur Erreichung des Staatszweckes nötigen Geschäfte fortgehen und keinen Abbruch und keine wesentliche Schwächung erleiden, wenn bessere oder geringere einzelne Kräfte abwechselnd auf die einzelnen Stellen gelangen, in denen sie tätig sind.

Es ist nun einleuchtend, daß die Fassung des Dienstes eine strenge sein muß, daß es nicht erlaubt sein könne, daß ein Einzelner den Dienstesinhalt in einer anderen Fassung als in der vorgeschriebenen anstrebe, ja daß sogar mit Rücksicht auf die Zusammenhaltung des Ganzen ein Einzelnes minder gut verrichtet werden muß, als man es, von seinem Standpunkte allein betrachtet, tun könnte. Die Eignung zum Staatsdienste von Seite des Gemütes, abgesehen von den anderen Fähigkeiten, besteht nun auch in wesentlichen Teilen darin, daß man entweder das Einzelne mit Eifer zu tun imstande ist, ohne dessen Zusammenhang mit dem großen

Ganzen zu kennen, oder daß man Scharfsinn genug hat, den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zum Wohle und Zwecke des Allgemeinen einzusehen, und daß man dann dieses Einzelne mit Lust und Begeisterung vollführt. Das letztere tut der eigentliche Staatsmann, das erste der sogenannte gute Staatsdiener. Ich war keins von beiden. Ich hatte von Kindheit an, freilich ohne es damals oder in den Jugendjahren zu wissen, zwei Eigenschaften, die dem Gesagten geradezu entgegenstanden. Ich war erstens gerne der Herr meiner Handlungen. Das hinderte aber nicht, daß ich dort, wo mir ein Fremdes, durch Gründe und hohe Triebfedern unterstützt, gegeben wurde, dasselbe als mein Eigenes aufnahm und mit der tiefsten Begeisterung durchführte. Eine zweite Eigenschaft von mir war, daß ich sehr gerne die Erfolge meiner Handlungen abgesondert von jedem Fremdartigen vor mir haben wollte, um klar den Zusammenhang des Gewollten und Gewirkten überschauen und mein Tun für die Zukunft regeln zu können. Eine Handlung, die nur gesetzt wird, um einer Vorschrift zu genügen, oder eine Fassung zu vollenden, konnte mir Pein erregen. Daraus folgte, daß ich Taten, deren letzter Zweck ferne lag oder mir nicht deutlich war, nur lässig zu vollführen geneigt war, während ich Handlungen, wenn ihr Ziel auch sehr schwer und nur durch viele Mittelglieder zu erreichen war, mit Eifer und Lust zu Ende führte, sobald ich mir nur den Hauptzweck und die Mittelzwecke deutlich machen und mir aneignen konnte. — Wie tief mein Wesen litt, wenn ich in Arten des Handelns, die seiner Natur entgegengesetzt sind, begriffen war, das kann ich kaum ausdrücken. Mir fiel in jener Zeit immer und unabweislich die Vergleichung ein, wenn etwas, das Flossen hat, fliegen, und etwas, das Flügel hat, schwimmen muß . . . ." Zweifellos hat Stifter mit diesen trefflichen Worten seine eigenen Empfindungen ausgedrückt.

Im nächsten Frühling besucht Heinrich das Rosenhaus aufs neue, verweilt einige Zeit dort, lernt Gustav, seines Gastfreundes Pflegesohn, kennen, und verspricht, zur Rosenblüte wiederzukehren. Das geschieht denn auch, und er findet im Asperhofe Natalie, Gustavs Schwester, und Mathilde, die Mutter der beiden. Nataliens Schönheit und ihr hoher Geist machen einen tiefen Eindruck auf ihn, er verbirgt jedoch sein Gefühl sorgsam in seiner Brust, lebt ruhig an ihrer Seite die Zeit der Rosenblüte hindurch, sieht sie scheiden, fährt darauf mit Gustav, seinem Gastfreunde und Eustach nach dem Sternenhofe, Mathildens benachbarten Landsitz, und reist wieder fort, das süße Bild der Geliebten im treuen Herzen tragend.

Mit dem Beginne des nächsten Frühlings tritt er abermals seine der Naturforschung und der Bildung seines eigenen Geistes gewidmeten Aus-

flüge an, gelangt ſpäter in den Aſperhof, ſieht Natalie wieder, und zeichnet ſodann einſam die altertümlichen Geräte des Roſenhauſes und des Sternenhofes, während Natalie und Mathilde mit dem Gaſtfreunde eine kleine Reiſe unternehmen. Darauf ſcheidet Heinrich aufs neue, ohne auch nur mit einem einzigen Blick ſeine Liebe zu verraten, geht ins Gebirge und kehrt im ſpäteſten Herbſte noch einmal ins Roſenhaus, bald darauf aber in die Stadt zurück. So beſucht Heinrich das Roſenhaus das vierte, das fünfte und das ſechſte Mal, ſich ſtets mehr die Achtung ſeines Gaſtfreundes, die Zuneigung der Frauen und die Liebe Guſtavs erringend.

Das Haus „Zum Sommer“ in Oberplan.

Er ſammelt Erfahrungen auf dem Gebiete der Feld- und Waldkultur, gewinnt Einblick in das Verhältnis des Menſchen zur Pflanzen- und Tierwelt, und wird endlich, durch die vorangegangenen Erkenntniſſe des inneren Zuſammenhanges der alltäglichen Erſcheinungen gehörig vorbereitet, von dem geiſtig überaus hochſtehenden Freiherrn zur Verehrung und zum Verſtändniſſe von Kunſt und Wiſſenſchaft herangezogen. Allmählich gelingt es ihm, die tiefſinnigen Betrachtungen, welchen er willfährigen Sinnes lauſcht, in ihrer vollen Bedeutung nachzuempfinden: „Es ſind in der Kunſt viele Anfänge gemacht worden. Wenn man die Werke betrachtet, die uns aus ſehr alten Zeiten überliefert worden ſind, ſo ſieht man, daß die Menſchen in der Erſchaffung einer Schöpfung, die der des göttlichen Schöpfers ähnlich ſein ſoll — und das iſt ja die Kunſt, ſie nimmt Teile, größere oder kleinere, der Schöpfung und ahmt ſie nach —

immer in Anfängen geblieben ſind; ſie ſind gewiſſermaßen Kinder, die nachäffen. Wer hat noch erſt nur einen Grashalm ſo treu gemacht, wie ſie auf der Wieſe zu Millionen wachſen, wer hat einen Stein, eine Wolke, ein Waſſer, ein Gebirge, die gelenkige Schönheit der Tiere, die Pracht der menſchlichen Glieder nachgebildet, daß ſie nicht hinter den Urbildern wie ſchattenhafte Weſen ſtehen, und wer hat erſt die Unendlichkeit des Geiſtes darzuſtellen gewußt, die ſchon in der Endlichkeit einzelner Dinge liegt, in einem Sturme, im Gewitter, in der Fruchtbarkeit der Erde mit ihren Winden, Wolkenzügen, in dem Erdballe ſelber, und dann in der Unendlichkeit des Alls? Oder wer hat nur dieſen Geiſt zu faſſen gewußt? Einige Völker ſind ſinniger und inniger geworden, andere haben ins größere und weitere gearbeitet, wieder andere haben den Umriß mit keuſcher und reiner Seele aufgenommen, und andere ſind ſchlicht und einfältig geweſen. Nicht ein Einzelnes von dieſen iſt die Kunſt, alles zuſammen iſt die Kunſt, was dageweſen iſt und was noch kommen wird. Was wir in der Kunſt bewundern, iſt, daß der Geiſt eines Menſchen, uns gleichſam ſinnlich greifbar, ein Gegenſtand unſerer Liebe und Verehrung, wenn auch fehlerhaft, doch dem etwas nachgeſchaffen hat, den wir in unſerer Vernunft zu faſſen ſtreben, den wir nicht in den beſchränkten Kreis unſerer Liebe ziehen können und vor dem die Schauer der Anbetung und Demütigung in Anbetracht ſeiner Majeſtät immer größer werden, je näher wir ihn erkennen. Darum iſt die Kunſt ein Zweig der Religion, und darum hat ſie ihre ſchönſten Tage bei allen Völkern im Dienſte der Religion zugebracht. Wie weit ſie es in dem Nachſchaffen bringen kann, vermag niemand zu wiſſen. Was wäre aber die Kunſt, wenn die Erhebung zu dem Göttlichen ſo leicht wäre, wie groß oder klein auch die Stufe der Erhebung ſei, daß ſie vielen ohne innere Größe und ohne Sammlung dieſer Größe bis zum ſichtlichen Zeichen gelänge? Das Göttliche müßte nicht ſo groß ſein, und die Kunſt würde uns nicht ſo entzücken. Darum iſt auch die Kunſt ſo groß, weil es noch unzählige Erhebungen zum Göttlichen gibt, ohne daß ſie den Kunſtausdruck finden, Ergebung, Pflichttreue, das Gebet, Reinheit des Wandels, woran wir uns auch erfreuen, ja woran die Freude den höchſten Gipfel erreichen kann, ohne daß ſie doch Kunſtgefühl wird. Sie kann etwas Höheres ſein, ſie wird als Höchſtes dem Unendlichen gegenüber ſogar Anbetung, und iſt daher ernſter und ſtrenger als das Kunſtgefühl, hat aber nicht das Holde des Reizes desſelben. Daher iſt die Kunſt nur möglich in einer gewiſſen Beſchränkung, in der die Annäherung zu dem Göttlichen von dem Banne der Sinne umringt iſt und gerade ihren Ausdruck in den Sinnen findet.

Darum hat nur der Mensch allein die Kunst und wird sie haben, so lange er ist, wie sehr die Äußerungen derselben auch wechseln mögen. Es wäre des höchsten Wunsches würdig, wenn nach Abschluß des Menschlichen ein Geist die gesamte Kunst des menschlichen Geschlechtes von ihrem Entstehen bis zu ihrem Vergehen zusammenfassen und überschauen dürfte."

Unter der Einwirkung so gehaltvoller Betrachtungen reift Heinrich, durch gesunde und gediegene Anlagen vor Abirrungen geschützt, und schon vom Elternhause her im Sinne von Rechtlichkeit, Ordnung und einer höheren Lebensauffassung erzogen, im Verkehre mit gemütreichen und bedeutenden Menschen zu stetig wachsender, seelischer Vervollkommnung heran. Mittlerweile gräbt sich auch das Bild Nataliens immer tiefer und unauslöschlicher in sein Herz ein, und er sucht ihrer würdig zu werden. Er hatte schon früher bemerkt, daß Mathilde an dem Freiherrn mit einer warmen, aber maßvollen Innigkeit hänge, dem eigentlichen Charakter des Verhältnisses der beiden zu einander jedoch nicht nachgeforscht. In einem Spätherbste kommt er wieder in das Rosenhaus, ohne jedoch seinen Gastfreund anzutreffen, da dieser mit Gustav verreist ist; er besucht hierauf die Besitzung Mathildens, und findet dort endlich in einer stillen Felsengrotte die Gelegenheit, Natalien seine Liebe zu gestehen. Sie erwidert seine Zuneigung, und der Liebenden Bund ist für ewig geschlossen. Die Angehörigen beider Teile freuen sich über die Verbindung der reinen Herzen und der Verkehr aller Personen gewinnt durch die Liebe des jungen Paares an Innigkeit. Heinrich unternimmt nun mit seinem Vater und darauf mit Klotilden, seiner Schwester, eine kleine Reise ins Gebirge, später allein noch die Besteigung eines Gletschers und stattet im Rosenhause seinen Winterbesuch ab. Nun eröffnet ihm der Freiherr einen Einblick in seine und Mathildens Vergangenheit durch die Mitteilung der Vorgeschichte seines Nachsommers. Das Verhältnis dieser beiden vortrefflichen Menschen ist in den Hauptzügen der Jugendgeschichte Stifters nachgebildet.

Der Freiherr war in einem Dorfe im Hinterwalde zur Welt gekommen, dessen Kirchenglocken ihm das Anmutigste und Lieblichste däuchten, „was es nur auf Erden geben kann". (Erinnerung an Oberplan.) Sein Vater trieb einen Handel mit Flachs und Linnen und war einer der angesehensten Bürger. Nachdem derselbe aber eines plötzlichen Todes gestorben war, verfiel das Vermögen, welches er sich errungen hatte, und der Junge kam in eine entfernte Lehranstalt, wo er sich durch Erteilung von Privatunterricht forthelfen mußte. Nach Beendigung seiner Vorstudien

fuhr er mit anderen Studenten auf einem Schiffe der großen Stadt zu, um ſich dort der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen und ſeine Lieblingswiſſenſchaften, Mathematik und Naturlehre, zu betreiben. Da er ſich durch freundliches Benehmen und gediegenen Ernſt allenthalben beliebt gemacht hatte, wurde er in höhere Kreiſe gezogen und endlich mit der Erziehung zweier Kinder vornehmer Abkunft, eines Knaben und eines Mädchens, betraut. Das Mädchen hieß Mathilde, war „feiner als die Roſen an dem Gartenhauſe" ihrer Eltern, beſcheiden, klug, anmutig und den Spielen der Jugend abhold. Auf Spaziergängen, wobei man die jungen Leute immer allein ließ, entſtand allmählich eine ſüße Traulichkeit zwiſchen Lehrer und Schülerin, wie das ſo häufig geſchieht, wenn „das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft" iſt. Die Szenen, die ſich daraus entwickeln, ſind von ſo außerordentlicher, unübertrefflicher Schönheit der Schilderung, daß es geſtattet ſein möge, des Freiherrn eigene Worte folgen zu laſſen:

„Eines Tages Nachmittags ſtanden wir drei (Riſach, Mathilde und der Knabe Alfred) an dem Ausgange des langen Laubenweges, der mit Reben bekleidet iſt und zu dem Obſtgarten führt. Mathilde und ich ſtanden ganz allein an der Mündung des Laubganges, Alfred war unter den Bäumen damit beſchäftigt geweſen, einige Täfelchen, die an den Stämmen hingen und ſchmutzig geworden waren, zu reinigen, dann las er abgefallenes, halbreifes Obſt zuſammen, legte es in Häufchen und ſonderte das beſſere von dem ſchlechteren ab. Ich ſagte zu Mathilden, daß der Sommer nun bald zu Ende ſei, daß die Tage mit immer größerer Schnelligkeit kürzer werden, daß bald die Abende kühl ſein würden, daß dann dieſes Laub ſich gelb färben, daß man die Trauben ableſen, und endlich in die Stadt zurückkehren würde. Sie fragte mich, ob ich denn nicht gerne in die Stadt gehe.

Ich ſagte, daß ich nicht gerne gehe, daß es hier gar ſo ſchön ſei, und daß es mir vorkomme, in der Stadt werde alles anders werden.

Es iſt wirklich ſehr ſchön, antwortete ſie, hier ſind wir alle viel mehr beiſammen, in der Stadt kommen Fremde dazwiſchen, man wird getrennt, und es iſt, als wäre man in eine andere Ortſchaft gereiſt. Es iſt doch das größte Glück, jemanden recht zu lieben.

Ich habe keinen Vater, keine Mutter und keine Geſchwiſter mehr, erwiderte ich, und ich weiß daher nicht, wie es iſt.

Man liebt den Vater, die Mutter, die Geſchwiſter, ſagte ſie, und andere Leute.

Mathilde, liebſt Du denn auch mich? erwiderte ich.

Ich hatte ſie nie Du genannt, ich wußte auch nicht, wie mir die Worte in den Mund kamen, es war, als wären ſie mir durch eine fremde Macht hineingelegt worden. Kaum hatte ich ſie geſagt, ſo rief ſie: Guſtav, Guſtav, ſo außerordentlich, wie es gar nicht auszuſprechen iſt.

Mir brachen die heftigſten Tränen hervor.

Da flog ſie auf mich zu, drückte die ſanften Lippen auf meinen Mund, und ſchlang die jungen Arme um meinen Nacken.

Ich umfaßte ſie auch, und drückte die ſchlanke Geſtalt ſo heftig an mich, daß ich meinte, ſie nicht loslaſſen zu können. Sie zitterte in meinen Armen und ſeufzte.

Von jetzt an war mir in der ganzen Welt nichts teurer, als dieſes ſüße Kind.

Als wir uns losgelaſſen hatten, als ſie vor mir ſtand, erglühend in unſäglicher Scham, geſtreift von den Lichtern und Schatten des Weinlaubes, und als ſich, da ſie den ſüßen Atem zog, ihr Buſen hob und ſenkte: war ich wie bezaubert, kein Kind ſtand mehr vor mir, ſondern eine vollendete Jungfrau, der ich Ehrfurcht ſchuldig war. Ich fühlte mich beklommen.

Nach einer Weile ſagte ich: Teure, teure Mathilde.

Mein teurer, teurer Guſtav, antwortete ſie.

Ich reichte ihr die Hand und ſagte: Auf immer, Mathilde.

Auf ewig, antwortete ſie, indem ſie meine Hand faßte.

In dieſem Augenblicke kam Alfred auf uns herzu. Er bemerkte nichts ....

Die große Erregung hatte ſich ein wenig gelegt, und wir gingen in das Haus. Ich ging aber nicht mit Mathilden zu ihrer Mutter, wie ich ſonſt immer getan hatte, ſondern, nachdem ich Alfred in ſein Zimmer geſchickt hatte, ſchweifte ich durch die Büſche herum und ging immer wieder auf den Platz, von welchem ich die Fenſter ſehen konnte, innerhalb welcher die teuerſte aller Geſtalten verweilte. Ich meinte, ich müſſe ſie durch mein Sehnen zu mir herausziehen können. Es war erſt ein Augenblick, ſeit wir uns getrennt hatten, und mir erſchien es ſo lange. Ich glaubte, ohne ſie nicht beſtehen zu können, ich glaubte, jede Zeit ſei ein verlorenes Gut, in welcher ich das holde, ſchlanke Mädchen nicht an mein Herz drückte. Ich hatte früher nie irgend ein Mädchen bei der Hand gefaßt als meine Schweſter, ich hatte nie mit einem ein liebes Wort geredet oder einen freundlichen Blick gewechſelt. Dieſes Gefühl war jetzt wie ein Sturmwind über mich gekommen. Ich glaubte ſie durch die Mauern in ihrem Zimmer gehen ſehen zu müſſen mit dem langen, kornblumenblauen Kleide, mit den

glanzvollen Augen und dem roſenherrlichen Munde. Es bewegte ſich der Fenſtervorhang; aber ſie war nicht an demſelben; es ſchimmerte an dem Glaſe, wie von einem roſigen Angeſichte; aber es war nur ein ſchiefes Hereinleuchten der beginnenden Abendröte geweſen. Ich ging wieder durch die Büſche, ich ging durch den Weinlaubengang in den Obſtgarten; der Weinlaubengang war mir jetzt ein fremdwichtiges Ding, wie ein Palaſt aus dem fernſten Morgenlande.

Ich ging durch das Haſelnußgebüſch zu dem Roſenhauſe, es war, als blühten und glühten alle Roſen um das Haus, obwohl nur die grünen Blätter und die Ranken um dasſelbe waren. Ich ging wieder zu unſerem Wohnhauſe zurück und ging auf den Platz, von dem ich Mathildens Fenſter ſehen mußte. Sie beugte ſich aus einem heraus, und ſuchte mit den Augen. Als ſie mich erblickt hatte, fuhr ſie zurück. Auch mir war es geweſen, da ich die holde Geſtalt ſah, als hätte mich ein Wetterſtrahl getroffen. Ich ging wieder in die Büſche. Es waren Flieder in jener Gegend, die eine Strecke Raſen ſäumten, und in ihrer Mitte eine Bank hatten, um im Schatten ruhen zu können. Zu dieſer Bank ging ich immer wieder zurück. Dann ging ich wieder auf ein Fleckchen Raſen und ſah gegen die Fenſter. Sie beugte ſich wieder heraus. Dies taten wir ungezählte Male, bis der Flieder in dem Rot der Abendröte ſchwamm, und die Fenſter wie Rubinen glänzten. Es war zauberhaft, ein ſüßes Geheimnis miteinander zu haben, ſich ſeiner bewußt zu ſein, und es als Glut im Herzen zu hegen. Ich trug es entzückt in meine Wohnung.

Ich ſchlief in der ganzen Nacht kaum einige Augenblicke. Ich freute mich ſchon auf den Morgen, an dem ich ſie wieder ſehen würde. Wir trafen alle in dem Speiſeſaale zu dem Frühmahle zuſammen.

Ein Blick, ein leichtes Erröten ſagte alles, ſie ſagten, daß wir uns beſaßen, und daß wir es wußten. Den ganzen Morgen brachte ich mit Alfred im eifrigen Lernen zu. Gegen Mittag, als Gräſer und Laubblätter getrocknet waren, gingen wir in den Garten. Mathilde flog mit einem Buche, in dem ſie eben geleſen hatte, aus dem Hauſe, ſie eilte auf uns zu, und wir tauſchten den Blick der Einigung. Sie ſah mich innig an, und ich fühlte, wie meine Empfindung aus meinen Augen ſtrömte. Wir gingen durch den Blumengarten und durch den Gemüſegarten auf den Weinlaubengang zu. Es war, als hätten wir uns verabredet, dorthin zu gehen. Mathilde und ich ſprachen gewöhnliche Dinge, und in den gewöhnlichen Dingen lag ein Sinn, den wir verſtanden. Sie gab mir ein Weinblatt, und ich verbarg das Weinblatt an meinem Herzen. Ich reichte ihr ein Blümchen, und ſie ſteckte das Blümchen in ihren Buſen. Ich nahm ihr

das Papierſtreifchen, welches als Merkmal in ihrem Buche ſteckte, und behielt es bei mir. Sie wollte es wieder haben, ich gab es nicht, und ſie lächelte und ließ es mir. Wir kamen in das Haſelgebüſch, durchſtreiften es und traten vor die Roſen des Gartenhauſes. Sie nahm einige welke Blätter ab, und reinigte dadurch den Zweig. Ich tat das nämliche mit dem Nachbarzweige. Sie gab mir ein grünes Roſenblatt, ich knickte einen zarten Zweig und gab ihr denſelben. Sie wendete ſich einen Augenblick ab, und da ſie ſich wieder uns zugewandt, hatte ſie den Roſenzweig bei ſich verborgen. Wir gingen in das Gartenhaus, ſie ſtand an dem Tiſche, und ſtützte ſich mit ihrer Hand auf die Platte desſelben. Ich legte meine Hand auch auf die Platte, und nach einigen Augenblicken hatten ſich unſere Finger berührt.

Sie ſtand wie eine feurige Flamme da, und mein ganzes Weſen zitterte. Im vorigen Sommer hatte ich ihr oft die Hand gereicht, um ihr über eine ſchwierige Stelle zu helfen, um ſie auf einem ſchwanken Stege zu ſtützen, oder ſie auf ſchmalem Pfade zu geleiten. Jetzt fürchteten wir, uns die Hände zu geben, und die Berührung war von der größten Wirkung. — Wir gingen wieder in das Haus, und wir gingen, ehe wir zu dem Mittageſſen gerufen wurden, zu der Mutter. Nachmittag war kein Spaziergang. Die Eltern gingen nicht, und ich ſchlug Alfred und Mathilden keinen vor. Ich nahm ein Buch eines Lieblingsdichters, las ſehr lange, und feurige Tränen, wie heiße Tropfen, kamen öfter in meine Augen. Gegen den Abend ſpielte Mathilde in dem Zimmer der Mutter auf dem Klaviere ſehr ernſt, ſehr ſchön und ſehr ergreifend.

Es begann nun eine merkwürdige Zeit. In meinem und Mathildens Leben war ein Wendepunkt eingetreten. Wir hatten uns nicht verabredet, daß wir unſere Gefühle geheim halten wollen; dennoch hielten wir ſie geheim, wir hielten ſie geheim vor dem Vater, vor der Mutter, vor Alfred und vor allen Menſchen. Nur in Zeichen, die ſich von ſelber gaben, und in Worten, die nur uns verſtändlich waren, und die wie von ſelber auf die Lippen kamen, machten ſie wir uns gegenſeitig kund. Tauſend Fäden fanden ſich, an denen unſere Seelen zu einander hin und her gehen konnten, und wenn wir in dem Beſitze von dieſen tauſend Fäden waren, ſo fanden ſich wieder tauſend und mehrten ſich immer. Die Lüfte, die Gräſer, die ſpäten Blumen der Herbſtwieſe, die Früchte, der Ruf der Vögel, die Worte eines Buches, der Klang der Saiten, ſelbſt das Schweigen waren unſere Boten. Und je tiefer ſich das Gefühl verbergen mußte, deſto gewaltiger war es, deſto drängender loderte es in dem Inneren.

Auf Spaziergänge gingen wir drei, Mathilde, Alfred und ich, jetzt weniger als ſonſt; es war, als ſcheuten wir uns vor der Anregung. Die Mutter reichte oft den Sommerhut und munterte auf. Das war dann ein großes, ein namenloſes Glück. Die ganze Welt ſchwamm vor den Blicken, wir gingen Seite an Seite, unſere Seelen waren verbunden, der Himmel, die Wolken, die Berge lächelten uns an, unſere Worte konnten wir hören, und wenn wir nicht ſprachen, ſo konnten wir unſere Tritte vernehmen, und wenn auch das nicht war, oder wenn wir ſtille ſtanden, ſo wußten wir, daß wir uns beſaßen, der Beſitz war ein unermeßlicher, und wenn wir nach Hauſe kamen, war es, als ſei er noch um ein Unſägliches vermehrt worden. Wenn wir in dem Hauſe waren, ſo wurde ein Buch gereicht, in dem unſere Gefühle ſtanden, und das andere erkannte die Gefühle, oder es wurden ſprechende Muſiktöne hervorgeſucht, oder es wurden Blumen in den Fenſtern zuſammengeſtellt, welche von unſerer Vergangenheit redeten, die ſo kurz und doch ſo lang war. Wenn wir durch den Garten gingen, wenn Alfred um einen Buſch bog, wenn er in dem Gange des Weinlaubes vor uns lief, wenn er früher aus dem Haſelgebüſche war als wir, wenn er uns in dem Inneren des Gartenhauſes allein ließ, konnten wir uns mit den Fingern berühren, konnten uns die Hand reichen, oder konnten gar Herz an Herz fliegen, uns einen Augenblick halten, die heißen Lippen an einander drücken und die Worte ſtammeln: Mathilde, Dein auf immer und auf ewig, nur Dein allein, und nur Dein, nur Dein allein!

O ewig Dein, ewig, ewig, Guſtav, Dein, nur Dein, und nur Dein allein!

Dieſe Augenblicke waren die allerglückſeligſten.

So war der tiefe Herbſt gekommen. Wir hatten in dem Reſte des Sommers ein äußeres nicht vermißt. Mathilde und Alfred hatten immer weniger verlangt, in die Nachbarſchaft zu fahren, und ſo war es gekommen, daß auch die Eltern weniger fuhren, und daß auch Fremde weniger zu uns kamen. Wenn ſie aber da waren, wenn auch Alfred an den Spielen und Ergötzungen der Kinder teilnahm, ſo war Mathilde doch teilnahmsloſer als je. Sie hielt ſich ferne, wie eine, die nicht hieher gehört. Auch in ihrem körperlichen Weſen war in dieſer kurzen Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Sie war ſtärker geworden, ihre Wangen waren purpurner, ihre Augen glänzender geworden. Der ſpäte Herbſt war endlich dem Beginne des Winters gewichen; wir gingen in die Stadt . . . .

Die Eltern Mathildens fingen nun an, ſie in vorzüglichere Stoffe zu kleiden, als ſie bisher getan hatten, und wenn ſie mit edlen Gewändern angetan vor mir ſtand, kam ſie mir ferner und näher, fremder und angehöriger vor als ſonſt.

Eines Tages, als ich über die Treppe unſeres Hauſes, welches nur von unſerer Familie allein bewohnt wurde, herabging, um einen Freund zu beſuchen, begegnete mir Mathilde. Sie war mit der Mutter an das Haus gefahren, die Mutter war in dem Wagen ſitzen geblieben, ſie aber ſollte hinaufgehen, um irgend etwas zu holen. Sie war in ſchwarze Seide gekleidet, ein ſeidenes Mäntelchen war um ihre Schultern, und aus dem Hute mit dem grünen Flore ſah das blühende, durch die Kälte erfriſchte Angeſicht hervor. Da wir uns hinter einer Biegung der Treppe begegneten, wurde ſie dunkelglühend. Ich erſchrak und ſagte aber: O, Mathilde, Mathilde, Du himmelvolles Weſen, alle ſtreben ſie nach Dir, wie wird das werden, o, wie wird das werden?

Guſtav, Guſtav, antwortete ſie, Du biſt der trefflichſte von allen, Du biſt ihr König, Du biſt der Einzige, alles iſt gut und herrlich, und Millionen Kräfte ſollen es nicht zerreißen können.

Ich ergriff ihre Hand, ein glühender Kuß, nur einen Augenblick gegeben, aber mit feſt aneinandergedrückten Lippen, bekräftigte dieſe Worte. Ich hörte ihre Seide die Treppe emporrauſchen, ich aber ging die Stufen hinunter. Da ich unten die gläſerne Doppeltür der Treppe geöffnet hatte, ſah ich den Wagen ſtehen. Hinter den Fenſtern desſelben ſaß freundlich die Mutter Mathildens und ſah mich an. Ich grüßte ſie ehrerbietig und ging vorüber. Ich ging nun nicht mehr zu dem Freunde, den ich hatte beſuchen wollen . . . .

Im erſten Frühlinge fuhren wir wieder wie im vorigen Jahre nach Hainbach. Es war wieder die Veranſtaltung getroffen, daß Mathilde, Alfred und ich in einem Wagen fuhren. Alfred ſaß wieder neben mir und ſchmiegte ſich an mich. Mathilde ſaß gegenüber. Und ſo konnten wir uns zwei Tage lang mit den Augen der Liebe ungehindert anſehen, und konnten mit einander ſprechen. Und wenn wir auch von gleichgültigen Dingen redeten, ſo hörten wir doch unſere Stimme, und in gewöhnlichen Dingen zitterte das tiefe Herz durch. Jene zwei Tage waren die glückſeligſten meines Lebens.

Auf dem Lande begann nun wieder ein Leben, wie es im vergangenen Jahre geweſen war . . . .

Am liebſten wurde uns der Weinlaubengang. Er war ein Heiligtum geworden, ſeine Zweige ſahen uns vertraut an, ſeine Blätter wurden

unſere Zeugen, und durch ſeine Verſchlingungen bebte manches tiefe Wort und wehte mancher Hauch der unergründlichſten Glückſeligkeit. Faſt ebenſo lieb war uns das Gartenhaus. Manchen Flug der Wonne deckte es mit ſeinen ſchützenden Mauern, und es umgab uns wie ein ſtiller Tempel, wenn wir alle drei eintraten, und zwei Gemüter wallten.

Wir gingen oft an dieſe beiden Orte. Die Verbindungsfäden wuchſen tauſendfach, Mathilde wurde ſtets noch herrlicher, ſie wurde von anderen immer heißer begehrt, aber ihre Seele ſchloß ſich nur feſter an die meinige."

Der Freiherr erzählt nun weiter, wie ihn trotz der Seligkeit, in die er durch die Liebe Mathildens verſetzt wurde, das Bewußtſein drückte, ſeine Gefühle vor den Eltern des Mädchens geheim halten zu müſſen, und wie er eines Tages, „da eben die Roſenblüte war", im Einvernehmen mit Mathilden zu dem Entſchluſſe kam, der Mutter alles mitzuteilen, und ſie um ihr gütiges Vorwort bei dem Vater zu bitten. Das geſchieht denn auch, aber zum Unglücke beider. Die Eltern, um das Wohl ihres Kindes beſorgt, verweigern ihre Zuſtimmung und verlangen — wenigſtens für eine Zeit — die Löſung des Bundes.

Bewunderungswürdig iſt nun, wie Stifter, ſo nahe ihm das Herzensglück des unſchuldsvollen jungen Paares zu ſtehen ſcheint, mit eiſerner Objektivität und vollkommenſter Unparteilichkeit der Mutter des Mädchens die überzeugendſten Worte gegen den in Reinheit und Innigkeit beſchloſſenen Liebesbund in den Mund legt:

„Mathilde iſt noch ein Kind. Sie iſt lebhaft, ſie hat ein Gefühl von ihrer Seele Beſitz nehmen laſſen, welches ihr angenehm iſt, und welches wahrſcheinlich dieſe ihre ganze Seele erfüllt. Soll das Gefühl nun fortdauern, immer fort, bis wir ſagen können, daß ſie Braut ſei? Wenn es fortdauert, wird es nicht peinigende Stunden bringen, da es nicht ſo bald in ſeinen natürlichen Abſchluß gelangen kann, und Zweifel, Ungeduld, Vorwärtstreiben, Unmut und Schmerz in ſeinem Gefolge führen? . . . . Und wie, wenn die Neigung des einen ſchwindet, und das andere troſtlos iſt? oder wenn ſie in beiden ermattet und eine Leere hinter ſich läßt? Ihr werdet beide ſagen, das ſei bei Euch nicht möglich. Ich weiß, daß ihr jetzt ſo fühlt, ich weiß, daß es bei Euch vielleicht auch nicht möglich iſt; allein ich habe oft geſehen, daß Neigungen aufhörten und ſich änderten, ja daß die ſtärkſten Gefühle, welche allen Gewalten trotzten, dann, da ſie keinen andern Widerſtand mehr hatten als die zähe, immer dauernde, aufreibende Zeit, dieſer ſtillen und unſcheinbaren Gewalt unterlegen ſind. Soll Mathilde — ich will ſagen, Eure Mathilde — dieſer

Möglichkeit anheim gegeben werden? Iſt ihr das Leben, in das ſie jetzt mit friſcher Seele hinein ſieht, nicht zu gönnen? Es iſt größere Liebe, auf die eigene Seligkeit nicht achten, ja die gegenwärtige Seligkeit des geliebten Gegenſtandes auch nicht achten, aber dafür das ruhige, feſte und dauernde Glück desſelben begründen. Das, glaube ich, iſt Eure und Mathildens Pflicht."

Riſach wird durch dieſe innigen, klaren, gütigen und überwältigenden Worte, deren innere Berechtigung er nicht abzuleugnen vermag, überzeugt, daß er dem Willen der Eltern das Verlangen und das Glück ſeines Herzens opfern müſſe und erwidert:

„Was ihr mir an Gründen geſagt habt, wird ſehr richtig ſein, ich glaube, daß es wirklich ſo iſt, wie Ihr ſagt; allein mein ganzes Innere kämpft dagegen, und wenn das Geſagte noch ſo wahr iſt, ſo vermag ich es nicht zu faſſen. Erlaubt, daß eine Zeit hierüber vergehe, und daß ich dann noch einmal durchdenke, was ich jetzt nicht denken kann. Aber eins iſt es, was ich faſſe. Ein Kind darf ſeinen Eltern nicht ungehorſam ſein, wenn es nicht auf ewig mit ihnen brechen, wenn es nicht die Eltern oder ſich ſelbſt verwerfen ſoll. Mathilde kann ihre guten Eltern nicht verwerfen, und ſie iſt ſelber ſo gut, daß ſie auch ſich nicht verwerfen kann. Ihre Eltern verlangen, daß ſie jetzt das geſchloſſene Band auflöſen möge, und ſie wird folgen."

Aber in Mathilden kommt das leidenſchaftliche Weib zum Durchbruch. Bei der Eröffnung, welche ihr Guſtav vor dem Gartenhauſe macht, und in der er ſie beſchwört, dem Willen der Eltern gemäß das Band mit ihm zu löſen, gerät ſie in namenloſe Erregung. Sie iſt von der Wahrheit und von der Berechtigung des ſie erfüllenden Innenlebens ſo tief durchdrungen, daß ſie alles als falſch und widerſinnig zurückweiſen muß, was ſich ihrer reinen Neigung als Hindernis in den Weg ſtellen will; für ſie gibt es keine Pflicht, deren Einſprache die Stimme des Herzens übertönen könnte oder dürfte. Sich ſchrankenlos ihrem leidenſchaftlichen Schmerze überlaſſend, ruft ſie heftig aus:

„Du mußteſt nicht hierher kommen und den Auftrag übernehmen, mit mir das Band der Liebe, das wir geſchloſſen hatten, aufzulöſen. Du mußteſt ſagen: Frau, Eure Tochter wird Euch gehorſam ſein, ſagt ihr nur Euren Willen; aber ich bin nicht verbunden, Eure Vorſchriften zu befolgen, ich werde Euer Kind lieben, ſo lange ein Blutstropfen in mir iſt, ich werde mit aller Kraft ſtreben, einſt in ihren Beſitz zu gelangen. Und da ſie Euch gehorſam iſt, ſo wird ſie mit mir nicht mehr ſprechen, ſie wird mich nicht mehr anſehen, ich werde weit von hier fortgehen; aber

lieben werde ich ſie doch, ſo lange dieſes Leben währt und das künftige, ich werde nie einer anderen ein Teilchen von Neigung ſchenken und werde nie von ihr laſſen. So hätteſt Du ſprechen ſollen, und wenn Du von unſerem Schloſſe fortgegangen wäreſt, ſo hätte ich gewußt, daß Du ſo geſprochen haſt, und tauſend Millionen Ketten hätten mich nicht von Dir geriſſen, und jubelnd hätte ich einſt in Erfüllung gebracht, was Dir dieſes ſtürmiſche Herz gegeben. Du haſt die Treue gebrochen, die ich feſter gewähnt habe, als die Säulen der Welt und die Sterne an dem Baue des Himmels . . . .

Dieſes Herz iſt jung an Jahren, aber es iſt reich an Großmut; alles, was in ihm lebte, habe ich dem Geliebten hingegeben, es war kein Gedanke in mir als er, das ganze künftige Leben, das noch viele Jahre umfaſſen konnte, hätte ich wie einen Hauch für ihn hingeopfert, jeden Tropfen Blut hätte ich langſam aus den Adern fließen und jede Faſer aus dem Leibe ziehen laſſen — und ich hätte gejauchzt dazu. Ich habe gemeint, daß er das weiß, weil ich gemeint habe, daß er es auch tun würde. Und nun führt er mich heraus, um mir zu ſagen, was er ſagte. Wären was immer für Schmerzen von außen gekommen, was immer für Kämpfe, Anſtrengungen und Erduldungen; ich hätte ſie ertragen, aber nun er — er —! Er macht es unmöglich für alle Zeiten, daß ich ihm noch angehören kann, weil er den Zauber zerſtört hat, der alles band, den Zauber, der ein unzerreißbares Aneinanderhalten in die Jahre der Zukunft und in die Ewigkeit malte. Du hätteſt es nicht unternehmen müſſen, mich zur Zerreißung unſerer Liebe bewegen zu wollen, es ſoll, wenn hundertmal Pflicht, Dir nicht möglich geweſen ſein. Darum kann ich Dir jetzt nicht mehr glauben, Deine Liebe iſt nicht die, die ich dachte, und die die meinige iſt. Ich habe den Vergleichpunkt verloren und weiß nicht, wie alles iſt. Wenn Du einſt geſagt hätteſt, der Himmel iſt nicht der Himmel, die Erde nicht die Erde, ich hätte es Dir geglaubt. Jetzt weiß ich es nicht, ob ich Dir glauben ſoll, was Du ſagſt. Ich kann nicht anders, ich weiß es nicht, und ich kann nicht machen, daß ich es weiß. O Gott! daß es geworden iſt, wie es ward, und daß zerſtörbar iſt, was ich für ewig hielt! wie werde ich es ertragen können?"

So wendet ſich Mathilde von Guſtav ab, den ſie ihrer ferneren Neigung nicht für würdig hält; am nächſten Morgen, da er das Schloß verläßt, weigert ſie ſich, ihn noch einmal zu ſehen. Jetzt war er verödet, wie er „früher nie verödet geweſen war". In den Felsklüften ſeines Heimatsortes weint er ſeinen Schmerz aus und ſänftigt die verzehrende Gewalt ſeiner ſtürmiſchen Empfindungen. Sodann kehrt er in die Stadt

zurück und widmet sich mit außerordentlichem Fleiße den Staatsdiensten. Er wird von Stufe zu Stufe befördert, auf einen verantwortungsvollen Posten gestellt, vielfach ausgezeichnet und zuletzt in den Freiherrnstand erhoben. Jeder Versuch indes, sich Mathilden wieder zu nähern, bleibt erfolglos, und er erhält die unzweideutigsten Beweise, daß sie ihn verachte; endlich heiraten beide ohne Liebe und Neigung, und trüben dadurch den Nachklang ihrer heiligsten Gefühle. Risach bleibt diese Tat ein Vorwurf bis zu seinem Lebensende, „weil es nicht nach den reinen Gesetzen der Natur ist, obwohl es tausendmal und tausendmal in der Welt geschieht".

Erst am Abende ihres Lebens, nachdem der Freiherr sich längst von den Staatsgeschäften, in denen er nie eine volle Befriedigung finden konnte, zurückgezogen und im Asperhofe ansässig gemacht hatte, kommen die beiden vereinsamten, stark gealterten und fast leidenschaftslos gewordenen Menschen wieder zusammen und knüpfen das Band der sich stets treu gebliebenen Herzen auch äußerlich wieder fest. Von der ehemaligen heißen, ungestümen Liebe ist ihnen nur mehr ein gemäßigter, friedsamer Rest geblieben; das silbern gewordene Haar hat das einst stürmische Verlangen genügsam gemacht.

Aber so beruhigend, so sänftigend der Nachsommer dieser halbausgebrannten Herzen den Leser berühren möge, und so sehr er auch geneigt sei, sich der leise umflorten Glücksstimmung dieser Dichtung willig anzuvertrauen, bricht doch oft erschütternd wie im Widerstreite gegen die deutliche Absicht des Werkes eine unverhehlbare, tiefe Schwermut durch.

Von ergreifender Wirkung ist die Erzählung Risachs, worin er das späte Zusammentreffen zwischen sich und Mathilden schildert:

„Als ich schon ziemlich lange hier (auf dem Asperhofe) gewesen war, meldete man mir eines Tages, daß eine Frau den Hügel herangefahren sei, und daß sie jetzt mit einem Knaben vor den Rosen, die sich an den Wänden des Hauses befinden, stehe. Ich ging hinaus, sah den Wagen, und sah auch die Frau mit dem Knaben vor den Rosen stehen. Ich ging auf sie zu. Mathilde war es, die einen Knaben an der Hand haltend und von strömenden Tränen überflutet die Rosen ansah. Ihr Angesicht war gealtert, und ihre Gestalt war die einer Frau mit zunehmenden Jahren.

Gustav, Gustav, rief sie, da sie mich angeblickt hatte, ich kann Dich nicht anders nennen als Du. Ich bin gekommen, Dich des schweren Unrechtes willen, das ich Dir zugefügt habe, um Vergebung zu bitten. Nimm mich einen Augenblick in Dein Haus auf.

Mathilde, ſagte ich, ſei gegrüßt, ſei auf dieſem Boden, ſei tauſendmal gegrüßt, und halte dieſes Haus für Deines.

Ich war mit dieſen Worten zu ihr hinzugetreten, hatte ihre Hand gefaßt und hatte ſie auf den Mund geküßt.

Sie ließ meine Hand nicht los, drückte ſie ſtark, und ihr Schluchzen wurde ſo heftig, daß ich meinte, ihre mir noch immer ſo teure Bruſt müſſe zerſpringen.

Führe mich in das Haus, ſprach ſie leiſe.

Ich führte Mathilde in das Wartezimmer und bot ihr einen Sitz an. Als ſie ſich in die weichen Kiſſen niedergelaſſen hatte, nahm ich ihr gegenüber auf einem Stuhle Platz. Sie weinte fort; aber ihre Tränen wurden nach und nach linder. Ich ſprach nichts. Nachdem eine Zeit vergangen war, quollen ihre Tropfen ſparſamer und weniger aus den Augen, und endlich trocknete ſie die letzten mit ihrem Tuche ab. Wir ſaßen nun ſchweigend da, und ſahen einander an. Sie mochte auf meine weißen Haare ſchauen, und ich blickte in ihr Angeſicht. Dasſelbe war ſchon verblüht; aber auf den Wangen und um den Mund lag der liebe Reiz und die ſanfte Schwermut, die an abgeblühten Frauen ſo rührend ſind, wenn gleichſam ein Himmel vergangener Schönheit hinter ihnen liegt, der noch nachgeſpiegelt wird. Ich erkannte in den Zügen die einſtige prangende Jugend.

Guſtav, ſagte ſie, ſo ſehen wir uns wieder! Ich konnte das Unrecht nicht mehr tragen, das ich Dir angetan habe.

Es iſt kein Unrecht geſchehen, Mathilde, ſagte ich.

Ja, Du biſt immer gut geweſen, antwortete ſie, das wußte ich, darum bin ich gekommen. Du biſt auch jetzt gut, das ſagt Dein liebes Auge, das noch ſo ſchön iſt wie einſt, da es meine Wonne war. O, ich bitte Dich, Guſtav, verzeihe mir!

O, teure Mathilde, ich habe Dir nichts zu verzeihen, oder Du haſt es mir auch, antwortete ich. Die Erklärung liegt darin, daß Du nicht zu ſehen vermochteſt, was zu ſehen war, und daß ich dann nicht näher zu treten vermochte, als ich hätte näher treten ſollen. In der Liebe liegt alles. Dein ſchmerzhaftes Zürnen war die Liebe, und mein ſchmerzhaftes Zurückhalten war auch die Liebe. In ihr liegt unſer Fehler und in ihr liegt unſer Lohn.

Ja, in der Liebe, erwiderte ſie, die wir nicht ausrotten konnten. Guſtav, ich bin Dir trotz allem treu geblieben, und habe nur Dich allein geliebt. Viele haben mich begehrt, ich wies ſie ab; man hat mir einen Gatten gegeben, der gut aber fremd neben mir lebte, ich kannte nur Dich,

die Blume meiner Jugend, die nie verblüht ist. Und Du liebst mich auch, das sagen die tausend Rosen vor den Mauern Deines Hauses, und es ist ein Strafgericht für mich, daß ich gerade zu der Zeit ihrer Blüte gekommen bin."

In der weihevollen Stille, mit welcher uns diese Dichtung umfängt, wirkt selbst der gedämpfte Laut des nur schüchtern seine Geltung heischenden Herzens mit ergreifender Mächtigkeit. Mathilde, welche die heiter entsagende Ruhe des Freundes ihrer Jugend in tausend heimlichen Seelenkämpfen nicht voll hatte erringen können, bricht doch einmal in die lange mühsam zurückgehaltene Klage um das verlorene Glück aus: „Es war fast gegen Abend, erzählt Heinrich, als ich mich in einer Stube des Erdgeschosses, deren Fenster auf die Rosen hinausgingen, befand, um mir vorläufig die ganze Gestalt des Gitters, die außen zu sehr von den Rosen verdeckt war, zu entwerfen. Da ich in meine Arbeit vertieft war, dunkelte es vor dem Fenster, wie wenn die Laubblätter vor demselben von einem Schatten bedeckt würden. In diesem Augenblicke ertönte durch das geöffnete Fenster klar und deutlich Mathildens Stimme, die sagte: Wie diese Rosen abgeblüht sind, so ist unser Glück abgeblüht. Ihr antwortete die Stimme meines Gastfreundes, welche sagte: Es ist nicht abgeblüht, es hat nur eine andere Gestalt . . . ."

Überaus treffend bemerkt Emil Kuh zu dieser Stelle, daß die kleine, dürftige Szene in der Klosterstille des „Nachsommers" eine so erschütternde Wirkung übe, „wie in einem reich dotierten Roman die Entwicklung einer Krise".

Mathilde empfiehlt ihren Knaben Gustav der Fürsorge Risachs, damit ihn dieser mit Liebe leite und erziehe, wie er einst Alfred mit Liebe geleitet und erzogen hatte. Ihre Tochter Natalie behält Mathilde für sich; sie bringt später um der Nachbarschaft Risachs willen den Sternenhof an sich, und nun beginnt jenes eigenartige und seltsame Nebeneinanderleben, jener sanfte, feierliche Nachsommer der geläuterten Herzen, von dem Risach sagt: „Es gibt eine eheliche Liebe, die nach den Tagen der feurigen, gewitterartigen Liebe, die den Mann zu dem Weibe führt, als stille, durchaus aufrichtige, süße Freundschaft auftritt, die über alles Lob und über allen Tadel erhaben ist, und die vielleicht das Spiegelklarste ist, was menschliche Verhältnisse aufzuweisen haben. Diese Liebe trat ein. Sie ist innig ohne Selbstsucht, freut sich, mit dem anderen zusammen zu sein, sucht seine Tage zu schmücken und zu verlängern, ist zart und hat gleichsam keinen irdischen Ursprung an sich."

In dieſem Nachſommer der Gefühle und durch ihn zu einer idealen Klarheit erhoben reift die Liebe Heinrichs und Nataliens ihrem Abſchluſſe entgegen. Im Sternenhofe findet die Verlobung, im Asperhofe die Vermählung des ſchönen, guten Paares ſtatt, und drei einander an Edelſinn ebenbürtige Familien treten durch dieſe Verbindung in dauernden, innigen und freundſchaftlichen Verkehr. Ein bedeutender Wohlſtand ſichert beſtändige Sorgenfreiheit, die Pflege der Landwirtſchaft und die Verwaltung der Güter geben praktiſchem Verſtändnis und geſundem, nützlichem Wirken Halt und Spielraum, die erhabenen Segnungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft leiten ein höheres Streben idealen, unvergänglichen Zielen entgegen.

Das iſt in kurzen Zügen der Inhalt der drei ſtattlichen Bände von zuſammen faſt tauſendvierhundert Druckſeiten, welche Stifter ſtets und gewiß auch mit Recht für das Hauptwerk ſeines Lebens gehalten hat; wiederholt gibt er der Meinung Ausdruck, daß dieſe Dichtung, welche eine zu große Tiefe beſitze, um von dem gegenwärtigen Geſchlechte ganz erfaßt werden zu können, viel gewiſſer eine Zukunft haben müſſe, als alles, was früher von ihm veröffentlicht worden ſei. „Wenn einſt die Studien, die in ihrer Zeit waren, ſo ſchreibt er im Juni 1865 an Heckenaſt, mit dem Vergehen der Zeit vergangen ſein werden, werden ſie des Nachſommers willen gekauft werden. Ich erlabe mich jetzt an dem Reinen, das in ihm iſt. Das Buch macht mir den Eindruck, daß ihm ein Leſer nicht hätte fehlen ſollen: Goethe.“ Der Nachſommer ſteht nach Stifters Anſicht auf einer viel breiteren Lebensgrundlage als die Studien; von einer ſittlich ſchönen Abſicht ausgehend, ſei er unausgeſetzt beſtrebt geweſen, alles Tiefe, Vornehme, Starke, Geiſtige, Reine und Einfache, das während der Arbeit ſein Gemüt erfüllte, in den Hauptgeſtalten des Buches, in dem alten Freiherrn, in den beiden Frauen und in dem Naturforſcher zu verkörpern. Durch den Adel ſeiner Dichtung ſelbſt emporgehoben und den Niederungen des Alltags entrückt, war er zu jener Zeit gegen jede häßliche Berührung von außen noch empfindlicher als ſonſt: „Mich widert alles Gemeine ſo an, daß ich ihm aus dem Wege gehen muß, und wo ich es nicht kann, mich unglücklich fühle.“ In der Form ſtets die Ruhe und die Einfachheit der Antike anſtrebend, konnte er „nicht in gewöhnlichen Novellen- und Taſchenbuch- und Liebesphraſen fortſchlendern“.

Tatſächlich iſt dieſe Dichtung kein Unterhaltungsbuch, ſie iſt ein Buch der Erbauung. Sie muß alſo auch mit jener Ruhe und Sammlung geleſen werden, welche die wahrhafte und gründliche Vertiefung in ein Erbauungsbuch zur Vorausſetzung hat. Eilfertige, zerſtreute, an ſtarke Mittel gewöhnte und dieſelben fordernde Leſer werden nicht leicht geneigt

bei, bei langen und wundend und kriechenden Wegen schwanken, so daß Wirkung und Ursache in dieselbe Wahrnehmung sich verschmelzen. Wenn wir aber einen Weg, der in gerader Richtung fortläuft, durch Bäume, Häuser, Felsen, Berge, in zwei kürzere Abtheilungen zerlegt sehen, so ist es uns nicht möglich, diese Theilung als Verlängerung des Weges aufzufassen, sondern wir werden sie als Hemmung, als Unterbrechung desselben betrachten. Ebenso ist es mit der Zeit. Wenn wir eine Zeitstrecke durchmessen, so werden wir sie nicht als Verlängerung, sondern als Unterbrechung der vorhergehenden Zeitstrecke betrachten. Wenn wir also eine Zeitstrecke durchmessen, so werden wir sie nicht als Verlängerung, sondern als Unterbrechung der vorhergehenden Zeitstrecke betrachten. Wenn wir also eine Zeitstrecke durchmessen, so werden wir sie nicht als Verlängerung, sondern als Unterbrechung der vorhergehenden Zeitstrecke betrachten. Wenn wir also eine Zeitstrecke durchmessen, so werden wir sie nicht als Verlängerung, sondern als Unterbrechung der vorhergehenden Zeitstrecke betrachten.

Bernard Bolzano (Gebirn).
Nach einer Photographie von Ludwig Angerer in Wien.
Gestorben zu Prag am Vorabend Allerseelen 1848.

und Gleichzeitig, Aufeinanderfolge und Zugleichsein, Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck, Ganzes und Theil, Eintheilung und Zusammensetzung, Begriff und Urtheil, Begriff und Schluß, Begriff und Beweis, Begriff und Lehrsatz, Begriff und Aufgabe, Begriff und Lehrgebäude, Begriff und Wissenschaft, Begriff und Methode, Begriff und Methodenlehre, Begriff und Encyklopädie, Begriff und Logik, Begriff und Metaphysik, Begriff und Ontologie, Begriff und Psychologie, Begriff und Kosmologie, Begriff und Theologie, Begriff und Religion, Begriff und Philosophie, Begriff und Mathematik, Begriff und Naturwissenschaft, Begriff und Geschichte, Begriff und Kunst, Begriff und Poesie, Begriff und Rhetorik, Begriff und Grammatik, Begriff und Sprache, Begriff und Schrift, Begriff und Buchstabe, Begriff und Laut, Begriff und Ton, Begriff und Zahl, Begriff und Figur, Begriff und Bewegung, Begriff und Kraft, Begriff und Stoff, Begriff und Materie, Begriff und Raum, Begriff und Zeit, Begriff und Ewigkeit, Begriff und Unendlichkeit, Begriff und Gott, Begriff und Nichts.

zu ſprießen, zu wachſen, zu gedeihen und ungemeſſenen Ertrag zu liefern ſcheinen, vollzieht ſich auch die geiſtige Entwicklung ruhig aufſteigend; das Erziehungswerk erfährt weder von innen noch von außen auch nur die allergeringſte Störung. In dieſen fruchtbaren Feldern gibt es keine Hagelſchläge, in dieſen gläubigen Seelen gibt es keine Erſchütterungen. Heinrich horcht begierig den Lehren, die ihm freigebig geſpendet werden und bewahrt ſie dankbar in ſeinem Gemüte; er weiß, wie viel ſie ihm frommen und da ihn unausgeſetzt das Streben nach Vervollkommnung erfüllt, ſo regt ſich keine Begier in ihm, und ſelbſt die läßlichſte Sünde bleibt ſeinem reinen Herzen fremd. Stifter ſagt an einer Stelle des Nachſommers, der Menſch ſei „nicht zuerſt der menſchlichen Geſellſchaft wegen da, ſondern ſeiner ſelbſt willen". Dieſe Anſchauung wird in dem ganzen Werke beharrlich feſtgehalten. Alle Perſonen, welche er uns in demſelben vorführt, genießen das Glück, nur um ihrer ſelbſt willen da ſein zu dürfen. So irdiſch der Dichter zu geſtalten wünſcht, verwandelt ſich gerade dadurch ſeine Welt in ein erträumtes Elfenreich.

Denn da alle Menſchen dieſer Dichtung darin übereinſtimmen, nur um der Erreichung des Höheren willen da ſein zu wollen, dieſer paradieſiſche Zuſtand ſich aber auf die Allgemeinheit nicht ausdehnen läßt, ohne den Fortbeſtand der Geſellſchaftsordnung in Frage zu ſtellen, ſo müſſen wir an willfährige Heinzelmännchen denken, die ungeſehen in nächtlicher Stille die gemeinen, aber unentbehrlichen Geſchäfte des Erdendaſeins beſorgen. Selbſt das einzige Handwerk, deſſen Erwähnung geſchieht, die Kunſtſchreinerei, wird ſo geſchildert, daß die damit Beſchäftigten nur der Glücksempfindung leben, Schönes geſtalten zu dürfen, wobei der zu beſiegende Widerſtand des Stoffes gar nicht in Frage kommt. Ein einziger von all dieſen Menſchen arbeitet wirklich im Geſellſchaftsgetriebe mit anderen und für andere, der Kaufmann; wir lernen aber die Art ſeines Geſchäftes, welches Stifter nur flüchtig erwähnt, nicht kennen, und erfahren bloß, daß er von allen übrigen wegen ſeiner angeſtrengten Tätigkeit ſo lange bemitleidet wird, bis er beſchließt, ſich in den wohlverdienten Ruheſtand zu begeben und das zwiſchen dem Aſperhofe und dem Sternenhofe liegende Landgut anzukaufen. Die Mühen und Sorgen des Lebens bleiben uns verhüllt, ja es entſteht in uns die Täuſchung, als ob ſie gar nicht beſtünden; vielmehr führt uns dieſe behagliche, irdiſche Pilgerfahrt von einem Lebensgenuß zum anderen, und da dieſe Genüſſe die höchſten, die reinſten, die geiſtigſten ſind, ſo könnte uns leicht die trügeriſche Hoffnung umſchmeicheln, daß die Verallgemeinerung eines durchaus und ausſchließlich die erhabenſte Befriedigung in ſich bergenden Zuſtandes nicht nur wünſchenswert, ſondern

auch erreichbar wäre. Eine wie unermeßliche Kluft zwiſchen Stifter und Heinſe ſich auch auftut, ſo finden wir im Nachſommer doch im Grunde nichts anderes als Ardinghellos Glückſeligkeitsinſeln vom bacchantiſchen ins religiös-ſittliche übertragen. — Stifter beſchuldigt ſich in ſeinen Briefen oft ſelbſt, daß er in den Geſchäftsdingen des Lebens völlig unwiſſend ſei; aber dieſe Unwiſſenheit iſt nicht etwa ein unverſchuldetes Verhängnis; ſie wird im Gegenteile eifrig vor dem ſtörenden Eindringen der ungewollten Erkenntnis behütet und gleichſam als auszeichnende Eigenſchaft eines geiſtig Höherſtehenden mit Stolz betont. Er nimmt für ſich und die Geſtalten ſeiner Phantaſie die Ausnahmsſtellung in Anſpruch, von welcher er im Nachſommer ſagt, daß „bei Menſchen, die beſtimmt ſind, ganz Ungewöhnliches in einer Richtung zu leiſten, ſich die Anlage bis in die feinſten Fäden ihres Gegenſtandes ausſpricht und zu ihm hindrängt, während ſie in anderem bis zum Kindlichen unwiſſend bleiben können. So hat Gott es auch manchen gegeben, daß ſie dem Schönen nachgehen müſſen und ſich zu ihm wie zu einer Sonne wenden, von der ſie nicht laſſen können. Es iſt aber immer nur eine beſtimmte Zahl von ſolchen, deren einzelne Anlage zu einer beſonderen großen Wirkſamkeit ausgeprägt iſt. Ihrer können nicht viele ſein, und neben ihnen werden die geboren, bei denen ſich eine gewiſſe Richtung nicht ausſpricht, die das Alltägliche tun und deren eigentümliche Anlage darin beſteht, daß ſie gerade keine hervorragende Anlage zu einem hervorragenden Gegenſtande haben.“ — Dieſe ungeheure Maſſe der Durchſchnittsmenſchen aber hat für Stifter ſo wenig anziehendes, daß ihr Weſen und ihre Schickſale ihm keiner näheren Beachtung wert erſcheinen. Hat der Dichter in allen ſeinen Werken etwas ſo vornehm ausſchließendes, als ob der vierte Stand mit ſeinen Leiden und Freuden nur im Fabellande zu finden wäre, ſo iſt der Nachſommer mehr noch als alle übrigen eine durchaus ariſtokratiſche Dichtung, von welcher unerbittlich ausgeſchloſſen bleibt, wer nicht wohlhabend und unabhängig iſt und wer nicht zum Orden der Ritter vom Geiſte gehört.

Der Nachſommer gibt uns ein Bild des feinſten, durchgeiſtigten Wohllebens. Der vom Dichter beabſichtigte Lehrzweck, das Streben nach einem höheren Lebensinhalte zu erwecken, dürfte bei dem gutgearteten Teile der Beſitzenden bis zu einem gewiſſen Grade erreicht werden; der arme Schlucker aber, welcher in ſaurer Arbeit jedem Tage mühevoll den Hungerbiſſen abringen muß, wird mit den ſchönen Mahnungen und mit den verlockenden Daſeinsbildern wenig anzufangen wiſſen.

Stifter, der immer anregen, fördern, erheben, beglücken, reinigen will, hat ſich in der Wahl des Mittels vergriffen und den Roman zu

einem Lehrbuch gemacht; noch dazu bloß zu einem Lehrbuch für Bemittelte oder ſolche, die gewiß ſein dürfen, es zu werden. Die Millionen der anderen Sterblichen erfahren kein Wort des Troſtes; für ſie hat der Dichter an der reichbeſchickten Tafel auch nicht das unterſte Plätzchen frei gehalten; bei den von ihm veranſtalteten „Pfingſtfeſten der Herzen" rechnet er nicht auf die Teilnahme der Maſſen. Drängen ſie ſich doch herzu, um — frierend und darbend, wie ſie ſind — von außen durch die blinkenden Fenſter in den Lichterglanz der vornehm behaglichen Räume zu ſchauen, ſo haben ſie die erlittene Enttäuſchung mit ſich und ihrem Gott auszumachen. — Nun kann allerdings die Beſchränkung auf einen ihm beſonders zuſagenden Kreis keinem Dichter zum Vorwurfe gemacht werden, aber da Stifter ſelbſt die Erwartung ausſpricht, daß es ihm gelungen ſei, ſeine Erzählung auf eine „breite Lebensgrundlage" zu ſtellen, ſo hat er durch die Art der Anlage ſeines Buches Wünſche erregt, deren Erfüllung ihm völlig ferne lag.

Der Leſer, welcher ſelbſt den Liebhabereien ergeben iſt, die allmählich das Empfinden des Dichters ſo umſtellt haben, daß ſeine Phantaſie auch am Schreibtiſche ſich von dieſem Banne nicht frei machen kann, wird mit vielem Vergnügen ſeine ſtillen Neigungen abgeſchildert ſehen mit all ihren Wonnen und Schmerzen, mit all ihren Umſtändlichkeiten und mühſeligen Verrichtungen, mit all den gelinden An- und Aufregungen, welche Erwartung, Zuverſicht, Erreichen und Mißlingen im Gefolge haben, er wird ſich durch das ſeinem eigenen Weſen und Wirken verwandte Treiben gefeſſelt fühlen und wohl auch aus mancher der verſchwenderiſch mitgeteilten Belehrungen Nutzen ziehen; der aufmerkſame, wißbegierige, ausdauernde Leſer wird trachten, ſich in dieſer Welt, auch wenn ſie ſeinen eigenen Anſichten und Beſtrebungen fremd iſt, einzuleben, der Geiſt der Dichtung wird ihm durch das harmoniſche Zuſammenſtimmen der nur ſcheinbar nebenſächlichen Außendinge, welche einen durchaus weſentlichen Teil der dargeſtellten Beziehungen und Vorgänge ausmachen, doppelt klar werden, und ſeine Seele wird durch die tiefſte, reinſte, innigſte Erbauung belohnt ſein; der haſtige, nervöſe, ſtoffgierige Leſer jedoch, deſſen Gemüt vielleicht niemals das Entzücken empfunden hat, welches das Erwerben und Beſtimmen eines koſtbaren Gemäldes, das Ordnen einer in beharrlichem Fleiße aufgebrachten altertümlichen Sammlung, das eigenhändige Polieren einer mühevoll wiederhergeſtellten, in ſtaubigem Gerümpel entdeckten Schnitzerei oder das ſehnſüchtig erwartete Aufblühen einer lange und aufopferungsvoll gehätſchelten, ſeltenen Pflanze zu bereiten vermag, wird das Buch unwillig zur Seite legen, welches von ſeinen zerſtreuten

Klima sehr dahlienfreudig verlangt, wie die einfache Blume, wie sie in ihrer Ursprünglichkeit in den mexikanischen Gebirgen Wurzel faßt und ihre Blüte, gleichviel, ob sie Einfluß nehmen

Kaiser Wilhelm-Dahlie in der mexikanischen Heimat mit Ihr Blatt.

will oder nicht, ihrer Heimat gemäß entfaltet. Jedes Jahr bringt Neuheiten, die sich in ihrer gedrängten Fülle, ihrer breiten Form über den Vorgänger erheben, und so wird es noch viele Jahre zu neuen Dahlien kommen, bis die Vollendung erreicht ist. Wenn wir nun die Dahlien in ihrer Heimat sehen, wo sie in ihrer ursprünglichen Schönheit, in ihrer Einfachheit, in ihrer Fülle, in ihrer Größe, in ihrer Farbenpracht, in ihrer Mannigfaltigkeit, in ihrer Vielseitigkeit, in ihrer Anspruchslosigkeit, in ihrer Leichtigkeit, in ihrer Ausdauer, in ihrer Dankbarkeit, in ihrer Schönheit, in ihrer Vollendung

Krone verſprechen, der im ſtande ſei, die Erzählung zu Ende zu leſen", während ein ſo moderner und ſcharfſinniger Denker, wie Friedrich Nietzſche, in ſeinem Werke „Menſchliches, Allzumenſchliches" dieſe Dichtung „mit Goethes Schriften, Lichtenbergs Aphorismen, dem erſten Buche von Jung-Stillings Lebensgeſchichte und Kellers Leuten von Seldwyla" zu dem wenigen rechnet, was von deutſcher Proſa wert ſei, „immer und immer wieder geleſen zu werden"; wie hätte es geſchehen können, daß einer der Beurteiler an dem Werke „die übernaive Art, menſchliche Verhältniſſe darzuſtellen, den kühlen, ſtarren Optimismus, und die ſchleppende, in papierenes Pathos getauchte Form der Darſtellung" heftig tadelt, indes ein anderer begeiſtert ausruft: „Es ſind etliche Wunderlichkeiten in dieſer Erzählung, aber ſonſt iſt Alles eitel Sonnenſchein an ihr, ſchlichte Größe, erhabene, beſeligende Harmonie. Stifter, dieſer Schilderer des edlen Behagens, war einer der feinſten und zarteſten Geiſter, die es gegeben, und eine ſolche feinſinnige Hoheit durchzittert ſeine Dichtung, wie wir ſie nirgends mehr zu finden wiſſen. Jede Beſchränkung iſt hier im Unrecht. Überall noch ſtehen Stifters Altäre, und viele von denen, die uns heute köſtlich dünken, wird er überleben. Seiner Feinempfindſamkeit wegen möchte man ihn beinahe einen Modernen nennen. Aber er iſt mehr, weit mehr. Er iſt ein Ewiger!" —

Der Kreis zartſinniger Denker, welcher mit Stifter in näherem Verkehr lebte, hat das Werk gleich nach ſeinem Erſcheinen mit vollem, freudigem Verſtändniſſe aufgenommen. So wurde Aprent davon „mächtig und in ſeinem edelſten Weſen ergriffen"; er fand den „Hauch des Ganzen erhaben" und nannte das „bewunderungswürdige Buch" eine „Tat", von der es ſicher ſei, daß ſie „fortzeugend wirken" müſſe. In der Familie des Grafen Revertera empfing man den Dichter mit Entzücken; man fand kein Ende, von dem Ganzen zu ſprechen und ſeine Schönheit, ſowie „die Feinheit und Reinheit des Einzelnen zu erörtern". Heckenaſt aber ſchrieb dem Freunde, es ſei ihm „durch den Nachſommer für ſeine irdiſche Zukunft gleichſam ein neues Licht aufgegangen, deſſen Glanz neue und edlere Lebenszwecke beleuchtet". Der Dichter ſelbſt wird, als ſeine Nichte Joſefine das Buch im ſtillen Abendkreiſe vorlieſt, mächtig von dem Zauber ſeiner eigenen Worte ergriffen, und die Wirkung bleibt im ganzen unvermindert, als er nach Jahren die Lektüre des Buches wieder vornimmt, wenn er auch zugeben muß, daß „hie und da Längen in ihm ſind", und daß er bei einer neuen Auflage „manches ein wenig ändern und manches kürzen würde". Zwei Jahre vor ſeinem Tode ſchreibt er an einen Studenten, der ſich, wie ſo viele Jünglinge und Jungfrauen, durch die

„Studien" begeistert, brieflich an ihn gewendet hatte: „Sie scheinen als junger Mann dem Romantischen oder Musikalischen in der Dichtung (wenn ich mich so ausdrücken darf) holder zu sein als dem Klaren und Bildnerischen. Ich hoffe, daß, wenn Sie älter sind, auch der Nachsommer mit seinen vielen Fehlern, besonders dem der Weitschweifigkeit, doch noch Gnade vor Ihnen finden wird," und ein anderes Mal sagt er: „mehr als die Studien könnte ich den Nachsommer zum Lesen empfehlen, aber man darf kein zu junger Leser sein, da das Buch eine gereiftere Frucht längeren Lebens ist." Auf das höchste entzückt es ihn, die Spuren eines Mannes aufzufinden, welcher die Ideen des Nachsommers in die Wirklichkeit überträgt: „Es ist der Wechsler Schaup aus Wien, der die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirtschaftet, Sümpfe austrocknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Bräuhäuser baut und durch seine Wohltaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten, der sich einen netten Nachsommer macht, irgendwo zu finden."

Stifters alte Neigung zur Reflexionspoesie tritt im Nachsommer nicht so stark hervor, wie in seinen früheren Werken; mit den zunehmenden Jahren bestrebt er sich mehr und mehr, die ihn erfüllenden Ideen in dem Gesamtinhalte des Werkes zu verkörpern, statt sie als geflügelte Worte seinen Helden in den Mund zu legen; trotzdem enthält auch diese Dichtung Weisheitssprüche voll des tiefsten Gehaltes. Es sei mir gestattet, einige Beispiele anzuführen:

„Das ist merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die Geister kommt, wenn eine Wissenschaft erscheinen soll, wenn sie auch noch nicht wissen, was diese Wissenschaft enthalten wird."

„Weil die Menschen nur ein einziges wollen und preisen, weil sie, um sich zu sättigen, sich in das Einseitige stürzen, machen sie sich unglücklich."

„Die Jugend sieht in der Dichtung die eigene Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Zukunft, diese verhüllen die Mängel und ersetzen das Abgängige. Sie dichtet in das Kunstwerk, was im eignen Herzen lebt. Daher kommt die Erscheinung, daß Werke von bedeutend verschiedener Geltung die Jugend auf gleiche Weise entzücken können und daß Erzeugnisse höchster Größe, wenn sie keine Wiederspiegelung der Jugendblüte sind, nicht erfaßt werden können."

„Die man gebildet nennt, sind überall gleich; das Volk aber ist ursprünglich."

„Wer ſich in einzelne Reize, die die neuen Werke bringen, hineingelebt hat, für den iſt es ſehr ſchwer, Werke des Altertums zu verſtehen; ſie erſcheinen ihm meiſtens leer und langweilig.“

„Wo der bare Hochmut auftritt, der alles Geweſene verwirft und aus ſich ſchaffen will, dort iſt es mit der Kunſt wie auch mit anderen Dingen in dieſer Welt aus und man wirft ſich in das bloße Leere.“

„Unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind ſo geworden, daß zur Befriedigung unſerer ſtofflichen Bedürfniſſe ein ſehr großer Aufwand gehört. Daher werden junge Leute, ehe ſie ſich ſelber bewußt werden, in Laufbahnen gebracht, die ihnen den Erwerb deſſen, was ſie zur Befriedigung der angeführten Bedürfniſſe brauchen, ſichern. Von einem Berufe iſt da nicht die Rede. Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, und die Menſchheit wird dadurch immer mehr eine Herde.“

„Der Unterricht iſt viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wiſſen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas ſein.“

Eine ſchon in den bunten Steinen auftretende Eigentümlichkeit der Schreibweiſe iſt, außer der bereits erwähnten, abſichtlich auf die Spitze getriebenen Schmuckloſigkeit, die Verdoppelung mancher Ausdrücke oder Redewendungen, wodurch der Dichter eine geſteigerte Wirkung hervorzubringen beſtrebt iſt. Er ſagt, wie alte Leute oft zu tun pflegen, manchen Satz zweimal, damit er tiefer hafte: „ich weiß, ich weiß“, „ich gebe es Dir, ich gebe es Dir am liebſten“, „Gott ſegne Dich, mein Sohn, Gott ſegne Dich auf Deinem Wege“, „ja, das ſind Worte, ſagte ſie, das ſind Worte“. — Merkwürdigerweiſe finden ſich trotz der ſo oft wiederholten Ausfeilung auch noch in der zweiten dreibändigen Ausgabe, welche im Jahre 1865 erſchien, ſtörende Formfehler und Läſſigkeiten, z. B. „Durch die Fenſter ſah die nähere Landſchaft und die ferneren Gebirge herein.“ — „Mir war es ſeltſam, daß ich mit Natalien allein unter der Eſche der Felderraſt ſitze. Ihre Fußſpitzen ragten in den Staub.“ — Von Perſonen, welche eine Ausfahrt gemacht hatten, ohne das Gefährte zu verlaſſen, heißt es: „Gegen Abend kam der Wagen mit den Wanderern an.“ — Recht ſtörend iſt auch — abgeſehen von der willkürlichen Ortographie und Interpunktion — das oft überflüſſige Betonen ſelbſtverſtändlicher Anſtandsregeln, befremdlich die überaus kühle Entwicklung des Liebesverhältniſſes zwiſchen Heinrich und Natalie, welche einen ſo hohen Grad der Wunſchloſigkeit zur Vorausſetzung hat, daß wir kaum daran glauben können. „Mein Freund, wir haben uns der Fortdauer und der Unaufhörlichkeit unſerer Neigung verſichert, und dieſe Neigung wird auch

dauern; aber was nun geſchehen und wie ſich alles andere geſtalten wird, das hängt von unſeren Angehörigen ab, von meiner Mutter und von Euren Eltern.“ Dieſer edlen Leidenſchaftsloſigkeit der Braut ſteht der geduldig zuwartende Freund ebenbürtig gegenüber: „Ich hatte mit Natalien keinen Briefwechſel verabredet, ich hatte nicht daran gedacht, ſie wahrſcheinlich auch nicht. — So konnte ich mit dem Gefühle von Seligkeit von Natalien fern ſein, konnte mich freuen, daß alles ſo iſt, wie es iſt, und konnte deſſen harren, was meine Eltern und Nataliens Angehörige beginnen werden.“

Warum, was ſchon Hieronymus Lorm ſo ſehr ſcharf zu tadeln fand, Stifter die Örtlichkeiten auf das gewiſſenhafteſte nach der Natur gezeichnet und dann mit erdichteten Namen belegt hat, iſt nicht einzuſehen. Der Hallſtätterſee wird „Lauterſee“ genannt, Wien iſt „die große Stadt mit dem ſchlanken Turme“, Oberplan wird als das „Dorf Dallkreuz“ bezeichnet und Käfermarkt muß ſich die Verdrehung in „Kerberg“ gefallen laſſen. Dagegen iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß er die Perſonen, welche auch zum größten Teile nach der Natur gezeichnet ſind, nach den Zwecken ſeiner Dichtung ebenſowohl umgetauft, als durch beigemengte Züge minder kenntlich gemacht hat. In einzelnen Fällen erſchien es ihm auch paſſend, eine Verſchmelzung ſeiner bereitliegenden Modellſtudien vorzunehmen. In Riſach hat er das Bild des Miniſters Baumgartner mit Zutaten aus ſeinem eigenen Leben vermiſcht, der junge Juwelier iſt ſein Freund Türk, die Fürſtin Schwarzenberg und deren Vorleſerin Betty Paoli ſind faſt unverändert aus ſeiner Gedächtnismappe herübergeholt, außerdem finden ſich Anklänge an Simony, deſſen Geſtalt der junge Naturforſcher nachgedichtet iſt, an die Greipls, an den Bildhauer Rint und andere. Die Charakterzeichnungen ſind von ungleichem Werte. Der bejahrte Dichter mit ſeiner — wie Paul Schlenther von Grillparzer ſagt — „unüberwindlichen Eigenbrodelei“ konnte ſich das ſtürmiſche, lebhafte, begehrliche, unbändige, ſchwärmeriſche Weſen der Jugend nicht mehr gut zurechtlegen; vor allem wollte er ſich die angeſtrebte Verherrlichung des Alters dadurch nicht ſtören laſſen. Er mußte ſeine Jünglinge daher in würdevolle, gravitätiſche Halbgreiſe verwandeln. An dem Alter, das der Dichter nicht mehr von ſich wegleugnen konnte, ſucht er die ſchönſten Seiten zu Troſtesworten zuſammen: „Ihr werdet ſelber einmal ſehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geiſtes leuchtet, als die feurige Morgenſonne der Jugend, die alles mit ihrem Glanze färbt, ſo wie es eine Tatſache iſt, daß die innige, wahre und treue Liebe der alternden Gattin feſter und dauernder beglückt als die lodernde Leidenſchaft der jungen, ſchönen, ſchimmernden

Wind. Je von Mitte meines Leibes dem Hinterleibe zu. Dagegen, wie ich dir schon sagte, von der Mitte des Leibes nach dem Vorderleib zu. Ich bin ein Mann von Wort und halte, was ich versprochen habe. Ich will dir also sagen, wie du Wind machen kannst. Du brauchst es bloß mit dem Mund zu tun, indem du Luft ausstößt, wie wenn du pfeifen willst. Ich will dir das Pfeifen lehren. Also so:

Ich will es dir pfeifen. Ich will es dir pfeifen. Ich will es dir pfeifen.

Schuberts große C-dur-Symphonie zu gebrauchen — „himmlischen Längen" eines der größten und bedeutungsvollsten Werke der neueren deutschen Literatur. Die beste Beurteilung desselben hat uns Stifter selbst hinterlassen mit den köstlichen Worten, welche er der Betrachtung eines mittelalterlichen Kunstwerkes widmet: „In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchslosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt."

Da Stifter selbst die Notwendigkeit einer gedrängteren Fassung des Werkes empfand — warum er sie für die acht Jahre nach dem ersten Drucke veranstaltete zweite Auflage nicht selbst besorgte, ist mir nicht klar — so betrachtete es Heckenast gleichsam als ein stillschweigend gegebenes Vermächtnis des Dichters, die Kürzung in eigener Machtvollkommenheit zu besorgen, wozu ihn wohl auch die Wahrnehmung veranlaßt haben mochte, daß der Absatz der drei umfangreichen Bände ein stets geringerer wurde. Der Verleger teilte mir diese Absicht bei Gelegenheit eines Besuches mit, welchen ich ihm — es ist seither mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen — in seinem Hause in Preßburg abstattete. In mir regten sich viele Bedenken gegen einen Eingriff von fremder Hand, und ich konnte mich nicht enthalten, die Befürchtung auszusprechen, daß es kaum gelingen dürfte, dem Vorhaben des Dichters voll zu genügen, umsomehr, als dieser nicht nur Kürzungen, sondern auch Änderungen des Textes im Auge gehabt hatte, welche doch nur von ihm allein hätten besorgt werden können. Aber Heckenast wollte trotzdem den gefaßten Plan nicht aufgeben. Am 9. Jänner 1877 schrieb er mir aus Preßburg: „Ich mache Sie auf zwei Stellen in den Stifterschen Briefen aufmerksam, in welchen der Dichter sehr positiv ausspricht, daß eine neue Auflage des Nachsommers gekürzt werden müsse! So wäre denn die Veranstaltung einer neuen gekürzten Ausgabe ziemlich gerechtfertigt. Ihre Zustimmung würde mich sehr erfreuen." Da Heckenast sehr pietätvoll vorgehen zu wollen erklärt hatte, und seine Absicht überdies damit begründete, daß dem Andenken des Dichters damit sicher besser gedient sei, sein Werk in knapperer Form unter die Leute zu bringen, als es in dem ursprünglichen, die meisten Leser abschreckenden Umfange nutzlos liegen zu lassen, erhob ich keine weiteren Einwendungen. Der Verleger antwortete mir sehr erfreut am 6. März 1877: „Ihre Zustimmung zu einer Kürzung des Nachsommers hat mich recht sehr gefreut und ermutigt. Rosegger hat inzwischen das gekürzte Buch durchgesehen und ist auch ganz einverstanden. So ist denn auch schon der Druck begonnen und soll diese neue Ausgabe bis zum

September erſcheinen. Den Tod unſeres Freundes Kuh betrauere ich vom Herzen. Er war ein wackerer Mann und hatte eine beſſere Einſicht in die Tiefen der Dichtkunſt als manche gefeierte Literarhiſtoriker des Auslandes. Empfangen Sie meine und meiner Frau freundliche Grüße und bewahren Sie mir ſtets Ihre wohlwollenden Geſinnungen.“ Noch im Herbſte des Jahres 1877 konnte mir Heckenaſt, der ſelbſt der beſte Stifterkenner und der eifrigſte Stifterverehrer war, voll aufrichtiger Genugtuung mitteilen, daß der auf einen Band zuſammengeſtrichene Nachſommer ſich ſeitens der Leſewelt der beifälligſten Aufnahme erfreue, ein Erfolg, der ſeinem Herzen nicht zum geringſten aus dem Grunde teuer war, als er, wie ſo oft, auch in dieſem Punkte mit dem Dichter vollkommen übereinſtimmte, der zu allen Zeiten dieſes Werk als ſeine bedeutendſte, innigſte, wahrſte und tiefſte Schöpfung betrachtete.

Die ſtillen Nachſommerträume erfüllten die Bruſt Stifters bald ſo ausſchließlich, daß er keinen anderen Wunſch mehr kannte, als ſich ſein eigenes Leben nach dem Haushalte ſeiner Dichtung einzurichten. Es war ganz die Idee, die ſich ſpäter Nietzſche für ein Nebeneinanderleben und Zuſammenwirken edler Geiſter in dem ſchönen Sorrent zurechtlegte. „Wenn es möglich zu machen wäre,“ ſo ſchreibt Stifter am 29. November 1859 an Heckenaſt, „daß ich mit Ihnen den Nachſommer des Lebens begehen könnte, wozu aber auch Freund Eliſcher gezogen werden müßte und Freundin Eichendorf, ſo würde ja ein Traum meiner Jugend erfüllt, den ich nur damals nicht verſtand. Sollten mehrere Menſchen, die ſich gegenſeitig wählen, in der Nähe von einander wohnen, und mit einander ſchaffen und mit einander am Abende ihres Lebens die Welt betrachten, ſo wäre das recht ſchön. — Und wie ſchön wäre es, wenn auch Geiger dabei wäre, und eine rieſige Arbeitsſtube hätte! Wir alle würden uns heben. Der Gedanke iſt zu ſchön, als daß er einmal wahr werden könnte. Wir Menſchen plagen uns ab, um die Mittel zum Leben zu erwerben, nur das Leben laſſen wir dann bleiben.“

Wenn quälende Leiden ihn befielen, wenn die Arbeit ſchwer und drückend auf ſeinen Schultern laſtete und der befreiende Ausblick nach Oben ihm verhängt war, wenn die Niedrigkeit an ihn herankroch, ſo daß das Gefühl unbeſiegbaren Ekels in ihm aufſtieg, dann überließ er ſich gerne dem Walten ſeiner Phantaſie, welche ihm das Vorgefühl der Freuden eines ſtillen Nachſommers als Hoffnungsſchimmer für den Reſt ſeines Lebens in die ermattende Seele legte. Aber das harte Schickſal hat es ihm niemals gegönnt, daß ſeine Blütenträume reifen. Und ſo iſt ihm auch das ſpäte Glück eines friedvollen, von ſanftem Sonnenſchein erhellten Alters verſagt geblieben.

VI.

Ausklang.

(1858—1868.)

Will meine Zeit mich beſtreiten,
Ich laß es ruhig geſchehn;
Ich komme aus anderen Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn.

Grillparzer.

Das Ende der fünfziger Jahre brachte für Stifter kummervolle Zeiten. Noch vor Ablauf des Jahres 1857 wurde seine Mutter vom Schlage gerührt. Der Dichter eilte unverzüglich an ihr Krankenlager nach Oberplan und fand sie in einem beklagenswerten Zustande. Die Lage zeigte sich umso bedrohlicher, als die mehr als siebzigjährige Frau durch den schweren Anfall nicht nur teilweise gelähmt, sondern auch des Sprachvermögens beraubt worden war.

Obzwar während der Anwesenheit des in tiefster Seele erschütterten Sohnes keine so arge Verschlimmerung eintrat, daß das äußerste hätte unmittelbar befürchtet werden müssen, gestaltete sich doch der Abschied überaus schmerzlich, denn die sichtlich überhand nehmende Schwäche zeigte den besorgten Blicken, wie sehr die Widerstandsfähigkeit des teuren Lebens täglich herabsank.

Selbst an einer ihn oft befallenden, grippeartigen Heiserkeit leidend, welche sich auf der Reise noch erheblich verschlimmerte, kam Stifter so herabgestimmt in Linz an, daß er mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. Die traurige Befürchtung, daß er seine Mutter in diesem Leben nicht mehr sehen werde, erfüllte sich im Verlaufe des Winters. Sie starb am 27. Februar 1858 um neun Uhr Abends, ohne daß es dem Dichter gegönnt gewesen wäre, noch einmal an ihr Krankenlager zu treten oder ihr das letzte Geleite zu geben. Er erhielt die Nachricht von ihrem Tode erst am Tage nach ihrer Beerdigung, welche am 1. März um 10 Uhr Morgens an der Südmauer der Oberplaner Kirche stattfand.

Kam der Verlust auch nicht unerwartet, so traf er ihn doch hart. Mit Stolz und Freude hatte er seine Mutter stets eine herrliche Frau und ihr Gemüt „einen unergründlichen See von Liebe“ genannt und von ihr behauptet, sie habe „den Sonnenschein ihres Herzens“ über manchen Teil seiner Schriften geworfen. In der Schwere seines gramerfüllten Innern vermochte er es lange nicht, zu schreiben. Er konnte es nicht fassen, wie „die unaussprechlich holde Gewohnheit, eine Mutter zu haben“, nun plötzlich

aufhören ſollte, er lebte in einer „düſteren Leere und Öde dahin," und als er endlich am 12. Mai ſeinem Schmerz dem Freunde Heckenaſt gegenüber Worte verlieh, brach die Trauer noch ungemäßigt hervor: „Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner beſten Gefühle, meiner Vorſtellungen und Wünſche in dem Herzen meiner Mutter zuſammen. Alles, was ich ſtrebte, alles, was mir Gutes geſchah, bezog ich auf ſie und ihre Freude . . . Dieſes goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorſtellungen war nun gelöſt, und die Fäden lagen beſtimmungslos und hindernd herum." Aprent erzählt, daß Stifter noch nach Monaten auf die Frage nach ſeinem Befinden nichts anders ſagte, als die Worte: „Nun, ich ſuche mich ſo langſam wieder zuſammen zu klauben."

Sein Gemüt, das ſchon zur Trauer geſtimmt war durch den Verluſt der innig verehrten Mutter und durch den kurz vorher eingetretenen plötzlichen Tod ſeines kleinen Neffen, ſollte von noch ſchwärzeren Schatten betroffen werden. Hartnäckige Erkrankungen der Atmungsorgane griffen in der Familie um ſich. Kaum war er ſelbſt geneſen, „hatte das ganze Haus die Grippe bis auf die Hunde herab". Die Gattin des ernſtlich um ſie bangenden Dichters war durch acht Wochen ſchwer leidend, zum Schluſſe aber wurde die liebe Muhme und treue Hausgenoſſin Joſefine von dem Übel in ſo heftiger Weiſe ergriffen, daß alle Kunſt der Ärzte nicht dagegen aufkommen konnte. Ein häßlicher Huſten dauerte den ganzen Sommer über an und artete im Herbſte in ein ſchleichendes Siechtum aus. Da die angewendeten Mittel fruchtlos blieben, empfahl Stifters Hausarzt gemäßigte Seeluft. Mit ſchweren Opfern wurde im Kreiſe der Verwandten die Summe aufgebracht, welche für einen längeren Aufenthalt in Venedig erforderlich ſchien. Die Todkranke erreichte aber das Ziel ihrer Reiſe nicht. Sie kam bloß bis Klagenfurt, wo ſie ihr Schwager Doktor Holecek, der ſelbſt ein geachteter Arzt war, in Empfang nahm. Er erkannte ihren Zuſtand als hoffnungslos und behielt ſie bei ſich, um ihr in ſeinem Hauſe ein ſanftes Sterben zu bereiten.

Kaum hatte Joſefine den kleinen Familienkreis des Dichters verlaſſen, als der Schwergeprüfte ſo heftig von der ägyptiſchen Augenentzündung befallen wurde, daß er ſich durch mehrere Monate jeder Beſchäftigung enthalten mußte. Einen im Jänner 1859 begonnenen Brief an Heckenaſt konnte er erſt Ende April fertigſtellen und die damit verbundene Anſtrengung hatte neuerlich eine ſo arge Verſchlimmerung zur Folge, daß der gänzliche Verluſt der Sehkraft befürchtet werden mußte. Die unfreiwillige Muße war für den arbeitgewohnten Dichter faſt unerträglich und er bricht darüber in bittere Klagen aus: „Vorleſen laſſen,

wenn nicht ſehr gut geleſen wird, geht auf die Länge ſchlecht, diktieren kann ich nicht, weil der Schreibknecht, welcher da ſitzt, um meine Dichtungen, die mir in ſeiner Gegenwart einfallen ſollen, aufzuſchreiben, dieſes Einfallen ganz und gar hindert; ſelbſt meine geliebten Kaktus konnte ich nur oberflächlich betrachten, weil ſonſt die unzähligen Stacheln der Mammillarien ſich in dem feurigen Rauche zu rühren begannen, oder gar mit Spitzen gegen meine Augen ſtachen.“

Was den gottergebenen Dichter bis dahin quälte und ängſtigte, das waren aber doch nur Nadelſtiche des Schickſals; die volle Gewalt des Unglücks fing nun erſt an, ſich unerbittlich zu entladen. Gleich dem von ihm ſelbſt geſchilderten Dulder Abdias, ja gleich dem bibliſchen Hiob, dem Vorbild frommer Ergebung, ſtand der Dichter, vom Schmerze verwirrt und betäubt, erſchüttert aber aufrecht im finſteren Ungemache, indes die Schickſalsſchläge wie ein praſſelndes Hagelwetter auf ſein ſchuldloſes Haupt herniederfuhren.

Bald nach dem Beginne des Jahres 1859 verſchied in Böcklabruck ſein langjähriger Freund Doktor Gartner, welchen er als Menſch und als Dichter gleich hoch ſchätzte; am 5. März ſtarb Joſefine Stifter in Klagenfurt an der Schwindſucht und wenige Tage darauf Joſefa Mohaupt, die Nichte ſeiner Gattin und Schweſter ſeiner Ziehtochter Juliana in ihrem zweiundzwanzigſten Jahre an Typhus in Wien.

Den furchtbarſten Schmerz aber ſollte ihm Juliana, die Tochter ſeines verſtorbenen Schwagers Philipp Mohaupt, bereiten, welche er zwölf Jahre vorher an Kindes Statt in ſein Haus aufgenommen und mit Liebe, Nachſicht und Güte erzogen hatte. Das früh verwaiſte Mädchen, welches nach dem Tode der Eltern von Frau Stifter ſelbſt aus Ungarn geholt worden war, hatte trotz ſeiner Goldhaare und Veilchenaugen ſtets etwas zigeunerhaftes in ſeinem Weſen; ein angeborener Hang zur Flüchtigkeit und Zügelloſigkeit vereitelte lange Zeit hindurch alle Bemühungen, es an die feſte Ordnung eines bürgerlichen Haushaltes zu gewöhnen. Schon als Kind war Juliana öfters der einengenden Zucht entlaufen und manchmal tagelang abgängig. Natürlich ließen es die erſchreckten und beſorgten Pflegeeltern an ernſten und wohlmeinenden Ermahnungen nicht fehlen, aber der leichte Sinn und die unbändige Lebhaftigkeit des Kindes waren für nachhaltige Einwirkungen nicht empfänglich. Ihre muntere Laune wurde durch Rügen kaum für den Augenblick getrübt; ſchnell verfiel ſie wieder in ausgelaſſene, laute Fröhlichkeit; ſie ſang, ſie tanzte und deklamierte im Hauſe und auf der Stiege, ja ſelbſt in den Straßen. Dabei entwickelte ſie ſich ſehr raſch und gedieh zu einem geſunden, üppigen,

blühenden Mädchen von eigentümlicher, wilder, fremdartiger Schönheit. Weiblicher Anstand und ruhig sittsames Wesen blieben ihr aber fremd, und, obschon achtzehnjährig, pflegte sie die Treppe niemals Stufe für Stufe niederzusteigen, sondern, sich am Geländer vorbeugend, nur im Fluge herabzugleiten. So fand Frau Stifter, welche ihr Hauswesen stramm verwaltete, zu zügelndem Einschreiten mehr Veranlassung, als ihr lieb war.

Plötzlich wurde das Haus in furchtbare Aufregung versetzt. Am 21. März 1859, Morgens zwischen sechs und sieben Uhr, als die Familie sich eben zum Frühmahl versammelte, wurde Juliana vermißt; man fragte nach ihr, aber sie war von niemandem gesehen worden und niemand wußte zu sagen, wohin sie sich begeben habe. Endlich fand man einen Zettel, auf welchen sie die Worte geschrieben hatte: „Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst." Nun stieg allen eine entsetzliche Ahnung auf, denn die Mutter war seit sechzehn Jahren tot. Tag für Tag wurde jetzt fieberhaft nach dem Mädchen gesucht, Freunde und Bekannte, die Behörden der Stadt und der Umgebung wurden zu Nachforschungen aufgeboten, aber eine Woche nach der anderen verging, ohne daß die geringste Spur sich zeigte. Verzehrende Angst und namenlose Beklemmung hatten sich der Seele des unglücklichen Dichters bemächtigt; die quälende Empfindung der Ungewißheit trieb ihn tagsüber ruhelos umher und scheuchte des Nachts den Schlaf von seinen müden Augen. So vergingen fünf schmerzvolle Wochen. Endlich, am 25. April, traf die amtliche Nachricht ein, daß bei St. Georgen oberhalb Mauthausen am 18. April ein weiblicher Leichnam von der Donau ausgeworfen wurde, dessen Beschreibung genau die Merkmale und die Kleidung des vermißten Mädchens angab. Nun konnte nicht länger daran gezweifelt werden, daß die Unglückliche selbst den Tod in den Wellen des Stromes gesucht hatte. Stifter versank nach diesem grauenvollen Ereignis in unsägliche Trauer. „Unseren Zustand," so heißt es in einem seiner Briefe, „kann ich Ihnen nicht schildern, vielleicht kann ich es später. Jetzt kann ich Ihnen nur die Tatsache anzeigen. Sie ist achtzehn Jahre alt geworden, und hat allen Anzeichen nach ihren Tod selber gesucht. Für uns ist der Grund noch ein Geheimnis. Daß ich bei solchen Umständen nicht dichten konnte, ist klar. Meine Krankheit und das jetzige entsetzliche Unglück machen eine Pause notwendig. An der Welt im Großen habe ich Ekel. Die Natur und einzelne Menschen sind noch Freunde für mich. Sie, teurer Freund, waren stets so lieb und freundschaftlich gegen uns, bleiben Sie es, wir bedürfen es mehr als je, da die Welt vielleicht wird Steine auf uns werfen, wie sie es geneigt ist,

wenn jemand ein fremdes Kind bei ſich hat, und dasſelbe ſo tut, wie unſere Juliana. Wenn Sie ein böſes Wort über uns hören, ſo ſagen Sie ein gutes. Sie können es, da Sie uns kennen, und Sie werden es glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß weder meine gute, treffliche Gattin noch ich in entfernteſter Hinſicht an dieſem Ende ſchuld ſind. Juliana hat nur Gutes bei uns genoſſen, und hat, ſeit ſie anfing die Schule zu beſuchen und zu Hauſe Unterricht erhielt, aus Grundſatz nie eine körperliche Strafe erhalten; ihre Strafen waren Ermahnungen. Sie war jetzt blühend wie eine Roſe und hätte nach ihren Anlagen zu den beſten Hoffnungen berechtigt. Weshalb ſie ihr guter Engel ſo weit verlaſſen hat, wird vielleicht die Zeit aufhellen, jetzt haben wir trotz ewigem Sinnen und Fragen nichts herausgebracht . . . Wir ahnten nicht das Geringſte davon. Ihre verworrenen Handlungen in den letzten Stunden, bevor ſie fort ging, erfuhren wir erſt, da ſie ſchon fort war. Sie können denken, wie wir, durch die früheren Todesfälle ſchon erſchüttert, Juliens Fortbleiben mit ſteigender Unruhe empfanden, und wie wir durch die Gewißheit ihres Schickſals zerſchmettert wurden. Ich ſuchte meine arme teure Gattin zu tröſten und hatte ſelber keinen Troſt. Eine ſtille Trauer und ſchweigender Ernſt liegt über unſerem Leben. Einer natürlichen Todesart gegenüber kann man ſich fügen, und ſich in ein holdes Andenken vertiefen; ein ſelbſt gewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das ſich nicht verwiſcht. Nur daß hier die äußerſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß keine böſe Leidenſchaft, ſondern körperlicher Antrieb die Urſache ſein mag, mildert die Sache einigermaßen . . . Wir ſind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme. Vor zwei Jahren hatten wir noch zwei hoffnungsvolle Ziehtöchter. Jetzt ſchließt beide das Grab ein . . . Es dürfte wohl durch den ganzen Reſt unſeres Lebens ein Ton bleiben, der dunkler iſt, als er ſonſt geweſen wäre, ſelbſt wenn wir von Anbeginn allein geſtanden wären. Deſſenungeachtet ſoll der Gedanke an uns nicht zu Schanden werden: Gott hat es gefügt, und Gott müſſen wir uns fügen."

Wie ein Hohn des Schickſals mutet es uns an, daß der warmherzige Kinderfreund ſo bitteres Leid in ſeinem Hauſe erfahren mußte, und daß er, dem die erſehnte Vaterfreude ſtets verſagt blieb, bloß den Kummer, nicht aber auch das Glück des Familienlebens kennen lernen ſollte. Jahrelang hatte er ſich nach dem jubelnden Wohlklang des „ſilberhellen Kinderlachens" faſt krank geſehnt, und da er endlich glaubte, durch eine Tat des Edelſinnes den leeren Platz an ſeinem Tiſche dauernd beſetzt zu haben, da er die berechtigte Erwartung hegen durfte, dereinſt den Zoll der Dankbarkeit zu ernten, verkehrte ſich das erhoffte Glück in unſägliches Leid.

Zahlloſe Stellen in ſeinen Briefen und in ſeinen Werken geben Zeugnis davon, wie innig er Kindern zugetan war, und wie hoch er den Kinderſegen für das Glück der Ehe anſchlug. Schon der erſte Band der „Studien" enthält das Geſtändnis des eben die Flitterwochen feiernden Autors: „Titus, es muß eine große Freude ſein, Kinder zu haben, und ich würde ein Narr mit ihnen, ritte vergnügt auf einem Steckenpferde und hinge mir allen Ernſtes eine Kindertrommel um;" in der „Mappe" ſpricht er von der Sehnſucht, „den ſachte vergehenden Lebensſtrom in holden Kindern wieder aufquellen zu ſehen"; Abdias, dem alles geraubt wurde, fällt, von der Rührung über die Geburt ſeines Kindes übermannt, auf die Knie nieder und betet: „Jehova, Lob, Preis und Ehre von nun an bis in Ewigkeit;" die Frage: „Was ſollte denn von uns in die Zukunft reichen, wenn es nicht die Kinder wären?" bildet das Leitmotiv im „Hageſtolz", und im „Waldgänger", der das ſchüchterne Bangen und die dumpfe Qual der kinderloſen Ehe behandelt, ſpricht die hoffnungsloſe Frau den beſtimmten Satz aus: „Zu einem der erſten, vielleicht zu dem allererſten Rechte und zu der holdeſten Pflicht der Menſchen gehört es, Kinder zu haben. — Wenn der Menſch alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen uud Anfangen er auch aufblüht und anfängt, — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er ſtirbt. — Und wenn Du, wie Du einmal geſagt haſt, den Knaben des verſtorbenen Zimmergeſellen an Kindes Statt annimmſt, ſo bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen ſind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ein Mißverhältnis der Dinge, das ſich in den Folgen rächt. Tue ihm Gutes, verſorge ihn, aber verlange nicht, daß er Dein Sohn ſei."

Noch unmittelbarer drückt ſich die Sehnſucht nach Leibeserben in Stifters Briefen aus. In einem derſelben ſagt er, die höchſten Freuden der Menſchen ſeien wohlgeratene Kinder. „Dies weiß ich an meiner teuren, unvergeßlichen Mutter, dies ahnte ich an meiner Ziehtochter, und dies ſagt mir die Verödung und Vereinſamung, in der wir uns jetzt befinden." Er ſucht ſich mit der Dichtkunſt zu tröſten und es im Umgang mit der Muſe zu „verſchmerzen", daß ihm „Gott keine Kinder gegeben hat"; auch bittet er Heckenaſt, deſſen Kinder als ſeine eigenen anſehen zu dürfen. „Da ich kinderlos ſterben muß, ſo ſind die Kinder meiner Freunde die meinigen. — Was Sie von Ihrem lieben Kinde ſchreiben, freut uns beide ſehr, die wir ſo ſehnlich nach Kindern ſeufzten, und mit dem angenommenen ſo unglücklich waren."

Die Urſachen der unſeligen Tat Julianens ſind niemals aufgeklärt worden. Stifter fand ſchließlich Beruhigung in dem Gedanken an den plötzlichen, durch Blutwallungen erzeugten Ausbruch einer Wahnidee; von verſchiedenen Seiten hörte ich ſagen, ein Liebesverhältnis, welches einzugeſtehen dem Mädchen der Mut fehlte, ſei als Beweggrund anzunehmen; auch wurde mir erzählt, daß Frau Stifter dem Kinde nie ſehr zugetan geweſen ſei. Übereinſtimmend wird aber beſtätigt, daß der Dichter das Mädchen ſehr liebte, dasſelbe ſchonungsvoll behandelte, und durch Wort und Beiſpiel beſtrebt war, es ſittlich zu fördern.

Wo es anging, trachtete er dem Kinde Freude zu bereiten, es durch Lob und Geſchenke aufzumuntern und es an Feſttagen feierlich auszuzeichnen. In einem ſchön eingebundenen Exemplar der „Bunten Steine“ fand ich die folgenden ſchönen Widmungsworte von der Hand des Dichters:

„Meiner Ziehtochter Juliana Mohaupt zu ihrem Geburtstage, als ſie das zwölfte Jahr zurükgelegt hatte.

Empfange hier das erſte Mal ein Buch, das Dein Vater verfaßt hat, leſe zum erſten Male ſeine Worte im Druke, die Du ſonſt nur von ſeinen Lippen gehört haſt, ſei gut, wie die Kinder in dieſem Buche; behalte es als Andenken; wenn Du einſt von dem Guten weichen wollteſt, ſo laſſe Dich durch dieſe Blätter bitten, es nicht zu thun.

Linz, am 16. Februar 1853. Adalbert Stifter.“

* * *

Stets ſuchte der Dichter ſein ganzes Glück im Frieden ſeines Hauſes, deſſen er, wenn ihn ſeine Fahrten auswärts feſthielten, und er ſich einem Augenblicke ſtiller Sammlung überließ, mit warmer Sehnſucht gedachte.

Stifter war auch während ſeiner vielen Amtsreiſen nie müßig. Voll Intereſſe beobachtete er aufmerkſam die Eigentümlichkeit der von ihm beſuchten Gegenden, wobei ihm die kleinſte Beſonderheit an altertümlichen Bauwerken oder Geräten ſofort auffiel, ja er machte ſolcher Dinge halber, wenn ihm davon berichtet wurde, oft beträchtliche Umwege. Nach der Erledigung der Amtsobliegenheiten beſchäftigte er ſich mit leichteren literariſchen Arbeiten, wovon er einige Bogen zu ſolchem Zwecke ſtets mit ſich führte, oder er ſchrieb an ſeine Gattin, welcher er, wenn er ferne von ihr weilte, ſo oft es ihm irgend möglich war, von ſich Nachricht gab. Die Briefe des Dichters an ſeine Frau waren ſtets voll Innigkeit, Fürſorglichkeit und in jeder Zeile Beweiſe opferfreudiger, hingebungsvoller Liebe.

Mit einer Schrift und Dichtung von 2 Bänden 1877 Leipzig bei Duncker & Humblot) will uns gewiß in seinem Urtheil über den Verfasser beeinflussen. Wir wollen uns nicht darüber streiten, ob der Dichter Augustus Buchner, der mit ungewöhnlicher Muse und gewandtem, innigem Gefühle zu den Leyer, dem Lyra eigenen Ton, Lieder und Balladen sang, ein Dichter ersten oder zweiten Ranges ist. Genug: er verdiente Beachtung, Anerkennung, Lorbeer, und

Augustus Buchner, Professor der Literaturgeschichte und Aesthetik in München. (Geb. 1784.)

ist dementsprechend vielfach gefeiert, auch in literarischen Kreisen, von Männern, die ihm nahe standen, wie Tieck, Schlegel, Uhland, Schwab, Kerner, Chamisso, Immermann, so viele gefeierten sie, daß Jeanne Baptiste Bernhard in Briefen an Augustus Buchner sagen konnte, sie wisse nicht, ob sie ihn mehr bewundere oder beneide, weil er so viele Freunde habe, und Augustus Buchner sie belehren mußte, daß er nicht mehr Freunde habe, als andere Menschen auch.

Buchner wurde Professor der Literaturgeschichte und Aesthetik in München 1826, und seine Vorlesungen, welche Ludwig I. von Bayern, Schelling, Cornelius, Kaulbach, Schlotthauer, Schwanthaler, Klenze, Gärtner, Heinrich Heine, Platen, Immermann, Chamisso, Uhland, Schwab, Kerner, Tieck, Schlegel, Jean Paul, Bernhard, Rückert, Grimm, Bettina, Arnim, Brentano, Savigny, Eichhorn, Thibaut, Niebuhr, Gans, Hegel, Schleiermacher, Neander, Ritter, Ranke, Raumer, Rotteck, Welcker, Dahlmann, Gervinus, Ewald, Lachmann, Haupt, Bopp, Grimm, Lassen, Weber, Mommsen, Droysen, Bunsen, Lepsius, Curtius, Kugler, Gerhard, Preller, Ritschl, Haase, Bernhardy, Lobeck, Hermann, Boeckh, Bekker

in beliebigen Auflagen und Exemplaren abdrucken und verbreiten zu dürfen, wird Herr Guſtav Heckenaſt gleich nach Überantwortung dieſer Schrift achthundert Gulden Ö. W. an mich zu erlegen haben.

Amalia Stifter m. p.“

Heckenaſt vertraute mir dieſe für den hohen Familienſinn des Dichters ſo bemerkenswerten Briefe mit der Bitte an, dieſelben mit Rückſicht auf die getroffenen Abmachungen nicht wortgetreu in meinem Buche zu verwenden, vielmehr die Lektüre derſelben nur im allgemeinen bezüglich der Perſönlichkeit Stifters auf mich wirken zu laſſen. Nach dem anfangs 1878 erfolgten Tode Heckenaſts waren die ungariſchen Verlaſſenſchaftsbehörden eifrig bemüht, eheſtens in den Beſitz der verklauſulierten Schriften zu gelangen, und Doktor Karl von Samarjay, der Rechtsfreund des ehemaligen Geſchäftsführers und ſpäteren Übernehmers der Heckenaſtſchen Buchhandlung, Rudolf Drodtleff, ſchrieb mir wörtlich: „Ich mache Sie aufmerkſam, daß die Briefe, ſo lange die Hofräthin Stifter lebt, nicht veröffentlicht werden dürfen. Guſtav Heckenaſt hat Ihnen die Briefe zur Orientierung, nicht aber zur Veröffentlichung anvertraut. Die Herren Teſtamentsexekutoren beſtehen darauf, daß Sie die in Händen habenden Briefe umgehend an das Verlagscomptoir Heckenaſt abſenden ſollen.“

Trotzdem bedauere ich heute, der damaligen Weiſung in übertriebener Gewiſſenhaftigkeit allzu raſch nachgekommen zu ſein, ohne vorher eine Abſchrift der wertvollen Briefe veranſtaltet zu haben, wozu ich im Sinne Heckenaſts gewiß berechtigt geweſen wäre, mit der einzigen Einſchränkung allerdings, bei Lebzeiten der Witwe keine Zeile davon dem Drucke zu übergeben. Ich ſchickte die zurückverlangten Briefe unverzüglich nach Preßburg, von wo ſie ſpäter, das Schickſal des Heckenaſtſchen Nachlaſſes teilend, in alle Winde zerſtreut wurden. Nach einer mir zugekommenen Mitteilung befand ſich ein größerer Teil dieſer Briefe bis vor kurzem in Eiſenach in den Händen des bekannten jüngſt verſtorbenen Literaten Hofrates Joſef Kürſchner. Einige weniger belangreiche Briefe hatte die Witwe entweder ſelbſt noch vor dem Verkaufe ausgeſchaltet, oder dieſelben waren von Heckenaſt nicht mit übernommen worden. Vier derſelben wurden mir von der Hofrätin Stifter als Andenken an ihren Dichtergemahl überlaſſen; dieſelben bilden einen Teil der in meinem Beſitze befindlichen Stifterreliquien, einer kleinen Sammlung, zu deren Vervollſtändigung mir auch Herr Philipp Stifter in Oberplan, ſowie Fräulein Rint und Herr A. M. Pachinger in Linz wertvolle Stücke übergeben haben. Dieſelbe umfaßt außer den erwähnten Briefen zwei Zeichnungen, ein Aquarell und zwei mit Ölfarben

ausgeführte Skizzen von der Hand des Malerpoeten, eine Illustration zur Erzählung „Bergkristall" mit handschriftlichen Bemerkungen des Dichters, eine größere Anzahl von Stifterbildnissen, darunter jenes von Grandauer, sowie Kopien der Stifterporträts von Löffler und Binzer, einen Original-Erlaß der Statthalterei in Linz, Ex offo, „An den k. k. Schulrath Herrn Adalbert Stifter, vom 1. August 1862, Z. 12721," ein Lorgnon in Silberfassung, dessen sich der Dichter in späteren Jahren oft bediente, seine Schreibmappe, eine Schreibtischfigur, und eine von ihm aus Karlsbad mitgebrachte Kaffeetasse, außerdem verschiedene Reproduktionen nach Originalgemälden des Meisters.

Die in meinem Besitze befindlichen, bisher noch nicht veröffentlichten Originalbriefe Stifters an seine Gattin lauten:

I.

Geliebte theure Gattin!

Ich hatte den Brief, den ich heute geschloßen hatte, schon auf die Post gegeben, als ich erfuhr, daß das Wasser der Donau sehr im Steigen ist, und daß man befürchtet, es werde austreten, und die Dampfschiffe werden nicht nach Aschach gehen. Wenn dies der Fall wäre, oder wenn Du Dich auf dem Dampfschiffe bei hohem Wasser zu sehr fürchtetest, so fahre am Mittwoch mit dem Eisenbahnzuge gegen 1 Uhr über Wels nach Wallern (auf der Passauerbahn) ich werde Dich am Bahnhofe von Wallern mit einem Wagen erwarten. Nur müßtest Du mir es schreiben, wenn Du das thust. Wenn Du am Dienstage vor 10 Uhr einen Brief auf die Post gibst, so habe ich ihn am Dienstage Abends. Nur mußt Du bei schlechtem Wetter nicht kommen. Ist Mittwoch schlecht, so komme Donnerstag. Ist Donnerstag schlecht, so komme gar nicht. Denn dann komme ich am Donnerstage nach Linz. Wenn ich am Dienstage von Dir keinen Brief bekomme, so sehe ich das als ein Zeichen an, daß Du mit dem Dampfschiffe kömmst, und ich erwarte Dich in Aschach. Das muß ich Dir auch sagen, daß Du in Wels über eine Stunde warten mußt, um von dem Salzburgerzuge auf den Passauerzug übersezt zu werden. Thue Du nun, wie Du eine vernünftige Frau bist, das Beste. Ich wäre für das Dampfschif. O wie sehne ich mich, Dich zu sehen. Je älter ich werde, desto unerträglicher werden mir die Trennungen von Dir. Lebe wohl, tausend und tausend Grüsse und Küsse von

Deinem treuen Gatten

Adalbert Stifter.

Eferding, am 22ten Juni 1862.

6 Uhr Abends.

N. Sch. So eben ſagt mir der Caplan von Eferding, daß er einmal, um von Wallern nach Linz zu fahren, zwei Stunden in dem Bahnhofe von Wels warten mußte. Das iſt doch eine treffliche Einrichtung. Fahre alſo auf keinen Fall mit der Bahn nach Wallern; denn Du müßteſt unterwegs in Wels etwa auch zwei Stunden oder mehr im Bahnhofe ſitzen. Nimm Deinen Wintermantel mit auf das Schif.

Außen: J. Hochwohlgeboren Eferding.
Frau Amalia Stifter
Schulrathsgattin Nro. 1313
in Linz.

II.

Theuerſte geliebteſte Gattin!

Hier überſende ich Dir die Quittung, welche der Amtsdiener am 28ten bis 29ten dieſes Monates einreichen muß, um das Geld rechtzeitig zu bekommen. Gib ſie ihm, er ſoll die Stempel darauf kleben, und über die Stempel die Worte ſchreiben, welche auf der Quittung mit Bleiſtift geſchrieben ſtehen. Er weiß es ſchon. Den Zahlungsbogen hat er ohnehin. Hätte er ihn nicht, ſo müßte derſelbe in der Lade des Auffazkaſtens neben dem Ofen ſein, wozu Du den Schlüſſel haſt. Er wird aber den Bogen ſchon haben.

Morgen Abends bin ich in Ried fertig, ich muß aber auf den Wunſch des Statthalters auch noch nach Wildshut, was ſehr weit von hier iſt, gewiß 12 Wegeſtunden, ich komme am Mittwoch nach Mauerkirchen, und am Donnerstag Abends oder Freitags Morgens nach Wildshut. Bin ich dort am Freitag fertig, ſo fahre ich noch in der Nacht mit der Bahn nach Linz, ſonſt komme ich erſt am Samſtage. Ich habe einen langen Brief an Dich angefangen, an demſelben ſchreibe ich heute Abends weiter, und in demſelben werde ich Dir das Nähere melden. Vor Freitags Nachts komme ich auf keinen Fall. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß ich am Freitage um 10 Uhr Abends im Linzer Bahnhofe bin. Das Nähere, wie geſagt, erfährſt Du noch.

Tauſend Dank, Du mein geliebteſtes Herz, für den Glükwunſch zu meinem Geburtstage. Man hat ihn mir von Scheerding, wo ich am 23ten Morgens wegfuhr, nach Ried nachgeſendet, und ich habe ihn erſt am 25ten Morgens bekommen. Ich habe keinen Brief von Dir erwartet, da Du

ſagteſt, ich ſolle Dich mit Schreiben nicht plagen, und Du mußt in meinen Briefen ſehen, daß ich Dich nicht geplagt habe. Um ſo mehr hat mich Dein Brief erfreut, und ich habe ihn mit feuchten Augen an mein Herz gedrükt. Gott erhalte Dich mir. Du kannſt nie ſo geliebt worden ſein, als Dich jezt Dein Gatte liebt. Das Abweſendſein von Dir iſt unter meinen Amtspflichten die ſchwerſte. Wenn das Tagewerk vorüber iſt, iſt es mir das Süſſeſte, nieder zu ſizen, und an Dich zu ſchreiben.

Lebe wohl, erhalte Dich geſund, und denke zuweilen an mich. Ich grüſſe und küſſe Dich tauſend Mal.

Ried am 26ten October 1863. Adalbert Stifter.

Außen: Ried.

J. Hochwohlgeboren
Frau Amalia Stifter
Schulrathsgattin
in
frei. Linz.

III.

Theuerſte Gattin!

Morgen geht Haslinger nach Linz. Wenn Du ihm etwas, das nicht zu groß iſt, mitzugeben haſt, ſo thue es. Eine Flaſche Wein thäte ſehr noth. Ich muß am Ende ſchon äußerſt geſund ſein; denn es wird mir hier ſchon nach und nach unleidlich. Ich ſehne mich unbeſchreiblich nach Dir und meinem Hauſe. Jezt zähle ich die Äpfel täglich 10 Mal, es ſind noch 17. Bald werde ich ſie 20 Mal zählen. Aber ich harre aus, weil es einmal beſchloßen iſt. Geſtern hatten wir gräulichen Schneeſturm, und heute kann kein Wagen und kein Schlitten in die Glasau. Nur gehen kann man, indem in die Schneedächer, die über die Straſſe hie und da liegen, Staffeln getreten ſind. Heute Morgens war es ſchön, und Mittags waren 17° Wärme. Der Schnee rinnt von dannen. Bis 31ten wird doch der Weg offen ſein.

Tauſend u. Tauſend u. Tauſend Grüſſe u. Küſſe auf Deinen lieben Mund. Ich pake ſchon fleißig ein. Der Knecht bringt bei der nächſten Fahrt ſchon etwas.

Grüſſe Alle — Ich muß enden, weil ich den Brief ſelbſt zu Haslinger tragen muß, u. der Tag ſich ſchon neigt.

„Witiko" ſchreitet ſchon wieder lebhaft fort.

Schreibe mir doch auch bald wieder, Deine Briefe ſind mein einziger Troſt. Ich bleibe in Ewigkeit und Ewigkeit

Dein

treueſter Gatte

Kirchſchlag 13ten März 1866. Adalbert Stifter.

Haſt Du das Buch nach Karlsbad geſchickt?

Außen: J. Hochwohlgeboren
Frau Amalia Stifter Hofrathsgattin
1313 an der Donau
in Linz.

IV.

Geliebteſte theuerſte Gattin!

Heute iſt Donnerstag, und wenn auch die Bothin erſt am Samſtage zu Dir hinabgeht, ſo habe ich mir doch den Tag ſo eingerichtet, daß ich mit der Witikoaufgabe und allem Anderen fertig wurde, ehe die Dämmerung kam, und daß ich den Abend dann zu einem Schreiben an Dich verwenden könnte. Der Abend iſt da, und ich ſize vor dem geliebten Papiere. Es war auch wie eine Vorahnung, welche mich den Tag ſo benüzen ließ. Denn am Nachmittage erfuhr ich, daß die Bothin morgen für den Baron nach Linz geht. Du erhältſt alſo dieſen Brief ſchon morgen ſtatt am Samſtage, auch gebe ich der Bothin Wäſche, nehmlich 2 Nachtleibel 1 Hemd 1 Saktuch und 1 Bauchflek mit nebſt einer Schachtel, einem Topfe und mehreren Flaſchen, ich glaube, es ſind fünf kleine und zwei große. Alles iſt ſchon in den Korb gepakt. Wenn Du der Bothin morgen etwas mit geben willſt, falls ſie es zu den Sachen des Barons hinzu nehmen kann, ſo thue es. Am Samſtage ſchicke ich ſie mit Waſſer zu euch hinab, da hat ſie ohnehin viel zu tragen. Oder beſſer iſt es, Du beſprichſt Dich mit ihr, und theilt euch die Sache ein, wie es beiden bequem iſt. Ich werde morgen unter Tags recht fleißig ſein, damit ich Abends wieder einige Zeilen an Dich ſchreiben kann, und ſo erhältſt Du am Freitage einen Brief und am Samſtage wieder einen, und ich habe zwei Mal die Freude an Dich zu ſchreiben. Jezt liegen acht Äpfel auf dem Fenſter, wenn Du morgen dieſe Buchſtaben lieſeſt, ſind nur mehr ſieben, und wenn Du den Samſtagbrief lieſeſt, nur mehr ſechs. Auch den

Zwiebak habe ich mir auf die Tage eingetheilt u. in Papiere gewikelt, so daß ich am Charsamstage zum Frühstüke das letzte Papier öffne. Siehst Du, so spiele ich mich, um mein sehnendes närrisches Herz zu beschäftigen, und es gleichsam auf einer Leiter der Hoffnung über die Tage hinüber zu leiten, die ihm sonst als zu viele vorkämen. Für den Kalbsbraten danke ich Dir herzlich, er schmekt mir vortrefflich; aber die Sache kam etwas zu früh, da von dem großen Huhn noch Reste übrig waren. Jedoch ich komme schon zu Stande und erkenne, daß Du mich sehr gut fütterst. Auch noch ein weiteres Mittel habe ich, mich schon gleichsam bei Dir in Linz zu fühlen. Ich pake nehmlich alle Tage etwas ein, und da ist mirs, als wäre es schon im nächsten Augenblike zum Fortgehen. Von Wein werde ich noch 2 Flaschen brauchen, an Weken habe ich genug; aber Strizel brauche ich noch. Lasse doch durch den Hausmeister wieder ¼ Eimer Bier bestellen, und ziehe es gleich in Flaschen ab, daß es bis zu den Feiertagen gut wird, und daß ich mich zum Osterfeste daran ergözen kann. Ich komme heute aus den Eßwaren gar nicht hinaus. Wie viele Fläschchen Bier muß ich denn heroben haben, wenn Du das abrechnest, welches der Knecht zerbrochen hat. Schreibe es mir, es liegt mir daran, es zu wissen. Ich lebe nehmlich hier in einem Reiche des Wunderbaren, vielleicht ist da auch wieder ein Wunder geschehen.

Wie sehr ich mich darnach sehne, Dich an mein Herz zu drüken, davon kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Vergiß ja nicht, dem Joseph einzuschärfen, daß er am Charfreitage Abends hier ist, damit wir am Samstage zeitlich fortfahren können. Dürfte ich doch nie nie nie mehr von Dir und meinem Hauswesen getrennt sein.

Tausend u. Millionen Grüsse und Küsse.

Grüsse Marie Kathi Judith und die Hausmeisterischen.

Ich bleibe bis in Ewigkeit

Dein

treuer Gatte

Adalbert Stifter.

Kirchschlag am 22ten März 1866.

N. S. Auch das länglichte Soßschüsselchen mit dem Dekel habe ich eingepakt.

Außen: Z. Hochwohlgeboren

Frau Amalia Stifter Hofrathsgattin

1313 an der Donau

in

Linz.

Die hier mitgeteilten, für mich überaus wertvollen Gedenkblätter von der Hand des verehrten Dichters verpflichteten mich der Witwe zu dauerndem Danke, und dies umsomehr, als die in stiller Zurückgezogenheit lebende Frau allgemein als wenig zugänglich bezeichnet wurde, wovon auch ich bei meinem ersten Besuche im Sommer des Jahres 1877 einen nicht mißzuverstehenden Beweis erhielt. Von dem Streben geleitet, der von mir in Angriff genommenen Biographie die möglichste Vollständigkeit zu sichern, erließ ich nicht nur einen Aufruf in einer größeren Anzahl von Zeitungen, sondern ich unternahm auch zu wiederholtenmalen Reisen in die Stifter-Gegenden des Böhmerwaldes, sowie nach Oberplan und nach Linz, um mit Zeitgenossen, mit Freunden und Familienmitgliedern des Dichters in persönlichen Verkehr zu treten. Überall fand ich liebenswürdige Aufnahme und freundliche Bereitwilligkeit. Der mit dem Dichter innig befreundete Maler J. M. Kaiser in Linz, der poesievolle Illustrator von mehreren Werken Stifters, welchem ich eine größere Anzahl von bezeichnenden Zügen aus dem Leben des von uns beiden hochverehrten Mannes verdanke, sagte mir auf meine Bitte um eine Empfehlungskarte, welche mir den Zutritt zur Hofrätin Stifter eröffnen sollte, daß ich nach seiner Meinung kaum hoffen dürfte, vorgelassen zu werden. Trotzdem machte ich mich, wenn auch etwas eingeschüchtert, auf den Weg. Die Witwe des Dichters wohnte damals auf der Linzer Donaulände im sogenannten Stögerhause, jetzt Elisabeth-Quai Nr. 16, wenige Schritte von dem Dampfschiffahrtsgebäude entfernt, in welchem Stifter seinen letzten Seufzer aushauchte.

Auf mein Pochen öffnete ein Dienstmädchen und fragte nach meinem Begehr; als ich ihr meinen Namen gesagt und in kurzen Worten den Grund meines Erscheinens angegeben hatte, erklärte sie unwirsch, ich möge vor der Wohnungstüre, welche unmittelbar darauf vor meinen Augen wieder ins Schloß fiel, warten. Es dauerte ziemlich lange, bevor sie wieder erschien, um mich eingehender als vorhin um meine Stellung, meinen Wohnort, und um genaue Angabe der Absicht meines Besuches zu befragen. Nach befriedigendem Ergebnis des Verhörs werde mich die Hofrätin vielleicht empfangen. Das war wohl lästig, ja beschämend, aber, wie es schien, der einzige Weg zum Ziele. Ich erteilte die beruhigendsten Versicherungen, welche das Mädchen augenscheinlich zur Fürsprache bestimmten. Doch muß die Überredung nicht leicht gewesen sein, denn die Zeit des Harrens war jetzt noch reichlicher bemessen, als das erste Mal. Als sie endlich wieder zurückkam, wurde ich in ein großes, mit schönen altertümlichen Möbeln eingerichtetes Gemach geleitet, an dessen Wänden

zahlreiche Gemälde in altmodiſchen Goldrahmen glänzten. Zum Sitzen eingeladen, konnte ich durch geraume Zeit das Bild der vornehm bürgerlichen Häuslichkeit auf mich wirken laſſen, die mich aus zahlloſen feinen Beziehungen mit dem Geiſte des Dichters begrüßte. Ich ſah ſein naturgroßes Bildnis und das ſeiner Frau aus den Tagen der kraftvollen Lebensmitte, ich ſah viele Malereien ſeiner Hand, ich ſah die kunſtreich gearbeiteten Schränke und Tiſche, die das Sammlerherz durch ihre edlen Formen täglich und ſtündlich erfreut hatten. Der wohlgepflegte Boden des Zimmers funkelte wie der eines Ballſaales, und das ganze Gemach erglänzte im Schimmer der ſorgſamſten Reinlichkeit.

Endlich öffnete ſich behutſam eine Türe, ich erhob mich und wurde im ſelben Augenblicke von drei überlaut kläffenden, kleinen, unförmlichen Hunden angefallen, die der ungewohnte Anblick eines in die Kloſterſtille eindringenden Fremdlings ebenſowohl in Ärger als auch in Schrecken zu verſetzen ſchien. Nachdem mich Frau Stifter einige Augenblicke lang forſchend und faſt ängſtlich betrachtet hatte, rief ſie die unausgeſetzt keifenden Tiere aus der Nähe meiner bedrohten Beine ab, bedeutete mir, meinen Platz, vor dem ich regungslos ſtand, wieder einzunehmen und ſetzte ſich mir gegenüber. Das iſt alſo die Frau, ſo mußte ich unwillkürlich denken, welche dem Dichter Erſatz zu bieten hatte für das raſch entſchwundene Liebesglück, das er vordem an der Seite des holden Friedberger Mädchens gefunden! Ich bemühte mich, in den Formen des Geſichtes die Züge des Angela-Ideals zu verlebendigen, aber es gelang mir nicht. Eher konnte noch in den Linien der Geſtalt der königliche Wuchs jener „Zenobia“ nachempfunden werden, die ſchon durch den „Bau ihres Körpers“ ungewöhnliche Schönheit verſprach. Aber auch da hatten die Jahre durch Überfülle die hohe Erſcheinung vergröbert, und Kränklichkeit oder Zimperlichkeit den elaſtiſchen Schwung der Bewegungen gelähmt. Die verſuchte Augenblicksarbeit der Vergöttlichung blieb mir unvollendet im Gehirne ſtecken. Ideal und Wirklichkeit wieſen einen zu großen Abſtand auf.

Die alte Frau, welche mir gegenüber ſaß, hatte nichts Gewinnendes in ihrem Weſen. Der Blick des halberloſchenen Auges, deſſen dereinſt leuchtender Glanz den Dichter zu überſchwenglichen Hymnen begeiſtert hatte, irrte zaghaft umher und drückte Argwohn, Verſchloſſenheit und Angſt um die ſorglich umhegte Sicherheit der eigenen Perſon aus; die tief eingegrabenen Altersſlinien des Geſichtes zeigten trotz der noch wohl erhaltenen Rundung des Kopfovals Spuren von Kummer und körperlichen Leiden, ohne zugleich den verklärenden Schimmer aufzuweiſen, womit erhabene Reſignation und demutvolles Gottvertrauen den Erdenjammer

verſöhnend umgibt; die noch immer vollen Lippen umſpielte kein ſanfter Zug des Wohlwollens oder des Vertrauens, kein poetiſcher Abglanz genoſſener Lebensfreude war in den grämlich nach abwärts gezogenen Mundwinkeln zu entdecken, nur die ſchön und ſorglich geſcheitelten braunen Haare hatten noch einen Reſt jugendlicher Friſche bewahrt und erſchienen völlig frei von den verräteriſchen Silberfäden des vorgerückten Alters.

Die Führung des Geſpräches blieb anfangs mir allein überlaſſen und es ſchien zunächſt ſo, als dürfte ich überhaupt keinerlei Entgegenkommen erwarten. Die ſpärlichen Antworten, welche ich erhielt, waren kurz und abweiſend. Dabei klang die Stimme, mit der ſie gegeben wurden, ſchrill zirpend, unſicher und ſeltſam weinerlich, mit jenem peinlich klagenden, ſingenden Tonfall jammernder Frauen, der ſich dem Hörer auf die Nerven legt. Die karg bemeſſenen abgebrochenen Gegenreden verrieten durch ihre Knappheit faſt überdeutlich den Wunſch, des ungebetenen Beſuchers, über deſſen redliche Abſichten einer alleinſtehenden alten Dame gegenüber keineswegs jedweder Zweifel geſchwunden zu ſein ſchien, je eher je lieber wieder los zu werden, ein Gefühl, das auch die noch immer leiſe knurrenden drei Köter offenbar lebhaft teilten. Trotzdem wurde das Geſpräch von der Hofrätin in einem Tone geführt, der, wenn er auch keine bedeutende Intelligenz verriet, doch die leiſe und behutſame Art der höheren Stände zeigte, wie dies nach dem vieljährigen Zuſammenleben mit einem hochſtehenden Manne und nach der geſellſchaftlichen Stellung, deren dieſe Frau ſo lange teilhaftig war, gar nicht anders vorausgeſetzt werden konnte.

Meinen bewundernden Ausſprüchen über das große, ſegensreiche Wirken ihres verſtorbenen Gatten ſchien die Dame anfänglich nur wenig Beachtung zu ſchenken; ſie brachte nicht den geringſten Laut der Zuſtimmung hervor und es war ſchwer zu entſcheiden, ob ſie meine Anſichten entweder gar nicht teile, oder dieſelben doch mindeſtens für ſehr übertrieben halte. Immerhin ließ ſie ſich allmählich dazu herbei, allerdings ohne der dichteriſchen Arbeiten ihres Gatten mit einem Worte zu gedenken, von ſeinen Liebhabereien zu reden, die ſie, wie man weiß, nicht ohne Wohlwollen geduldet, deren manche ſie ſogar mit ihm geteilt hatte; ſie zeigte mir einzelne der altertümlichen Geräte, die ſämtlich die Sorgfalt der pflegenden Hände dieſer Frau mit fröhlichem Gefunkel vergalten, ſie zeigte mir Ableger von den Kakteen, die der Dichter ſelbſt noch gezogen hatte, ſie zeigte mir auch ſeine Handſchriften und ſeine Bilder. Und da ſie endlich dazu gelangt war, meine Begeiſterung für echt und meine Abſichten für unbedenklich zu halten, wurde ſie nach und nach freundlicher und zuletzt faſt vertrauensvoll. Obwohl ſie es beharrlich ablehnte, Mitteilungen über

die Lebensgeſchichte des Dichters zu machen, indem ſie ſtets hervorhob, alles wichtige ſei ohnedies bekannt, und mehr, als die Öffentlichkeit über das Wirken und die Weſenheit ihres Gatten wiſſe, könne ſie auch nicht ſagen, gab ſie mir doch ſpäterhin die voranſtehend abgedruckten Briefe ihres Gatten und zwei landſchaftliche Studien von ſeiner Hand.

Die überwiegend abfällige Charakteriſierung, welche Stifters Frau gefunden hat, und der Umſtand, daß gewiß manches böſe Wort bis zu ihr gedrungen iſt, hat ſicher nicht wenig dazu beigetragen, ſie unzugänglich und mißtrauiſch gegen fremde Beſuche zu machen. Nach ihrem Tode traten die härteſten Urteile ungeſcheut hervor. Wie uns mitgeteilt wird, hätte ſie in ihrer Jugend als ſozuſagen alleinſtehendes Mädchen alles daran geſetzt, ſich der Neigung des Dichters zu verſichern und dieſen zu einer dauernden Verbindung willig zu machen. Dabei ſei ſie zwar reich an körperlichen Reizen, aber gänzlich ohne höhere Geiſtesbildung geweſen. Ein von Neumann zur Veröffentlichung gebrachter Brief von ihrer Hand verrät, abgeſehen von einer Unzahl orthographiſcher Fehler, durch die klägliche Unſicherheit im ſprachlichen Ausdrucke und den banalen Inhalt, daß die Schreiberin nach ihrer ganzen Lebensanſchauung nur zu leicht geneigt ſein konnte, des Dichters ſchwärmeriſche Begeiſterung als „lächerliche Phantaſterei“ zu bezeichnen. Schrieb ſie ihm doch wenige Jahre nach ihrer Verehelichung aus Peterwardein: „Deine beiden Briefe haben mich erfreuet aber auch Betribt, nach dem Du ſo ein Confuhſes zeig durcheinander ſchreibſt daß man nicht weiß was man aus allem dem machen ſoll, nicht nur ich allein, ſonder wir alle wiſſen nicht was Du forhaſt . . .“ Zu dieſen Zeilen ſtimmt, was mir eine intime Freundin des Stifterſchen Hauſes einmal ſagte: „Die gute Amalie war immer ein Bild ohne Gnade“, und was Amman ſeinem Berichte über Stifters Liebesleben anfügt: „Stifter hatte richtig vorausgeſehen, daß ſie nicht recht für einander geſchaffen ſeien, und in der Tat war Amalie ein poeſieloſes, nüchternes Geſchöpf, das ihren Gatten wohl mit leiblicher, aber durchaus nicht mit geiſtiger Nahrung zu verſorgen verſtand. Stifter ertrug ſein Los mit männlicher Gelaſſenheit und wußte den unabänderlichen Verhältniſſen ſtets die beſten Seiten abzugewinnen. Seine offene, wahre, edle und echt menſchenfreundliche Natur hat er in Leben und Kunſt dann bis zu ſeinem Tode betätigt. Was er im letzten Briefe der Fanny verſprochen: „nie ſoll ein unſanftes Wort Dein Herz betrüben oder eine Handlung Dein Gemüt verletzen“, er war ganz der Mann dazu, dies Wort getreulich einzulöſen.“ — Und er hat es, nach allen Zeugniſſen, die wir beſitzen, ſeiner Gattin gegenüber getreulich eingelöſt.

Das ehemalige Dienſtmädchen im Stifterhauſe (jetzt Frau Marie Langfellner, Wirtin am Maierhoferberg bei Eferding in Oberöſterreich), von dem Landtagsabgeordneten Karl Schachinger im Intereſſe meiner Arbeit um verſchiedene Einzelheiten befragt, gab an, daß der Dichter ſeine Frau ſtets hoch verehrte und ſie ſogar in Gegenwart der Dienſtmädchen häufig liebkoſte; oft ſagte er auch zärtliche Schmeichelworte zu ihr und rief ſie mit Koſenamen an ſeine Seite. Er war eben, wie Frau Langfellner ſich ausdrückte, ein herzensguter und durchaus edelmütiger Mann, ſeiner Frau gegenüber wohl oft von zu großer Sanftheit; zumeiſt heiter und ſtets auf die Erhaltung des häuslichen Friedens bedacht, habe er an manchen Tagen freilich auch recht ſchwermütig und traurig vor ſich hingeblickt. Die Frau, von ſtrengen ſittlichen Grundſätzen, gewiſſenhaft in der Beſorgung ihres Hausweſens und auf das ſorglichſte für Reinlichkeit und Ordnung bedacht, ſei ſtets mißmutig und übellaunig geweſen. Als ein deutlicher Beweis des unverträglichen Temperamentes der Frau könne der Umſtand angeſehen werden, daß vor Marie Langfellner in kurzer Zeit elf Dienſtmädchen nach einander im Hauſe Stifter beſchäftigt waren, und auch nachher wieder vierzehn Mägde den wenig begehrten Poſten inne hatten, ohne es dort auf die Dauer aushalten zu können. Frau Langfellner ſelbſt ſei zwar drei Jahre lang im Hauſe geweſen, aber auch ſie habe nur dem gutmütigen Herrn zuliebe ausgeharrt, und dieſe Ausdauer ſei ihr bei dem Unmut, dem Argwohn und dem unwirſchen Weſen der Hausfrau manchmal ſauer genug geworden. Auch die Ziehtochter Juliane habe die Frau wenig liebevoll behandelt, wie denn überhaupt Freundlichkeit, Güte oder gar Herzlichkeit kaum jemals bei ihr wahrzunehmen geweſen wären. Dreimal ſei das arme Kind im Laufe der Jahre entwichen, aber immer wieder zurückgebracht worden. Einmal ſei dem Dichter über die ſchroffe Behandlung des Mädchens berichtet worden, und er habe ſich daraufhin bei der Langfellner erkundigt, ob es denn wahr ſei, daß ſeine Frau in ſeiner Abweſenheit das Kind oftmals übermäßig hart anfaſſe. Marie, auf ihr Gewiſſen befragt, mußte die Wahrheit geſtehen. Über dieſe Mitteilung ſei der Dichter ſo aufgeregt geweſen, wie ihn das Dienſtmädchen niemals geſehen hatte; auch habe er ſeine Frau in ſo ſcharfen und entſchiedenen Worten zur Rede geſtellt, wie dies ſonſt nicht ſeine Art war. Zur Zeit von Julianens Selbſtmord war Marie Langfellner nicht mehr im Dienſt der Stifterſchen Eheleute. Als ſie ſpäter einmal auf der Straße mit dem Dichter zuſammentraf, ſagte dieſer zu ihr: „Ja, ſehen Sie, Marie, da beging nun das arme Mädchen das Schrecklichſte, was es tun konnte; hätte es ſich mir anvertraut, der ich

es so liebte, ich wäre dem lieben Kinde schon behilflich gewesen, daß alles recht geworden wäre!" Der gute Herr habe bei diesen Worten so betrübt ausgesehen, daß die Langfellner es nicht wagte, über diesen Gegenstand eine Frage zu tun. Daß aber der schreckliche Vorfall in seinem Hause ihn auf das tiefste erschüttern mußte, war ihr schon aus dem Grunde begreiflich, weil sie vorher so oft gehört hatte, wie Stifter in Gesprächen den Selbstmord als etwas Schauerliches, Unsittliches und als eine unverzeihliche Feigheit und Erbärmlichkeit darstellte. Auch gipfelten die väterlichen Lehren, die er Julianen gab, stets in dem Schlusse, man müsse den lieben Gott durch einen guten Lebenswandel ehren, und alle Prüfungen, die er über uns verhänge, in Geduld und in Demut ertragen.

Die Urteile über Stifters Gattin lauten in der Hauptsache übereinstimmend; sie wird von allen Seiten als eine kalte, zurückhaltende, unfreundliche, wenig anregende Frau geschildert. Der Legationsrat Weiß von Starkenfels soll einmal die nicht sehr rücksichtsvolle Frage an Stifter gerichtet haben, was denn an Amalien so bezaubernd gewirkt habe, worauf dieser zur Antwort gab, man brauche die Lösung bloß in den wundervollen Augen dieser Frau zu suchen, die ihn mit ihrem dunklen Glanze immer an den schwarzen, einsamen Hochsee seiner Heimatberge gemahnten: „Mir wurde ganz heiß, als ich sie zum ersten Male erblickte."

Des Dichters Bruder, der Schmiedmeister Martin Stifter, gab an, daß er einmal in Linz einen Besuch im Hause Adalberts machte, und daß sich bei dieser Gelegenheit die stolze Schulrätin weigerte, den einfachen Handwerksmann zu beherbergen. Auch damals soll es wie früher wegen der Behandlung Julianens zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten gekommen sein.

Stifters Jugendfreund Franz Mugerauer schilderte mir die Hofrätin als eine „langweilige Person", der Maler Blumauer beklagte sich über ihr unliebenswürdiges Benehmen; J. M. Kaiser sagte mir, sie habe mehr Interesse für den Ertrag als für den Gehalt der Werke ihres Mannes gehabt und die meisten derselben gar nicht gelesen; sehr geistvoll äußert sich Baronin Amèlie von Handel über Stifters häusliche Verhältnisse in einem an mich gerichteten Briefe: „Stifter war meiner Ansicht nach ein Genie, das äußere Umstände in den Grenzen eines Talentes fest hielten. Zu diesen äußeren Umständen gehört mir sein Aufenthalt in Linz und seine Ehe. Es ist Keinem gut, in einer kleinen Stadt der Einzige seiner Gattung zu sein, wie Stifter es als Dichter in Linz war. Er verlernte das Discutieren und verlor sich ins Docieren, weil er

keinem Widerſpruche begegnete, der ihm die Spitze bieten konnte. Aprent hätte es, dem Wiſſen und Können nach, vermocht, aber Aprent war weder Kritiker noch Polemiker. Er idealiſierte ſich Stifter, um ihn beſſer zu genießen. — Stifters Frau war ſehr brav, auch durchaus nicht dumm, aber ſie ſtand an Bildung tief unter ihm. Das erſchwerte, z. B. uns, den Verkehr mit ihm, und ſie, dies fühlend, war gereizt gegen die „höheren Stände". Ihrem Manne brachte ſie mit großer Hingebung entgegen, was ſie am beſten zu geben vermochte: materielle Behaglichkeit. Damit förderte ſie einen Zug der Weichlichkeit, der in Stifters Natur lag. Indem ſie Willenskraft und Energie in Bequemlichkeit löſte, lähmte ſie dem Genius die Flügel."

Ein ſehr anſprechendes Bild der noch jugendlichen Amalie hat uns Emerich Ranzoni hinterlaſſen, welcher die Gattin des Dichters bald nach der Vermählung kennen lernte. Nach ſeiner Verſicherung iſt ſie von ganz ungewöhnlicher Schönheit geweſen: „Ein wundervolles, lichtbraunes Haar umrahmte das ebenmäßig geformte Geſicht, die Stirne war glatt und rein, die Naſe edel, die Wangen voll und von blühender Farbe; der Mund klein und friſchrot, das Kinn fein und zierlich, dieſes Ganze belebt von einem gutmütig leuchtenden, großen, hellbraunen Auge; der Kopf ſaß auf einer vollen Büſte, die Geſtalt war mittelgroß und von jener angenehmen Fülle, welche, gleich entfernt von Mangel und Überfluß, den wohltuenden Eindruck vornehmer Ausgeglichenheit macht; ihre Erſcheinung hatte etwas wunderſam Ruhiges, Anſpruchloſes und doch wieder Würdevolles; ſie war das verkörperte Bild der züchtig waltenden Hausfrau; freilich verlor das Bild von ſeinem urſprünglichen Reize, wenn man Gelegenheit hatte, es wiederholt und länger auf ſich wirken zu laſſen; da bekam es einen Hauch von Unbeweglichkeit, Sattheit und einer gegen Menſchen und Dinge ablehnenden Verſchloſſenheit! So wie die Frau ſtets und immer an ſich ſelber ſauber war, ſo hielt ſie (die ſich zu jener Zeit die Beihilfe einer Magd noch nicht gönnen durfte) auch die kleine Wohnung; da war alles ſpiegelblank, von einer faſt an Nüchternheit ſtreifenden Nettigkeit, alles hatte ſeinen Platz und ſeine Ordnung, und es war dies ſo, man mochte kommen, wann immer; keiner der beſten Freunde Stifters kann ſagen, er habe ſein Hausweſen anders geſehen, als im Sonntagskleide. Die Frau hielt darauf, alles ſo ſchön zu haben und der Welt zu zeigen, wie dies eben unter den gegebenen Verhältniſſen möglich war. Da, wo ſie herrſchte, niemals eine Unordnung oder ein Fleck zu ſehen war, ſo iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſie durch alles, was dieſem Sinne für Reinlichkeit und äußere Gefallſamkeit widerſprach, peinlich berührt

wurde, und daß es ihr, die eine durchweg gerade und ehrliche Natur war, nicht gelang, bei vorkommenden Fällen ihre Empfindungen zu verhehlen.

Solche Anläſſe aber trafen ſich mitunter. Stifter, der auf Äußerlichkeiten zu jener Zeit nahezu gar kein Gewicht legte und der auch ſeinen Umgang einrichtete nach dem, was der Menſch war und nicht, was er ſchien oder galt, hatte einige Freunde, welche der armen Frau ohne Zweifel durch die Art, wie ſie gekleidet waren und wie ſie ſich gaben, unangenehme Nervenaufregungen verurſachten. — Stifters Frau, die in vielen Zügen recht lebhaft an Siebenkäs' Lenette mahnte, hatte mehr als einen Leibgeber, ſie hatte ein ganzes Viertelduzend von wilden Genies zu ertragen, und darunter ein Paar, für deren Begabung ihr Mann eine ſolche Wertſchätzung hatte, daß ſie gar nicht wagte, dies und jenes, was ihr wie jedermann an den Herren mißfiel, zu rügen. — Frau Stifter fand, daß ſolche Geſellſchaft für ihren Mann, den ſie über alles liebte, nicht erſprießlich ſei, und ſie meinte auch, daß es nicht genüge, etwas zu ſein, man müſſe auch etwas gelten; und wie ſie auf die Gefallſamkeit ihrer Erſcheinung und ihrer Wohnung hielt, ſo war auch ihr Wunſch, daß ihr Mann einen Titel, eine feſte Stellung, Anſehen und Ehren erlange. Dem Manne war es nur darum zu tun, treffliches zu leiſten, der Frau, daß die Welt es erkenne, ſchätze und ihn dafür achte und erhebe; daher war ſie jedesmal ſo erfreut, wenn er in das Haus angeſehener und wohlhabender Leute eingeführt wurde und hielt darauf, daß er dort heimiſch wurde."

Es iſt mehrmals verſucht worden, Stifters Ehe als eine nicht ſehr glückliche darzuſtellen. Neumann ſagt, die Sorge um das tägliche Brot habe den Dichter bald herabgeſtimmt; er mußte ſeine Freunde nach der Vermählung oft um Unterſtützung bitten und häufig ſein Quartier verändern, ſo daß er ſich ſelbſt bei einem ſolchen Anlaſſe miserrimus nomadus nennt; dabei habe er in ſeiner Gattin nicht jene Tiefe des Herzens und jene Empfindung für das Hohe, Erhabene, Unermeßliche gefunden, die er einſt erſehnte; Holzer räumt in ſeiner Abhandlung „Adalbert Stifter als Menſch" zwar ein, daß der Dichter keine beſſere Hausfrau und ſpäter keine ſorgfältigere Krankenpflegerin hätte bekommen können, aber für ſeinen Geiſt, für ſein Herz habe ſie ihm nichts geboten. „Die äußeren Formen des geſelligen Verkehres wahrte und verlangte ſie um ſo peinlicher, je älter ſie wurde und je mehr ſie in der Provinz erſtarrte. Und als ſie „Frau Hofrätin" geworden war, galt ſie als ſeine Dame von großer Froſtigkeit und unnahbarer Würde. Es mangelte ihr nicht an

Verſtand und Erziehung, wohl aber an Regſamkeit, an dem Bedürfnis, ein geiſtiges Leben mitzuleben; ſpäter, da ihre Neigung der Gewohnheit weicht, nimmt ſogar ihre Güte und Hingebung für den Dichter ab, ſie erfüllt ihre Pflicht ohne innere Nötigung, ohne Wärme."

Gewiß wird die kinderloſe Ehe für den Dichter nicht voll befriedigend geweſen ſein, und ſein häusliches Glück mochte für ſein warmes, ſchwärmeriſches Empfinden manche Lücke aufweiſen. Aber in dem Bewußtſein, daß Duldung, Anpaſſung und Schonung in der Ehe zu den unerläßlichſten Tugenden gehören, fand er für ſeine Frau ſtets nur Worte des Lobes und der Bewunderung. Als die ihm ſehr befreundete Baronin Binzer einmal die Frage ſtellte, warum er in ſeinen Werken lieber beſcheidene und einfache, als geiſtreiche und glänzende Frauen dargeſtellt habe, erwiderte er: „Ich weiß wohl, daß das Höchſte, was der Dichter ſchildern kann, eine Frau iſt, bei der ſich Geiſt mit Herz und Charakter verbindet; aber ich bin mit einer, der nur die beiden letzten verliehen waren, ſo unausſprechlich glücklich geweſen, daß ich immer nur ſie darzuſtellen vermag."

Der Schulleiter Vinzenz Simmel in Schlägl verſichert, daß er als Student in dem Hauſe ſeiner Eltern oft hörte, wie Stifter, der daſelbſt freundſchaftlich verkehrte, freudig ausrief: „Meine Frau iſt eine Perle," und auch die jetzt noch in Oberplan lebende Schwägerin des Dichters äußerte ſich wiederholt mir gegenüber, daß ſie bei den gelegentlichen Beſuchen nie einen Mißton in dem Zuſammenleben des Paares wahrnahm, und daß Stifter ſtets voll des Lobes über ſeine „liebe Frau" geweſen ſei. Seltſam bleibt allerdings das Geſtändnis des greiſen Poeten, welches derſelbe zwei Jahre vor ſeinem Tode in dem Schreiben an Heckenaſt vom 22. Jänner 1866 ablegte, daß ihm erſt jetzt das volle Glück der ehelichen Liebe deutlich geworden ſei; er erzählt in dieſem Briefe, er habe es aus Rückſicht für ſeine Gattin nicht zugelaſſen, daß ſie ſeine Wintereinſamkeit in Kirchſchlag mit ihm teile, und fährt ſodann fort: „Wir ſchreiben uns ſehr fleißig. Die Trennung hat ein Herrliches gebracht. Nach der ſtillen und ſchweigſamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie ſehr ſie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und ſie erfuhr es ſelber erſt. Bei mir war es auch ſo. Wir hängen mit einer Innigkeit an einander, die nie, ſeit wir uns kennen, ſo groß war. Acht und zwanzig Jahre mußten vergehen, bis wir dies erfuhren." — Aber auch dieſes eigentümliche Bekenntnis legte der Dichter ſicherlich nur in der Abſicht ab, um damit ſeine Frau zu verherrlichen, und ja keinen Zweifel an ihr aufkommen zu laſſen; denn er beſchließt es mit den Worten:

„Teurer Freund! Mein häusliches Glück ist das größte Gut für mich auf Erden."

Wie wenig ansprechend auch das Wesen von Stifters Gattin für manche Menschen ihrer Umgebung gewesen sein mag, so ist doch sicher, daß der Dichter selbst, vielleicht gerade aus dem Grunde, um schiefen Urteilen entgegenzuwirken, nichts unversucht gelassen hat, um ihr ein schönes Andenken zu sichern. Fast gewinnt es den Anschein, als habe er die bezaubernsten Tugenden der Weiblichkeit, die sein schwärmerisches Herz ersinnen konnte, der ihm fest verbundenen Lebensgefährtin unaufhörlich angedichtet, und sie dadurch, seine Gefühle stets neu entflammend, im Geiste zu einer hehren Idealgestalt umgeschaffen, deren Glanz ihm die Wirklichkeit mit einem unvergänglichen Schimmer verklärte, so wie er bei seiner hohen Auffassung von der Ehe für seinen Teil sicher redlich dazu beitrug, den behaglichen Frieden des Familienlebens vor jeder Störung zu bewahren.

Wenn er zehn Jahre nach der Hochzeit mit Amalie, die Bemerkung einflechtend, er rate allen Leuten zu heiraten, seinem Freunde empfiehlt, „die Gattin gut zu behandeln" und mit „freundlicher Nachsicht" ihren Schwächen zu begegnen, da es nur vom Manne abhänge, „sich durch die Ehe ein irdisches Himmelreich zu machen"; wenn er seinem Bruder ans Herz legt, die Fehler des Weibes zu schonen, „denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Wesenheit des Weibes in ihm aufgehe, ist wahrlich nicht der kleinste darunter"; wenn er von seiner Frau sagt, sie sei „doch der einzigste und unverfälschteste Freund, der es vom Urgrunde des Herzens gut meint", und zugleich versichert, daß es ihm „eher Trauer als Freude erregen würde, irgend ein Schönes oder Gutes ohne seine geliebte Gattin genießen zu sollen": so erblicken wir darin nicht nur einen Beweis für die Treue seines Herzens, sondern auch eine Anerkennung der voll empfundenen Vorzüge seiner Lebensgefährtin.

Statt mit den Jahren abzunehmen, steigern sich diese Gefühle. Er möchte, wenn nicht die Reisekosten wären, am Tage der Silberhochzeit in der Kirche in Wien, wo einst die Trauung stattfand, Gott im Gebete danken, daß er das glückliche Paar „so lange zusammen erhalten hat"; als er später von Krankheit befallen wird, ist ihm „die beste Arznei" die „tiefste Liebe" seiner Gattin; sie ist seiner Krankheit „Sonnenschein" und „Engel", und ihre aufopfernde Pflege rührt ihn so, daß er darüber „eine Seligkeit empfand", die er „bisher nicht kannte"; „sie saß unverdrossen", so berichtet er an Heckenast, „wenn ich mich auch nicht regte, stundenlang

Ferdinand Maximilian Joseph, Erzherzog von Österreich, Prinz von Ungarn und Böhmen, Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzessin Sophie von Bayern, wurde am 6. Juli 1832 geboren. Er trat in die Marine ein und machte Reisen nach Brasilien, Ostindien und Nordamerika. Im Jahre 1857 wurde er Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs, 1859 Oberbefehlshaber der Marine und 1864 Kaiser von Mexiko. Er starb am 19. Juni 1867 in Querétaro.

Ferdinand Maximilian.

Herz, mein ganzes Weſen ſende ich Dir zum Gruß, Du biſt ja mein teuerſtes, Du biſt ja mein einziges Gut auf dieſer Welt!"

Ähnliche Liebesbeteuerungen finden ſich in jedem Briefe. Am Hochzeitstage nach neunundzwanzigjähriger Ehe richtet der Dichter aus der Einſamkeit der Lakerhäuſer an ſeine Gattin folgende innige Worte: „Heute, an unſerem geliebteſten Feſttage, ſage ich Dir im Geiſte einen herzlichen innigen guten Morgen, im Geiſte küſſe ich Dich auf Deine ſanften Lippen, und im Geiſte danke ich Dir noch einmal für all' das Gute, das mir in dieſen vielen Jahren ſo reichlich von Dir zugekommen iſt, und im Geiſte bitte ich Dich noch einmal, gedenke nicht manches Leides, das ich Dir zugefügt habe. Mit Deinem Bilde im Herzen ging ich geſtern zu meiner Schlummerſtätte, mit Deinem Bilde im Herzen erwachte ich heute. Ich machte Licht, und that ein warmes Gebet zu Gott, ihm dankend, was er uns durch unſer Eheband gegeben, und ihn bittend, daß er dieſes Band eine Zeit erhalten möge. Ich betete für Dich, daß er Dich bewahre, ſchütze, ſegne und ich bat ihn, daß er mir Kraft gebe, Dir Alles zu ſein, was meine Pflicht iſt . . . Wie wird es wohl ſein, wenn uns der liebe Gott noch 21 Jahre ſchenkt, und wir die goldene Hochzeit feiern? Iſt es dann draußen wie immer, in unſeren zwei uralten Herzen würde doch der freundlichſte Sonnenſchein ſein. Der Gedanke, das zu erleben, iſt ſo ſchön, daß ich mir ihn zu denken faſt gar nicht getraue . . ."

So ſchreibt kein Mann an eine Frau, die er nicht liebt, und jede ungeliebte Frau müßte, den inneren Widerſpruch merkend, ſolche Zeilen als kränkenden Spott auffaſſen. War aber Frau Stifter einer ſo grenzenloſen Verehrung wirklich nicht ganz würdig, ſo iſt das tiefe, heilige Gefühl des Dichters nur noch bewunderungswürdiger und ein neuer Beweis für die unermeßliche Güte ſeines Herzens. Nach einer Briefſtelle Reitzenbeks war Stifter einer der zärtlichſten Ehemänner und unabläſſig bemüht, ſeiner Gattin das Schönſte und Liebſte des irdiſchen Lebens darzubringen; — einer der „wenigen, die ihre Frauen als ihre Hausgötter lieben und verehren". Er beſaß aber auch, ſo heißt es in jenem Schreiben weiter, „ein Weſen zur Gefährtin, voll Demut, Beſcheidenheit, Anmut und Schönheit, mit dem wärmſten Herzen und dem lauterſten Verſtande".

In der Erzählung „Aus dem bayriſchen Walde" hat der Dichter ſeiner Gattin ein dauerndes Denkmal geſetzt, indem er voll dankbar freudiger Empfindung der Liebe gedenkt, mit welcher ſie ihn in ſeinem Leiden pflegte: „Alle Aufmerkſamkeit, die ſonſt in die verſchiedenen Gelegenheiten zerſtreut iſt, war vereinigt und in weicher Stille um mich ausgebreitet.

Trotz der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meines Lebens zählen."

Schon der Umstand, daß es dem Dichter gelang, die geliebte Frau zur verständnisvollen Teilnahme an seinen Liebhabereien zu erziehen, läßt auf ein trautes Verhältnis schließen, wie denn sicher sein Behagen an der Häuslichkeit durch die Übereinstimmung in diesen Dingen auch in hohem Grade gesteigert werden mußte.

* * *

So wie Stifter schon von früher Jugend auf ein eifriger Sammler war, und namentlich die bunte Schönheit der Blumen, die strahlende Herrlichkeit der flatternden Falter und die geheimnisvoll schillernde Farbenpracht der Gesteine als so heftigen, zwingenden Anreiz empfand, daß er von den Entdeckungsreisen in die Naturumgebung seines Heimatsortes nie zurückkehrte, ohne etwelche Prachtexemplare großblumiger, stachelbewehrter Gewächse, seltener Buntmäntel der Lüfte, oder feurig blinkender Marmor- und Glimmertäfelchen mitzubringen, blieb ihm auch das Zusammentragen von Raritäten bis ins späte Alter der höchste Lebensgenuß. Und wie er in den Universitätsjahren seine kleinen Mittel dazu aufwendete, am „Tandelmarkte" vergilbte Folianten und alte, modrige Scharteken anzukaufen, um sie in dem vielgestaltigen, chaotischen Gerümpel seines Studierzimmers aufzuspeichern, so verwendete er einen guten Teil der höheren Einkünfte, die ihm in den Mannesjahren zur Verfügung standen, zur Erwerbung kunstvoll ausgeführter Geräte, schöner Marmorarbeiten, kostbarer Leinengewebe, merkwürdig geformter und verzierter Gläser, Kannen, Tonkrüge und Porzellanschalen, altertümlicher Holzschnitzereien, sorgfältig ausgeführter Metallarbeiten, anziehender Gemälde und seltener Pflanzen. Zu seinen Liebhabereien muß überdies die Vorliebe für Hunde mittelgroßer Rasse und sein vornehmlichster Sport, die Züchtung der verschiedenartigsten Kakteen gerechnet werden. Er war in diesen Dingen, wie das bei eifrigen Sammlern so häufig vorkommt, sehr eigensinnig. Unter den Geräten liebte er die aus einer gewissen Zeit, mit bestimmt ausgeführten Beschlägen und aus einem besonders gefaderten Holze; bei der Auswahl von Gemälden zog er Landschaftsmalereien allen anderen vor und entschied sich unter diesen wieder für duftige, verschwommene Stimmungsbilder; von Hunden hatte sich eine eigentümliche Spielart leidiger Kläffer bei ihm eingenistet, und wurde der Abgang immer wieder durch vorlaute Exemplare derselben Gattung ersetzt; auch die

Kakteen schied er und schätzte manche Abarten derselben höher, als andere. Seine Ausschließlichkeit erstreckte sich in gleichem Maße über den Bedarf seines Tisches, auf dem eine Anzahl von Lieblingsgerichten eine dauernde Vorherrschaft behauptete, über die Mischung des in bestimmten Verhältnissen zusammengesetzten Inhaltes seiner Tabaksdose, selbst über seine Kleidung. Den Freuden der Tafel so wenig abhold, daß vielleicht nicht ganz ohne Grund behauptet werden konnte, er habe sich durch allzu üppige Mahlzeiten jene unheilbare Erkrankung der Leber zugezogen, an welcher er in seinen letzten Lebensjahren so sehr litt, liebte er besonders Forellen, von denen er selten weniger als ein halbes Dutzend als Vorspeise zu sich nahm und Krammetsvögel, die ihm seine Frau, da er in Kirchschlag wohnte, häufig nachsenden mußte. Wenn er bei Appetit und bei guter Laune war, so konnte es ihm bei Tische nicht leicht jemand zuvortun. Der Maler Blumauer erzählte mir, Stifter habe in Gemeinschaft mit seiner Frau, und das nicht etwa auf Grund einer abgeschlossenen Wette, eine stattliche Gans und einen mächtigen Schinken an einem einzigen Tage aufgegessen. Wenn es Krebse gab, welche der Dichter als eine feine Delikatesse hochschätzte, dann blieb er beim ersten Dutzend niemals stehen. In Linz fand sich oft Gelegenheit, allerlei Leckerbissen recht wohlfeil zu erwerben; Stifter kannte alle Bezugsquellen und benützte häufig einen sich darbietenden günstigen Augenblick, um in eigener Person einen vorteilhaften Handel zum Wohl der häuslichen Küche abzuschließen. Einmal ging er, wie mir Blumauer mitteilte, zwischen Linz und Buchenau spazieren, als ein kleiner, etwa sechsjähriger Knabe mit einem Korbe des Weges kam. „Was trägst du denn da?" fragte Stifter den Kleinen. „In dem Korb sind Krebse," sagte das Kind, „ich gehe nach Linz, um sie dort zu verkaufen." Als der Dichter der herrlichen Solokrebse ansichtig wurde, welche lustig zwischen grünen Blättern krabbelten, ward der Appetit in ihm rege, und er fragte weiter: „Was kosten diese Krebse?" — „Es sind siebzig Stück, und ich muß für jedes Stück acht Kreuzer nach Hause bringen." „Ich habe aber nicht so viele Kreuzer," erwiderte Stifter, „du mußt ausrechnen, wie viele Gulden und Kreuzer das zusammen macht." „Ja, aber ich kann nicht rechnen," sagte das Kind, „ich muß halt für jedes Stück acht Kreuzer heimbringen; wenn ich das nicht bekomme, darf ich die Krebse nicht hergeben." Mit diesen Worten klappte der Kleine den Korb zu, und wandte sich zum Gehen. Nun eilte der Dichter dem Kinde nach, und nahm es mit sich in seine Wohnung, wo der Handel zur beiderseitigen Zufriedenheit abgeschlossen wurde. —

Mr. Hall was born in Ireland, and came to this country when a young man. He was a graduate of Trinity College, Dublin, and was a man of fine scholarship and literary attainments. He was a member of the Presbyterian Church, and was a faithful and devoted minister of the Gospel. He was a man of great piety and zeal, and was a faithful and devoted minister of the Gospel. He was a man of great piety and zeal, and was a faithful and devoted minister of the Gospel.

Rev. Robert Hall, D.D.

wohnte, über Regensburg dahin verschrieb; er rauchte sie den ganzen Tag, und zündete immer, wenn eine zu Ende ging, die nächste an dem Feuer der Abgebrannten an. Er hatte stets einen großen Zigarrenvorrat, der in Pakete abgeteilt war und mit pedantischer Gewissenhaftigkeit der Reihe nach vorgenommen wurde. Um stets über die Zeit des Ablagerns unterrichtet zu sein, wurde jedes Paket am Tage des Ankaufes mit einem Zettel versehen. Ein im Besitze der Frau Posträtin Bertha Swoboda in Prag befindlicher „Zigarren-Zettel" enthält folgende Aufzeichnung von der Hand des Dichters: „5. Folge 9. — 25 Stück Cabanos. — 6ter August 1862. — Adalbert Stifter." Seine Kleidung hatte einen behäbigen Zuschnitt, sowie des Dichters ganze Persönlichkeit, denn er war klein und von untersetzter Gestalt. Scherzweise nannte er sich selbst einen wandelnden Wollsack. Gewöhnlich trug er einen langen schwarzen Goetherock, eine lose geknüpfte Halsbinde, zuweilen einen breitkrämpigen Hut und besonders gerne Schuhe mit zolldicken Sohlen. Letzteres hing damit zusammen, daß er, wo irgend möglich, am Erprobten und Althergebrachten festhielt. Er war von Kindesbeinen auf gewöhnt, entweder barfuß zu gehen, oder seine Füße in dicke, hochgeschnäbelte Holzschuhe zu stecken, wie solche im ganzen südlichen Böhmen gebräuchlich sind; das Gefühl nun, auf hoher Unterlage einherzuschreiten, hatte sich so dauernd seinem Körper eingeprägt, daß es ihm eine peinliche Empfindung machte, auf modisch dünnen „Papiersohlen" zu gehen.

Für den Gebrauch auf dem Lande ließ er sich eigene starke und schwere Wasserstiefel machen, deren Sohlen aus dickem Holze hergestellt waren; ging er nur im Umkreise des Hauses umher, ohne sich zu weit von seiner Wohnung zu entfernen, so bediente er sich mächtiger, massiver Holzschuhe, die er aus dem Böhmerwalde kommen ließ, in denen seine Füße wie in plumpen Kähnen saßen, und von welchen er stets eine Anzahl vorrätig hatte. Daheim liebte er es, bequem und leicht gekleidet zu sein, daher trug er in den Zimmern und bei der Arbeit leichte Pantoffel oder altmodische bunt gestickte Hausschuhe. Schwärmerisch veranlagte Damen, welche von Begeisterung getrieben herbeieilten, um den Dichter der „Studien" persönlich kennen zu lernen, waren meist sehr enttäuscht, wenn ihnen statt des erhofften genial aussehenden Jünglings der kurzbeinige, beleibte Linzer Schulrat in seiner gewöhnlichen, nichts weniger als malerischen Hauskleidung entgegenkam, und Baronin Amèlie von Handel, so innig sie später mit Stifter befreundet war, konnte doch den ersten Eindruck niemals vergessen, den sie von dem im Geiste längst angebeteten Dichter des „Abdias" erhielt, als sie ihn mit einem karrierten Schlafrocke

bekleidet und mit gestickten Pantoffeln sah. Manchmal trat die Enttäuschung so lebhaft zu Tage, daß sie der Dichter merken mußte, aber da er keineswegs eitel war, so fand er darin eher eine Quelle der Belustigung als des Ärgers. Nicht zum besten erging es auch vielen Menschen, die ihn in Gesellschaft sprechen hörten. Denn da er stets von gleicher Gründlichkeit und Umständlichkeit in seinen oft endlosen Ausführungen war, so kam es sehr auf den Gegenstand an, mit welchem sich sein Geist im Augenblicke beschäftigte. So wurde, nach einer mündlichen Mitteilung der Baronninen Anna und Risa von Handel, zu einer Abendgesellschaft im Hause der Gräfin Anna Revertera auch Stifter erwartet, und manche Besucher blieben aus dem Grunde länger, als sie vorhatten, bloß um den damals schon sehr berühmten Dichter kennen zu lernen und ihn sprechen zu hören. Er erschien endlich sehr spät, schon beim Eintritte sein Bedauern ausdrückend, daß er keine Zeit habe und gleich wieder weggehen müsse. Trotzdem ließ er sich überreden zu bleiben und sprach dann fast zwei Stunden lang ohne die geringste Unterbrechung über einen so uninteressanten Gegenstand, daß die Anwesenden, welche vor Langeweile kaum den Schlaf unterdrücken konnten, lebhaft ihr Mißgeschick verwünschten. Kurze Zeit darauf traf ein Teil der hochadeligen Gesellschaft im Hause des Barons Anton von Handel wieder mit Stifter beim Abendessen zusammen, zu welchem auch der Maler Fischbach, des Dichters langjähriger Freund, geladen war; manche der Gäste, eine Wiederholung der ermüdenden Monologe befürchtend, ergriffen vorzeitig die Flucht. Da aber das Gespräch wie zufällig auf die Kunst gelenkt wurde, richtete sich Stifters Geist zu seiner ganzen Höhe auf und seine formvollendeten Darstellungen waren voll der herrlichsten Ideen. Der Dichter sprach stundenlang ganz allein und entzückte alle Zuhörer. Als man nach aufgehobener Tafel den Maler Fischbach fragte, ob er denn als Fachmann mit dem Gehörten bedingungslos einverstanden gewesen sei, da er niemals einen Einwurf versuchte, antwortete er: „Das wohl nicht, aber das Ganze war doch zu schön, als daß man das Herz hätte finden können, störend und unterbrechend einzufallen. Und ich weiß, Stifter hat es nicht gern, wenn man ihm widerspricht und dadurch in seinen kunstvoll aufgeführten Redebau eine Lücke reißt.“ — Bei geselligen Zusammenkünften, wo der Dichter indes mit den Jahren immer weniger gern erschien, hing der Erfolg für die Hausfrau davon ab, ob sie es zu veranlassen verstand, daß sich eine verlockende Fährte auf einen anziehenden Stoff erschloß; war dies der Fall, dann konnte sie versichert sein, daß die Gäste hochbeglückt und im Geiste bereichert die Tafel verlassen würden; unterblieb aber

jede Vorbereitung, dann war freilich der Lauf von Stifters Redeſtrom unberechenbar. Freiherr von Helfert erzählte mir, daß der Dichter einſt bei dem Hofjuwelier Türk, mit deſſen Sohne er intim befreundet war, zu Gaſte erſchien, und den ganzen Abend hindurch von dem Leben und Treiben auf einem Hühnerhofe ſprach, wobei den Zuhörern von den kleinen Leiden und Freuden des gackernden Federviehs auch nicht das geringſte erſpart blieb; ſie mußten alles mitmachen „bis zum letzten Strohhalm, den ein Küchlein mit dem Schnabel aufpickte und dem kleinſten Sandkörnchen, das die Henne ſcharrend in die Höhe warf“. Ein ſo reizendes Kabinettſtück der Schilderung dieſe Hühnerhofſzene auch geweſen ſein mochte, fühlten ſich Türks Eltern doch verletzt, da ſie vermeinten, Stifter habe ſie nicht für fähig gehalten, einem Geſpräch über bedeutende Tagesfragen zu folgen. Das war aber gewiß nicht der Fall; für Stifter war eben der Streit zweier Hähne weit intereſſanter, als das diplomatiſche Gezänke der Vertreter feindlicher Staaten. Er wußte ſelbſt dem geringfügigſten Gegenſtande hinreichend viele Seiten abzugewinnen, um ſtundenlang darüber reden zu können; und dann ſprach er immer in ſo formvollendeten Sätzen, daß man jedes Wort niederſchreiben und drucken konnte. Von dem Bewußtſein der mühelosen Sprachbeherrſchung erfüllt, war er — ſelbſt im Wirtshauſe — gewohnt, daß ihm alle Leute aufmerkſam zuhorchten, die im Zimmer waren. Gewiß iſt, daß er viel beſſer zu reden als zu hören verſtand. Köſtlich war es, wenn er mit der Jenny Lind bei Profeſſor Jäger zuſammentraf; denn da die große Sängerin ebenſo unermüdlich geſprächig war, wie ihr gewöhnlicher Tiſchnachbar, ſo ſah man abwechſelnd ſtets einen der beiden rivaliſierenden Teile geſpannt auf den geeigneten Moment lauern, wo eine günſtige Ausſicht erſchien, die Redeherrſchaft zurückerobern zu können.

Wie leicht und ſicher es dem Dichter gelang, das Unterhaltungsgebiet auch in einer reichbeſetzten und bunt zuſammen gewürfelten Tiſchgeſellſchaft nach ſeinem Gefallen zu umgrenzen, iſt aus einem Berichte Simonys zu entnehmen: „Eine gute Weile wogte der Redeſtrom wie ein feſſelloſes Wildwaſſer zwiſchen wirre durch einander liegenden Blöcken, allgemach aber gewann er einen ruhigeren Gang, bis er ſchließlich geebnet und ſpiegelnd dahin glitt. Dieſes Kunſtſtück hatte Stifter fertig gebracht. Allgemach war er Herr der Situation geworden, d. h. er führte das Wort. Was er dabei aufs Tapet brachte, waren durchaus nicht immer merkwürdige Dinge; nebenbei behandelte er ſeinen Stoff ſcheinbar ſo einfach und anſpruchslos als möglich, ſo daß einem und dem anderen Zuhörer das Geſagte anfangs recht alltäglich, ja langweilig vorkommen

mochte, und doch machte der Sprecher einen Tiſchgenoſſen um den anderen verſtummen, bis die ganze Geſellſchaft, wie von einem Zauber befangen, ein einziges aufmerkſames Auditorium bildete. Stifters Vortrag war ein fortgeſetztes Zeichnen und Malen von Perſonen und Dingen in Worten. Kontur um Kontur wurde gezeichnet, darauf kamen die Farben auf die Palette, und nun wurde gemalt und gemalt, und die Geſtalten traten immer beſtimmter hervor, immer glänzender wurden die Farben, immer effektvoller die Verteilung von Licht und Schatten, bis mit einem Mal das vollendete Gemälde da war, zur Freude aller, die es zu ſehen, oder eigentlich zu hören bekamen. Der Künſtler verfuhr aber auch bei ſeiner Arbeit ganz abſolutiſtiſch. Ließ es ſich einer der Anweſenden beikommen, ein Separatbildchen zu formieren, ſo war Stifter flugs mit dem Vertreibpinſel da und hatte das werdende Ding weggewiſcht; mitunter griff er aber auch nach der fremden Palette und holte ſich eine brauchbare Farbe zur eigenen Benützung herüber. — Stifter erzählte, wie ich ſchon angedeutet habe, anſpruchslos, ohne allen deklamatoriſchen Aufputz, ruhig, ja man könnte ſagen behäbig, und doch feſſelte er in den Glanzpunkten ſeiner Darſtellungen ganz unwiderſtehlich, und nicht bloß das Ohr wendete ſich ihm genußvoll zu, man ſchaute ihm ebenſo gerne in das unendlich milde und doch ſo geiſtvoll blickende Auge und auf den feingeformten Mund, dem man es förmlich anſah, daß aus demſelben nichts Böſes und Unlauteres hervorgehen könne . . ."

Das war in ſeiner guten Zeit. Später, da ſeine Schriften ſich immer langatmiger geſtalteten, wurde er auch im Verkehr ſelbſt für ſeine beſten Freunde oft ſehr ermüdend. Manche Hausfrau brachte er durch ſeinen Redefluß zur Verzweiflung, wenn er mit ſeinen Dauerreden gegen Sitte und Herkommen verſtieß und wenn auch der mahnende Hinweis darauf, daß der Abendtiſch gedeckt ſei und das Eſſen kalt zu werden drohe, ſo gar nichts fruchten wollte. Selbſt die feinſinnige Baronin Amélie von Handel konnte trotz aller Wertſchätzung für den Dichter ſich nicht enthalten, am 14. Dezember 1863 voll Unmut an den Maler Löffler zu berichten: „Sonſt bin ich mit dem milden Winter, den wir jetzt genießen, ſehr zufrieden, denn Kälte jeder Art und unter jeder Geſtalt iſt mein bitterſter Feind. Ich bin auch nur ſoferne wohl, als ich nicht frieren muß; — jede Kälte und alle ihre geſelligen Abarten, als Steifheit, Langeweile, Pedanterie ꝛc. bringt mir Kopfweh, und Stifter iſt — unter uns geſagt — ein wahrer Nordwind für mich geworden . . ."

Verirrte ſich der Dichter einmal in Kleinlichkeiten, und das ging dann leicht bis ins Unendliche, ſo blieb nach dem Rat und Beiſpiel ſeines

Freundes Pechwill nichts anderes übrig, als ihm resolut ins Wort zu fallen und ihm einen ganz verschiedenen Gegenstand als Köder hinzuhalten, in welchen er sich bald wieder mit gleicher Ausdauer verbiß. Pflegte er auch seine Sätze sorgfältig zu bauen, so blieb doch seine Aussprache stets „das reinstmögliche oberösterreichisch". So sagte er nach den Angaben der Baronin Binzer, wenn er „Hölle" sagen wollte, nur „Höhle", „Fiele" statt „Fülle" u. s. w. Trotzdem hörte man ihn nicht ungerne vorlesen, da das Verständnis des Gelesenen den Ausdruck steigerte und dadurch den Dialekt vergessen ließ. Enttäuschte Stifter manchmal durch seine Erscheinung und durch seine Rede, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, so machte es ihm hie und da auch Spaß, absichtlich eine kleine Bosheit zu verüben, wenn man ihm gar zu überschwenglich entgegenkam. Einmal reiste er von Ischl zu dem Tabakniederlagsbesitzer Lechner nach Gmunden, welcher, wie er gehört hatte, einen herrlichen Kasten in Boulearbeit besaß. Zwar traf er den Hausherrn nicht daheim, aber die Gattin desselben, welche seit Jahren eine glühende Stifterverehrerin war, schätzte sich glücklich, den gefeierten Dichter begrüßen zu können und ihm das interessante Gerät zu zeigen. Dabei fing sie in ungeschickter und maßloser Weise von den „Studien" zu schwärmen an, die sie wiederholt gelesen hatte, und gedachte dadurch den Dichter zu rühren und zu geistvollen Ausführungen anzureizen. Dieser aber lächelte vergnügt über die plumpe Art, mit welcher man ihn einzufangen gedachte, und erwähnte seine Arbeiten mit keinem Laut. Dagegen erzählte er auf das Ausführlichste, wie er sich habe verleiten lassen, in Ischl beim „blauen Ochsen" einzukehren, wie er dort elend untergebracht gewesen sei, wie man ihm zum Abendessen nichts anderes als eine schlechte, unappetitliche Blutwurst habe vorsetzen können, und wie er danach von Ekel, Leibgrimmen und Übelkeiten geplagt, fast die ganze Nacht statt im Bette in einem gewissen kleinen, niedrigen, unreinen Gelaß am Ende eines offenen, windigen Holzganges habe zubringen müssen . . . — Eine ansprechende Schilderung über Stifters Wesen verdanke ich seinem langjährigen Amtsgenossen und Studienfreunde Sigmund Freiherrn v. Handel. Derselbe schrieb mir am 10. September 1878 aus Stadl Paura bei Lambach unter anderem folgendes: „Mein persönlicher Verkehr mit Stifter beschränkte sich, abgesehen von seinem Aufenthalte in Linz, wohin ich im Jahre 1861 übersiedelte, auf eine kurze, höchstens vierjährige Periode in den dreißiger Jahren, während welcher ich und ein kleiner Kreis Studiengenossen ziemlich oft mit Stifter Abends bis in die tiefe Nacht hinein, teils in Bierstuben, teils in den Stuben einzelner Freunde zusammen waren. Der Gegenstand unserer Unterhal-

tungen waren alle möglichen Fragen allgemeiner und theoretiſcher Natur, welche junge Leute intereſſieren können, ſelten oder nie Tagesklatſch oder direkt praktiſche Dinge. Viel Äſthetik. Durch lange Zeit war das Frageſpiel im Schwunge, das Spiel, in welchem der Frager von dem nur mit Ja oder Nein Antwortenden ein gedachtes Wort zu ermitteln hat. — Bei allen dieſen Zuſammenkünften zeigte ſich Stifter als der Geiſtvollſte und Unterrichtetſte. Übrigens war er etwa vier Jahre älter als jeder unſerer Bande. Stifter war in jener Zeit ganz von Jean Paul erfüllt. Er war ein Charakter von reinem Gold, gutmütig bis zur Schwäche.

In Linz beklagte er ſich mit Recht über den Mangel an Verkehr und geiſtiger Anregung. Seine ſpäteren Schriften wurden auch nur aus altem Vorrate geſchöpft.

Seine Frau, ſo viel Liebe und Verehrung für ſie er ſich auch einredete, war nicht geeignet, ihm Schwung zu geben und ihn jung zu erhalten, was ſie wohl ſelbſt erkannte und beklagte. Sein Amt als Schulrat befriedigte ihn nicht. So großes Intereſſe er für die Volksſchule hatte, und ſo entſchiedenen Beruf und Befähigung, das Beſte für dieſelbe zu wirken, ſo war er, nach meiner Meinung, nicht ſtark und entſchieden tätig genug, die Hemmungen jener Zeit zu überwinden. Wenn es überhaupt möglich war, den gewünſchten Erfolg zu erzielen, ſo bedurfte es hiezu eines mehr agitatoriſchen Naturells als ihm eigen war. — Bedauerlich aber, höchſt bedauerlich iſt es, daß er nicht dazu kam, den oft ausgeſprochenen Vorſatz auszuführen, ſeine Erfahrungen und Ideen über die Volksſchule, die er mit Recht als die wichtigſte Inſtitution erkannte, ſchriftlich niederzulegen. — Es unterblieb die Ausführung dieſes, ſowie manch anderen ſchönen Vorſatzes, da er in den letzten Jahren körperlich immer träger wurde, und der Mangel an Bewegung in freier Luft auch ſeine moraliſche Friſche beeinträchtigte, die Friſche ſeiner Seele."

Ein hoher Herr, der einmal mit dem Dichter beim Statthalter zuſammentraf, ſagte über ſeine Erſcheinung und über ſein Gehaben: „Er ſieht aus wie ein Bauer und ſpricht wie ein Kavalier."

Etwas Derb-Gedrungenes haftete ſeiner Geſtalt ſeit der Blüte der Mannesjahre an. Kurz nach Stifters erſtem Auftreten ſollte ein junger Schriftſteller im Auftrage des Grafen Majlath dem raſch berühmt gewordenen Malerpoeten eine Nachricht überbringen, ohne dieſen jedoch vorher geſehen zu haben. Als er in dem ihm bezeichneten Hauſe zwei Treppen hoch emporgeſtiegen war, konnte er nicht raſch genug vorwärts kommen. Denn vor ihm ging langſam und bedächtig ein Paar, Mann und Frau, die Treppe hinauf, beide von Körperdimenſionen, welche bei der mäßigen

Fig. 1. Ein Kreis wird durch drei Punkte bestimmt.

Fig. 2. Ein Kreis wird durch zwei Punkte und eine Tangente bestimmt.

Fig. 3. Ein Kreis wird durch zwei Tangenten und einen Punkt bestimmt.

Fig. 4. Ein Kreis wird durch drei Tangenten bestimmt.

Fig. 5. Ein Kreis wird durch zwei Punkte und einen Kreis bestimmt.

Fig. 6. Ein Kreis wird durch einen Punkt und zwei Kreise bestimmt.

Fig. 7. Ein Kreis wird durch drei Kreise bestimmt.

Fig. 8. Ein Kreis wird durch zwei Tangenten und einen Kreis bestimmt.

Fig. 9. Ein Kreis wird durch eine Tangente und zwei Kreise bestimmt.

Fig. 10. Ein Kreis wird durch zwei Kreise und einen Punkt bestimmt.

Fig. 11. Ein Kreis wird durch zwei Kreise und eine Tangente bestimmt.

dankbare Erinnerung weihend, freute er ſich noch in ſpäten Jahren, der Schüler eines ſo „herrlichen Menſchen" geweſen zu ſein, der alles wußte und alle Künſte beherrſchte. Jede Wiſſenſchaft und jede Fertigkeit war, wie Ranzoni verſichert, dem Dichter ſpielend geläufig: „Latein und Griechiſch, Mathematik, Phyſik und Geſchichte; er macht die allerſchönſten Gedichte und malt reizend; er ficht wie Herbatſchek und ſchwimmt beſſer als alle Schwimmeiſter der Militärſchwimmſchule zuſammengenommen." Mit der vielſeitigen Befähigung verband ſich der Zauber einer höchſt gewinnenden Perſönlichkeit, die freilich nicht gleich beim erſten Anblick für ſich einnahm. Wer ſich aber an die unterſetzte Geſtalt, an die durch Pockennarben entſtellten Züge und an das Spießbürgerliche der ganzen Erſcheinung einmal gewöhnt hatte, wurde bald durch den überall deutlich hervortretenden Adel einer innerlich vornehmen Natur dauernd gefeſſelt. Das große, glänzende, ſeelenvolle Auge ſtrahlte Schwärmerei und Herzensgüte aus, die leicht umflorte Stimme war leiſe und doch eindringlich, die weiche, warme, weiße Hand edel geformt und wohlgepflegt, die ganze Haltung bei aller Würde doch Liebe und Zutrauen erweckend.

Heckenaſt, der den Dichter ſtets beſuchte, ſo oft ihn ſeine Geſchäfte nach Wien oder nach Linz führten, fand Stifters Eigenart, nachdem die Befremdlichkeit des erſten Eindruckes überwunden war, mit jedem Tage liebenswürdiger und anziehender. Vor allem bezauberten ihn die ſprechenden Augen des Dichters, die bei ernſten Geſprächen einen tiefen Ausdruck der Begeiſterung und der ſittlichen Strenge erhielten und ſtets in feuchtem, leuchtendem Glanz der Freude und des Hochgefühls ſchimmerten, wenn irgend ein Gutes und Schönes im Bereiche der Kunſt oder menſchlicher Handlungen rührend hervortrat.

„Im Jahre 1856," ſo erzählt Heckenaſt, „begleitete ich ihn von Linz aus in den bayriſch-böhmiſchen Wald. Wir wohnten am Fuße des Dreiſeſſelberges und ſtiegen zu dem dunklen See hinauf, der ruhig ſchlafend im Hochwalde ruht; wir trieben uns mehrere Tage in jenen ſtillen, abgeſchiedenen Gegenden herum und ſahen von den Berghöhen in das ferne Moldautal hinab, wo Stifters Geburtsort liegt. Mit Rührung und kindlicher Pietät gedachte er ſeiner alten Mutter, die zu jener Zeit noch dort unten im Heimatshauſe lebte. Bei Gelegenheit jenes Aufenthaltes in den Lakerhäuſern und unſerer Hin- und Herfahrt, die in kurzen Tagesſtationen in einer Lohnkutſche langſam vor ſich ging, bemerkte ich Stifters leutſeligen und humanen Verkehr mit Menſchen der niederen Stände. Er trat immer gerne in die allgemeine Wirtsſtube, ſetzte ſich des öfteren zu den Wirtsleuten, Fuhrknechten, Arbeitern und Wanderburſchen, ſprach

lebhaft mit im echten Dialekt des Oberlandes und ließ ſich oft von den Leuten über allerhand Dinge und Hantierungen belehren. Es war überhaupt ein Zug ſeines Weſens, den er mit Goethe gemein hatte, daß er bei jeder Gelegenheit nach Belehrung ſtrebte, um in allem die innerſte Wahrheit und Vollkommenheit zu erforſchen. Wie in Stifters Dichtungen jede Schilderung einer Naturerſcheinung auf gründlicher Beobachtung beruht, ebenſo gründlich bewandert war er in aller Kunſttechnik, der Schreinerei ebenſogut wie der Gärtnerei, in Feldbau und Wirtſchaft, bis zur Pferdewartung herab. Oberflächlichkeit im Wiſſen und im Ausdrucke deſſen, was die Sprache zu vermitteln hat, war ihm in der Seele verhaßt.

In ſeinen poetiſchen Arbeiten ging Stifter mit einer Strenge gegen ſich ſelbſt und einer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke, die ein Zeugnis deſſen ſind, wie ſehr die Kunſt in allen ihren Erſcheinungen ihm als das erhabenſte Gut der Menſchheit galt. Nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, dieſer Überzeugung entgegen zu handeln, und nicht der höchſte materielle Vorteil hätte ihn vermocht, dem Modegeſchmacke des Publikums zu huldigen, und etwas zu erzeugen und in die Welt zu ſchicken, was ſeinen klaren Anſichten von der Würde der Kunſt nicht entſprach; ſowie ihn nichts zu heftigerem Zorn aufregen konnte, als tendenzſüchtige, frivole, geſchmackverderbende Machwerke.

Das religiöſe Gefühl ehrte er an allen Menſchen, in welcher Form immer ſie es auszuprägen und zu bewahren ſuchten. Die Grundſätze der chriſtlichen Ethik erſchienen ihm als die Pfeiler, auf denen das ſittliche Wohl der Menſchheit ruht und ſich fortzubilden beſtimmt iſt. — Die Philoſophie als Wiſſenſchaft war Stiftern gleichgültig. Dagegen liebte und übte er die exakten Wiſſenſchaften. Mathematik und Phyſik waren ſeine Lieblingsſtudien. Die Geſchichte der Völker und einzelner Volksſtämme beſchäftigte ihn beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens; ſie hatte für ihn den Reiz eines großartigen Epos. Während ſeiner Vorarbeiten für Witiko vertiefte er ſich in die Geſchichte der alten Böhmen und war hingeriſſen von einzelnen Epiſoden, welche wie eine Tragödie wirken. So brachte er einmal, als wir in Wien zuſammentreffen ſollten, einen Band der böhmiſchen Geſchichte Palackys mit, um mir einen Abſchnitt alter Geſchichte der böhmiſchen Oligarchie vorzuleſen. Das war allerdings ein gewaltiges Bild, jenem Geſange der Odyſſee vergleichbar, wie Odyſſeus die Freier niederkämpft. Wäre Stifter in der Lage geweſen, von 1850 an frei und unabhängig ſeinem Dichterberufe zu leben, er hätte im hiſtoriſchen Roman ohne Zweifel großes geſchaffen.

In der Zeit, als er noch in Wien lebte, war er heiter-geſellig. Aus ſeiner Studienzeit unterhielt er lange freundſchaftliche Beziehungen. In den höheren ariſtokratiſchen Kreiſen hatte er intime Freunde, ſelbſt Duzbrüder. An dem Salonleben jedoch konnte er wenig Gefallen finden. So gerne und leicht er mit den Gebildeten des Adels umging, ſo ſehr ſcheute er die Annäherung zu jenem Teil desſelben, der ſich durch Unwiſſenheit und Seichtheit auszeichnete. Mit ſeiner Wahrheitsliebe und Geradheit war Verſtellung und Heuchelei, ſowie das glatte Weſen eines Hofmannes unvereinbar."

Jeder Lüge ſchon als Knabe ſo ekelerfüllt abhold, daß er unaufrichtigen Kameraden in jählings ausbrechendem Zorn ohne Beſinnen das Geſicht zerſchlug, erſchien auch dem Manne das bedingungsloſe Feſthalten am Wahren als die Grundbedingung der echten Sittlichkeit, und er konnte ſich nie dazu verſtehen, Scherz- oder Notlügen, ſowie die zahlloſen Unwahrheiten, zu welchen Schicklichkeit und Rückſicht im Geſellſchaftsleben ſo oft verleiten, gutzuheißen. — Sein Dienſtmädchen erhielt wiederholt den ſtrengen und beſtimmten Auftrag, dafür zu ſorgen, daß er während des Dichtens nicht geſtört werde; wenn er, in ſeinen Schlafrock gehüllt, den er immer bei der Arbeit trug, am Schreibtiſche ſaß, mußten alle Beſuche, ſelbſt die ſeiner beſten Freunde, mit dem Bemerken zurückgewieſen werden, der Dichter ſei wohl daheim, aber beſchäftigt; als die Magd Marie Langfellner einmal doch einen vornehmen Beſuch auf wiederholtes Andringen eintreten ließ, tadelte dies Stifter nachher in erregter Weiſe. — Eines Abends, als er eben mit ſeiner Frau und der Dichterin Marie von Hruſſoczy in ſeinem Arbeitszimmer ſaß, und Stifter gerade recht im Zuge war, ſeine Anſichten über Kunſt und Künſtler darzulegen, wurde an der Eingangstüre geklingelt. „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe!" ſagte Frau Stifter raſch zu ihrer Ziehtochter, die dem Mädchen dieſen Beſcheid überliefern ſollte. „Wieſo nicht zu Hauſe, liebe Frau?" fragte er, ſich unterbrechend, „ich bin ja zu Hauſe!" — „Nun, ich meinte, Du wollteſt nicht geſtört werden." — „Das iſt das Richtige, liebe Frau, und das ſoll auch geſagt werden." — „Ja, ja! Das verdrießt aber die Leute!" — „Die uns kennen, verdrießt es nicht, und die es verdrießt, um die bekümmern wir uns nicht." —

Derartigen Läſſigkeiten, welche ſein Sittlichkeitsgefühl verletzten, trat er mit unbeugſamer Härte gegenüber, ſo gutmütig er im übrigen auch ſein mochte. Da er auch ſonſt auf Genauigkeit in manchen äußeren Dingen große Stücke hielt, wodurch ſeine Lebensweiſe trotz ihrer Schrullenhaftigkeit etwas ſtreng abgezirkeltes erhielt, ſo kam er in ſpäteren Jahren

in den Ruf eines Sonderlings, eines philiſtröſen Pedanten. Er führte verſchiedene Tagebücher, darunter eines über Witterungserſcheinungen, eines über Reiſen und Ausfahrten, eines über ſeine künſtleriſchen Arbeiten und eines über ſeinen Zigarrenverbrauch mit einer ans Unglaubliche grenzenden Genauigkeit. Um viele Dinge des Haushaltes nahm er ſich perſönlich an; ſeine Frau trug nie ein Kleidungsſtück, das er nicht begutachtet und wozu er nicht ſein Einverſtändnis geäußert hatte. Manche ſeiner Briefe beſchäftigen ſich mit den Toiletteangelegenheiten ſeiner Gemahlin, und ſeine vertrauten Freunde in Wien mußten Bänder, Schleifen, Häubchen, Hüte und Kleiderſtoffe ausſuchen und nach Linz ſenden, wobei es nicht immer ohne peinliche Überraſchungen abging. Alles, was den Körper der geliebten Frau zu ſchmücken beſtimmt war, unterzog er einer eingehenden Prüfung. Die Formen mußten einfach, die Farben mußten tadellos geſtimmt ſein; auch das kleinſte Band am Hute wurde ſorgſam ausgewählt. Alle Schmuckſtücke, wovon Frau Stifter freilich nicht viele beſaß, und wonach ſie auch niemals begehrte, mußten eine einfache, ſtilvolle Zeichnung aufweiſen. — Wie ſehr er allen Vorkommniſſen im Hauſe mit Aufmerkſamkeit folgte, ſtets beſtrebt die Sitten der alten Zeit lebendig zu erhalten, beweiſt nachfolgender, noch ungedruckter Brief Stifters an die Gattin des Schulleiters in Aigen, Frau Thereſia Simmel, in deren Hauſe er oft auf ſeinen Reiſen anhielt, von wo er für ſeinen Bedarf Gemüſe nach den Lakerhäuſern ſchaffen ließ, und wo er manchmal eine Fahrgelegenheit beſtellte. Um ſeine freundſchaftlichen und dankbaren Geſinnungen zu beweiſen, erbat Stifter in dem Briefe, aus welchem wir erfahren, daß in dem Hauſe des Dichters in Linz gegen Ende der ſechziger Jahre noch Garn geſponnen wurde, die freundliche Annahme eines überſendeten Photographienalbums:

„Hochgeehrte Frau!

Verſchmähen Sie nicht unſere Bilder, die wir Ihnen in dankbarer Erinnerung der vielen Freundſchaft, die Sie uns erwieſen haben, überſenden. Mögen in dem Büchlein noch manche nähere Freunde von Ihnen Plaz haben, aufrichtigere aber als wir ſind ſie gewiß nicht.

Wir hatten einen Winter voll Krankheit, ich die Frau, die Katharine, die Marie u. zulezt das Hündchen. Sonſt hätten wir Ihnen ſchon längſt geſchrieben.

Nun folgt wieder eine Plage.

Wir bitten, fragen Sie unſeren Weber in Aigen, Gruber, ob er aus einigen dreißig Schnalz Garn, das die Marie geſponnen hat, ellen-

breiten Tischzeug von hübschem Muster machen wollte, aus welchem Tischzeug dann unsere Frauen Verschiedenes verfertigen könnten, und ob er auch die Bleiche besorgen wollte.

Dann möchte die Frau 6 Pfund 6½ Loth ungebleichte Baumwolle zu nicht aufgerissenem Barchent senden. Ein Muster würde beiliegen. Es wird angefragt, ob er den Barchent machen und bleichen lassen kann.

Ich bitte, senden Sie die Antwort nach Karlsbad unter der Adresse: Hofrath Stifter in Karlsbad. Wir werden von dort der Marie dann den Auftrag geben.

Indem wir Sie und Ihren Herrn Gemahl auf das Herzlichste grüssen

zeichne ich mich hochachtungsvoll

Ihren

ergebenen Diener

Linz, am 26. April 1867. Ad. Stifter."

Ein an mich gerichteter Brief des Fräuleins Marie Rint in Linz enthält einen hübschen Beitrag zur Charakteristik des Dichters: „Stifter und seine Frau waren mit meinen Eltern so befreundet, daß sie die Taufpathen mehrerer von meinen Geschwistern wurden. Es gab bei uns die Namen „Adalbert", „Amalie", „Albertine". Klar und lebhaft erinnere ich mich an den Dichter, der ein großer Kinderfreund war. Am liebsten saß er im Atelier meines Vaters — oft stundenlang. Sein verschleiertes, weiches Organ habe ich getreulich im Ohre behalten, sowie auch seine langsame Sprechweise mit der nachdrücklichen Betonung der Endsilben, die wir Kinder an dem würdigen Herrn Schulrathe ganz selbstverständlich fanden. Während der großen Überschwemmung im Frühjahre 1862 stieg Stifter öfter im Tage auf den Pfarrthurm, um die verheerende Ausdehnung der Fluthen zu beobachten. Die Unglücklichen bewegten sein weiches Herz auf das Tiefste und für die Tapferen, die sich zur Rettung auf das entfesselte Element wagten, betete er. Meine Eltern kam er fleißig trösten, da unser Ältester ein Waghals war und sich mit Feuereifer an dem Rettungswerk betheiligte. Welche stolze Freude hatte Stifter an dem Jungen, wenn derselbe, abgemattet und erschöpft, aber voll edler Begeisterung in den Zügen, von den zerstörten Hütten der Armuth und des Elends heimkam!

Das Ehepaar Stifter führte in Linz einen angenehmen, vornehmen Haushalt, so ökonomisch die Gattin auch war. Im Theater hatten sie

eine Loge im ersten Rang abonniert, was besonders der Frau Hofräthin viel Zerstreuung gewährte. Einige Sitze gaben sie an Bekannte ab, und für gute Freunde waren meist zwei Plätze frei. Um ganz ungestört zu sein, benützte Stifter beharrlich das Bänkchen im Hintergrunde; da er aber selten zufrieden war, so hielt er es nicht lange aus; am kürzesten in der Oper; das Singen bei Schmerz und Leid oder in den schrecklichen Augenblicken vor dem herannahenden Tode erschien ihm unnatürlich und widerwärtig. Er sagte einmal selbst: „Ich gehe hier, mit seltenen Ausnahmen, ungern ins Theater, weil sie scheußlich spielen." „Ja, wenn die Julie Rettich da wäre," so hörte ich seine Frau oft klagen, „dann würde mein Mann bis zu Ende bleiben." Der Dichter hat diese Künstlerin sehr verehrt; sie kam auch einmal nach Linz, um ihn zu besuchen. — Für Naturschönheiten sehr empfänglich, begeisterte ihn namentlich der Aufgang des Mondes, und er brachte in hellen Nächten viele Stunden stehend, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf der Donaubrücke zu, die farbigen Lichtränder an den Wolkenbildungen laut bewundernd, und ihren malerischen Zauber Freunden und Bekannten erklärend, die sich ihm zu gemeinsamem Genusse anschlossen. — Meine Mutter wunderte sich, daß Stifter und seine Frau nach der unseligen That Juliens deren Schwester Katharina ins Haus nahmen; diese war ebenso häßlich, als die jüngere Schwester hübsch. — Der Heimgang des Dichters brachte großen Schmerz in unser Haus. Die Abnahme der Gesichtsmaske des theuren Todten erschütterte meinen Vater und meinen Bruder auf das Tiefste . . ."

Im Niederschreiben seiner Dichtungen für den Druck folgte Stifter seinen besonderen Gewohnheiten, und ließ sich durch den wiederholten Hinweis auf das Herkömmliche und auf die durch seine Schrullen erschwerte Arbeit des Setzers nicht davon abbringen. Statt auf einzelne Blätter zu schreiben und die Rückseite des Papieres, wie dies Gepflogenheit ist, leer zu lassen, legte er anfänglich seine Arbeiten gerne in festgenähten Heften nieder und bediente sich dabei einer überaus zierlichen, aber so engzusammengedrängten Schrift, daß in der Regel eine seiner Blattseiten nicht auf einer Druckseite untergebracht werden konnte. Manchmal fand er sich, wenn ein Manuskript gar zu arg verstrichen war, veranlaßt, eine Reinschrift durch den Lehrer Karl Fischer in Schwarzenberg anfertigen zu lassen, wofür dieser immer gut entlohnt wurde. Als Heckenast wieder einmal zu Gunsten des Setzers ein Wort einlegen wollte, antwortete der Dichter unwillig: „Sie werden sehen, daß in dem Manuskript, das heute mitfolgt, nichts ausgebessert ist, es ist alles neu abgeschrieben, weil der

Setzer hätte unmöglich durchkommen können. Eine größere Schrift als in dem beifolgenden Manuskripte kann ich mir nicht angewöhnen, ohne daß ich beim Dichten immer auf die Schrift denken müßte, und dadurch das Dichten vergäße. Dafür hat der Setzer das Gute der Deutlichkeit, und er muß die Schrift schon so hinnehmen."

Seine späteren Arbeiten hat Stifter sowohl im Entwurfe als auch in der Reinschrift auf einzelne Blätter geschrieben. Da die erste Anlage in der Regel aus flüchtigen Bleistiftnotizen bestand, und jede Abschrift einer völligen Umarbeitung gleich kam, so waren nie zwei gleichlautende Manuskripte vorhanden, und der Dichter lebte nach jeder Versendung in großer Sorge, bis er den vom Verleger unterfertigten Empfangschein in seinen Händen hatte. Als er zu seinen großen Romanen kam, hatte er die schriftstellerische Tätigkeit schon planmäßig geordnet; nach einer Mitteilung an den Verleger gestaltete sich der Hergang folgendermaßen: „1. Zuerst Hauptidee im Gedanken; 2. Ausarbeitung von Einzelnheiten in Gedanken; 3. Abriß von Einzelnheiten, Sätzen, Ausdrücken, Szenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hiezu müssen die erlesensten Stunden benützt werden); 4. Textierung mit Tinte auf Papier; 5. Durchsicht dieser Textierung nach einiger Zeit mit viel Ausstreichungen, Einschaltungen ꝛc.; 6. Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit. Verschmelzung mit dem Ganzen. Reinschrift."

Die Blätter seiner Manuskripte mit dem grauen, braunen oder graublauen Tone des meist kräftigen, groß zugeschnittenen Papieres hatten etwas von dem Aussehen alter Urkunden an sich. Dazu trugen neben den Formen seiner Schriftzüge die Behelfe bei, deren er sich bediente. „Steife Stahlfedern" waren ihm verhaßt, und er beklagte sich bitter, wenn er in einem Gasthofe keine Kielfedern bekommen konnte. Dagegen war ihm das Schreiben mit „herrlichen Schwanenkielfedern", wie er sie zum Witiko verwenden konnte, ein zweifacher Genuß.

* * *

Stifter war ein großer Blumenfreund; einige sonnige Zimmer seiner herrlich und frei gelegenen Wohnung waren für die Aufnahme der Pflanzen bestimmt, die unter der sorgsamen Pflege wunderbar gediehen; mit freudigem Stolze zeigte er jedem Besucher seine überaus reiche und mit größter Sachkenntnis geordnete Kakteensammlung. Er hatte an den drei Fenstern seines Arbeitszimmers nach innen große Glasverschläge machen lassen, wo seine stachligen Zöglinge, über deren Wartung und

Wachstum er genaue Aufschreibungen führte, mit Umsicht und pedantischer Sorgfalt gehegt wurden. Wenn sich nach oft jahrelangem Zuwarten eine der purpurnen, bizzaren Wunderblumen entfaltete, so war dies ein Familienereignis im Hause Stifters und alle Freunde und Bekannten wurden eingeladen, um das Freudenfest mitzufeiern. Wenn man ihn besuchte, so trat man in das Gemach eines Sonderlings. Das Prunkzimmer durchschreitend, in welchem herrliche Möbel standen und wertvolle Gemälde die Wände zierten, wo auf weichen Teppichen spiegelblanke, kunstvoll ausgelegte Tische edle Werke der Kleinkunst trugen und in funkelnden Glasschränken alte Porzellanschalen und reichgeschliffene Pokale in Reihen geordnet waren, gelangte man in sein sehr geräumiges Arbeitszimmer, in welchem den Eintretenden zunächst ein Gewirre von Staffeleien empfing, deren jede mit mehreren angefangenen Bildern und Studien bedeckt war. An einer Wand stand ein herrlicher Kleiderschrank mit köstlichen Intarsien, daneben der auf Delphinen ruhende Prunkschreibkasten mit achtundvierzig durch einen einzigen Druck verschließbaren Fächern. An dem Kleiderschranke arbeitete Stifter mehr als zehn Jahre; schon im Winter 1849 brachte er, wenn er Abends in die Familie des Barons Binzer kam, ein Stück des interessanten Gerätes als Handarbeit mit, um während des Gespräches daran zu polieren. Neben einigen alten Schublade- und Aufsatzschränken aus der Rokokozeit stand ein einfaches, gepolstertes Ruhebett, umgeben von dürftigen, dünnbeinigen Stühlen mit eingeflochtenen Rohrsitzen. An der Hauptwand hing ein züchtig mit einem verschiebbaren seidenen Vorhang bedecktes Venusbild, ein von Geiger gemalter, prachtvoll ausgeführter weiblicher Akt, welchen der Dichter profanen Blicken nicht preisgeben mochte. An den bergwärts gegen die Donau hinausgehenden Fenstern standen die graustacheligen Kakteen in langen Reihen, die für gewöhnlich, wenn nicht eine der zauberhaften Blüten sie verschönte, einen traurigen Anblick boten; die Temperatur des ganzen Raumes war den Lebensbedingungen der „heißsaftigen Fremdlinge" angepaßt und „manchmal zum Schlagtreffen". Oft durchwachte Stifter eine ganze Nacht inmitten seiner geliebten Pfleglinge, um nur ja den Anblick der bedächtigen majestätischen Entfaltung einer seltenen Blüte nicht zu versäumen.

Als Kaktuszüchter stand Stifter in Linz nicht allein. Vielmehr soll er die Anregung zu dieser Liebhaberei, welcher er, stets ausdauernd in seinen Neigungen, bis ans Lebensende ergeben war, gelegentlich einer Schulinspektion oder Schlußprüfung bei den Ursulinerinnen in Linz empfangen haben, als er im dortigen Klostergarten besonders hübsche Pflanzen

dieſer Gattung in voller Blüte ſah. Am meiſten Verſtändnis und Anregung fand er aber bei ſeinem Freunde, dem Kaſſendirektor Schaller, deſſen Kakteenſammlung einen großen Ruf hatte. Stifter faßte alles gründlich an und gab auch den „Spielereien des Alters", wie er die krauſen Neigungen ſeiner ſpäteren Jahre nannte, einen wiſſenſchaftlichen Untergrund. Er verſchaffte ſich alle Werke über Kakteen, von welchen ihm Kunde wurde und ließ nichts unverſucht, um ſeine Kenntniſſe in dieſem beſonderen Gebiete zu vertiefen. Als ihm Heckenaſt zu Anfang des Jahres 1857 mitteilte, daß er eine Geſchäftsreiſe nach Leipzig unternehmen müſſe, bat der Dichter ſeinen Verleger dringend, die berühmte Senkeſche Kakteenſammlung daſelbſt zu beſuchen und ihm darüber zu berichten: „Senke kennt mich unter dem Namen Schallers Freund, und hat uns im Juli 1856 Pflanzen geſchickt. Sollten Sie Förſter, der bei Wöller ein Kakteenbuch herausgegeben hat, zufällig ſehen, ſo fragen Sie ihn, ob denn die Ergänzungen nicht bald kommen oder gar ein neues Buch. Ich finde ſeit 1846 ſehr viele Lücken, und es wäre doch ein Elend, wenn ich zuletzt auch über Kakteen ſchreiben müßte. Senke können Sie ſagen, wenn Sie ſich das merken können, daß Cereus Dumortieri und Echinopsis Reichenbachiana bei mir dieſen Winter eingegangen ſind. (Er hat ſie unter anderen im Juli 1856 geſchickt.) Ich werde ſeine und Müllers Sammlung doch wohl auch einmal ſehen können, da ich Leipzig ſchon lange zu den Orten zähle, die ich ſehen muß, wenn die Zeit kommt. — — Förſter ſagt, daß Heideerde die beſte für Kakteen ſei; Pezzoni, mein Wiener Kaktusfreund, ſagt, daß in und um Leipzig die erſte Heideerde der Welt ſei. Nun kommt die Bitte: Suchen Sie mir etwa ſo viel, als in zehn gewöhnliche Blumentöpfe geht, friſch und ungebraucht zu bekommen; Förſter würde wohl Quellen wiſſen, etwa auch Senke, wenn er will, und ſenden Sie mir dieſelbe in einem Kiſtchen oder Fäßchen." — Heckenaſt erfüllte den Wunſch des Freundes und ließ ihm nicht nur die verlangte Erde, ſondern auch einen neuen großen Kaktuskatalog zuſenden, worüber der Dichter ſehr erfreut war: „Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Die Erholungszeit, die mir von meinem Amte und meiner Schriftſtellerei bleibt, bringe ich bei meinen Kakteen zu, die mir täglich mehr Freude machen. Öffentliche Orte oder Geſellſchaften beſuche ich nicht ..." Heckenaſts Schilderung der großen Leipziger Kakteenanſtalt nahm Stifters vereinſamte, dürſtende Seele gefangen und er vertiefte ſich ganz in den für ihn ſo bedeutungsvollen Gegenſtand: „Die Pflege dieſer merkwürdigen Gewächſe hat für mich in meiner Einſamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen

und wundervolle Blühen dieſer Gewächſe den Umgang mit Menſchen erſetzt ..." Als die furchtbaren Schickſalsſchläge über ihn hereinbrachen, waren die Kaktuspflanzen ſeine liebſte Beſchäftigung, ja faſt ſein hauptſächlichſter Troſt und er blieb wochenlang bei ihnen zu Hauſe, ſtets bedauernd, daß er ſeinen Lieblingen kein ſo ſchönes Heim, wie es das kleine, nette Kaktushäuschen im Garten des Lederhändlers Kaindl war, verſchaffen konnte. Im Jahre 1858 bereiteten ihm zwei Echinopsis multiplex, die ſonſt ſehr ſchwer blühen, die Überraſchung, fünf auf hohen Stengeln thronende, blaß roſenrot-bläuliche, im Durchmeſſer nahezu fünfzehn Zentimeter meſſende, „unſäglich prachtvolle Blumen" auf einmal zu entfalten. „Der Anblick der fünf palmenartigen Blumen, die vor einem Spiegel ſtanden, hatte etwas Märchenhaftes wie aus tauſend und einer Nacht. Selbſt die trockenſten Menſchen wurden von dieſem Anblicke ergriffen." — Die Freude an ſeinen Lieblingen, die er ſtets eigenhändig bewäſſerte und umſetzte, blieb ihm erhalten bis an ſein Lebensende. Zwei Monate vor ſeinem Tode ſchrieb er noch an den Schriftſteller Karl von Hippel, daß er ſeit fünfzehn Jahren Kaktuszüchter ſei, und daß niemand ahnen könne, welche wunderbaren Gefühle es ihm oft gab, wenn er die Unendlichkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten „mit der Lupe" durchmuſterte, „von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen (nicticalus, uranus, hexaedrophorus) ganz abgeſehen".

Der Maler Karl Löffler wurde von Stifter im Juli 1863 mit folgenden Zeilen zur Teilnahme an einer „ſtillen Freude" eingeladen: „Heute mit Beginn der Dämmerung (zwiſchen 7 und 8) wird ein Nyktikalos (Nachtſchöner) bei mir aufblühen. Dieſe Kaktusblume iſt eine der ungewöhnlichen, ſie iſt ſchöner als die Königin der Nacht, blüht wie dieſe nur eine Nacht, iſt groß und märchenhaft. Kommen Sie vor Beginn der Dämmerung, wenn Sie das Ding ſehen wollen."

Baronin Amélie von Handel geborene Gräfin Deroy hatte die Güte, mir eine auf Stifters Leidenſchaft für die Kaktuspflege bezügliche Begebenheit in einem Briefe zu ſchildern, welcher das eigenartige Weſen des Dichters in überaus geiſtvoller Weiſe zergliedert: ... „Ein wahres Hindernis für mich im Umgange mit Stifter war der Gegenſatz meiner franzöſiſchen Beweglichkeit zu ſeiner Breite und Tiefe. Er kam zu mir, manchmal, beſonders als er am Nachſommer ſchrieb, um eine Epiſode, die ihm für ſeine Dichtung nothwendig ſchien, mündlich zu Leben zu bringen; denn, ſo reich ihm Empfindung und Beſchreibung floß, ſo mühſam war ihm die Erfindung einer Handlung. Ich glaube, zu Beginn des Geſpräches war ihm meine Lebhaftigkeit manchmal anregend und darum

ſuchte er mich auf. Aber lange dauerte der Friede nie; meine leichten, ſeichten Gedanken fuhren mit Eilzugsgeſchwindigkeit davon, und Stifter ſaß am Wege und grub Blumen, die zum Strauße werden ſollten, ſammt der Wurzel aus. Gewiß habe ich ihn oft ungeduldig gemacht. Er mich auch! Aber manchmal waren wir doch der Harmonie zwiſchen uns ſicher. Mit Freude erinnere ich mich folgender Epiſode: Stille Nacht im ſtillen Linz; Jederman in Schlaf verſunken. Zwei Uhr mags geweſen ſein. Da wird Sturm an unſerer Thüre geläutet. Mein Mann öffnet das Fenſter. Stifters Stimme tönt herauf: „Sag' Deiner Frau, daß der größte Cactus (nach ſeinem botaniſchen Namen habe ich nicht gefragt) aufblüht. Kommt." — Ich war ſchneller fertig als mein Mann, Stifter wartete auf mich, und wir rannten durch die dunklen Gaſſen. Seit Tagen hatte die geſchloſſene Knoſpe des Cactus uns beſchäftigt, wie ein Geheimniß. Nun ſtand die Pflanze auf dem Tiſche, von Lichtern umringt, wie auf einem Altare. Gottlob, auf uns zwei hatte ſie gewartet! Mein Mann kam ein Bischen zu ſpät, denn nun ſpalteten ſich die Blätter, erſt ein ganz klein wenig, dann von Minute zu Minute mehr, dann quollen rothgoldene Staubfäden aus dem Kelche, die Knoſpe war Blume geworden. Die Blume war wunderbar ſchön und wir ſtaunten ſie an; aber der erſten Regung des Werdens, dem Öffnen der Knoſpenlippen, lauſchten wir athemlos; — als könnten wir ſie hören, die Stimme der Natur. Stifter hatte eine große Sammlung von Cactuſſen. Manchmal dachte ich, ſeine Vorliebe für dieſe cryſtalliſirten Pflanzenformen in ſtachligem Gewande ergänze ihm etwas allzu Weiches in ſeiner Seele . . ."

Dazu kommt wohl noch, daß auch der alternde Stifter die Sehnſucht nach dem innigen Verkehr mit der Natur nicht verwinden konnte, und daß die Betrachtung ihrer Schönheiten für ihn zu allen Zeiten ein Herzensbedürfnis blieb. Da ihm nun die Zeit und die Beweglichkeit fehlte, ſo wie dereinſt in ſeiner wanderfrohen Jugend die Wälder zu durchſtreifen, und da er auch die Mittel nicht beſaß, um ein Fleckchen Grund zu erwerben und dasſelbe nach ſeinem Sinne zu bepflanzen, ſo ſchuf er ſich einen kleinen Garten auf Brettergeſtellen längs ſeiner Fenſterſimſe. Da hatte er nun ſeine kleine Welt, in der er alles fand, was ihn in der großen ehemals entzückt hatte: Keimen, Treiben, Wachſen, Blühen und Gedeihen; er brauchte von der Staffelei oder vom Schreibtiſch nur einen einzigen Schritt zu tun, da ſtand er ſchon mitten in dem wunderlichen Nachbild der weiten Schöpfung und konnte mit der Lupe den ſeltſamen, nur ſcheinbar regloſen Geſtaltungen dieſes halb erſtarrten Lebens folgen.

* * *

Waren Kakteen für ihn die bevorzugten Vertreter der Pflanzenwelt, so liebte er unter den Tieren vor allem die Hunde, eine Neigung, welche seine Gattin, wohl schon wegen ihrer Kinderlosigkeit, gerne teilte, und die sie auch nach seinem Tode bis an ihr eigenes Lebensende beibehielt. Wenn an Stifters Eingangstüre der Glockenstrang gezogen wurde, so begrüßte den Einlaßsuchenden zunächst ein überlautes, nicht endenwollendes Hundegebell, und der Ankommende mußte sich, so sehr auch der Hausherr seinen Schützlingen wehren mochte, vorerst eine wiederholte, argwöhnische Beschnupperung gefallen lassen, ehe seine Anwesenheit ohne mißbilligendes Knurren geduldet wurde. Die gleiche Verhätschelung, welche der Dichter den Kakteen angedeihen ließ, wurde auch den Hunden zu teil. Sie wurden sorgfältig und reichlich gefüttert, jeder hatte seine bestimmte, weichgepolsterte Schlafstätte, für jeden war eine warme Decke bereit, in Erkrankungsfällen wurde der Rat eines Arztes eingeholt. Das einzige Übel, woran sie alle schwer litten, war der Nahrungsüberfluß und der Bewegungsmangel. Zwar konnte man den Dichter an jedem Morgen sehen, wie er in Holzschuhen, im Schlafrock und mit einem gestickten Hauskäppchen auf dem Haupte, einen Seidenpintscher im Arme und einen oder zwei dicke Köter hinter sich herziehend, die Treppe hinabstieg, um mit den Tieren eine Viertelstunde lang auf dem Gehsteig des Donauufers zu lustwandeln. Da aber untertags weitere Wanderungen selten unternommen wurden, so bereitete die Fettsucht den unglücklichen Geschöpfen in der Regel ein vorzeitiges Ende. Das gab dann jedesmal einen schrecklichen Jammer. Als einmal des Dichters Lieblingshund von einer Krankheit befallen wurde, hielten Stifter und seine Gattin die ganze Nacht hindurch Wache, und auch die Dienstmagd mußte sich an der Pflege beteiligen. Dabei brannte in mehreren Zimmern Licht, damit das kranke Tier umhergehen könne und sich nicht etwa im Dunklen anstoße und verletze. „Wenn ich in die klugen Augen des Hundes sehe," äußerte sich der Dichter einem ihm befreundeten Domherrn gegenüber, „so muß ich annehmen, daß er eine Seele besitzt, die auch nach dem Tode noch fortlebt." — Luise Baronesse von Eichendorf hatte den Dichter und seine Gattin wiederholt zu einem längeren Besuche in ihrem Landhause eingeladen, und Stifter wollte der freundlichen Aufforderung auch gerne Folge leisten, aber nur unter der Bedingung, daß es ihm gestattet werde, sein „kleines Hündchen, Namens Puzi", mitzubringen, welches er nicht zu Hause lassen mochte, weil er „um sein Wohl besorgt" war, und weil ihn „das kleine Ding so liebte, wie vielleicht kein Mensch". Von diesem Hündchen hat der Dichter ein kleines Porträt gemalt, welches sich jetzt im Besitze des Fräuleins Marie

Rint in Linz befindet. Dieſes Bild iſt nächſt der Skizze des in Kirchſchlag gemalten Jagdhundes des Hauptmannes Baron Marenholz, die ſich bis vor kurzem im Stifterhauſe zu Oberplan befand, die einzige Tierſtudie von der Hand des Dichters, von welcher ich Kenntnis erlangte.

Den Glauben an den Beſtand der Tierſeele hat Stifter ſelbſt in einem Aufſatze der „Vermiſchten Schriften", welcher von der „Pſychologie der Tiere" handelt, rückhaltlos ausgeſprochen: „Ich habe einmal ein Hündchen gehabt, das ſo klein war, daß ich es häufig in ſeiner Jugend im Winter mit mir in der Manteltaſche herumtrug, in welcher es, wenn ich an einer oder der anderen Wohnung meines Freundes anläutete, heftig zu bellen begann. Als es älter wurde, war zwar die Manteltaſche zu klein, aber es ſchloff noch recht bequem in einen Reiſepelzſtiefel hinein, wenn ganz vorn an der Zehe ein Zuckerſtückchen ſtak, das heraus zu holen war. Von den unzähligen Proben, wo es Zeichen ſeiner Seele gab, nur eine: Wir waren einmal eben im Begriffe, unſere Wohnung zu wechſeln, und es ſtanden die Geräte und andere Dinge im Zimmer unordentlich herum, unter andern auch ein großer Wandſpiegel, der ſo an die Mauer gelehnt war, daß die ſpiegelnde Seite gegen das Zimmer gekehrt war, wodurch alle Sachen in ihrer ganzen Unordentlichkeit hinter dem Glaſe ſichtbar wurden. Dies geſchah auch mit dem Hündchen, das unter den Dingen herum ging und plötzlich ſein Abbild im Spiegel erblickte. Es lief näher und wollte mit ſeinem Doppelgänger ſpielen, allein der kam nicht heraus. Muffi — ſo hieß das Hündchen — ging vorſichtig näher, ſtreckte den Hals, der innere tat es auch ſo — ſie ſtreckten die Hälſe immer näher, bis ſich beide Naſen am Glaſe berührten. Aber nun wurde in Muffis Angeſichte die Betörtheit ſichtbar, die ihn ergriff — denn er roch nichts, und nach ſeiner Berechnung mußte der andere notwendig riechen. Er ſtrengte ſeine Naſe neuerdings an, und die Haare auf ſeinem Halſe ſträubten ſich, daß ſie gerade empor ſtanden. Endlich kam ihm ein Gedanke — er ließ plötzlich von dem Riechen ab, lief den Spiegel entlang, und hinter denſelben hinein, um dort zu ſchauen: allein war er früher betört geweſen, ſo war er jetzt völlig geſchlagen — eine ſolche Ratloſigkeit habe ich in meinem Leben noch nie in einem Angeſichte geſehen, wie die war, mit welcher der Hund hinter dem Spiegel hervor kam. Leiſe auftretend, Fuß für Fuß hebend, mit eingezogenem Schweife ging er dem Körbchen zu, in welchem ſein Polſter lag, auf dem er gewöhnlich zu ruhen pflegte, gerade wie ſich Menſchen von Orten fortſchleichen, an denen es ihnen nicht geheuer iſt, um die etwa dort befindlichen Geſpenſter zu betrügen. Offenbar muß ihm ſeine Phantaſie eine

Fig. 1. Ein Kopf mit Kappe und Kragen.

Fig. 2. Ein Kopf mit Kappe und Kragen.

Fig. 3. Ein Kopf mit Kappe und Kragen.

Fig. 4. Ein Kopf mit Kappe und Kragen.

Fig. 5. Ein Kopf mit Kappe und Kragen.

Fig. 6. Ein Kopf mit Kappe und Kragen.

Wie ſehr, ja bis zum Unglaublichen, Stifters Gemüt an den geliebten Tieren hing, das hat er immer ſelbſt in ſeinen eigenen Worten geoffenbart, ſobald einen der Hunde ein Übel befiel. Im Jänner 1863 ſchrieb er an Löffler: „Ich hatte neun Jahre einen Hund, deſſen Lebensinhalt nur eine Empfindung war, Liebe zu mir. Dieſer ſonſt ſtarke und körnige Hund (der größere) erkrankte. Ich wich nun nicht von ihm und pflegte ihn vierzehn Tage, beinahe wie man einen Menſchen pflegt. Er ſtarb und ich hatte einen Kummer um das Tier, daß es eine Schande iſt, es einzugeſtehen ...“ Schon vorher hatte Stifter über dieſen Vorfall an Heckenaſt berichtet, und das Geſtändnis abgelegt, daß ihn der Jammer völlig niederdrückte und daß es ihm ganz unmöglich geworden ſei, an ſeinen Dichtungen weiterzuarbeiten: „Es trat in der letzten Woche eine Störung ein. Mein größerer Hund erkrankte vor zwölf Tagen. Anfangs hielten wir es nicht für bedeutend, weil das Tier bisher ausnehmend geſund war; aber nach einigen Tagen wurde die Sache bedenklich, ich kam in große Unruhe, und pflegte das Tier, wie man faſt einen Menſchen pflegt, ich ſtand nach Mitternacht auf, und heizte ihm in meinem Zimmer, das ich ihm eingeräumt hatte, ein. So tat ich auch heute Morgens um zwei Uhr. Das Tier ging noch auf mich zu und wedelte. Es hatte, damit es ſein Waſſer finden könne, ein Nachtlicht im Zimmer. Heute um $7^1/_2$ fand ich es tot. Es wurde im Garten der Gebrüder Kaindl begraben. Ich habe aus Kummer mehrere Tage nichts gearbeitet, und es dürften noch 3—4 Tage in Betrübnis vorüber gehen. Das geſtorbene Tier hatte nur einen einzigen Lebensinhalt, in dem alles andere aufging: Liebe zu mir. Es hat mich während neun Jahren nie gekränkt, nie beleidigt, und in ſeiner Krankheit hätte es manchem Chriſtenmenſchen zum Beiſpiele dienen können. Nicht einen einzigen Seufzer ſtieß es über ſein Leiden aus. Es war ihm genug, wenn ich im Zimmer war und freundlich zu ihm ſprach, und es litt geduldig. Ich habe ihm dieſen einzigen Troſt, den es hatte, nicht entzogen, und blieb ſtets bei ihm ...“

Ehe noch ein Jahr vergangen iſt, findet ſich abermals ein ähnlicher Anlaß des Jammers: „Heute bin ich etwas unwohl infolge einer durchwachten Nacht. Die Schrift ſagt: der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Tieres. Ich erbarme mich wohl zu viel. Das Hündchen iſt ein ſehr kleiner Seidenpintſch, iſt immer um die Frau, und der Frau habe ich eigentlich nachtwachen geholfen. Nach dieſem Hunde kommt mir gewiß keiner mehr ins Haus, wenn er einmal ſtirbt; denn wir beide ſind zu närriſch, wenn ein Geſchöpf, das uns liebt, leidet. Vielleicht eben, weil wir keine Kinder

haben. Es ist jetzt bald ein Jahr, daß der andere Hund, den wir hatten, gestorben ist. Die Sache hat einen völligen Sturm in mich gebracht..."

Nach diesem innigen, im tiefsten Herzensgrunde wurzelnden Anteil, welchen Stifter seinen Lieblingstieren entgegenbrachte, war es bei dem Dichter, der wie kein anderer alle seine Werke aus dem Geschauten und Erlebten ableitete, nur natürlich, daß seine Schriften die ihn erfüllende Neigung in zahlreichen Stellen verraten. In der Tat tritt außer in der Erzählung „Kondor", wo der „ehrliche Kater Hinze" das Gefühlsleben seines der Schwärmerei und der Kunst ergebenen Spiel- und Stubengenossen verständnisvoll teilt, fast in allen bedeutenderen Werken Stifters der Hund als treuer Begleiter des Menschen in ansprechend gezeichneter Gestalt, nicht selten auch tätig in den Verlauf der Handlung eingreifend, hervor. Da ist der kleine Hund in den Feldblumen, für welchen der Held einen besonderen Ball zum Spielen in dem Gerümpel seines Künstler- und Gelehrten-Stillebens bewahrt, dann der gutmütige Wirtshund in der grünen Fichtau, durch dessen Anwesenheit die reizende Liebesszene zwischen Heinrich und Anna noch mehr an Innigkeit und Bewegtheit gewinnt, das Hündchen des sanftmütigen Obrists, das beim Todessturz in die Tiefe wahnsinnig geworden ist, da sind die zottigen Schäferhunde Brigittens, mit ihren flüchtigen Gestalten das eigentümliche Wesen der weithingedehnten Steppenlandschaften verdeutlichend, und da ist endlich die Meute der gegen das Wild gehetzten Hunde, welche jagend den weiten Forst durchziehen, in dem der beschriebene Tännling auf einsamer Höhe thront. Ganz im Vordergrunde der Geschichte steht Viktors rührend anhänglicher Spitz im „Hagestolz", der, gegen die griesgrämigen Köter des einsamen Greises gestellt, den Gegensatz von Frohsinn und Schwermut in der wirksamsten Weise steigern hilft und vor allem Asu, dessen rührende Treue gegen Abdias von Stifter zum Gegenstande einer ergreifenden Schilderung gemacht wird. „Mit diesem Hunde hatte Abdias ein Unglück, als wenn es mit dem Manne immer hätte so sein müssen, daß sich die Dinge zu den seltensten Widrigkeiten verketten. — Es war zu einer Zeit, da sich eben in vielen Teilen der Gegend Fälle von Hundswut ergeben hatten, daß Abdias eine Reise nach Hause machte, und zwar auf einem Maultiere reitend und wie gewöhnlich von Asu begleitet. In einem Walde, der nur mehr einige Meilen von seinem Hause entfernt war, merkte er an dem Tiere eine besondere Unruhe, die sich ihm aufdrang, weil er sonst nicht viel hingeschaut hatte. Der Hund gab unwillige Töne, er lief dem Maultiere vor, bäumte sich, und wenn Abdias hielt, so kehrte er plötzlich um und schoß des Weges fort, woher sie gekommen waren. Ritt Abdias nun

wieder weiter, ſo kam das Tier in einigen Sekunden wieder neuerdings vorwärts und trieb das alte Spiel. Dabei glänzten ſeine Augen ſo widerwärtig, wie Abdias es nie geſehen hatte, ſo daß ihm ängſtliche Beſorgniſſe aufzuſteigen begannen. Über eine Weile kamen ſie zu einem kleinen, flachen Wäſſerlein, durch welches man hindurchreiten mußte. Hier wollte der Hund nun gar nicht hinein. An ſeinen Lippen zeigte ſich ein leichter Schaum, er ſtellte ſich vor und mit heiſerem Schluchzen ſchnappte er nach den Füßen des Maultieres, da es dieſelben ins Waſſer ſetzen wollte. Abdias nahm eine ſeiner berberiſchen Piſtolen aus dem Halfter, hielt das Maultier einen Augenblick zurück und drückte das Gewehr gegen den Hund ab. Er ſah durch den Rauch, wie das Tier taumelte und blutete. Dann ritt er in der Verwirrung durch das Waſſer und jenſeits weiter. Nachdem er eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte, bemerkte er plötzlich, daß er einen Gürtel mit Silbermünze, den er zu dieſem Zwecke immer um hatte, nicht mehr habe — und er erkannte den ungeheuren Irrtum in Hinſicht des Hundes. Er hatte den Gürtel an einer Waldſtelle, an welcher er ſich eine Weile aufgehalten hatte, hingelegt und ſah nun, daß er ihn dort vergeſſen habe. Sogleich jagte er zurück. In Schnelligkeit war das Wäſſerlein erreicht, aber Aſu war nicht dort, er lag nicht an der Stelle, auf welcher er erſchoſſen worden war, ſondern es zeigten ſich nur Blutſpuren da. Abdias jagte weiter zurück und auf dem Wege ſah er überall Blut. Endlich kam er an die Waldſtelle, er fand dort den Gürtel — und den ſterbenden Hund vor demſelben liegend. Das Tier machte vor Freuden unbeholfene Verſuche zu wedeln und richtete das gläſerne Auge auf Abdias. Da dieſer auf den Hund niederſtürzte, ihm Liebkoſungen ſagte und die Wunde unterſuchte, wollte das Tier mit matter Zunge ſeine Hand lecken — aber es war nicht mehr möglich und nach einigen Augenblicken war es tot ..."

In den beiden großen romanartigen Erzählungen Stifters kommen Hunde als Begleitung der Hauptperſonen nicht vor; dagegen tritt die Vorliebe des Dichters für die Tierwelt in jenen Abſchnitten des „Nachſommers" hervor, welche der Hegung und Fütterung der Singvögel durch den alten Freiherrn gewidmet ſind, ſowie in denjenigen Stellen ſeines großen, geſchichtlichen Romans, welche von der überaus ſorgfältigen Wartung der Pferde durch Witiko und die böhmiſchen Reiſigen handeln.

* * *

Dr. Ing. Hermann Lemp, geboren am 4. Februar 1868 in Milwaukee, Wisconsin, U. S. A., Sohn deutscher Eltern, studierte an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, wurde 1892 Assistent bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, 1894 Chef der Versuchsabteilung der Union Elektrizitäts-Gesellschaft, 1896 Chef der Versuchsabteilung der Westinghouse Co. in Pittsburg, 1897 Chef der Versuchsabteilung der General Electric Co. in Schenectady, 1899 Chef der Konstruktionsabteilung der General Electric Co. in Lynn, 1901 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in East Pittsburg, 1903 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in Pittsburg, 1904 Chef der Konstruktionsabteilung der General Electric Co. in Schenectady, 1905 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in East Pittsburg, 1907 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in Pittsburg, 1908 Chef der Konstruktionsabteilung der General Electric Co. in Schenectady, 1909 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in East Pittsburg, 1910 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in Pittsburg, 1911 Chef der Konstruktionsabteilung der General Electric Co. in Schenectady, 1912 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in East Pittsburg, 1913 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in Pittsburg, 1914 Chef der Konstruktionsabteilung der General Electric Co. in Schenectady, 1915 Chef der Konstruktionsabteilung der Westinghouse Co. in East Pittsburg,

ſtockdunkel und das Glatteis, welches ſich in der feuchten Nacht gebildet hatte, machte beim Gehen die größte Vorſicht nötig. Endlich kam die kleine Geſellſchaft bei dem unſicheren Lichte der trüben Laterne an den Hof, deſſen Beſitzerin Blumauer gut kannte. Dieſer trat alſo zuerſt ein, um zu verkünden, daß der Herr Schulrat Stifter das alte Bett zu ſehen wünſche. Es verſchlug nun dem Dichter nicht das geringſte, daß die Bäuerin, eben erſt durch den verurſachten Lärm aus dem Schlafe aufgeſcheucht, ſelber noch in dem geſuchten Bette lag; er hatte nun die Verkäuferin und den Gegenſtand des Handels ſo nahe beiſammen, als nur irgend möglich. „Es macht Ihna ja nix, nit wahr, liebe Frau, es macht Ihna ja nix!“ beſchwichtigte der Dichter unaufhörlich in ſeiner leutſeligen Weiſe und leuchtete mit der Laterne, die er dem Hausknechte abgenommen hatte, tiefgebückt und aufmerkſam forſchend von allen Seiten um das Bett herum. Die Bäuerin, bis an den Hals zugedeckt, blieb liegen, und gewährte ruhend die angeſuchte Audienz, welche indes auf beiden Seiten mit einer Enttäuſchung endete. Denn das Bett erwies ſich bei näherer Betrachtung als minder wertvoll und dem Preiſe keineswegs angemeſſen, welchen die Beſitzerin dafür begehrte, in deren Vorſtellung ſich die am Kopfende angebrachten Intarſien mit Blumen und Vögeln zu einem unbezahlbaren Kunſtwerke geſtaltet hatten. Auf dem Rückwege widerfuhr dem Dichter, welcher in der Beſorgnis, den Schulbeginn in Frankenmarkt zu verſäumen, haſtig vorwärts drängte, das Mißgeſchick, beim Abwärtsgehen auf dem glatten Wege zu fallen und ſich den Fuß leicht zu verletzen. Mit Mühe richtete man den ſchweren Mann wieder auf, der unaufhörlich jammerte: „Mein Gott, ich muß zur Zeit nach Frankenmarkt, ich muß nach Frankenmarkt!“ Links von Blumauer und rechts vom Hausknechte unter den Armen geſtützt, wurde der über die beſchwerliche und obendrein nutzloſe Fahrt untröſtliche Altertümler zu dem vor dem Gaſthofe harrenden Wagen geleitet, mit welchem es ihm zu ſeiner Beruhigung gelang, genau zur richtigen Stunde beim Schulhauſe in Frankenmarkt vorzufahren.

In eine ſehr verwickelte Unternehmung ſtürzte ſich Stifter durch das Beſtreben, einen herrlichen alten Sakriſteikaſten aus der Kirche von Steyr zu erwerben. Der Patronatsherr dieſer Kirche war der jagdliebende Fürſt Lamberg, welcher zu jener Zeit eine berühmte Geweihſammlung beſaß. Auf dieſen Umſtand gründete der Dichter ſeinen Plan. Blumauer hatte kurz vorher einen eben bei einer Ausgrabung gefundenen Mammutzahn erworben und denſelben an das Stift Florian gegen zwei Paare mächtiger Achtzehnendergeweihe vertauſcht. Dieſe tadellos ſchönen und ungewöhnlich großen Geweihe dachte Stifter dem Fürſten

Lamberg für die Überlassung des Sakristeikastens anzubieten und er ersuchte daher Blumauer um die Erlaubnis, die seltenen Stücke nach Steyr bringen und dort zur Ansicht vorzeigen zu dürfen. Die Zusage wurde gerne gegeben, und der Dichter trat in Gesellschaft seiner Gattin die Fahrt an. Rückwärts an dem Wagen waren die Geweihe mit Stricken befestigt worden, aber da sie so unermeßlich groß waren, ragten die Spitzen zu beiden Seiten und am Oberrand des Gefährtes weithin sichtbar hervor, von fern her die Täuschung eines rätselhaften Ungetüms erweckend. Der seltsame Anblick des auf so ungewöhnliche Weise ausgeschmückten Fahrzeuges erregte auf dem ganzen Wege die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden, laute Ausrufe des Erstaunens wurden alle Augenblicke hörbar, bald ernste, bald heitere, bald boshafte, bald unverschämte Zurufe verfolgten die Reisenden auf ihrer Fahrt. Frau Stifter, die auf vornehme Ruhe so große Stücke hielt, saß wie auf glühenden Kohlen und überhäufte ihren Gatten mit den bittersten Vorwürfen, daß er sie in eine so peinliche Lage gebracht hatte. Aber es kam noch schlimmer. Während das Ehepaar in Enns Mittagsrast hielt, versammelte sich vor dem Gasthofe ein dichter Menschenknäuel um den Wagen, vor dem Naturwunder in Staunen und lebhafte Bewunderung vertieft. Frau Stifter war nach beendeter Mahlzeit nicht zu bewegen, angesichts der laut debattierenden Menge den Wagen wieder zu besteigen, und der Dichter mußte heimlich dem Kutscher den Auftrag geben, vorauszufahren und vor der Stadt im freien Felde zu warten, bis er mit seiner Gattin auf Seitenpfaden dahin nachgekommen sein würde. Da die Wiederholung des gleichen Schauspieles in Steyr zu befürchten war, so verließ das Ehepaar schon lange vorher den Wagen, der sodann ohne Insassen am Portale des Schlosses vorfuhr. Dort aber traf den Dichter die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß der Fürst sehr schwer, ja anscheinend hoffnungslos erkrankt sei und daß auf Anordnung der Ärzte niemand bei ihm vorgelassen werden dürfe. Es blieb daher gar nichts anderes übrig, als mit den verwünschten Geweihen unverrichteter Dinge die Heimreise anzutreten, was unter sorgfältiger Beobachtung der schon auf der Hinfahrt erprobten Vorsichtsmaßregeln geschah, so daß Frau Stifter auf dieser Reise kaum über Bewegungsmangel zu klagen Ursache fand. Um das Unglück voll zu machen, streifte eine halbe Stunde vor Linz Stifters stachelbewehrte Karosse an einen mit einer Plache umhüllten Bauernwagen. Da das Leinendach desselben durch die vorstehenden Geweihenden fast der ganzen Länge nach durchgerissen wurde, so fing der Bauer jämmerlich zu lamentieren und lästerlich zu fluchen an, und dem Dichter blieb nichts anderes übrig, als den

Schaden durch einen ansehnlichen Geldbetrag mehr als reichlich zu ersetzen. Am Abend aber sagte Frau Stifter zu Blumauer, welcher voll Neugierde kam, um sich nach dem Ergebnis der Fahrt zu erkundigen: „Lieber Herr Blumauer, wenn Sie vielleicht wieder einmal Lust haben sollten, meinen Mann zu so törichten Unternehmungen zu verleiten, so müßte ich wünschen, Sie würden lieber Ihre Besuche bei uns einstellen."

* * *

Stifters künstlerische Tätigkeit, in den Jahren vom Verlassen der Universität bis zum Erscheinen der „Studien" sein Wesen ganz erfüllend, erlitt, ohne freilich jemals ganz aufzuhören, während der Zeit seiner größten literarischen Triumphe eine wesentliche Einbuße; später aber, als

Wegsäule bei Kremsmünster.
Bleistiftzeichnung von Ad. Stifter. Jugendarbeit.
Besitzer: A. M. Pachinger in Linz.

seine letzten großen Werke in langen Zwischenräumen erschienen, wußte er es so einzurichten, daß ihm, wenn er auch an manchem Tag kaum eine Stunde für die geliebte Staffelei zu erübrigen vermochte, doch die Farben auf der Palette niemals mehr ganz eintrockneten. Er suchte in jener Zeit auch wieder mehr mit Malern, die für ihn immer zu den interessantesten Menschen der Erde gehört hatten, in Verkehr zu treten; wenn es schon nicht anders ging, doch wenigstens brieflich. Auch trat er seit 1851 als ständiger Kritiker der Linzer Ausstellungen, an jener Stelle

Fig. 1. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 2. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 3. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 4. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 5. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 6. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 7. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 8. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 9. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 10. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 11. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 12. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 13. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 14. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 15. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 16. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 17. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 18. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 19. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 20. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 21. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 22. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 23. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 24. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 25. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 26. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 27. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 28. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 29. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 30. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 31. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 32. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 33. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 34. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 35. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 36. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 37. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 38. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 39. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 40. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 41. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 42. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 43. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 44. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 45. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 46. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 47. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 48. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 49. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 50. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 51. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 52. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 53. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 54. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 55. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 56. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 57. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 58. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 59. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 60. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 61. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 62. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 63. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 64. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 65. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 66. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 67. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 68. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 69. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 70. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 71. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 72. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 73. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 74. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 75. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 76. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 77. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 78. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 79. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 80. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 81. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 82. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 83. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 84. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 85. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 86. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 87. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 88. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 89. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 90. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 91. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 92. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 93. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 94. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 95. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 96. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 97. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 98. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 99. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 100. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 101. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 102. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 103. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 104. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 105. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 106. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 107. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 108. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 109. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 110. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 111. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 112. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 113. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 114. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 115. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 116. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 117. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 118. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 119. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 120. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 121. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 122. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 123. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 124. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 125. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 126. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 127. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 128. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 129. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 130. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 131. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 132. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 133. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 134. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 135. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 136. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 137. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 138. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 139. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 140. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 141. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 142. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 143. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 144. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 145. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 146. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 147. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 148. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 149. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 150. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 151. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 152. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 153. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 154. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 155. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 156. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 157. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 158. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 159. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 160. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 161. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 162. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 163. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 164. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 165. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 166. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 167. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 168. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 169. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 170. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 171. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 172. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 173. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 174. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 175. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 176. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 177. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 178. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 179. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 180. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 181. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 182. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 183. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 184. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 185. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 186. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 187. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 188. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 189. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 190. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 191. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 192. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 193. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 194. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 195. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 196. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 197. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 198. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 199. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 200. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 201. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 202. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 203. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 204. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 205. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 206. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 207. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 208. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 209. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 210. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 211. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 212. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 213. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 214. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 215. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 216. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 217. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 218. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 219. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 220. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 221. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 222. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 223. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 224. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 225. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 226. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 227. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 228. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 229. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 230. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 231. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 232. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 233. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 234. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 235. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 236. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 237. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 238. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 239. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 240. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 241. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 242. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 243. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 244. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 245. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 246. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 247. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 248. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 249. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 250. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 251. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 252. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 253. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 254. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 255. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 256. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 257. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 258. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 259. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 260. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 261. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 262. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 263. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 264. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 265. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 266. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 267. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 268. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 269. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 270. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 271. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 272. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 273. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 274. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 275. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 276. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 277. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 278. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 279. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 280. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 281. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 282. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 283. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 284. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 285. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 286. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 287. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 288. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 289. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 290. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 291. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 292. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 293. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 294. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 295. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 296. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 297. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 298. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 299. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 300. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 301. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 302. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 303. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 304. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 305. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 306. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 307. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 308. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 309. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 310. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 311. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 312. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 313. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 314. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 315. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 316. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 317. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 318. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 319. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 320. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 321. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 322. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 323. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 324. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 325. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 326. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 327. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 328. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 329. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 330. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 331. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 332. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 333. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 334. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 335. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 336. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 337. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 338. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 339. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 340. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 341. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 342. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 343. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 344. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 345. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 346. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 347. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 348. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 349. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 350. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 351. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 352. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 353. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 354. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 355. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 356. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 357. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 358. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 359. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 360. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 361. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 362. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 363. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 364. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 365. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 366. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 367. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 368. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 369. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 370. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 371. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 372. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 373. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 374. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 375. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 376. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 377. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 378. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 379. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 380. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 381. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 382. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 383. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 384. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 385. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 386. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 387. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 388. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 389. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 390. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 391. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 392. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 393. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 394. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 395. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 396. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 397. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 398. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 399. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 400. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 401. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 402. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 403. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 404. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 405. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 406. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 407. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 408. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 409. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 410. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 411. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 412. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 413. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 414. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 415. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 416. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 417. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 418. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 419. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 420. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 421. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 422. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 423. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 424. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 425. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 426. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 427. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 428. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 429. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 430. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 431. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 432. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 433. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 434. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 435. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 436. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 437. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 438. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 439. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 440. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 441. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 442. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 443. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 444. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 445. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 446. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 447. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 448. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 449. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 450. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 451. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 452. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 453. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 454. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 455. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 456. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 457. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 458. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 459. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 460. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 461. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 462. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 463. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 464. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 465. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 466. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 467. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 468. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 469. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 470. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 471. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 472. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 473. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 474. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 475. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 476. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 477. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 478. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 479. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 480. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 481. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 482. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 483. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 484. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 485. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 486. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 487. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 488. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 489. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 490. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 491. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 492. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 493. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 494. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 495. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 496. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 497. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 498. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 499. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 500. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 501. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 502. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 503. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 504. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 505. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 506. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 507. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 508. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 509. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 510. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 511. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 512. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 513. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 514. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 515. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 516. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 517. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 518. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 519. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 520. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 521. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 522. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 523. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 524. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 525. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 526. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 527. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 528. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 529. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 530. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 531. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 532. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 533. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 534. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 535. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 536. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 537. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 538. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 539. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 540. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 541. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 542. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 543. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 544. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 545. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 546. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 547. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 548. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 549. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 550. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 551. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 552. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 553. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 554. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 555. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 556. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 557. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 558. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 559. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 560. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 561. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 562. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 563. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 564. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 565. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 566. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 567. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 568. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 569. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 570. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 571. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 572. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 573. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 574. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 575. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 576. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 577. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 578. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 579. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 580. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 581. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 582. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 583. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 584. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 585. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 586. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 587. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 588. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 589. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 590. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 591. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 592. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 593. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 594. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 595. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 596. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 597. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 598. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 599. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 600. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 601. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 602. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 603. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 604. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 605. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 606. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 607. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 608. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 609. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 610. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 611. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 612. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 613. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 614. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 615. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 616. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 617. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 618. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 619. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 620. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 621. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 622. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 623. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 624. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 625. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 626. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 627. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 628. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 629. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 630. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 631. Ansicht des Gletschers von Südosten.

Fig. 632. Ansicht des Gletschers von Nordosten.

Fig. 633. Ansicht des Gletschers von Süden.

Fig. 634. Ansicht des Gletschers von Norden.

Fig. 635. Ansicht des Gletschers von Westen.

Fig. 636. Ansicht des Gletschers von Osten.

Fig. 637. Ansicht des Gletschers von Südwesten.

Fig. 638. Ansicht des Gletschers von Nordwesten.

Fig. 639. Ans

Fig. 14. The Kaiserstuhl, seen from the Rhine valley. The Kaiserstuhl is a volcanic mountain group, rising to a height of 1,800 feet above the Rhine valley. Its rocks are chiefly basalt and tuff. Its soil is very fertile, and its slopes are covered with vineyards.

Fig. 15. Mountains of Basalt.
Near Cassel, Germany.

Basalt is a dark-colored, fine-grained rock, which is very hard and tough. It is found in many parts of the world, and is often quarried for use in building and for macadamizing roads. Basalt is sometimes found in columnar masses, as in the Giant's Causeway in Ireland, and in the Palisades of the Hudson River.

Kaiserin Augusta Victoria und Prinz Eitel Friedrich bei der Besichtigung der Ausstellung.

Kaiserin Augusta Victoria und Prinz Eitel Friedrich bei der Besichtigung der Ausstellung.

Kaiserin Augusta Victoria und Prinz Eitel Friedrich bei der Besichtigung der Ausstellung.

Fig. 1. Ein Kind mit Hydrocephalus internus.

Fig. 2. Ein Kind mit Hydrocephalus internus.

Another view of the Bridge, showing the Tower and Chain Cables. The Tower is 1,000 feet high, and the Cables are 1,600 feet long between the Towers. The Cables are 18 inches in diameter, and are composed of 7,000 wires each. The Bridge is 1,600 feet long between the Towers, and 1,000 feet high. The Bridge is 1,600 feet long between the Towers, and 1,000 feet high.

Another view of the Bridge, showing the Tower and Chain Cables. The Tower is 1,000 feet high, and the Cables are 1,600 feet long between the Towers. The Cables are 18 inches in diameter, and are composed of 7,000 wires each. The Bridge is 1,600 feet long between the Towers, and 1,000 feet high. The Bridge is 1,600 feet long between the Towers, and 1,000 feet high.

Le Bourget. — Hangars. — Août 1909.
Le Bourget. — Hangars. — August 1909.

Fig. 1. Ansicht des Gipfels des Mt. Pelée von Südwesten. Aufgenommen am 8. Mai 1902 vormittags.

Fig. 2. Ansicht des Gipfels des Mt. Pelée von Südwesten. Aufgenommen am 8. Mai 1902 nachmittags.

die Dinge als Dinge, nicht als Färbungen gelten", wobei ihn das Einfache, das Unscheinbare am meisten anzog, dessen Bewältigung ihm aber, weil es „minder entschiedene Farben zeigte", die größten Schwierigkeiten machte, und er daher oft lange nicht über einen sehr nichtig aussehenden Versuch hinauskam, so konnte Friedrich von Strobach zu seinem harten und schiefen Urteil über die Malübungen des Dichters gelangen: „Er spielte damit, wie überhaupt die spielende Art der Beschäftigung ihm die liebste war und der Behäbigkeit seiner Natur am besten zusagte. Jahrelang konnte er eine große Leinwand auf seiner Staffelei stehen haben,

Gutwasserkapelle bei Oberplan.
Bleistiftzeichnung von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1845.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

auf der nichts gemalt war, als eine rote Sonne in nebelhaften grauschwarzen Wolken, im Vordergrunde des Bildes ein Gewirr von übereinandergeschobenen Steinen, wie er sie von seinen Spaziergängen auf den Ufern und Inseln der Donau nach Hause brachte und dann jahrelang in malerischer Unordnung auf den Stühlen seines Arbeitszimmers liegen ließ." Daß Stifter dabei unablässig bemüht war, hinter das Geheimnis der vollendeten malerischen Täuschung zu gelangen, blieb dem Beurteiler wohl verborgen. Auf mangelndes Verständnis dürfte gewiß auch die fast lächerliche Behauptung zurückzuführen sein, daß er „seltsame Steinformationen" in seinem Zimmer gruppiert habe, um danach die „zerklüfteten Kalkalpen" und „das Hochgebirge" zu zeichnen; bei seinen Steinstudien im Atelier handelte es sich vielmehr um einzelne Steinklumpen des Vordergrundes, die der naturliebende und gewissenhafte Mann, dem doch bei seiner erdrückenden Beschäftigung die Zeit fehlte, wie ein Berufs-

maler mit der Mappe den ganzen Tag im Freien zu ſitzen, nicht bloß aus dem Gedächtniſſe malen wollte. Wie weit, faſt bis ans Komiſche ſtreifend, ſein Reſpekt vor der Wahrhaftigkeit ging, beweiſt der Umſtand, daß er, wenn ein ſanft abfallendes See- oder Bachufer zu malen war, eine Menge von Steinen in einem großen Schaff unter Waſſer ſetzte, die er dann unter Beihilfe ſeiner Dienſtmagd ſo lange hin und herſchwenkte, bis ſie eine möglichſt ungeſuchte, natürliche Lage einnahmen. Da hatte er dann ein Modell, das wochenlang ſtill hielt, das keine zeitraubenden Wanderungen verurſachte, und bei dem es nichts verſchlug, wenn er im Tag auch nur wenige Minuten zur Staffelei kam. Zu ſo unkünſtleriſchem Gebaren ſah ſich der Mann veranlaßt, dem die heißeſte Kunſtbegeiſterung im Herzen ſaß, und der die Malerei nicht laſſen konnte, auch als ihm faſt jede Gelegenheit zu ihrer Ausübung benommen war.

Naturſtudie einer umgeſtürzten Baumwurzel im Böhmerwalde.
Handzeichnung von Ad. Stifter aus dem J. 1845.
Beſitzer: A. R. Hein in Wien.

Seine Vorwürfe waren faſt immer einfach, oft dürftig. Das Einſame und Öde reizte ihn, ſtarre Felſenwüſten und ſteinige Halden, wie ſie der Dichter in den „Zwei Schweſtern“ und im „Kalkſtein“ meiſterhaft geſchildert hat, nahmen unter ſeinen künſtleriſchen Verſuchen den erſten Platz ein. Die von ihm oft gemalte Lieblingslandſchaft ſchildert er ſelbſt im „Nachſommer“ als einen „wüſten Raum“, erfüllt mit rieſengroßen ſtarren Felſen, die in einem zerriſſenen, vielgeſtaltigen Boden ſtehen, „ohne Baum und Strauch, mit den dürren Gräſern, den weiß leuchtenden Furchen und mit dem Gerölle und mit dem Trümmerwerke, das überall ausgeſäet, der dörrenden Sonne entgegenſchaut. So war der Boden, ſo bedeckte er die ungeheure Fläche und ſo war er in ſehr großen und einfachen Abteilungen gehalten und über ihm waren Wolken, welche einzeln und vielzählig, ſchimmernd und Schatten werfend in einem Himmel ſtanden, welcher tief und heiß und ſüdlich war.“ Als der junge Landſchafter, vor ſeinem Bilde ſtehend, zu einer Erklärung gedrängt wird, ſagt er beſcheiden: „Ich bin nicht auf irgend etwas Beſonderes ausge-

Bay Colt, foaled 1st April, 1911. Sire, Sir Hugo; dam, Lady Lavender. Bred by Mr. Wm. Allison, Gilmerton, Edinburgh. Winner of 1st prize and Champion at Highland Show, 1913.

Bay Colt, foaled 1st April, 1911. Sire, Sir Hugo; dam, Lady Lavender. Bred by Mr. Wm. Allison, Gilmerton, Edinburgh. Winner of 1st prize and Champion at Highland Show, 1913.

Sir Hugo (1900) was by Sir Gallahad III. (1892), dam Lady Hugo, by Hugo (1884). Sir Gallahad III. was by Gallahad (1881), dam Lady Gallahad, by Prince Gallahad (1875). Gallahad was by Prince Gallahad (1875), dam Lady Blanche, by Blanchland (1865). Prince Gallahad was by Prince Charlie (1865), dam Lady Gallahad, by Gallahad (1858). Prince Charlie was by Prince Alfred (1858), dam Lady Charlie, by Charlie (1850). Prince Alfred was by Prince Arthur (1850), dam Lady Alfred, by Alfred (1840). Prince Arthur was by Prince Albert (1840), dam Lady Arthur, by Arthur (1830). Prince Albert was by Prince Regent (1830), dam Lady Albert, by Albert (1820). Prince Regent was by Prince George (1820), dam Lady Regent, by Regent (1810). Prince George was by Prince William (1810), dam Lady George, by George (1800). Prince William was by Prince Edward (1800), dam Lady William, by William (1790). Prince Edward was by Prince Henry (1790), dam Lady Edward, by Edward (1780). Prince Henry was by Prince Frederick (1780), dam Lady Henry, by Henry (1770). Prince Frederick was by Prince Augustus (1770), dam Lady Frederick, by Frederick (1760). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1760), dam Lady Augustus, by Augustus (1750). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1750), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1740). Prince Ernest was by Prince Leopold (1740), dam Lady Ernest, by Ernest (1730). Prince Leopold was by Prince Albert (1730), dam Lady Leopold, by Leopold (1720). Prince Albert was by Prince Consort (1720), dam Lady Albert, by Albert (1710). Prince Consort was by Prince Philip (1710), dam Lady Consort, by Consort (1700). Prince Philip was by Prince Charles (1700), dam Lady Philip, by Philip (1690). Prince Charles was by Prince Edward (1690), dam Lady Charles, by Charles (1680). Prince Edward was by Prince Henry (1680), dam Lady Edward, by Edward (1670). Prince Henry was by Prince Frederick (1670), dam Lady Henry, by Henry (1660). Prince Frederick was by Prince Augustus (1660), dam Lady Frederick, by Frederick (1650). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1650), dam Lady Augustus, by Augustus (1640). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1640), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1630). Prince Ernest was by Prince Leopold (1630), dam Lady Ernest, by Ernest (1620). Prince Leopold was by Prince Albert (1620), dam Lady Leopold, by Leopold (1610). Prince Albert was by Prince Consort (1610), dam Lady Albert, by Albert (1600). Prince Consort was by Prince Philip (1600), dam Lady Consort, by Consort (1590). Prince Philip was by Prince Charles (1590), dam Lady Philip, by Philip (1580). Prince Charles was by Prince Edward (1580), dam Lady Charles, by Charles (1570). Prince Edward was by Prince Henry (1570), dam Lady Edward, by Edward (1560). Prince Henry was by Prince Frederick (1560), dam Lady Henry, by Henry (1550). Prince Frederick was by Prince Augustus (1550), dam Lady Frederick, by Frederick (1540). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1540), dam Lady Augustus, by Augustus (1530). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1530), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1520). Prince Ernest was by Prince Leopold (1520), dam Lady Ernest, by Ernest (1510). Prince Leopold was by Prince Albert (1510), dam Lady Leopold, by Leopold (1500). Prince Albert was by Prince Consort (1500), dam Lady Albert, by Albert (1490). Prince Consort was by Prince Philip (1490), dam Lady Consort, by Consort (1480). Prince Philip was by Prince Charles (1480), dam Lady Philip, by Philip (1470). Prince Charles was by Prince Edward (1470), dam Lady Charles, by Charles (1460). Prince Edward was by Prince Henry (1460), dam Lady Edward, by Edward (1450). Prince Henry was by Prince Frederick (1450), dam Lady Henry, by Henry (1440). Prince Frederick was by Prince Augustus (1440), dam Lady Frederick, by Frederick (1430). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1430), dam Lady Augustus, by Augustus (1420). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1420), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1410). Prince Ernest was by Prince Leopold (1410), dam Lady Ernest, by Ernest (1400). Prince Leopold was by Prince Albert (1400), dam Lady Leopold, by Leopold (1390). Prince Albert was by Prince Consort (1390), dam Lady Albert, by Albert (1380). Prince Consort was by Prince Philip (1380), dam Lady Consort, by Consort (1370). Prince Philip was by Prince Charles (1370), dam Lady Philip, by Philip (1360). Prince Charles was by Prince Edward (1360), dam Lady Charles, by Charles (1350). Prince Edward was by Prince Henry (1350), dam Lady Edward, by Edward (1340). Prince Henry was by Prince Frederick (1340), dam Lady Henry, by Henry (1330). Prince Frederick was by Prince Augustus (1330), dam Lady Frederick, by Frederick (1320). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1320), dam Lady Augustus, by Augustus (1310). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1310), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1300). Prince Ernest was by Prince Leopold (1300), dam Lady Ernest, by Ernest (1290). Prince Leopold was by Prince Albert (1290), dam Lady Leopold, by Leopold (1280). Prince Albert was by Prince Consort (1280), dam Lady Albert, by Albert (1270). Prince Consort was by Prince Philip (1270), dam Lady Consort, by Consort (1260). Prince Philip was by Prince Charles (1260), dam Lady Philip, by Philip (1250). Prince Charles was by Prince Edward (1250), dam Lady Charles, by Charles (1240). Prince Edward was by Prince Henry (1240), dam Lady Edward, by Edward (1230). Prince Henry was by Prince Frederick (1230), dam Lady Henry, by Henry (1220). Prince Frederick was by Prince Augustus (1220), dam Lady Frederick, by Frederick (1210). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1210), dam Lady Augustus, by Augustus (1200). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1200), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1190). Prince Ernest was by Prince Leopold (1190), dam Lady Ernest, by Ernest (1180). Prince Leopold was by Prince Albert (1180), dam Lady Leopold, by Leopold (1170). Prince Albert was by Prince Consort (1170), dam Lady Albert, by Albert (1160). Prince Consort was by Prince Philip (1160), dam Lady Consort, by Consort (1150). Prince Philip was by Prince Charles (1150), dam Lady Philip, by Philip (1140). Prince Charles was by Prince Edward (1140), dam Lady Charles, by Charles (1130). Prince Edward was by Prince Henry (1130), dam Lady Edward, by Edward (1120). Prince Henry was by Prince Frederick (1120), dam Lady Henry, by Henry (1110). Prince Frederick was by Prince Augustus (1110), dam Lady Frederick, by Frederick (1100). Prince Augustus was by Prince Adolphus (1100), dam Lady Augustus, by Augustus (1090). Prince Adolphus was by Prince Ernest (1090), dam Lady Adolphus, by Adolphus (1080). Prince Ernest was by Prince Leopold (1080), dam Lady Ernest, by Ernest (1070). Prince Leopold was by Prince Albert (1070), dam Lady Leopold, by Leopold (1060). Prince Albert was by Prince Consort (1060), dam Lady Albert, by Albert (1050). Prince Consort was by Prince Philip (1050), dam Lady Consort, by Consort (1040). Prince Philip was by Prince Charles (1040), dam Lady Philip, by Philip (1030). Prince Charles was by Prince Edward (1030), dam Lady Charles, by Charles (1020). Prince Edward was by Prince Henry (1020), dam Lady Edward, by Edward (1010). Prince Henry was by Prince Frederick (1010), dam Lady Henry, by Henry (1000). Prince Frederick was by Prince Augustus (1000), dam Lady Frederick, by Frederick (990). Prince Augustus was by Prince Adolphus (990), dam Lady Augustus, by Augustus (980). Prince Adolphus was by Prince Ernest (980), dam Lady Adolphus, by Adolphus (970). Prince Ernest was by Prince Leopold (970), dam Lady Ernest, by Ernest (960). Prince Leopold was by Prince Albert (960), dam Lady Leopold, by Leopold (950). Prince Albert was by Prince Consort (950), dam Lady Albert, by Albert (940). Prince Consort was by Prince Philip (940), dam Lady Consort, by Consort (930). Prince Philip was by Prince Charles (930), dam Lady Philip, by Philip (920). Prince Charles was by Prince Edward (920), dam Lady Charles, by Charles (910). Prince Edward was by Prince Henry (910), dam Lady Edward, by Edward (900). Prince Henry was by Prince Frederick (900), dam Lady Henry, by Henry (890). Prince Frederick was by Prince Augustus (890), dam Lady Frederick, by Frederick (880). Prince Augustus was by Prince Adolphus (880), dam Lady Augustus, by Augustus (870). Prince Adolphus was by Prince Ernest (870), dam Lady Adolphus, by Adolphus (860). Prince Ernest was by Prince Leopold (860), dam Lady Ernest, by Ernest (850). Prince Leopold was by Prince Albert (850), dam Lady Leopold, by Leopold (840). Prince Albert was by Prince Consort (840), dam Lady Albert, by Albert (830). Prince Consort was by Prince Philip (830), dam Lady Consort, by Consort (820). Prince Philip was by Prince Charles (820), dam Lady Philip, by Philip (810). Prince Charles was by Prince Edward (810), dam Lady Charles, by Charles (800). Prince Edward was by Prince Henry (800), dam Lady Edward, by Edward (790). Prince Henry was by Prince Frederick (790), dam Lady Henry, by Henry (780). Prince Frederick was by Prince Augustus (780), dam Lady Frederick, by Frederick (770). Prince Augustus was by Prince Adolphus (770), dam Lady Augustus, by Augustus (760). Prince Adolphus was by Prince Ernest (760), dam Lady Adolphus, by Adolphus (750). Prince Ernest was by Prince Leopold (750), dam Lady Ernest, by Ernest (740). Prince Leopold was by Prince Albert (740), dam Lady Leopold, by Leopold (730). Prince Albert was by Prince Consort (730), dam Lady Albert, by Albert (720). Prince Consort was by Prince Philip (720), dam Lady Consort, by Consort (710). Prince Philip was by Prince Charles (710), dam Lady Philip, by Philip (700). Prince Charles was by Prince Edward (700), dam Lady Charles, by Charles (690). Prince Edward was by Prince Henry (690), dam Lady Edward, by Edward (680). Prince Henry was by Prince Frederick (680), dam Lady Henry, by Henry (670). Prince Frederick was by Prince Augustus (670), dam Lady Frederick, by Frederick (660). Prince Augustus was by Prince Adolphus (660), dam Lady Augustus, by Augustus (650). Prince Adolphus was by Prince Ernest (650), dam Lady Adolphus, by Adolphus (640). Prince Ernest was by Prince Leopold (640), dam Lady Ernest, by Ernest (630). Prince Leopold was by Prince Albert (630), dam Lady Leopold, by Leopold (620). Prince Albert was by Prince Consort (620), dam Lady Albert, by Albert (610). Prince Consort was by Prince Philip (610), dam Lady Consort, by Consort (600). Prince Philip was by Prince Charles (600), dam Lady Philip, by Philip (590). Prince Charles was by Prince Edward (590), dam Lady Charles, by Charles (580). Prince Edward was by Prince Henry (580), dam Lady Edward, by Edward (570). Prince Henry was by Prince Frederick (570), dam Lady Henry, by Henry (560). Prince Frederick was by Prince Augustus (560), dam Lady Frederick, by Frederick (550). Prince Augustus was by Prince Adolphus (550), dam Lady Augustus, by Augustus (540). Prince Adolphus was by Prince Ernest (540), dam Lady Adolphus, by Adolphus (530). Prince Ernest was by Prince Leopold (530), dam Lady Ernest, by Ernest (520). Prince Leopold was by Prince Albert (520), dam Lady Leopold, by Leopold (510). Prince Albert was by Prince Consort (510), dam Lady Albert, by Albert (500). Prince Consort was by Prince Philip (500), dam Lady Consort, by Consort (490). Prince Philip was by Prince Charles (490), dam Lady Philip, by Philip (480). Prince Charles was by Prince Edward (480), dam Lady Charles, by Charles (470). Prince Edward was by Prince Henry (470), dam Lady Edward, by Edward (460). Prince Henry was by Prince Frederick (460), dam Lady Henry, by Henry (450). Prince Frederick was by Prince Augustus (450), dam Lady Frederick, by Frederick (440). Prince Augustus was by Prince Adolphus (440), dam Lady Augustus, by Augustus (430). Prince Adolphus was by Prince Ernest (430), dam Lady Adolphus, by Adolphus (420). Prince Ernest was by Prince Leopold (420), dam Lady Ernest, by Ernest (410). Prince Leopold was by Prince Albert (410), dam Lady Leopold, by Leopold (400). Prince Albert was by Prince Consort (400), dam Lady Albert, by Albert (390). Prince Consort was by Prince Philip (390), dam Lady Consort, by Consort (380). Prince Philip was by Prince Charles (380), dam Lady Philip, by Philip (370). Prince Charles was by Prince Edward (370), dam Lady Charles, by Charles (360). Prince Edward was by Prince Henry (360), dam Lady Edward, by Edward (350). Prince Henry was by Prince Frederick (350), dam Lady Henry, by Henry (340). Prince Frederick was by Prince Augustus (340), dam Lady Frederick, by Frederick (330). Prince Augustus was by Prince Adolphus (330), dam Lady Augustus, by Augustus (320). Prince Adolphus was by Prince Ernest (320), dam Lady Adolphus, by Adolphus (310). Prince Ernest was by Prince Leopold (310), dam Lady Ernest, by Ernest (300). Prince Leopold was by Prince Albert (300), dam Lady Leopold, by Leopold (290). Prince Albert was by Prince Consort (290), dam Lady Albert, by Albert (280). Prince Consort was by Prince Philip (280), dam Lady Consort, by Consort (270). Prince Philip was by Prince Charles (270), dam Lady Philip, by Philip (260). Prince Charles was by Prince Edward (260), dam Lady Charles, by Charles (250). Prince Edward was by Prince Henry (250), dam Lady Edward, by Edward (240). Prince Henry was by Prince Frederick (240), dam Lady Henry, by Henry (230). Prince Frederick was by Prince Augustus (230), dam Lady Frederick, by Frederick (220). Prince Augustus was by Prince Adolphus (220), dam Lady Augustus, by Augustus (210). Prince Adolphus was by Prince Ernest (210), dam Lady Adolphus, by Adolphus (200). Prince Ernest was by Prince Leopold (200), dam Lady Ernest, by Ernest (190). Prince Leopold was by Prince Albert (190), dam Lady Leopold, by Leopold (180). Prince Albert was by Prince Consort (180), dam Lady Albert, by Albert (170). Prince Consort was by Prince Philip (170), dam Lady Consort, by Consort (160). Prince Philip was by Prince Charles (160), dam Lady Philip, by Philip (150). Prince Charles was by Prince Edward (150), dam Lady Charles, by Charles (140). Prince Edward was by Prince Henry (140), dam Lady Edward, by Edward (130). Prince Henry was by Prince Frederick (130), dam Lady Henry, by Henry (120). Prince Frederick was by Prince Augustus (120), dam Lady Frederick, by Frederick (110). Prince Augustus was by Prince Adolphus (110), dam Lady Augustus, by Augustus (100). Prince Adolphus was by Prince Ernest (100), dam Lady Adolphus, by Adolphus (90). Prince Ernest was by Prince Leopold (90), dam Lady Ernest, by Ernest (80). Prince Leopold was by Prince Albert (80), dam Lady Leopold, by Leopold (70). Prince Albert was by Prince Consort (70), dam Lady Albert, by Albert (60). Prince Consort was by Prince Philip (60), dam Lady Consort, by Consort (50). Prince Philip was by Prince Charles (50), dam Lady Philip, by Philip (40). Prince Charles was by Prince Edward (40), dam Lady Charles, by Charles (30). Prince Edward was by Prince Henry (30), dam Lady Edward, by Edward (20). Prince Henry was by Prince Frederick (20), dam Lady Henry, by Henry (10). Prince Frederick was by Prince Augustus (10), dam Lady Frederick, by Frederick (0). Prince Augustus was by Prince Adolphus (0), dam Lady Augustus, by Augustus (-10). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-10), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-20). Prince Ernest was by Prince Leopold (-20), dam Lady Ernest, by Ernest (-30). Prince Leopold was by Prince Albert (-30), dam Lady Leopold, by Leopold (-40). Prince Albert was by Prince Consort (-40), dam Lady Albert, by Albert (-50). Prince Consort was by Prince Philip (-50), dam Lady Consort, by Consort (-60). Prince Philip was by Prince Charles (-60), dam Lady Philip, by Philip (-70). Prince Charles was by Prince Edward (-70), dam Lady Charles, by Charles (-80). Prince Edward was by Prince Henry (-80), dam Lady Edward, by Edward (-90). Prince Henry was by Prince Frederick (-90), dam Lady Henry, by Henry (-100). Prince Frederick was by Prince Augustus (-100), dam Lady Frederick, by Frederick (-110). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-110), dam Lady Augustus, by Augustus (-120). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-120), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-130). Prince Ernest was by Prince Leopold (-130), dam Lady Ernest, by Ernest (-140). Prince Leopold was by Prince Albert (-140), dam Lady Leopold, by Leopold (-150). Prince Albert was by Prince Consort (-150), dam Lady Albert, by Albert (-160). Prince Consort was by Prince Philip (-160), dam Lady Consort, by Consort (-170). Prince Philip was by Prince Charles (-170), dam Lady Philip, by Philip (-180). Prince Charles was by Prince Edward (-180), dam Lady Charles, by Charles (-190). Prince Edward was by Prince Henry (-190), dam Lady Edward, by Edward (-200). Prince Henry was by Prince Frederick (-200), dam Lady Henry, by Henry (-210). Prince Frederick was by Prince Augustus (-210), dam Lady Frederick, by Frederick (-220). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-220), dam Lady Augustus, by Augustus (-230). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-230), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-240). Prince Ernest was by Prince Leopold (-240), dam Lady Ernest, by Ernest (-250). Prince Leopold was by Prince Albert (-250), dam Lady Leopold, by Leopold (-260). Prince Albert was by Prince Consort (-260), dam Lady Albert, by Albert (-270). Prince Consort was by Prince Philip (-270), dam Lady Consort, by Consort (-280). Prince Philip was by Prince Charles (-280), dam Lady Philip, by Philip (-290). Prince Charles was by Prince Edward (-290), dam Lady Charles, by Charles (-300). Prince Edward was by Prince Henry (-300), dam Lady Edward, by Edward (-310). Prince Henry was by Prince Frederick (-310), dam Lady Henry, by Henry (-320). Prince Frederick was by Prince Augustus (-320), dam Lady Frederick, by Frederick (-330). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-330), dam Lady Augustus, by Augustus (-340). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-340), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-350). Prince Ernest was by Prince Leopold (-350), dam Lady Ernest, by Ernest (-360). Prince Leopold was by Prince Albert (-360), dam Lady Leopold, by Leopold (-370). Prince Albert was by Prince Consort (-370), dam Lady Albert, by Albert (-380). Prince Consort was by Prince Philip (-380), dam Lady Consort, by Consort (-390). Prince Philip was by Prince Charles (-390), dam Lady Philip, by Philip (-400). Prince Charles was by Prince Edward (-400), dam Lady Charles, by Charles (-410). Prince Edward was by Prince Henry (-410), dam Lady Edward, by Edward (-420). Prince Henry was by Prince Frederick (-420), dam Lady Henry, by Henry (-430). Prince Frederick was by Prince Augustus (-430), dam Lady Frederick, by Frederick (-440). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-440), dam Lady Augustus, by Augustus (-450). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-450), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-460). Prince Ernest was by Prince Leopold (-460), dam Lady Ernest, by Ernest (-470). Prince Leopold was by Prince Albert (-470), dam Lady Leopold, by Leopold (-480). Prince Albert was by Prince Consort (-480), dam Lady Albert, by Albert (-490). Prince Consort was by Prince Philip (-490), dam Lady Consort, by Consort (-500). Prince Philip was by Prince Charles (-500), dam Lady Philip, by Philip (-510). Prince Charles was by Prince Edward (-510), dam Lady Charles, by Charles (-520). Prince Edward was by Prince Henry (-520), dam Lady Edward, by Edward (-530). Prince Henry was by Prince Frederick (-530), dam Lady Henry, by Henry (-540). Prince Frederick was by Prince Augustus (-540), dam Lady Frederick, by Frederick (-550). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-550), dam Lady Augustus, by Augustus (-560). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-560), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-570). Prince Ernest was by Prince Leopold (-570), dam Lady Ernest, by Ernest (-580). Prince Leopold was by Prince Albert (-580), dam Lady Leopold, by Leopold (-590). Prince Albert was by Prince Consort (-590), dam Lady Albert, by Albert (-600). Prince Consort was by Prince Philip (-600), dam Lady Consort, by Consort (-610). Prince Philip was by Prince Charles (-610), dam Lady Philip, by Philip (-620). Prince Charles was by Prince Edward (-620), dam Lady Charles, by Charles (-630). Prince Edward was by Prince Henry (-630), dam Lady Edward, by Edward (-640). Prince Henry was by Prince Frederick (-640), dam Lady Henry, by Henry (-650). Prince Frederick was by Prince Augustus (-650), dam Lady Frederick, by Frederick (-660). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-660), dam Lady Augustus, by Augustus (-670). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-670), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-680). Prince Ernest was by Prince Leopold (-680), dam Lady Ernest, by Ernest (-690). Prince Leopold was by Prince Albert (-690), dam Lady Leopold, by Leopold (-700). Prince Albert was by Prince Consort (-700), dam Lady Albert, by Albert (-710). Prince Consort was by Prince Philip (-710), dam Lady Consort, by Consort (-720). Prince Philip was by Prince Charles (-720), dam Lady Philip, by Philip (-730). Prince Charles was by Prince Edward (-730), dam Lady Charles, by Charles (-740). Prince Edward was by Prince Henry (-740), dam Lady Edward, by Edward (-750). Prince Henry was by Prince Frederick (-750), dam Lady Henry, by Henry (-760). Prince Frederick was by Prince Augustus (-760), dam Lady Frederick, by Frederick (-770). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-770), dam Lady Augustus, by Augustus (-780). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-780), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-790). Prince Ernest was by Prince Leopold (-790), dam Lady Ernest, by Ernest (-800). Prince Leopold was by Prince Albert (-800), dam Lady Leopold, by Leopold (-810). Prince Albert was by Prince Consort (-810), dam Lady Albert, by Albert (-820). Prince Consort was by Prince Philip (-820), dam Lady Consort, by Consort (-830). Prince Philip was by Prince Charles (-830), dam Lady Philip, by Philip (-840). Prince Charles was by Prince Edward (-840), dam Lady Charles, by Charles (-850). Prince Edward was by Prince Henry (-850), dam Lady Edward, by Edward (-860). Prince Henry was by Prince Frederick (-860), dam Lady Henry, by Henry (-870). Prince Frederick was by Prince Augustus (-870), dam Lady Frederick, by Frederick (-880). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-880), dam Lady Augustus, by Augustus (-890). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-890), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-900). Prince Ernest was by Prince Leopold (-900), dam Lady Ernest, by Ernest (-910). Prince Leopold was by Prince Albert (-910), dam Lady Leopold, by Leopold (-920). Prince Albert was by Prince Consort (-920), dam Lady Albert, by Albert (-930). Prince Consort was by Prince Philip (-930), dam Lady Consort, by Consort (-940). Prince Philip was by Prince Charles (-940), dam Lady Philip, by Philip (-950). Prince Charles was by Prince Edward (-950), dam Lady Charles, by Charles (-960). Prince Edward was by Prince Henry (-960), dam Lady Edward, by Edward (-970). Prince Henry was by Prince Frederick (-970), dam Lady Henry, by Henry (-980). Prince Frederick was by Prince Augustus (-980), dam Lady Frederick, by Frederick (-990). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-990), dam Lady Augustus, by Augustus (-1000). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1000), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1010). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1010), dam Lady Ernest, by Ernest (-1020). Prince Leopold was by Prince Albert (-1020), dam Lady Leopold, by Leopold (-1030). Prince Albert was by Prince Consort (-1030), dam Lady Albert, by Albert (-1040). Prince Consort was by Prince Philip (-1040), dam Lady Consort, by Consort (-1050). Prince Philip was by Prince Charles (-1050), dam Lady Philip, by Philip (-1060). Prince Charles was by Prince Edward (-1060), dam Lady Charles, by Charles (-1070). Prince Edward was by Prince Henry (-1070), dam Lady Edward, by Edward (-1080). Prince Henry was by Prince Frederick (-1080), dam Lady Henry, by Henry (-1090). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1090), dam Lady Frederick, by Frederick (-1100). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1100), dam Lady Augustus, by Augustus (-1110). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1110), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1120). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1120), dam Lady Ernest, by Ernest (-1130). Prince Leopold was by Prince Albert (-1130), dam Lady Leopold, by Leopold (-1140). Prince Albert was by Prince Consort (-1140), dam Lady Albert, by Albert (-1150). Prince Consort was by Prince Philip (-1150), dam Lady Consort, by Consort (-1160). Prince Philip was by Prince Charles (-1160), dam Lady Philip, by Philip (-1170). Prince Charles was by Prince Edward (-1170), dam Lady Charles, by Charles (-1180). Prince Edward was by Prince Henry (-1180), dam Lady Edward, by Edward (-1190). Prince Henry was by Prince Frederick (-1190), dam Lady Henry, by Henry (-1200). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1200), dam Lady Frederick, by Frederick (-1210). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1210), dam Lady Augustus, by Augustus (-1220). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1220), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1230). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1230), dam Lady Ernest, by Ernest (-1240). Prince Leopold was by Prince Albert (-1240), dam Lady Leopold, by Leopold (-1250). Prince Albert was by Prince Consort (-1250), dam Lady Albert, by Albert (-1260). Prince Consort was by Prince Philip (-1260), dam Lady Consort, by Consort (-1270). Prince Philip was by Prince Charles (-1270), dam Lady Philip, by Philip (-1280). Prince Charles was by Prince Edward (-1280), dam Lady Charles, by Charles (-1290). Prince Edward was by Prince Henry (-1290), dam Lady Edward, by Edward (-1300). Prince Henry was by Prince Frederick (-1300), dam Lady Henry, by Henry (-1310). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1310), dam Lady Frederick, by Frederick (-1320). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1320), dam Lady Augustus, by Augustus (-1330). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1330), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1340). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1340), dam Lady Ernest, by Ernest (-1350). Prince Leopold was by Prince Albert (-1350), dam Lady Leopold, by Leopold (-1360). Prince Albert was by Prince Consort (-1360), dam Lady Albert, by Albert (-1370). Prince Consort was by Prince Philip (-1370), dam Lady Consort, by Consort (-1380). Prince Philip was by Prince Charles (-1380), dam Lady Philip, by Philip (-1390). Prince Charles was by Prince Edward (-1390), dam Lady Charles, by Charles (-1400). Prince Edward was by Prince Henry (-1400), dam Lady Edward, by Edward (-1410). Prince Henry was by Prince Frederick (-1410), dam Lady Henry, by Henry (-1420). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1420), dam Lady Frederick, by Frederick (-1430). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1430), dam Lady Augustus, by Augustus (-1440). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1440), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1450). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1450), dam Lady Ernest, by Ernest (-1460). Prince Leopold was by Prince Albert (-1460), dam Lady Leopold, by Leopold (-1470). Prince Albert was by Prince Consort (-1470), dam Lady Albert, by Albert (-1480). Prince Consort was by Prince Philip (-1480), dam Lady Consort, by Consort (-1490). Prince Philip was by Prince Charles (-1490), dam Lady Philip, by Philip (-1500). Prince Charles was by Prince Edward (-1500), dam Lady Charles, by Charles (-1510). Prince Edward was by Prince Henry (-1510), dam Lady Edward, by Edward (-1520). Prince Henry was by Prince Frederick (-1520), dam Lady Henry, by Henry (-1530). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1530), dam Lady Frederick, by Frederick (-1540). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1540), dam Lady Augustus, by Augustus (-1550). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1550), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1560). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1560), dam Lady Ernest, by Ernest (-1570). Prince Leopold was by Prince Albert (-1570), dam Lady Leopold, by Leopold (-1580). Prince Albert was by Prince Consort (-1580), dam Lady Albert, by Albert (-1590). Prince Consort was by Prince Philip (-1590), dam Lady Consort, by Consort (-1600). Prince Philip was by Prince Charles (-1600), dam Lady Philip, by Philip (-1610). Prince Charles was by Prince Edward (-1610), dam Lady Charles, by Charles (-1620). Prince Edward was by Prince Henry (-1620), dam Lady Edward, by Edward (-1630). Prince Henry was by Prince Frederick (-1630), dam Lady Henry, by Henry (-1640). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1640), dam Lady Frederick, by Frederick (-1650). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1650), dam Lady Augustus, by Augustus (-1660). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1660), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1670). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1670), dam Lady Ernest, by Ernest (-1680). Prince Leopold was by Prince Albert (-1680), dam Lady Leopold, by Leopold (-1690). Prince Albert was by Prince Consort (-1690), dam Lady Albert, by Albert (-1700). Prince Consort was by Prince Philip (-1700), dam Lady Consort, by Consort (-1710). Prince Philip was by Prince Charles (-1710), dam Lady Philip, by Philip (-1720). Prince Charles was by Prince Edward (-1720), dam Lady Charles, by Charles (-1730). Prince Edward was by Prince Henry (-1730), dam Lady Edward, by Edward (-1740). Prince Henry was by Prince Frederick (-1740), dam Lady Henry, by Henry (-1750). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1750), dam Lady Frederick, by Frederick (-1760). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1760), dam Lady Augustus, by Augustus (-1770). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1770), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1780). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1780), dam Lady Ernest, by Ernest (-1790). Prince Leopold was by Prince Albert (-1790), dam Lady Leopold, by Leopold (-1800). Prince Albert was by Prince Consort (-1800), dam Lady Albert, by Albert (-1810). Prince Consort was by Prince Philip (-1810), dam Lady Consort, by Consort (-1820). Prince Philip was by Prince Charles (-1820), dam Lady Philip, by Philip (-1830). Prince Charles was by Prince Edward (-1830), dam Lady Charles, by Charles (-1840). Prince Edward was by Prince Henry (-1840), dam Lady Edward, by Edward (-1850). Prince Henry was by Prince Frederick (-1850), dam Lady Henry, by Henry (-1860). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1860), dam Lady Frederick, by Frederick (-1870). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1870), dam Lady Augustus, by Augustus (-1880). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1880), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-1890). Prince Ernest was by Prince Leopold (-1890), dam Lady Ernest, by Ernest (-1900). Prince Leopold was by Prince Albert (-1900), dam Lady Leopold, by Leopold (-1910). Prince Albert was by Prince Consort (-1910), dam Lady Albert, by Albert (-1920). Prince Consort was by Prince Philip (-1920), dam Lady Consort, by Consort (-1930). Prince Philip was by Prince Charles (-1930), dam Lady Philip, by Philip (-1940). Prince Charles was by Prince Edward (-1940), dam Lady Charles, by Charles (-1950). Prince Edward was by Prince Henry (-1950), dam Lady Edward, by Edward (-1960). Prince Henry was by Prince Frederick (-1960), dam Lady Henry, by Henry (-1970). Prince Frederick was by Prince Augustus (-1970), dam Lady Frederick, by Frederick (-1980). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-1980), dam Lady Augustus, by Augustus (-1990). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-1990), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-2000). Prince Ernest was by Prince Leopold (-2000), dam Lady Ernest, by Ernest (-2010). Prince Leopold was by Prince Albert (-2010), dam Lady Leopold, by Leopold (-2020). Prince Albert was by Prince Consort (-2020), dam Lady Albert, by Albert (-2030). Prince Consort was by Prince Philip (-2030), dam Lady Consort, by Consort (-2040). Prince Philip was by Prince Charles (-2040), dam Lady Philip, by Philip (-2050). Prince Charles was by Prince Edward (-2050), dam Lady Charles, by Charles (-2060). Prince Edward was by Prince Henry (-2060), dam Lady Edward, by Edward (-2070). Prince Henry was by Prince Frederick (-2070), dam Lady Henry, by Henry (-2080). Prince Frederick was by Prince Augustus (-2080), dam Lady Frederick, by Frederick (-2090). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-2090), dam Lady Augustus, by Augustus (-2100). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-2100), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-2110). Prince Ernest was by Prince Leopold (-2110), dam Lady Ernest, by Ernest (-2120). Prince Leopold was by Prince Albert (-2120), dam Lady Leopold, by Leopold (-2130). Prince Albert was by Prince Consort (-2130), dam Lady Albert, by Albert (-2140). Prince Consort was by Prince Philip (-2140), dam Lady Consort, by Consort (-2150). Prince Philip was by Prince Charles (-2150), dam Lady Philip, by Philip (-2160). Prince Charles was by Prince Edward (-2160), dam Lady Charles, by Charles (-2170). Prince Edward was by Prince Henry (-2170), dam Lady Edward, by Edward (-2180). Prince Henry was by Prince Frederick (-2180), dam Lady Henry, by Henry (-2190). Prince Frederick was by Prince Augustus (-2190), dam Lady Frederick, by Frederick (-2200). Prince Augustus was by Prince Adolphus (-2200), dam Lady Augustus, by Augustus (-2210). Prince Adolphus was by Prince Ernest (-2210), dam Lady Adolphus, by Adolphus (-2220). Prince Ernest was by Prince Leopold (-2220), dam Lady Ernest, by Ernest (-2230). Prince Leopold was by Prince Albert (-2230), dam Lady Leopold, by Leopold (-2240). Prince Albert was by Prince Consort (-2240), dam Lady Albert, by Albert (-2250). Prince Consort was by Prince Philip (-2250), dam Lady Consort, by Consort (-2260). Prince Philip was by Prince Charles (-2260), dam Lady Philip, by Philip (-2270). Prince Charles was by Prince Edward (-2270), dam Lady Charles, by Charles (-2280). Prince Edward was by Prince Henry (-2280), dam Lady Edward, by Edward (-2290). Prince Henry was by Prince Frederick (-2290), dam Lady Henry, by Henry (-2300). Prince Frederick was by Prince Augustus (-2300), dam Lady Frederick, by Frederick (-2310). Prince Augustus was by Prince Ad

and the Rev. Mr. Hall, of Bristol, and Mr. Foster, the author of the Essays, were among the number. Mr. Hall was a man of great power, and his sermons were remarkable for their eloquence and depth of thought. Mr. Foster was a man of great learning, and his Essays were remarkable for their originality and depth of thought. Mr. Hall was a man of great power, and his sermons were remarkable for their eloquence and depth of thought. Mr. Foster was a man of great learning, and his Essays were remarkable for their originality and depth of thought.

THE REV. ROBERT HALL.

Ein Kind, das sich in der Nähe des Ofens aufhält, kann sich leicht verbrennen. Es ist daher gut, wenn man vor dem Ofen ein Gitter anbringt, damit das Kind nicht zu nahe kommt.

Fig. 19. Ofenschirm.

Ofenschirm. Ofengitter.

Ein Ofenschirm ist ein Gitter, das vor den Ofen gestellt wird, damit sich niemand daran verbrennt.

Ein Ofengitter ist ein Gitter, das vor den Ofen gestellt wird, damit sich niemand daran verbrennt.

grund ſind „mit echt Stifterſcher Kleinmalerei ausgeführt". Dieſes Bild iſt in den Beſitz des Fräuleins Antonie Braun, der Enkelin Dr. Mugerauers, übergegangen. Nach der Szenerie dürfte auf die Gegend von Alt-Auſſee zu ſchließen ſein.

Im Gegenſatze zu Stifters urſprünglicher Meinung, daß er zwar nicht als Dichter, aber doch als Künſtler ſicher Bedeutendes erreichen werde, nennt er ſich ſpäter einen „in der Kunſt untergeordneten Mann, der nur auf der Stufe des Liebhabers ſteht", und beklagt ſich dem ihn beſuchenden Schriftſteller Roſegger gegenüber, die Leinwand ſei ihm „wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle". Trotzdem iſt er unabläſſig am Werke, ſein Glück immer wieder zu verſuchen, worüber das hochintereſſante, von Dr. Ad. Horcicka veröffentlichte „Malertagebuch" die bemerkenswerteſten Aufſchlüſſe gibt. Sehr viele Dichter haben ſich auch als Maler verſucht; Goethe und Geßner, Thakeray und Fritz Reuter, Scheffel und Gottfried Keller, Stelzhamer und Julius Groſſe, Paul Heyſe, Arthur Fitger und Gerhart Hauptmann haben neben der Feder auch den Pinſel zu führen verſtanden; aber kaum einem derſelben iſt die erſtaunliche Ausdauer und Unermüdlichkeit Stifters eigen geweſen — eine Ausdauer, die man ſelbſt bei Berufsmalern ſelten findet.

In den tabellariſchen Rubriken ſeines Malertagebuches finden wir pedantiſch genaue Aufzeichnungen, in denen ſich das „Stück Philiſter" verrät, das Gottfried Keller in dem Dichter ſah. Der Gegenſtand der Arbeit, der Anfang und das Ende der Arbeitszeit, die Stunden, ja ſogar die Minuten ſind gewiſſenhaft angegeben. Die Eintragungen vom Oktober 1859 lauten:

Datum	Von	Bis	Gegenſtand der Arbeit	Stunden	Minuten
2.	10.07	11.25	an der Ruhe gezeichnet	1	18
11.	10.46	11.10	an der Ruhe gezeichnet	—	24
12.	8.48	11.30	a. d. Bewegung gem. (Luft z. 6ten u. letzt. Male)	2	42
16.	8.42	10.21	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	39

So geht das dreiundvierzig Seiten lang fort!

Durch überſichtliche Zuſammenſtellung der Angaben dieſes Tagebuches hat Dr. Horcicka ſehr intereſſante Ergebniſſe gewonnen. Dabei wurde

"WAITING INTERCEPTION."

But the Germans had not yet finished with the Lys. Their next attempt was to be made on the Kemmel front, and the Lys was to be crossed for the last time. Before the attack could be launched, however, the Allies struck, and the Germans were driven back to the Lys, which they crossed in full retreat.

Jacob Schmidt, Jr., was born in Cincinnati, Ohio, August 30, 1866. He graduated from the Cincinnati Public Schools, and from the Cincinnati College of Pharmacy in 1887. He was appointed Assistant Chemist in the Laboratory of the Board of Health in 1888, and Chief Chemist in 1890. He resigned in 1892 to accept the position of Chemist to the Cincinnati Water Works, which he now holds.

JACOB SCHMIDT, JR.

Ihr Gatte, der Kaufmann Johann Heinrich Schmidt, war ein Sohn des Kaufmanns Johann Heinrich Schmidt und seiner Gattin Anna Maria, geb. Hasenclever, und wurde am 1. Juli 1777 in Elberfeld geboren. Er war ein Bruder des Kaufmanns Peter Heinrich Schmidt, der mit Johanna Wilhelmine Hasenclever verheiratet war, und ein Vetter des Kaufmanns Johann Heinrich Schmidt, der mit Johanna Wilhelmine Hasenclever verheiratet war. Er war ein Bruder des Kaufmanns Peter Heinrich Schmidt, der mit Johanna Wilhelmine Hasenclever verheiratet war, und ein Vetter des Kaufmanns Johann Heinrich Schmidt, der mit Johanna Wilhelmine Hasenclever verheiratet war.

Johann Heinrich Schmidt
geb. 1. Juli 1777
gest. 1. Juli 1777

konnte. Warum wir jenes Bild aus Hagenau nicht fort nahmen, weiß ich nicht mehr. Das Gut ging an meinen Schwager über. Weder in Hagenau, noch sonst bei Colloredo, Lamberg oder Lebzeltern bin ich seither Stifters Pinsel wieder begegnet . . ."

Sowohl in der Dichtkunst als auch in der Malerei hatte Stifter niemals einen Meister oder ein unmittelbares Vorbild; in seinem Schaffen hier wie dort ist kein dauernder Einfluß ersichtlich. Fischbachs Unterweisungen in der ersten Wiener Zeit und die Kopien nach den Skizzen dieses Malers sind kaum zu rechnen. Daß er in Technik und Stoffwahl zunächst ganz und gar ein Kind seiner Zeit war, ist selbstverständlich. Dann kam der Einfluß der Alten und was in Ausstellungen mächtig auf ihn wirkte. Während er aber die Alten — namentlich die Werke Ruisdaels, Claude Lorrains, Wouwermanns, Van der Neers — mit uneingeschränkter Bewunderung betrachtete, blieb sein kritisches Auge, dem freilich der liebevoll versöhnende Blick nie fehlte, in der Musterung der zeitgenössischen Arbeiten stets wachsam; und da er bei aller Anerkennung der ihn erfreuenden Vorzüge — um nur die von ihm besonders verehrten Landschafter zu nennen — doch bei Achenbach die Verblasenheit der Hintergründe, bei Hansch den Mangel an Natürlichkeit, bei Gauermann die glasige Härte, bei van Haanen das einseitige Virtuosentum, bei Leu das manchmal gesuchte Kolorit, bei Albert Zimmermann das Unplastische des Vortrages zu rügen fand, und selbst seinen vergötterten Lieblingen, dem idealen Marko, dem großzügigen Rottmann, dem liebenswürdigen Bürkel und dem träumerischen Piepenhagen keineswegs unbedingte Gefolgschaft leistete, so hat er sich keinem derselben dauernd angeschlossen, umsomehr, als ihm Nachahmung in jeder Art von Kunst verwerflich erschien. An dem sicheren Halte dieser Anschauungen ist er sich selbst treu geblieben, ist er in Dichtkunst und Malerei ein „Eigener" geworden und über alle Schulen hinweg bis zum modernen Geiste vorgedrungen.

Dieser Geist verrät sich nicht nur in der Ausführung und Verinnerlichung seiner Malereien, sondern auch in der Stoffwahl, welche mehr und mehr dem Einfachen, dem Unscheinbaren, dem Dürftigen zustrebte. Stifter hat die ihn dabei leitenden Grundsätze selbst einmal deutlich ausgesprochen: „Große Dichter und Maler wählen so gerne den einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wissen sie mit Wenigem in gebildetster Form dieses Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Die Armut und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes, bringt ihn aber

Fig. 1. Ein Teil des Gipfelgrates des Mont Blanc du Tacul, vom Col du Tacul aus gesehen. Links der Gipfel, rechts der Abstieg zum Col du Mont Maudit. Im Vordergrund die Spalte, in der Mallory und Irvine verunglückten.

Fig. 2. Mallory und Irvine kurz vor ihrem Aufbruch zum Gipfelversuch. Aufnahme vom Camp IV (8230 m) aus.

Fig. 3. Mallory und Irvine kurz vor ihrem Aufbruch zum Gipfelversuch. Aufnahme vom Camp IV (8230 m) aus.

Ausgehend von dem Gedanken, daß die Kraftübertragung durch Reibung zwischen Rad und Schiene erfolgt, ist es möglich, die Größe der Reibung durch Vergrößerung des Raddruckes zu steigern. Dies kann durch Belastung der Triebachsen mit Gewichten geschehen. Eine andere Möglichkeit ist, den Raddruck durch Anpressen der Triebachsen mittels Federn zu vergrößern. Diese Anordnung ist in Abb. 39 dargestellt.

Abb. 39. Anpressen der Triebachsen durch Federn.

Die Triebachsen sind in Gleitlagern gelagert, die in Führungen des Rahmens verschiebbar sind. Auf diese Gleitlager drücken Federn, die sich gegen den Rahmen abstützen. Durch Anziehen der Schraubenmuttern kann der Druck der Federn und damit der Raddruck vergrößert werden.

Dr. Horcicka in den von ihm herausgegebenen „Vermischten Schriften" Stifters und in dem „Stifterheft" der Zeitschrift „Deutsche Arbeit", Jahrgang 1, Heft 9, veröffentlicht: die irrtümlich als „Blick auf Gutwasser bei Oberplan" bezeichnete Ansicht des Ortes Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich und „Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen". Ein reizendes, auf Holz gemaltes kleines Ölbild, „die Ruine Wittinghausen" darstellend, welches Stifter ursprünglich dem Mathias Greipl junior verehrt, später aber auf eine Zeit zurückgenommen und wieder abzuliefern unterlassen hat, ging aus dem Nachlasse der Witwe des Dichters an die Frau Präsidentin Klier von Hellwarth in Linz über, welche es bei der Versteigerung im Jahre 1883 erwarb. Die in hellen ansprechenden Farben gemalte halbverfallene Burg war, wie das Bild zeigt, zu Stifters Zeit noch weit besser erhalten als heute; einige der auf der linken Seite des entzückend ausgeführten Bildchens stehenden Mauerreste sind jetzt spurlos verschwunden und ein Teil der damals noch von den Überbleibseln der alten Baulichkeiten bedeckten Fläche ist nun mit dichtem Baumwuchse bedeckt. Stifter hat, wie J. A. Freiherr von Helfert in den „Studien über den Dichter der Studien" berichtet, noch ein zweites Bild der Ruine Wittinghausen gemalt und dasselbe seinem Jugendfreunde Dr. A. Mugerauer mit folgender Widmung verehrt: „Dr. Antonio Mugerauer. St. Thoma, olim Wittinghausen, nunc ruinis distractis monumentum adhuc restat nostrae juventatis laete ibi peractae et fraterni amoris, qui non prius cesset quam illi testes muri cinerei, quorum sumus memores. Pietas tibi imaginem offert — ne sis quando immemor temporis ejus hominumque participum. — Viennae, Augusti die 26ta 1839. Ad. Stifter — Dr. Anton Mugerauer. St. Thoma, einst Wittinghausen, jetzt in zerfallenen Trümmern, besteht bis heute als ein Denkmal unserer dort verbrachten Jugend und brüderlichen Liebe, welche nicht früher aufhören wird, als jene Zeugen, die in Asche gelegten Mauern, deren wir gedenken. Verehrung weiht Dir das Bild — vergiß nie jene Zeit, nie diejenigen, die Deine Genossen waren. — Wien, 26. August 1839. Ad. Stifter." Das diese Widmung auf der Rückseite tragende sehr ansprechende Bildchen befindet sich gegenwärtig im Besitze der Enkelin Dr. Mugerauers, des Fräuleins Antonie Braun in Wien.

In diese Reihe fallen auch die verschiedenen nach der Natur aufgenommenen Bleistiftzeichnungen: fünf Blätter befinden sich im Besitze des Herrn Hofrates K. Graf in Linz, flüchtige, unfertige Arbeiten aus den letzten Lebensjahren, sämtlich signiert und mit Zeit- und Orts-

Fig. 1. — Le Cap Blanc-Nez, vu de la Falaise d'Escalles.

Le Cap Blanc-Nez, vu de la Falaise d'Escalles.

Le Cap Blanc-Nez, vu de la Falaise d'Escalles.

Abb. 1. Ansicht von Südwesten. Im Vordergrund die Ruinen des Kastells Hofheim, dahinter die Stadt Hofheim, im Hintergrund der Taunus. Rechts oben die Limesstrecke mit Wachtturm 1/60 und Kastell Zugmantel.

Abb. 2. Ansicht von Südwesten. Im Vordergrund die Ruinen des Kastells Zugmantel, dahinter die Limesstrecke mit Wachtturm 1/61 und Kastell Heidenbuckel.

Seele in der Zeit der jugendlichen Schwärmerei alles Schöne, Große und Erhabene umspannen, in sich aufnehmen und beherrschen wollte, bei seiner Begeisterung für die religiöse Kunst sich, wenigstens nachempfindend, in diesem Zweige künstlerischer Darstellung versucht hat, und es darf wohl als sicher gelten, daß ihm auch die Bildnismalerei nicht fremd geblieben ist. Er kannte in der Kunst keine Beschränkung und keine Arbeitsteilung. Es ergriff ihn stets mit Rührung, wenn er in die Galerien ging, „wo die Augen und die Wangen längst vergangener Geschlechter noch immer ihre Freude und ihr Weh erzählen", und er vertiefte sich schwärmerisch in die Wonnen, welche den Bildnismaler bei der Arbeit beglücken; „der reine, einfältige Meister in seiner Werkstätte, tagelang denselben zwei Augen gegenüber, die er bildet und rundet, — der sieht den Finger Gottes aus den toten Farben wachsen, und was er doch selber gemacht hat, scheint ihm nun nicht bloß ein fremdes Gesicht, sondern auch eine fremde Seele, der er Achtung schuldig ist, — und öfters mag es geschehen, daß mit einem leichten, ungefähren Zug des Pinsels plötzlich ein neuer Engel in die Züge tritt, davor er fast erschrickt und von Sehnsucht überkommen wird." — Den Helden im „Nachsommer" läßt er beim Anblick Nataliens bekennen, „daß der Mensch doch der höchste Gegenstand für die Zeichenkunst sei, so süß gehen ihre reinen Augen und so lieb und hold gehen ihre Züge in die Seele des Beschauers". Der Mangel an gediegener Schulung, welcher schon der Laufbahn Stifters als Landschaftsmaler verhängnisvoll werden sollte, konnte ihn bei seinen figuralen Versuchen über die unterste Stufe des mühseligsten Dilettantismus nicht hinauskommen lassen. Bei dem gänzlichen Fehlen selbst der geringfügigsten Kenntnisse in der Anatomie und in der Proportionslehre, und bei dem Umstande, daß er niemals systematische Studien im Zeichnen des Kopfes oder der menschlichen Altfigur anstellen konnte, blieben alle seine Versuche im Bildnis- oder Historienfache eine kleinliche, müßige Spielerei.

Der Drechslermeister Wenzel Pax in Krummau, ein reicher Sammler von Bildern und altertümlichen Kunstarbeiten, besitzt drei religiöse Bilder von der Hand Stifters, durchwegs Kopien nach alten Meistern. Es sind dies die einzigen die ganze menschliche Gestalt zeigenden Figurenbilder Stifters, die mir zu Gesichte gekommen sind. Das beste darunter ist die bekannte Madonna im Grünen aus der Wiener Galerie nach Raffael Sanzio, sodann ist da eine Kreuzabnahme im Stile des Rubens, gezeichnet „A. Stifter 1835" und eine Flucht nach Ägypten nach einem italienischen Meister. Diese drei Bilder stammen, wie Professor Horcicka festzustellen vermochte, „aus dem Nachlasse des fürstl. Schwarzen-

Fig. 1. Ein Teil des Gipfelgrates des Mont Blanc du Tacul, gesehen vom Mont Maudit. Links der Gipfel des Mont Blanc du Tacul, rechts der Gipfel des Mont Maudit. Im Vordergrund der Gletscher des Mont Maudit.

Fig. 2. Ein Teil des Gipfelgrates des Mont Blanc du Tacul, gesehen vom Mont Blanc. Links der Gipfel des Mont Blanc du Tacul, rechts der Gipfel des Mont Maudit. Im Vordergrund der Gletscher des Mont Maudit.

Fig. 1. Ein Stück Kalkstein, das durch Einwirkung von Kohlensäure und Wasser zerfressen ist.

Fig. 2. Kalkstein, durch Einwirkung von Kohlensäure und Wasser zerfressen.

Fig. 3. Kalkstein, durch Einwirkung von Kohlensäure und Wasser zerfressen.

Fig. 1. Ansicht des Gebäudes.

Fig. 2. Grundriss des Gebäudes.

Die Fig. 1 und 2 zeigen die Ansicht und den Grundriss des Gebäudes.

Bonaparte, and Napoleon, and Wellington, and Blücher, and Metternich, and Talleyrand, and Nesselrode, and Schwarzenberg, and Hardenberg, and Humboldt, and Bernadotte, and Murat, and Ney, and the rest of them, were already born, and were doing their work in the world. Goethe was growing famous, and Schiller was writing his best poems. Beethoven was composing music which the world would not let die. Burns was singing songs that would be sung wherever the English language was spoken. Scott was writing novels that would be read in all future time. Byron was pouring out his passionate soul in verse. Shelley was dreaming his wild dreams of human perfection. Keats was giving to the world his treasures of beauty. Wordsworth was writing poetry of Nature, and Coleridge was writing poetry of the supernatural. Lamb was writing his delightful essays. Jane Austen was writing her novels of English life. Hazlitt was writing criticisms of literature and art. Carlyle was writing his strange, powerful books. Macaulay was writing his brilliant history. Dickens was writing his novels of humor and pathos. Thackeray was writing his novels of satire. Tennyson was writing his poems of exquisite finish. Browning was writing his poems of subtle thought. Ruskin was writing his books of art criticism. Darwin was writing his books of science. Huxley was writing his books of science. Tyndall was writing his books of science. Spencer was writing his books of philosophy. Gladstone was writing his books of theology. Swinburne was writing his poems of passion. Rossetti was writing his poems of mysticism. Morris was writing his poems of romance. Arnold was writing his poems of culture. Matthew Arnold was writing his poems of culture. Kipling was writing his poems of India. Stevenson was writing his novels of adventure. Hardy was writing his novels of Wessex. Meredith was writing his novels of character. James was writing his novels of psychology. Howells was writing his novels of American life. Mark Twain was writing his novels of humor. Bret Harte was writing his stories of the West. Whitman was writing his poems of democracy. Emerson was writing his essays of transcendentalism. Thoreau was writing his books of nature. Lowell was writing his poems of patriotism. Longfellow was writing his poems of sentiment. Whittier was writing his poems of freedom. Holmes was writing his poems of wit. Poe was writing his poems of mystery. Hawthorne was writing his novels of allegory. Irving was writing his stories of legend. Cooper was writing his novels of the frontier. Prescott was writing his histories of Spain. Motley was writing his histories of the Netherlands. Bancroft was writing his histories of America. Parkman was writing his histories of the French in America. Fiske was writing his histories of America. Adams was writing his histories of America. Roosevelt was writing his histories of America. Wilson was writing his histories of America. Lincoln was writing his speeches. Grant was writing his memoirs. Sherman was writing his memoirs. Lee was writing his letters. Jackson was writing his letters. Webster was writing his speeches. Clay was writing his speeches. Calhoun was writing his speeches. Douglas was writing his speeches. Seward was writing his speeches. Chase was writing his speeches. Stanton was writing his speeches. Sumner was writing his speeches. Phillips was writing his speeches. Garrison was writing his speeches. Beecher was writing his speeches. Brooks was writing his speeches. Talmage was writing his speeches. Moody was writing his speeches. Sankey was writing his hymns. Gilbert was writing his operas. Sullivan was writing his operas. Offenbach was writing his operas. Wagner was writing his operas. Verdi was writing his operas. Rossini was writing his operas. Meyerbeer was writing his operas. Auber was writing his operas. Halévy was writing his operas. Bizet was writing his operas. Gounod was writing his operas. Massenet was writing his operas. Thomas was writing his operas. Ambroise was writing his operas. Boieldieu was writing his operas. Adam was writing his operas. Hérold was writing his operas. Grétry was writing his operas. Méhul was writing his operas. Cherubini was writing his operas. Spontini was writing his operas. Lesueur was writing his operas. Catel was writing his operas. Berton was writing his operas. Dalayrac was writing his operas. Nicolo was writing his operas. Isouard was writing his operas. Blangini was writing his operas. Paer was writing his operas. Reicha was writing his operas. Kreutzer was writing his operas. Rode was writing his operas. Baillot was writing his operas. Habeneck was writing his operas. Kastner was writing his operas. Fétis was writing his operas. Castil-Blaze was writing his operas. Berlioz was writing his operas. Liszt was writing his operas. Chopin was writing his operas. Schumann was writing his operas. Mendelssohn was writing his operas. Brahms was writing his operas. Dvořák was writing his operas. Smetana was writing his operas. Grieg was writing his operas. Sibelius was writing his operas. Tchaikovsky was writing his operas. Rimsky-Korsakov was writing his operas. Glinka was writing his operas. Borodin was writing his operas. Mussorgsky was writing his operas. Balakirev was writing his operas. Cui was writing his operas. Stasov was writing his operas. Vladimir was writing his operas. Rubinstein was writing his operas. Anton was writing his operas. Nikolai was writing his operas. Arensky was writing his operas. Glazunov was writing his operas. Scriabin was writing his operas. Rachmaninoff was writing his operas. Stravinsky was writing his operas. Prokofiev was writing his operas. Shostakovich was writing his operas. Khachaturian was writing his operas. Kabalevsky was writing his operas. Miaskovsky was writing his operas. Myaskovsky was writing his operas. Shebalin was writing his operas. Dzerzhinsky was writing his operas. Knipper was writing his operas. Muradeli was writing his operas. Zhdanov was writing his operas. Stalin was writing his operas. Khrushchev was writing his operas. Brezhnev was writing his operas. Andropov was writing his operas. Chernenko was writing his operas. Gorbachev was writing his operas. Yeltsin was writing his operas. Putin was writing his operas. Medvedev was writing his operas. Putin was writing his operas. Trump was writing his operas. Biden was writing his operas. Harris was writing his operas. Pence was writing his operas. Obama was writing his operas. Clinton was writing his operas. Bush was writing his operas. Reagan was writing his operas. Carter was writing his operas. Ford was writing his operas. Nixon was writing his operas. Johnson was writing his operas. Kennedy was writing his operas. Eisenhower was writing his operas. Truman was writing his operas. Roosevelt was writing his operas. Hoover was writing his operas. Coolidge was writing his operas. Harding was writing his operas. Wilson was writing his operas. Taft was writing his operas. Roosevelt was writing his operas. McKinley was writing his operas. Cleveland was writing his operas. Harrison was writing his operas. Cleveland was writing his operas. Arthur was writing his operas. Garfield was writing his operas. Hayes was writing his operas. Grant was writing his operas. Johnson was writing his operas. Lincoln was writing his operas. Buchanan was writing his operas. Pierce was writing his operas. Fillmore was writing his operas. Taylor was writing his operas. Polk was writing his operas. Tyler was writing his operas. Harrison was writing his operas. Van Buren was writing his operas. Jackson was writing his operas. Adams was writing his operas. Monroe was writing his operas. Madison was writing his operas. Jefferson was writing his operas. Adams was writing his operas. Washington was writing his operas.

Kopf, Hals und Brust sind schwarz, ebenso auch die Flügel und der Schwanz, doch sind die Federn der letzteren an den Rändern weiß gesäumt. Der Bauch ist weiß, ebenso auch ein Streifen, der sich vom Kinn bis zum Bauch herabzieht. Die Füße sind rot. Die Länge beträgt 40 cm.

Abb. 27. Alpenkrähe (Pyrrhocorax alpinus).

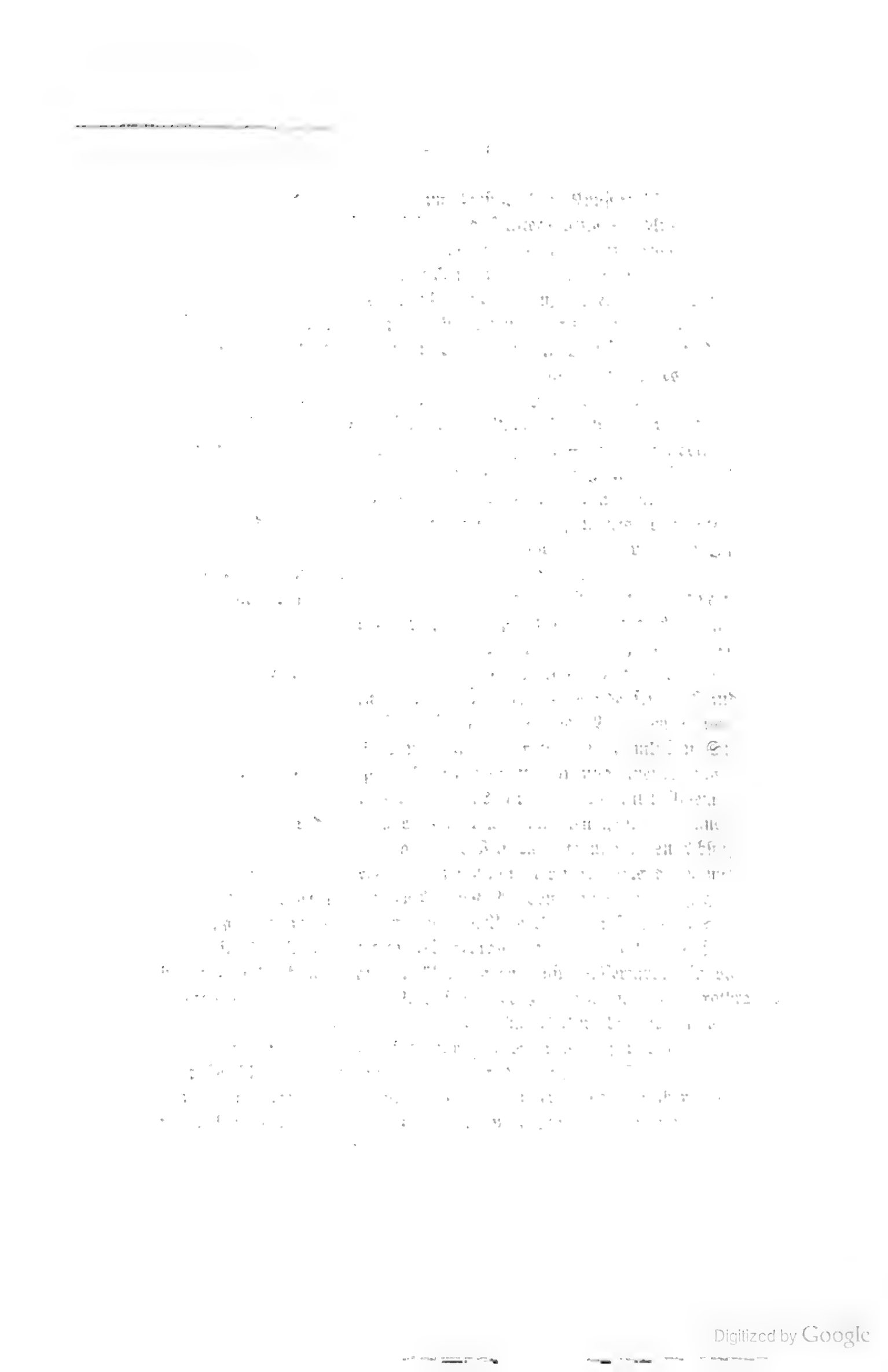
Die Alpenkrähe ist ein Bewohner der Hochgebirge, wo sie sich in Höhen von 2000 bis 3000 m aufhält. Sie ist ein sehr scheues Tier, das nur selten in die Nähe menschlicher Wohnungen kommt. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Würmern, Schnecken, Beeren und Körnern. Sie nistet in Felsenlöchern und legt 4 bis 5 Eier.

Weiſe Mitteilung, daß ſich im Beſitze des Kunſthändlers Herrn W. Strniſchtie in Wien ein Originalbild Stifters befinde. Auf meine Bitte, mir das Gemälde oder wenigſtens eine Reproduktion desſelben für eine kurze Zeit zur Verfügung zu ſtellen, drückte Herr Strniſchtie ſein Bedauern aus, meinen Wunſch nicht erfüllen zu können, da er das Bild im Jahre 1895 an einen ihm nicht näher bekannten Herrn in Berlin verkauft habe. „Es war," ſo lautet die weitere Mitteilung, „ein Ölbild, voll ſigniert, darſtellend einen kleinen Hochgebirgsſee am Fuße eines hohen Felsberges mit ſenkrecht abfallender Wand im Hintergrunde. Leinwand etwa 30 *cm* hoch und 40 *cm* breit; in der Mache des Bildes war deutlich der Einfluß und die Malweiſe Hanſchs zu erſehen. — Nicht unterlaſſen kann ich es, Ihnen mitzuteilen und dürfte es Sie gewiß intereſſieren, daß ich über Aufforderung des nunmehr verſtorbenen Herrn Emil Fink in Linz das Bild dem Linzer Muſeum zum Selbſtkoſtenpreis von 40 Gulden zum Kaufe antrug, den das Bild, auch wenn es nicht von der Hand des Dichters geweſen wäre, ſicher reichlich wert war . . ."

Eine in meinem Beſitze befindliche, unvollendete „Felſenſtudie aus dem Höllentale" zeigt uns jenes Gebiet des Naturſtudiums, welches Stifters Lieblingsſtoffe in ſich barg. Steine, Felſen, Gebirge, hochragende Wände, ſchroffe Zinken, den Lauf eines Gebirgsbaches hemmende Blöcke bilden den Hauptinhalt vieler Gemälde ſeiner Hand, und wenn irgendwo in ſeinen ſchriftlichen Notizen von Aufnahmen im Freien die Rede iſt, ſo handelt es ſich faſt immer um den nämlichen Stoff. —

Wie er in allem peinlich gewiſſenhaft war und überall das Höchſte zu erreichen ſtrebte, ſo übte er auch das Naturſtudium mit heiligem Ernſte. Immer dachte er daran, wie es ihm am ſicherſten gelingen könne, neben der Genauigkeit der Form auch die Farbenwerte und deren Abſtufungen richtig zu ſehen und wiederzugeben; Blumauer verwahrte durch mehr als vierzig Jahre einen jetzt in den Beſitz K. Ad. von Bachofens übergegangenen, in ſechzig gleich große Rechtecke geteilten Papierbogen, auf welchem Stifter die ganze in der Landſchaftsmalerei gebräuchliche Farbenſkala in fünf vom hellen zum dunklen führenden Abſtufungen mit Waſſerfarben in die verſchiedenen Felder eintrug. Wir ſehen da zehn rote und zehn rotbraune Töne, fünf gelbe, fünfzehn blaue, fünf grüne Felder, braungrau, blaugrau und grüngrau ſind in verſchiedenartigen Schattierungen vorhanden, nur fehlt bezeichnenderweiſe vollſtändig das Violett, eine Farbe, vor deren Verwendung man damals eine gewiſſe Scheu empfand, die aber heutzutage umgekehrt viele ſelbſt da zu ſehen vorgeben, wo ſie gar nicht vorhanden iſt.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 1. Ein Teil des Gebirgsstockes Ortler-Cevedale-Königspitze-Zebru-Monte Vioz, vom Monte Cristallo aus gesehen. Im Vordergrund der Gletscher des Langenferners, im Hintergrund der Gletscher des Suldenferners.

Fig. 2. Ein Teil des Gebirgsstockes Ortler-Cevedale-Königspitze-Zebru-Monte Vioz, vom Monte Cristallo aus gesehen. Im Vordergrund der Gletscher des Langenferners, im Hintergrund der Gletscher des Suldenferners.

Fig. 1 und 2 sind Photographien, die ich vom Monte Cristallo aus aufgenommen habe. Sie stellen einen Teil des Gebirgsstockes Ortler-Cevedale-Königspitze-Zebru-Monte Vioz dar. Im Vordergrund sieht man den Gletscher des Langenferners, im Hintergrund den Gletscher des Suldenferners. Fig. 1 ist eine Aufnahme mit dem Objektiv Nr. 1, Fig. 2 eine solche mit dem Objektiv Nr. 2.

Fig. 1. Ventral view of the head of *Ophiocoma pumila* Lütken, showing the arrangement of the oral plates and the mouth-papillæ. The arm-spines have been removed from the left side of the figure. The mouth-papillæ are shown in black. The oral plates are shown in white. The adoral plates are shown in white with a dotted outline. The oral shields are shown in white with a dotted outline. The arm-spines are shown in white with a dotted outline. The tentacle-scales are shown in white with a dotted outline. The tentacle-pores are shown in white with a dotted outline. The madreporic plate is shown in white with a dotted outline. The genital plates are shown in white with a dotted outline. The interradial plates are shown in white with a dotted outline. The radial plates are shown in white with a dotted outline. The basal plates are shown in white with a dotted outline. The dorsal plates are shown in white with a dotted outline. The ventral plates are shown in white with a dotted outline. The lateral plates are shown in white with a dotted outline. The arm-plates are shown in white with a dotted outline. The arm-spines are shown in white with a dotted outline. The tentacle-scales are shown in white with a dotted outline. The tentacle-pores are shown in white with a dotted outline. The madreporic plate is shown in white with a dotted outline. The genital plates are shown in white with a dotted outline. The interradial plates are shown in white with a dotted outline. The radial plates are shown in white with a dotted outline. The basal plates are shown in white with a dotted outline. The dorsal plates are shown in white with a dotted outline. The ventral plates are shown in white with a dotted outline. The lateral plates are shown in white with a dotted outline. The arm-plates are shown in white with a dotted outline.

Fig. 2. Ventral view of the head of *Ophiocoma pumila* Lütken, showing the arrangement of the oral plates and the mouth-papillæ. The arm-spines have been removed from the left side of the figure. The mouth-papillæ are shown in black. The oral plates are shown in white. The adoral plates are shown in white with a dotted outline. The oral shields are shown in white with a dotted outline. The arm-spines are shown in white with a dotted outline. The tentacle-scales are shown in white with a dotted outline. The tentacle-pores are shown in white with a dotted outline. The madreporic plate is shown in white with a dotted outline. The genital plates are shown in white with a dotted outline. The interradial plates are shown in white with a dotted outline. The radial plates are shown in white with a dotted outline. The basal plates are shown in white with a dotted outline. The dorsal plates are shown in white with a dotted outline. The ventral plates are shown in white with a dotted outline. The lateral plates are shown in white with a dotted outline. The arm-plates are shown in white with a dotted outline.

Digitized by Google

Digitized by Google

Technik der von ihm verehrten Maler Schleich, Hansch und Piepenhagen sehr genau studiert und manchmal in seinen Phantasiebildern anzuwenden versucht habe. Der „Alpensee" und die Ansicht von Steinbach rühren sicher von einer Hand her. Der unter dem Namen „Madelschneid" oder „Schoberstein" bekannte Felsengrat des Höllengebirges, hinter dem auf dem Atterseebilde das Massiv der Zimnitz sich erhebt, bildet, phantastisch ausgestaltet, die damit in allen Hauptzügen übereinstimmende Gebirgsszenerie am „Alpensee". Blumauer erzählt, Stifter habe gelegentlich einer Schulvisitation in Vöcklabruck seinen daselbst wohnenden Freund Dr. Gartner besucht und sei mit diesem nach Erledigung der amtlichen Geschäfte an den Attersee gefahren; „dort sahen beide in der Gegend von Steinbach ein unvergleichlich schönes Abendglühen des Höllengebirges, welches Stifter mit Wasserfarben in sein Notizbuch skizzierte, um es später daheim „nach seiner Gewohnheit" als Erinnerung für den Freund in Ölfarben auszuführen. „Stifter," so berichtet Blumauer weiter, „sprach oft von diesem phänomenalen Bergleuchten, wie er es nannte. Lange Zeit nach dem Tode des Dr. Gartner, mit welchem ich sehr gut war und den ich hochschätzte, fand ich das mir sogleich bekannte Bildchen, welches vierzig Jahre in einem Büchlein verborgen lag ..." Das Alpenglühen in dem kleinen Gemälde ist trotz der Flüchtigkeit der Ausführung in seiner überzeugenden Wahrhaftigkeit überaus wirkungsvoll.

Die interessanteste Gruppe unter den künstlerischen Arbeiten Stifters ist jene, welche den Maler in dem Bestreben zeigt, vom Gegenständlichen absehend, zum Ausdrucke einer tiefen, weihevollen Stimmung emporzudringen. In diesen Werken fließt Stifters Doppelbegabung zu einer einzigen machtvollen Wirkung zusammen, und wir folgen bezaubert und bewundernd den hohen Eingebungen des Dichters, der sich zur Verkörperung seiner Empfindungen des darstellenden Pinsels mit jener Sicherheit und Freiheit bedient, die ihm im poetisch verklärenden Worte stets geläufig war. Als die vorzüglichsten Beispiele dieser Art können unter den mir bekannt gewordenen Arbeiten Stifters folgende Werke gelten: „Ideale Landschaft", seinerzeit eine Hauptzierde des Heckenastschen Salons in Preßburg, jetzt im Besitze des Herrn K. Adolf Bachofen von Echt, das ebendaselbst befindliche Motiv aus der „Straßerau bei Linz", sowie das weihevolle Gemälde „Mondnacht in der Au", das der Lederfabrikantenswitwe Frau Anna Kaindl in Linz gehörige Ölbild „Die Teufelsmauer bei Kienberg", die in meiner Sammlung verwahrte Ölskizze einer „Mondlandschaft", die „Windmühle im Mondlicht" aus der Galerie des Stiftes St. Florian und die

Fig. 1. Tuberculosis of the peritoneum. Case of Dr. Ch. Mayer.

Digitized by Google

Fig. 1. Ein Stück Kalkstein, das durch Verwitterung in Stücke zerfallen ist. Die Stücke sind durch Kalkspat wieder verkittet. Natürliche Größe.

Fig. 2. Ein Stück Kalkstein, das durch Verwitterung in Stücke zerfallen ist. Die Stücke sind durch Kalkspat wieder verkittet. Natürliche Größe.

an seinen Verleger am 21. Juni 1842: „Anliegend folgt das Rezepisse, gegen das Ihnen das Bild vom Pester Kunstverein ausgehändigt werden wird. Sollte es nicht mehr in den Katalog kommen, wie der Spediteur vermutete, so ist die Veränderung schuld, die ich anbrachte, und die dem Urteile der Kenner nach dem Bilde not tat; dann mußte es gut trocknen und gefirnißt werden. — Es war ein Herr bei mir, der sagte: „Schade, daß dieses Bild nicht in der Ausstellung war, es müßte Aufsehen gemacht haben." Gebe nur Gott, daß es in Pest tief genug und in hellem Lichte hängt." Dieses Gemälde ist von allen Bildern Stifters das gewaltigste.

Das tiefpoetische Ölgemälde „Die Straßerau bei Linz", 33 *cm* breit, 24½ *cm* hoch, auf Leinwand gemalt, mit St. signiert, war zuerst im Besitze des Malers Karl Blumauer in Linz, von welchem es später an Herrn Bachofen von Echt überlassen wurde. Das in warmen Tönen gehaltene, mit weichem, flüssigem Vortrag gemalte Bild drückt eine sanfte Sehnsuchtsstimmung aus. Der an dem ruhigen Himmel aufsteigende Mond spiegelt sich hell silbergrau in der regungslosen Wasserfläche, welche sich zwischen den schwach beleuchteten Uferbäumen hindehnt. Horeicka findet unter Stifters Ölgemälden, soweit sie ihm bekannt geworden sind, das vorliegende Stimmungsbild unstreitig als das Beste und bemerkt weiters: „Will man an ein Vorbild denken, das etwa Stifter bei der Darstellung dieses Bildes vorschwebte, so fühlt man sich unwillkürlich unter den älteren Meistern an die Motive des Aart van der Neer erinnert, von modernen Künstlern mahnt die Farbengebung an August von Piepenhagen." In der Tat hat Stifter kaum einen Landschaftsmaler der neueren Zeit höher geschätzt, als Piepenhagen, dessen Gemälde er mit den „einsamen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilden Ruisdaels" vergleicht, und an den er sich brieflich in begeisterten Worten wendet: „Ihre Gemälde sind unvergleichlich an Stimmung. Vorzüglich schön erschienen mir ein paar Mondgemälde von Ihnen. Der Geist, der aus Ihren Bildern spricht, wendet sich mit Innigkeit an den unseren, und hebt ihn in ein beseligendes Gefühl."

Das in neuester Zeit von dem ebenso unermüdlichen und opferfreudigen als begeisterten Stifter-Sammler K. Adolf Bachofen von Echt erworbene Gemälde „Mondnacht in der Au" ist voll Weichheit und poetischer Stimmung. Gegenständlich und in der Art der Behandlung mit der „Straßerau" nahe verwandt, steht doch dieses zaubervolle, träumerische Bild wegen der unvergleichlichen Zartheit und Duftigkeit des Vortrages unter allen Malereien des Dichters fast einzig da. Das in nächtlichen Schatten ruhende Ufergelände, auf welchem eine schwach-

Digitized by Google

beleuchtete Gestalt dem zwischen mächtigen Bäumen hinführenden Pfade zustrebt, begrenzt ein im funkelnden Mondenglanze sich hindehnendes Gewässer, dessen magisches Leuchten den Glanz des soeben aus den Wolken tretenden Nachtgestirnes herrlich widerspiegelt. Eine holde Anmut und eine beseligende Ruhe liegen in diesem Bilde. Die Ausführung des Baumschlages und die Zeichnung des Astwerkes sind von vorzüglicher Wirkung.

Die „Teufelsmauer bei Kienberg" zeigt im Vordergrunde eine überraschende, sich bis in die Formen und Einzelheiten der den Wasserlauf hemmenden Steine erstreckende Ähnlichkeit mit der düsteren, grandiosen Felsenlandschaft aus Heckenasts einstigem Kunstbesitz. Die links von den herniederbrausenden Wassermassen steil aufstrebende Felswand ist kräftig und wirkungsvoll gemalt, der Hintergrund und der rechts liegende Teil des Gebirges ist von Nebeln verhüllt und im einzelnen nicht ganz vollendet. Diese in wahrhaft klassischer Mächtigkeit aufgebaute Landschaft kam durch eine Schenkung Stifters in den Besitz der Familie Kaindl, mit welcher der Dichter stets einen lebhaften, freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Vergl.: „Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl" von Dr. Ad. Horcicka in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", Jahrg. XXXVII, S. 324—336.

Die „Mondlandschaft" aus meinem Besitze bringt eine in nächtliches Dämmern gehüllte, einsame und flache Ufergegend zur Anschauung, von gedämpftem Mondlichte schwach und unbestimmt erhellt. In dieser kleinen Ölskizze begegnen wir einem jener Vorwürfe, welche der Dichter zahllose Male mit niemals ermüdender Ausdauer immer wieder gemalt hat. Die $9^1/_2$ *cm* hohe und 14 *cm* breite Skizze kam durch Schenkung der Hofrätin Stifter an mich, und wurde von mir im Auftrage Heckenasts als Beilage zu der ursprünglich für seinen Verlag bestimmten Stifterbiographie auf Kupfer radiert. Die überaus ansprechende, poetisch aufgefaßte Skizze ist auf der rechten Seite, wo noch die flüchtigen Konturstriche des ersten Entwurfes stehen geblieben sind, unvollendet. Das weit in den Raum hineingehende Ufergebüsch beweist durch die vorzügliche Tiefenwirkung die vollendete Meisterschaft Stifters in der Luftperspektive.

Ähnlich in der Vorzüglichkeit der Beleuchtungseffekte stellt sich die „Windmühle im Mondlicht" dar, deren photographische Wiedergabe ich der freundlichen Fürsorge des hochwürdigen Probstes von St. Florian, Herrn Dr. Josef Seiler, verdanke, durch dessen liebenswürdige Vermittlung sich Herr Gustav Fossek, Apotheker in St. Florian, zur Anfertigung der Aufnahme bestimmt fand. Das Gemälde ist 30 cm breit und 25 cm

Digitized by Google

Digitized by Google

hoch. Es macht einen ernſten, faſt melancholiſchen Eindruck. Aus den vorwiegend dunklen Tönen des Bildes heben ſich die ſcharfbeleuchteten Wolken kräftig heraus; der Mond ſpiegelt ſich mit ſeinem fahlen Lichte im Sumpfe. Links von der Mühle ſtehen dürftige Bäume neben kleinem Geſträuch, im Vordergrunde dehnt ſich ſteiniger Grasboden hin. Keine Blume, kein Lebeweſen. Das Bild wirkt wie ein vorzügliches altes Gemälde aus der niederländiſchen Schule.

Noch bedeutender iſt der Eindruck, welcher von dem Bilde „Nachtſtück" ausgeht, welches ſich im Beſitze des Herrn Profeſſors Edward Samhaber in Linz befindet, und das in der Flüchtigkeit, mit der es breit und maſſig hingeworfen iſt, die höchſte Genialität und zugleich eine bewunderungswürdige Sicherheit im Vortrag beweiſt. Eine überaus gelungene photographiſche Wiedergabe, welche durch die gütige Vermittlung des Präſidenten des Vereines der Amateurphotographen in Linz, des Buchdruckereibeſitzers Herrn Julius Wimmer, von Herrn Ernſt Fürböck ebendaſelbſt für mich angefertigt worden iſt, läßt trotz der faſt in Schwärze übergehenden Dunkelheit des Geſamttones doch deutlich erkennen, mit welcher erſtaunlichen Bravour Stifter die kühnſten Beleuchtungsgegenſätze meiſtert. Geſpenſtiſch fliegen die zerriſſenen Wolkenfahnen gegen das ſich mühſam emporkämpfende Nachtgeſtirn, wie ein aus dumpfbrütender Finſternis aufflammendes Leuchten ſchimmert der grelle Widerſchein auf ſpiegelnder Fläche, über die in unheimlicher Zweifelgeſtalt das tiefſchwarze Segel des ruheloſen Schloßgeiſtes dahinhuſcht, von dem verwunſchenen Gemäuer, in deſſen halbverfallenem Gelaſſe ein rötliches Licht glimmt, hinweg in zielloſe Ferne irrend.

Als mir Herr Julius Wimmer die Reproduktion dieſes Gemäldes überſendete, tat er dies mit den bezeichnenden Worten: „Ein Dämmerungsſtück, Worpsweder-Schule aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts."

Die außerordentliche Schönheit der beiden letztgenannten Bilder, welche in einer Zinkätzung nicht voll zur Geltung gebracht werden können, bewog den verſtändnisvollen Kunſtfreund und warmen Stifterverehrer Herrn K. Ad. Bachofen von Echt dazu, von dieſen Gemälden, ſowie von den in ſeinem eigenen Beſitze befindlichen, herrlichen Werken Stifters „Ideale Landſchaft", „Straßerau bei Linz" und „Mondnacht in der Au" unmittelbar nach den Originalen Heliogravuren auf Kupfer anfertigen zu laſſen; durch gütige Zuwendung derſelben verlieh er in überaus dankenswerter Weiſe dieſem Buche die vornehmlichſte Zierde.

Hätte Stifter nichts anderes gemalt, als dieſe wenigen Stimmungsbilder, ſo wäre kein weiterer Beweis dafür nötig, daß er durch eine

ungewöhnlich bedeutende, in der Tiefe seines Wesens schlummernde Anlage in hervorragender Weise zum Maler berufen war. — „Der Landschaftsmaler des Pinsels und der der Feder gehorchen einem Triebe," wie ein ungenannter Kritiker der Berliner „Vossischen Zeitung" in der Nummer vom 12. Juni 1902 in einem geistvollen Aufsatze über Stifter bemerkte, „so daß man sagen könnte, daß die Linien der Schrift und der Zeichnung geistig in einander verfließen. Hier zeigt sich diese organisch zusammenhängende Doppelseitigkeit des Ausdruckes in einer feierlichen Andacht, die ein und dasselbe Gebet in zwei Sprachen verrichtet, und das psychologisch Interessante dabei ist, daß der Sinn dieses Gebetes sich in den ästhetischen Bekenntnissen des Dichters ganz unmittelbar erschließt."

* * *

Um den alternden Dichter, der zu den schweren Schicksalsschlägen, von denen sein Haus betroffen worden war, auch den Schmerz über die steigende Zerrüttung des Vaterlandes erdulden mußte, wurde es immer stiller und trauriger. Der Mangel großen Lebens hielt seinen Geist in kleinlicher Umschränkung, das Provinzlerische, in dem er steckte und das ihn unentrinnbar umgab, drückte ihn persönlich im Geiste, in der äußeren Erscheinung, ja auch in seiner Produktion herab, und seine Denkungs- und Schaffensart bekam menschlich und dichterisch etwas Einsam-Verbohrtes. Ein Schleier breitete sich über sein Wesen; er wurde in sich zurückgedrückt; allmählich nahm auch seine frühere Mitteilsamkeit ab. Die Schmerzen, welche noch von der ägyptischen Augenentzündung zurückgeblieben waren und die sich jahrelang wechselnd hinzogen, machten dem etwas hypochondrisch veranlagten Manne viele Sorgen, die sich freilich später als unbegründet erwiesen, und er fürchtete zu Zeiten allen Ernstes, das Augenlicht gänzlich zu verlieren. Dabei wurde auch der Zustand seiner Nerven immer schlechter; von Jugend auf gewohnt, seinem Körper mehr als eine Durchschnittsbelastung zumuten zu dürfen, mußte er nun anfangen, auf Schonung bedacht zu sein und vorsichtig auf seine ernstlich ins Schwanken geratene Gesundheit zu achten. Schon begann er auch das herannahende Alter mit Schrecken zu fühlen, vierzehn Tage schwanden ihm dahin wie drei, er fürchtete vorzeitig abberufen zu werden und mit einer schweren Last von Plänen in die Grube fahren zu müssen. Und doch wünschte er sehnlichst, so alt zu werden wie Goethe, wie Humboldt, oder wie sein eigener Großvater Augustinus, „der bis in sein 97. Jahr freies Anschauen und Walten verriet". — Das Übermaß von Arbeit, dessen Bewältigung ihm oblag,

Digitized by Google

Digitized by Google

da er eine vielgeſtaltige Wirkſamkeit als Schulrat, als Konſervator, als Muſeumsausſchuß, als Vizevorſtand des Kunſtvereins, als Kritiker, als Dichter und als Maler zu entfalten hatte, erpreßte ihm den Ausruf, er hätte „manchen Tag nicht einmal Zeit zum Sterben". Trotzdem ihn ſeine Mitbürger zu ſo vielen Ehrenſtellen berufen hatten, konnte er ſeines Aufenthaltes in der ſich nur langſam entwickelnden Stadt nicht froh werden, er fühlte ſich verkannt, unbeachtet, unverſtanden und ſagte, daß man ihn höher achten würde, wenn er auch nur ein wohlhabender Seifenſieder wäre. Dagegen erfüllte es ihn mit ſtolzer Freude, wenn die Anzeichen des Ruhmes und der Wertſchätzung aus der Ferne zu ihm drangen. Geiger malte für ihn ein Bild, um ihm ſeine Freundſchaft zu beweiſen, Bürkel ſendete ihm eine kleine Winterlandſchaft, da er durch die „Studien", beſonders durch „Die Heide", ſo ergriffen war, daß er „die Augen voll Waſſer hatte", auch durch ein Gemälde von Piepenhagen wurde er erfreut; viele junge Dichter unterbreiteten ihm ihre Werke und erbaten ſich ein Urteil über dieſelben; ſein Bild kam in das „Album der Zeitgenoſſen", zu welchem Angerer die Photographien machte; berühmte Dichter, Maler und Muſiker wendeten ſich brieflich an ihn, um ihm zu ſagen, wie ſehr ſie von ſeinen Schriften ergriffen worden wären; ich fand in ſeinem Nachlaſſe Briefe von Arneth, Bodenſtedt, Betty Paoli, Schücking, Karl v. Hippel, Edmund Hoefer, Johann Gabriel Seidl, Geiger, Piepenhagen, Albert Zimmermann und vielen anderen; darunter ein intereſſantes Blatt mit den Worten: „Dem lieben, unvergleichlichen Adalbert Stifter ſendet innigen Gruß durch ſeinen jungen Landsmann der alte, halbblinde Juſtinus Kerner", und einen Brief von Robert Schumann, in welchem dieſer, tiefbewegt durch den mächtigen Eindruck, welchen die „Studien" und die „Bunten Steine" in ihm hinterließen, die Bitte ausſpricht, den Dichter beſuchen und ihm Phantaſien vorſpielen zu dürfen, die Stifters Worte in ihm lebendig gemacht hatten. Grillparzer, welchem der Malerpoet zum ſiebzigſten Geburtstage gratulierte, ihn zugleich aneifernd, endlich ſeine „Geſammelten Werke" herauszugeben, antwortete ſehr freundlich, und ſuchte ihn wegen der beklagenswerten Unglücksfälle in ſeiner Familie, beſonders wegen Julianens Tod und auch wegen des Krieges vom Jahre 1859 zu tröſten, über welche ſich Stifter mehr reſigniert als innerlich beruhigt geäußert hatte: „Ich ſuchte mich zu faſſen, und ſuchte mich auch in die Lage unſeres Vaterlandes zu fügen." —

Grillparzers Brief, welchen ich nach der mir von Heckenaſt zur Verfügung geſtellten Originalhandſchrift wiedergebe, lautet:

„Mein edler Freund!

Fast hätte ich gesagt, Ihr Brief habe mir große Freude gemacht. Ich hätte aber gelogen; denn der Bericht von Ihren häuslichen Unglücksfällen hat mich so betrübt, daß darüber von Freude nichts zu empfinden war. Also haben Sie außer unserm gemeinsamen Unglück noch ein besonderes zu tragen. Denn ein gemeinsames Unglück nenne ich den Zerfall unseres Vaterlandes und der gesunden Ansichten in der Literatur, des Vaterlandes der Geister. Zwar auch mein häusliches Leben ist nicht frei von Unannehmlichkeiten, und der Zustand meiner Augen kann recht wohl für ein Separatunglück gelten. Und doch sind Sie gewissermaßen besser daran als ich. Sie haben sich doch wenigstens die Erregbarkeit der Empfindung bewahrt, indeß ich mich abhärte und manchmal vor mir selbst erschrecke, so stumpf bin ich geworden. Die Poesie hat mich verlassen, wie schon früher die Musik und ich bin wie ein vormals wohlhabender Mann, der sein Vermögen im Börsespiel verloren. Ja wohl, Börsespiel! Der Kurs fällt und man ist ruiniert, und wenn er auch später vielleicht stiege, so lebt man nicht mehr. Den Lumpen wird der Fortschritt leicht; was soll denn aber derjenige thun, der zu seinem Unglücke Ueberzeugungen hat? Wenn auch nicht die Wahrheit, doch die Richtigkeit unserer höchsten Gedanken und Empfindungen hängt denn doch von der Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes ab. Da kann denn doch nur ein Narr seiner so sicher sein, daß ihn der gemeinsame Lärm seiner Zeit nicht ins Wanken brächte.

Ich weiß Ihre Wohnung in Linz nicht. Ich gebe daher diesen Brief auf die Post, wie die Seefahrer die ihren in versiegelten Flaschen in die See werfen und muß dem Zufalle überlassen, ob eine günstige Welle ihn an Ihre Insula trägt. Wenn Sie ihn daher nicht erhalten, so nehmen Sie ihn für empfangen an. Aber dann wissen Sie ja nichts davon.

Freundschaft und Gruß bis ans Ende.

Grillparzer."

Wenn der Dichter, welcher freiwillig auf einen Teil seiner Bezüge verzichtet hatte, um zu den Kosten des Krieges nach seinen Kräften beizusteuern, auf die Stärke des geliebten Vaterlandes fest vertraute, und damals geradehin die Überzeugung aussprach: „Österreich wird nicht fallen, es hat Schwereres überwunden," so war er im Inneren nichts weniger als frohen Mutes. So oft er auch seiner sentimentalen, ewig wehklagenden Freundin, der Schwester des Dichters Eichendorf, ganz

erfüllt von jenem unbeugsamen Optimismus, den er im Leben und im Dichten stets hoch hielt, zurief: „Die Welt ist kein Jammertal," so hatte er doch nachgerade Mühe, nicht selbst insgeheim an seinen Überzeugungen irre zu werden. Drei Jahre nach dem blutigen Kriege kam die grauenvolle Überschwemmung, welche die fruchtbarsten Gefilde längs der Wasserläufe in einer Länge von vielen hundert Meilen verheerte, vor den Augen des Dichters Ortschaften verwüstend, Häuser wegfegend, Mensch und Vieh in den unersättlichen Fluten begrabend, ihn selbst aus seiner unzugänglich gewordenen Wohnung verscheuchend, und kaum waren die Wunden, welche das Wüten der Elemente in die heimatlichen Schollen gerissen, halb vernarbt, als sich auch schon die ersten Anzeichen geltend machten, durch die der erbitterte, mörderische Kampf um die Vorherrschaft zwischen Preußen und Österreich sich ankündigte. So brachte es der Jammer in seinem Hauswesen, seine und seiner Frau zunehmende Kränklichkeit und die Verwirrung in den öffentlichen Zuständen mit sich, daß er fast menschenscheu und der Außenwelt mehr und mehr entfremdet wurde. Er flüchtete nach seinen eigenen Worten von der Schwäche der Menschen zur Stärke der Dichtkunst. Unter den Wenigen, die damals im Hause Stifters verkehrten, war Aprent einer der ausdauerndsten Besucher; ihm verdanken wir eine treffliche Schilderung des alternden Dichters: „Stifter zog sich immer mehr auf den Raum seines Arbeitszimmers zurück, und es war nicht zu verkennen, daß er sich auch innerlich täglich mehr abschloß. Immer jedoch blieb er zugänglich, und wer kam, fand die freundlichste Aufnahme, ein heiteres Antlitz, und, bedurfte er Rat oder Beistand, teilnehmendes Eingehen auch in die kleinsten Anliegen und Verhältnisse. Gegen seine Freunde war und blieb er vollends die lauterste Herzlichkeit und Innigkeit. Hatte man sich in seinem Zimmer zwischen ein paar alten, in der Herstellung befindlichen Kästen, einigen Gartengeschirren, etwa auch über eine Kiste mit Erde für die Kaktus und hinter einer Staffelei hervor bis zu ihm durchgearbeitet und endlich auch einen Sitz gefunden, was nicht immer gerade leicht war: dann schien es, er habe jetzt nichts mehr zu tun als zu reden und zu erzählen. Zuerst kamen die kleinen Begegnisse des Tages an die Reihe, und nicht leicht ward etwas Törichtes, was der Kleiderputzer oder die Köchin gesagt oder getan hatten, vergessen, und die Klage, wie es unmöglich sei, ihnen die einfachste Schlußfolge begreiflich zu machen, war eine stehende. Man tat da am besten, ihn nicht zu stören; denn war einmal der Ballast über Bord, so erhob sich die Rede allmählich zu Höhen und Ausblicken, daß man ihm Stunden lang mit Wonne zuhören mochte. Niemals fehlte es ihm an Stoff, niemals stockten die Worte,

und man bedauerte nur, daß die herrlich gerundeten Sätze nicht auch gleich auf dem Papiere ſtanden. Zuweilen, wenn es bereits dunkelte, zündete er die drei Kerzen auf ſeinem Schreibtiſche an und las die Briefe vor, die ſeit dem letzten Beſuche des Freundes gekommen waren; dann, nachdem er gewiſſenhaft zwei wieder ausgelöſcht hatte, überging das Geſpräch gewöhnlich auf Kunſt und Literatur. Aber auch auf anderen Gebieten bewegte er ſich mit Leichtigkeit, beſonders gern ſprach er über Geſchichte und Naturwiſſenſchaftliches. Bei Gegenſtänden der letzteren Art zeigte ſich ſogleich die Eigentümlichkeit, die man auch an Goethe bemerkt hat, daß Naturgeſetze ſich ihm immer in einer konkreten, oft ganz nahe liegenden, aber eben darum von anderen kaum beachteten äußeren Anſchauung darſtellten. Weniger gern folgte er in das Bereich der Politik und der ſozialen Fragen. Alles Verworrene und Verwirrende war ihm verhaßt; er wollte das Walten des Sittengeſetzes ſehen, und wo er es nicht zu erblicken vermochte, wandte er am liebſten den Blick ganz ab. — Sein liebſter Dichter war Goethe. Immer lagen einige Bände von deſſen Werken auf ſeinem Tiſche, und auf ſeinen Amtsreiſen, ſollten ſie auch nur wenige Tage dauern, war Goethe ſein ſteter Begleiter. „Ich leſe," ſo ſchreibt er nach den erſchütternden Ereigniſſen des Jahres 1866, „täglich einige Blätter aus Goethes italieniſcher Reiſe. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieſes Mannes iſt meiner Seele ein erhebenderer Troſt als alles, was in mich hineingeredet werden könnte." Niemals gab er zu, daß etwas ſchön ſein könne, was nicht zugleich ſittlich ſei. Als unſittlich und unkünſtleriſch zugleich galt ihm aber vor allem jede ſubjektive Unwahrheit, die Übertreibung, das falſche Pathos. — Grillparzer gehörte die erſte Stelle nach Goethe in ſeinem Herzen, aber er rechnete ihn noch zu den Alten. In dem Dunkel längſt vergangener Zeiten aber leuchtete ihm vor allem Homer, der göttliche Sänger göttlicher Helden."

Leider blieb dem vereinſamten Dichter, der aus mehr als einem Grunde alle zeitraubenden geſellſchaftlichen Zerſtreuungen mied, nur wenig Muße, ſich ſein Leben in ſo idealer Weiſe zu verſchönen. Die ſtets wiederkehrenden Anforderungen des Tages waren bei ſeiner Kränklichkeit ſchon zu viel für ihn, und ſeine Lage geſtaltete ſich bald umſo peinlicher, als es ihm trotz aller Anſtrengung nicht mehr gelingen wollte, den Verpflichtungen gerecht zu werden, welche er ſeinem Verleger gegenüber eingegangen war; das Beantworten der ſtets zahlreicher einlangenden Briefe war ihm oft Wochen, ja Monate hindurch ganz unmöglich, worüber der feinfühlige, aufmerkſame und oft bis über ſeine Kraft bereitwillige Mann

ganz untröſtlich wurde. So ſehr er auch mit den Minuten geizen mochte, für den Umfang ſeiner Obliegenheiten reichte ſeine Zeit nicht hin. Wenn im Juli die Schlußprüfungen an den Schulen begannen, ſo ſaß er täglich von 4 Uhr Morgens an beim Schreibtiſche, um dem Verleger zu den vereinbarten Terminen die verſprochenen Manuſkripte ſenden zu können. Wie kräftig ſeine Geſundheit anfänglich auch war, eine ſo ſchwere Belaſtung konnten ſeine Nerven auf die Dauer nicht ertragen. Wiederholt wirft ihn ein ſtets mit erneuerter Heftigkeit auftretendes Leiden aufs Krankenlager, und immer wieder ſucht er ſich mit dem Aufgebote aller Kräfte aufzuraffen, da noch ſo viele ſeiner ſchönen Entwürfe der Vollendung harren. In der Zeit vom Dezember 1863, in welcher eine anſcheinend katarrhaliſche Verſtimmung, wozu ſeine Natur auch in jüngeren Jahren neigte, ihn drohender befiel, bis zu ſeinem Tode iſt der Dichter nicht mehr völlig geneſen. Das Übel trat ſchleichend auf und wollte der Kunſt der Ärzte, welche bald auf Magenkatarrh, bald auf Typhus, bald auf Störungen in der Leber und in der Galle rieten, nicht weichen. Wiederholt an der Ausübung ſeiner Amtspflichten gehindert, muß Stifter endlich um einen ausgiebigen Urlaub und, da ſich ſein Leiden trotz der aufgewendeten Heilmittel nicht erheblich beſſert, um mehrmalige Urlaubserſtreckung anſuchen. In wärmſter Weiſe nimmt ſich des unglücklichen Dichters der für die Schriften desſelben begeiſterte Hofrat Kriegs-Au an, welcher die in den Akten des Unterrichtsminiſteriums vom 2. Juli 1864, vom 9. Juli 1864, vom 13. Feber 1865 und vom 30. April 1865 behandelten Urlaubsgeſuche mit deutlich hervortretendem Wohlwollen unterſtützt. Da die ſpäteren Urlaubserſtreckungen „nicht mehr im Wirkungskreiſe des Miniſteriums“ liegen, ſo muß unter Berückſichtigung der andauernden Dienſtunfähigkeit Stifters zweimal die Genehmigung des Kaiſers angeſprochen werden, welche auch in den Allerhöchſten Entſchließungen vom 22. Feber 1865 und vom 10. Mai 1865 in zuſtimmender Weiſe zum Ausdrucke gelangt. Auf alle einzelnen Aktenſtücke einzugehen verbietet die Rückſicht auf den zur Verfügung ſtehenden Raum. Einer der von dem damaligen Staatsminiſter Anton Ritter von Schmerling an den Statthalter von Oberöſterreich Freiherrn von Spiegelfeld abgeſendeten Miniſterial-Erläſſe lautet:

„In Erledigung des Dienſtſchreibens Eurer Exzellenz vom 2. Juli d. J., Z. 2954 Pr., deſſen Beilagen zurückfolgen, bewillige ich dem Schulrathe Adalbert Stifter (dermalen) einen Urlaub bis Ende Oktober 1864. Nach Verlauf dieſer Friſt gewärtige ich eine weitere Anzeige über

den Grad der Dienstfähigkeit Stifters und eventuell die durch die Rücksichten für den Dienst (und die Persönlichkeit Stifters) gebotenen Anträge.

Wien, den 9. Juli 1864. Z. 4800.

Staats-Minist.
Schmerling m. p.'

Die in der Klammer stehenden Worte sind Korrekturen des Entwurfes, welche vom Staatsminister selbst vor der Einsetzung des Vermerkes „Expediatur" vorgenommen wurden; in denselben spricht sich eine besondere Wertschätzung Stifters aus. In dem Krankheitszeugnisse wurde das Leiden als ein chronisches bezeichnet und als „Intestinal-Katarrh mit nervöser Blutecrase des Pfortadersystems und hypochondrischen Verstimmungen der Ganglien" charakterisiert.

Das erste Halbjahr seiner Urlaubszeit verwendete der Dichter, um in ländlicher Ruhe in reiner Luft und bei reinem Wasser Erholung zu suchen. Er nahm bei seinem Freunde Franz X. Rosenberger, einem begüterten Kaufmanne aus Passau, in den Lakerhäusern im bayrischen Walde am Fuße des Dreisesselberges Wohnung. Sein früher blühendes Aussehen war beim ersten heftigen Auftreten der Krankheit dahingeschwunden und da er sich selbst eine sehr energische Hungerkur verordnete, als man ihm sagte, daß sein Leiden von zu gutem Essen und zu kaltem Trinken und vom Mangel an ausreichender Bewegung komme, so magerte er in kurzem fast bis zur Unkenntlichkeit ab. Mit seiner Krankheit, so berichtete er selbst an Heckenast, sei „eine tiefe körperliche Schwermut" verbunden gewesen, und so kräftig er auch versucht habe, sie niederzukämpfen, sei er doch oft in ein heftiges Schluchzen verfallen, dessen er nicht Herr werden konnte. Sein größter Gram, über den er, so oft er daran dachte, unwillkürlich in heiße Tränen ausbrach, war, daß Witiko ruhen mußte, an dem er nicht arbeiten konnte, weil sein Geist „ein halbes Kind" geworden war. Um nun seinen Gram zu lindern, sei er an die „Mappe" gegangen, mit deren Erweiterung und Umarbeitung er sich in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, denn deren Vorstellungen seien ihm aus gesunder, kräftiger Zeit geläufig gewesen, während Witiko zu „erschütternd" auf ihn wirkte. „Trotz des Verbotes des Arztes schrieb ich oft, wenn mir auch bei Zittern der Nerven die Buchstaben auf dem Papiere zitterten und so verschwammen, daß ich wieder auf Stunden aussetzen mußte. — Der Arzt sagte, ich hätte schon den Grund zur Nervenverstimmung durch einige Jahre gelegt, indem ich bei kräftiger Nahrung stets geistig tätig war, und schier keine Bewegung machte. Das eigentliche Übel war im Beginne eine Grippe, die ich mir

in meinem Amte oft zuzog, wenn ich, der ich bei meiner Körperfülle leicht in Schweiß geriet, oft aus heißen Schulzimmern in kalte Luft mußte. Die Grippe pflanzte sich in Magen, Gedärme, Gallgänge, kurz, in alle Schleimhäute fort und es entstand ein nervöses, schleichendes Schleimfieber. — In der Hälfte des April erklärte mich der Arzt, da jede alte und böse Fülle dahin war, für gesund und sagte, ich solle am ersten schönen Tage, aber nur, wenn mindestens 14 Grad Wärme sind, in die Luft gehen. Und ich mußte vier Wochen auf diesen Tag warten; denn stets war es kalt und hatte Regen oder Schnee. Da ich vier Monate schier nichts gegessen hatte, ging die Erholung sehr langsam. Der Arzt verordnete dann den Besuch eines hochgelegenen Nadelwaldes, der Granitwasser hat. Am 21. Juli kam ich hier in den Lakerhäusern an, und so übel auch fortan das Wetter ist, so ging die Wiedergenesung doch sehr sichtlich vorwärts. — Der Aufenthalt in dieser für mich entzückenden Gegend gehört zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Eine engelsgute Gattin, deren Benehmen in dieser Krankheit ich nie werde vergelten können, versüßt mir durch Güte und unwandelbare Liebe diesen Aufenthalt . . ."

Die Freude über die „Wiedergenesung" war voreilig und unbegründet. Stifter fühlte sich zwar durch den Aufenthalt in seinem geliebten Walde, in dem er als Dichter seit jener märchenschönen Erstlingserzählung von dem holden Schwesternpaar Johanna und Klarissa so völlig daheim war, daß er Wald und Hochsee sein eigen nannte, und wo nun auch die Arbeit am Witiko ihn abermals zu bekannten Stätten leitete, körperlich gekräftigt und seelisch freier. Er freute sich, an dem Platze zu lustwandeln, wo nach der Geschichte auch sein wackerer, jugendlicher Held gelebt hatte; vergnügt schrieb er an seinen Freund Rosenberger: „Im Witiko steht Ihr Waldhaus prachtvoll als Eigentum eines bayrischen Ritters im Jahre 1138. Nun später ist es zerstört worden, es ist wieder Wald geworden und das jetzige erst in unseren Zeiten aufgebaut worden." —

Als nun aber der Winter kam, brach die Krankheit, die in seinem Körper nur geschlummert hatte, tückisch und mit erneuerter Heftigkeit wieder hervor. Für ihn, für seine Umgebung und für seine Freunde brachte dieser schwere Rückfall eine trübe, verzweiflungsvolle Zeit. Die quälende Krankheit drückte seine wenige Monate vorher noch hoffnungsfreudige Stimmung bis zu völliger Verzagtheit herab, der ehemals kräftige Mann verlor seine zuversichtliche Haltung und schlich gebeugten Hauptes, eine im Innersten gebrochene Gestalt, von allen Vorübergehenden voll Mitleid betrachtet, durch die Gassen, oder er lag auf dem Ruhebett in seinem Arbeitszimmer,

indes ſeine trüben Augen unſtet in der Leere umherirrten. Unausgeſetzt grübelte er über ſeinen Zuſtand nach, den er auf das genaueſte in allen Einzelheiten zergliederte; kam einer ſeiner Freunde zu ihm, ſo ſprach er über nichts anderes, als über das rätſelhafte Leiden, das ihn mit jedem Tage tiefer herunterbrachte.

Unter ſolchen Umſtänden und in der Stimmung, welche dieſelben zur Folge hatten, reifte Witiko, des Dichters letztes Werk, oft unterbrochen und nur langſam fortſchreitend, allmählich der Vollendung entgegen.

* * *

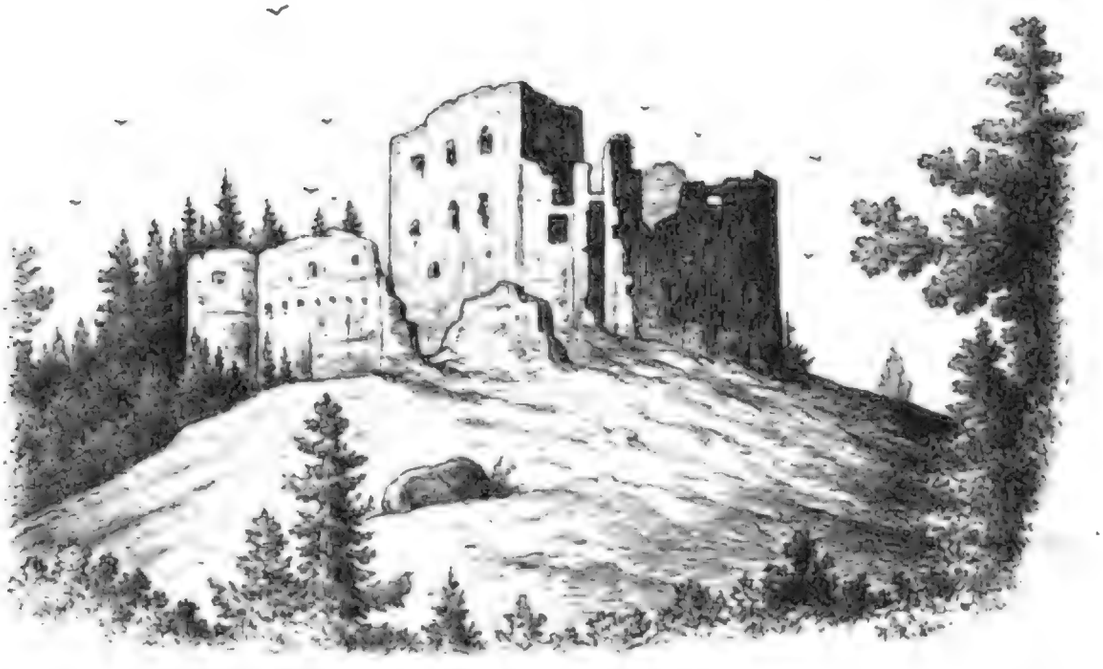
Die auf langjährigen, geſchichtlichen Studien ruhende, dreibändige Erzählung „Witiko", deren einzelne Teile in den Jahren 1865, 1866 und 1867 zur Veröffentlichung gelangten, zeigt uns Böhmens Vergangenheit und die Schickſale des Ahnherrn der in ſpäterer Zeit überaus einflußreich und mächtig gewordenen Roſenberger in einem farbenreichen Kulturgemälde voll Kraft und Größe. Aber die Weitſchweifigkeit, welche ſich mit dem zunehmenden Alter des Dichters ins Ungemeſſene ſteigerte, und die ſchon der Verbreitung des „Nachſommers" ſo hinderlich war, daß eine zweite Auflage nicht mehr voll abgeſetzt werden konnte, trat in dem hiſtoriſchen Romane noch peinlicher zu Tage und ſchreckte ſelbſt die freudigſten und unerſchütterlichſten Anhänger des vordem ſo viel geleſenen Schriftſtellers ab. Die Aufnahme des umfangreichen, mühevollen Werkes war kühl, und der Vertrieb blieb hinter den beſcheidenſten Erwartungen weit zurück. Der Dichter wurde durch die Vorſehung vom irdiſchen Schauplatze abberufen, noch ehe der kleinſte Teil des erſten Druckes aufgebraucht werden konnte; eine Neuauflage kam überhaupt nicht zu ſtande.

Bot uns Stifter im „Nachſommer", mit welchem die ſpätere geſchichtliche Erzählung im Umfange und in der Form durchaus ähnlich iſt, die Entwicklung eines ſtillen Lebensganges in lehrhafter Darſtellung, ſo zeigt er uns im „Witiko" die in Kämpfen und Siegen erworbene Feſtigkeit eines aufſtrebenden, tapferen Volksſtammes, deſſen natürliche Mitgift von Sitteneinfalt und Herbheit das Emporkommen fördert.

Die Frage, ob Stifter befähigt geweſen wäre, im hiſtoriſchen Romane Bedeutendes zu leiſten, läßt ſich nach dem einzigen vorliegenden Verſuche mit Grund verneinen. Seinem beharrlich vom Selbſterlebten ausgehenden, in zarten Empfindungen ſchwelgenden Geiſte lag das geſchichtliche Gebiet ferne. Obgleich er ſein letztes Werk auf die Ergebniſſe zwanzigjähriger, angeſtrengter Quellenſtudien ſtützen konnte, vermochte er ſchließlich doch

weder die angeſtrebte hiſtoriſche Treue zu erzielen, noch auch den poetiſchen Forderungen gerecht zu werden.

Wohl leitete ihn der geſchichtliche Stoff wieder in die Gefilde der heißgeliebten Heimat zurück und führte ihn durch die für den träumeriſchen Knaben ſo ahnungsreichen Waldestiefen zur einſamen Hochwaldburg, deren Belagerung und Zerſtörung er vordem in der Geſchichte Johannens und Klariſſens ſo rührend erzählte, wohl blieb ihm ſtets das harte, kernige Waldvolk, in deſſen Mitte er den jugendlichen Erbauer der ſtolzen Veſte



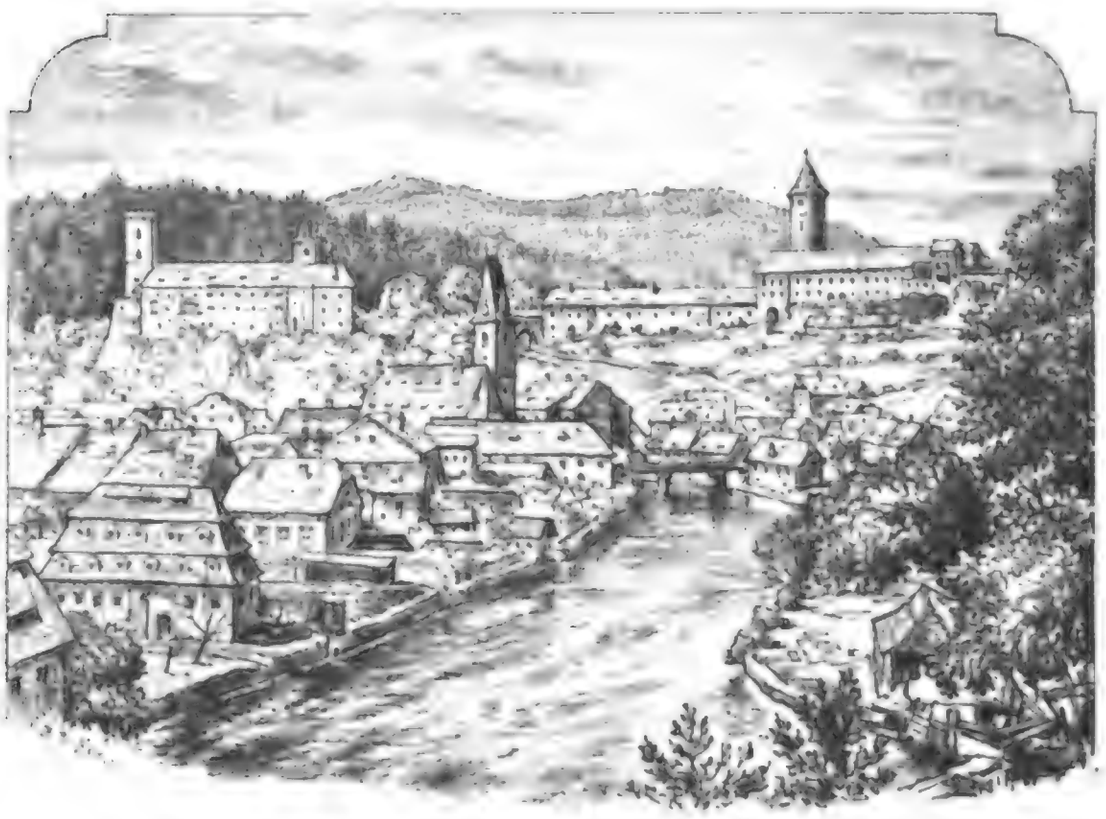
Ruine Wittinghauſen. Seitenanſicht.

ſtellen konnte, wie kein anderes von Kindheit auf vertraut, aber doch war die Wahl des Stoffes, mit welchem er darzutun gedachte, daß er auch dem Blutigen und Gewalttätigen nicht ſcheu aus dem Wege gehen wolle, eine nicht ganz freiwillige. Die Sturmglocke des Revolutionsjahres hatte ihn aus ſeiner träumeriſchen Idylle aufgeſcheucht, und die nergelnde Kritik, die ihn der Weichlichkeit beſchuldigte, hatte ihn, ſo wenig er deſſen geſtändig ſein wollte, aufgeſtachelt, zu zeigen, daß für ſeine Ohren auch das Schmettern der Kriegstrompete Muſik ſei. „Etwas Handlungsreiches und mit erſchütternden Lagen Erfülltes muß jetzt von meiner Feder kommen, daß des Idylliſchen nicht zu viel wird," ſchreibt er, durch die ihn überzart findenden Rezenſenten eingeſchüchtert, an ſeinen Verleger.

und vertröſtet dieſen damit, daß die Leute in ſeinen Romanen ſchon „des Tragiſchen genug finden werden, von dem einige meinen, es ſei allein Poeſie". Unmittelbar nach dem Abſchluſſe der „Studien" wollte er mit mächtigen, ergreifenden Hiſtorienbildern hervortreten, und ſchon im Mai 1848 finden wir ihn „unter Kolben, Äxten und Schwertern" im Linzer Muſeum mit dem Studium des Quellenmaterials beſchäftigt. Die Größe und Friſche des gänzlich unberührten Stoffes reizt ihn gewaltig, und es umfängt ihn mit ſeltſamem Zauber, den Helden des heimatlichen Waldes in das Kriegsgetümmel vergangener Jahrhunderte zu folgen, während gleichzeitig das Land durchbrauſt wird von dem tollen Lärm der Umſturzbewegung, deſſen verbrandende Wellen in gedämpftem Aufrauſchen an des Dichters Schreibtiſch dringen. Aber das Gebiet, das er ſtaunenden Blickes betritt, iſt ſo weit und unermeßlich, daß er in Zweifel gerät, wo am ſicherſten zuzugreifen wäre. Zuerſt feſſelt ihn die Figur des mächtigen und geiſtvollen böhmiſchen Helden Zawiſch, und er iſt längere Zeit hindurch überzeugt, daß es ihm gelingen werde, denſelben zum Mittelpunkte eines ſpannenden Romanes zu machen. Bald aber ſteht er völlig im Banne einer noch gewaltigeren Erſcheinung, mit welcher ihn der Fortgang ſeiner Studien bekannt macht. „Böhmen hat eine der größten und merkwürdigſten europäiſchen Geſchichten," ſo berichtet der von der Größe der vaterländiſchen Hiſtorie ergriffene Dichter an ſeinen Verleger, indem er dieſem den Plan für die Reihenfolge ſeiner Arbeiten vorlegt. „In Palackys Geſchichte von Böhmen ſteht ein Stoff, den ich gleich nach Zawiſch, noch vor Kepler, bearbeiten will. Es iſt der Untergang der Wrſowece und der ihres Feindes. Der Stoff liegt faſt vollendet vor. Es kommt nur darauf an, die glühende, kraftvolle, raſtloſe, entſetzliche Seele Swatopluks zu entwickeln, die gewalttätigen Triebe ſeiner Zupane und Lechen zur Anſchauung zu bringen, und den giftvollen Wacek und den faſt großartigen Mutina und Bozey darzuſtellen. Es iſt unbegreiflich, warum ich dieſes Epos nicht längſt gemacht habe, und ich zittere faſt, daß mir dieſer Stoff weggenommen wird. — Verraten Sie ihn niemanden. Nur daß Deutſche die böhmiſchen Geſchichten ſo wenig ſtudieren, mag Urſache ſein, daß man an dieſem nibelungenartigen Rieſendinge vorüberging. Wäre es nicht beſſer, da Witiko älter iſt als Swatopluk, Swatopluk aber den geſchichtlich ſchon klaren Roſenbergern Wok und Zawiſch weit an Alter vorgeht, ihn gleich nach Witiko kommen zu laſſen? So würden die größten böhmiſchen Geſchlechter vorgeführt.

Bei den Wrſowecen käme auch ein Rückblick auf ein uraltes böhmiſches Geſchlecht vor, welches zweihundert Jahre vor Swatopluk von den

Wrsowecen vernichtet worden ist, ein Geschlecht, dem der Bischof von Prag, Woytech (der heilige Adalbert), angehörte, das Geschlecht der Slawnike. Welche schaudererregende Vergeltung herrscht in diesen Dingen. Könnte nicht die schreckliche Majestät des Sittengesetzes, welches die hohen Frevler, die in ihrer Macht sonst furchtbar wären, zerschmettert, und ihre Gewaltplane wie Halme knickt, so kraftvoll und glänzend dargestellt



Rosenberg.

werden, daß die Menschen im Anblicke des Entsetzlichen, das in Folge von Freveln Schuld und Unschuld trifft, zitternd und bewundernd sich der Macht beugen, die das Böse verbietet? Ob ich aber das darstellen kann? Ich würde es versuchen, und dann wäre wohl auch die Neugierde zu verzeihen, zu erfahren, ob unser jetziges Geschlecht durch rauschende Kraft mehr zu erregen wäre als durch die stille, aber größere der Weisheit."

Der Dichter zaudert, von überreichem Stoff umdrängt. Zawesch, der Verfasser der Königinhofer Handschrift, nach Palacky der größte und geistreichste Mann seines Jahrhunderts, ist ihm schon so lieb geworden, daß

er für längere Zeit nach Hohenfurt reiſt, wo die Urkunden im Kloſterarchiv viel über den reichbegabten Urahn der Roſenberger berichten; dort wird ihm auch eine Stelle in der Wand gezeigt, wo nach der Sage das Haupt des daſelbſt begrabenen Helden eingemauert iſt. Tief in ſeine hiſtoriſchen Studien vergraben, formt Stifter im Geiſte gleichzeitig die Entwürfe für einen ganzen Zyklus von vaterländiſchen Romanen, und er ſpricht von ſechs bis acht Bänden, die alle der Geſchichte der Roſenberger gewidmet ſein ſollen. Nun war noch die Frage zu löſen, ob mit der intereſſanteſten oder mit der älteſten Partie des rieſigen Stoffes begonnen werden ſollte. „Der Zawiſch wäre freilich beſſer, ſein Stoff iſt viel anziehender als Witiko; aber er kann der Zeit nach nur nach dem Witiko erſcheinen," ſo beratſchlagt der Dichter mit ſich ſelbſt, und es iſt ſehr zu beklagen, daß ſchließlich der philiſtrös-ſchulmeiſterliche Zug ſeines Weſens die Oberhand behielt, nach welchem das dichteriſch Bedeutungsvollere der nur für den Hiſtoriker bindenden chronologiſchen Ordnung aufgeopfert werden mußte. Würde Stifter geahnt haben, daß Witiko ſein letztes Werk ſein werde, und daß ſein ſtolzer Plan, den Rieſenzyklus der Roſenberger zu ſchaffen, niemals zur Ausführung gelangen könne, dann hätte er gewiß tiefer ins Volle gegriffen, ſtatt an kargen Broſamen herumzuknuſpern, und die köſtlichſten Leckerbiſſen in den bei Seite geſtellten und nie wieder eröffneten Vorratsſchrank zu verſchließen. Seine Entſcheidung nach dem Geſetz der Zeitfolge faſſend, freute er ſich des Reichtums der für die Zukunft aufgeſparten hochdramatiſchen Stoffe und verbohrte ſich geduldig und emſig in die Geſchichte des „ſchwarzen Knappen", der ſich ihm unter den Händen bald in einen „grünen Knappen" verwandelte, um ſich zuletzt als der leidenſchaftsloſe Ledermann Witiko zu entpuppen.

Schon mit der Stoffwahl war das Schickſal des Werkes beſiegelt. Denn was Stifter den Chroniken über die älteſte Geſchichte der Roſenberger entnehmen konnte, das erwies ſich für einen mächtigen hiſtoriſchen Roman zu unbedeutend und zu dürftig, und der Dichter war zur Zeit, als er an die Ausarbeitung ſeines letzten Werkes ging, ſchon ſo ſehr geneigt, die ungemeſſene Fülle nebenſächlichen Details als vollwertigen Erſatz für kraftvoll fließendes Leben zu betrachten, daß er gar nicht daran dachte, die dürre Wirklichkeit phantaſievoll ergänzend auszugeſtalten. Die „hiſtoriſch-dichtende" Art, welche Stifter ſich zurecht gelegt zu haben glaubte, beſtand in Wahrheit darin, daß der Dichter willenlos und geknebelt am Gängelbande des Geſchichtſchreibers in der Nachhut der Kriegerſcharen dahinſchritt, eifrig bemüht, die Liſte der Toten und Verwundeten, das Verzeichnis der Belagerer und der Belagerten lückenlos

und gewiſſenhaft zu führen. In der Sorge, etwas zu vergeſſen oder in irgend einem Punkte ungenau zu ſein, war er ebenſo unermüdlich in ſeinen Studien als in dem Beſtreben, ſeine Phantaſie gehörig im Zügel zu halten. Immer wollte er nur „den Körper des Mittelalters“ aus den alten Urkunden „konſtruieren“, und jammernd verſicherte er, wie ſchwer es ihm falle, „tagelang in der widerſtrebendſten Sprache“ in einer „oft verzweifelten Weitſchweifigkeit“ zu leſen, um nur „ein paar Züge“ zu erhaſchen. Obwohl er bald einſehen mußte, daß „die wirklichſte Wirklichkeit“ der ihm entgegentretenden geſchichtlichen Perſonen „in der Kunſt ungenießbar“ ſein würde, zog es ihn doch immer nur zur verbürgten und verbrieften Wahrheit hin. „Finden“ wollte er, nicht „erfinden“. In vielen Stellen ſeiner Briefe an Heckenaſt wiederholt ſich dasſelbe Geſtändnis: „Der Unterſchied zwiſchen einem Phantaſieſtoff und einem gegebenen iſt für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im Hochwalde habe ich die Geſchichte als leichtſinniger junger Menſch über das Knie gebrochen, und ſie dann in die Schubfächer meiner Phantaſie hineingepfropft. Ich ſchäme mich jetzt beinahe jenes kindiſchen Gebarens. Jetzt ſteht mir das Geſchehene feſt wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage iſt jetzt nicht mehr die: „was will ich mit ihm tun?“ ſondern: „was iſt er?“ Und die Antwort iſt ſo ſchwer, daß, wenn ich ſie nur zum Teile finde und geben kann, das Gegebene unendlich mehr iſt, als das, was ich hätte machen können und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brauſen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauſcht, daß man dem großen Leben gerecht wird, und ſein eigenes als ein ſehr kleines unterordnet. Die Weltgeſchichte als ein Ganzes, auch die ungeſchriebene eingerechnet, iſt das künſtleriſcheſte Epos, und wenn Teile davon als Dichtung genommen werden, ſo ſind ſie am ſchönſten, wenn ſie einfältiglich herausgehoben, und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran. Wie viel ich an meinem erſten, beſcheiden gewählten Stoffe verderben werde, mag Gott wiſſen. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbietung zu haben, wäre wohl da; aber uns Neuen miſcht das Ich ſtets einen Teil von ſich unter die Wirklichkeit und tauft ihn Wirklichkeit .... Das Eine iſt gewiß, daß ich die Arbeit mit großer Sorgſamkeit fördere. Beſonders ſtrebe ich, daß mir nichts die Einfachheit ſtört, durch die ich vielleicht eine Art Erhabenheit zuwege bringe; darum muß alles fort, was in Zerſtreuung ausarten könnte .... Da es das erſte Werk dieſer Art iſt,

das ich in Witiko verſuche, ſo bin ich meiner Schritte nicht ſicher, ich mißtraue mir öfter und bedarf des Rates von Freunden. Ich bin durch die Natur der Sache von der gebräuchlichen Art des hiſtoriſchen Romanes abgelenkt worden. Man erzählt gewöhnlich bei geſchichtlichem Hintergrunde Gefahren, Abenteuer und Liebesweh eines Menſchen oder einiger Menſchen. Mir iſt das nicht recht zu Sinn gegangen. Mir haben unter Walter Scotts Romanen die am beſten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Maſſen auftritt, wie z. B. in den „Presbyterianern". Es erſcheinen da bei dieſer Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schickſalen zeigt ſich die Abwicklung eines rieſigen Geſetzes auf, das wir in Bezug auf uns das Sittengeſetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens ſind Verklärungen dieſes Geſetzes. Es hat das etwas geheimnisvoll Außerordentliches. Es erſcheint mir daher im hiſtoriſchen Roman die Geſchichte die Hauptſache und die einzelnen Menſchen die Nebenſache; ſie werden von dem großen Strome getragen und helfen den Strom bilden. Darum ſteht mir das Epos viel höher als das Drama, und der ſogenannte hiſtoriſche Roman erſcheint mir als das Epos in ungebundener Rede."

Es iſt durchaus nötig, bei der Beurteilung des „Witiko" den Standpunkt ins Auge zu faſſen, welchen der Dichter nach den von ihm aufgeſtellten Grundſätzen ſtarrſinnig feſtgehalten hat. Er, der nach ſeinen eigenen Worten ſein Werk ſo eifrig fördern wollte, daß es „keine anderen Fehler habe", als jene, die aus der Unzulänglichkeit der ſchöpferiſchen Kraft entſpringen, hat tatſächlich ſeinen Mißerfolg durch den Mangel an künſtleriſcher Einſicht ſelbſt verſchuldet. Denn da er nach dem ſchlecht verſtandenen Beiſpiele Homers, in deſſen Epen er die älteſten hiſtoriſchen Romane erblickte, daran gehen wollte, eine böhmiſche Iliade zu dichten, ſo legte er in dem Gefühle, daß in der Ilias weniger „Achilleus und ſein Zorn", als vielmehr „das vielgliedrige, buntgeſtaltige, griechiſche Leben" ſo ſehr in die Erſcheinung tritt, daß man faſt die „Stammtafeln griechiſcher Geſchlechter" daraus ableſen könnte, ſein ganzes Werk nur auf die Vorführung der Maſſen an.

Niemals hat der Dichter an einer Arbeit ſo viel herumgeklügelt und ſo wenig aus der friſchen Eingebung geſchöpft wie hier; wo ein freier Zug ſich regen wollte, legte er ſich doppelte Feſſeln an und glaubte allen Ernſtes einer beifallswürdigen Großtat ſicher zu ſein, indem er ſich unabläſſig bemühte, ſeine Phantaſie ſyſtematiſch auszuhungern. Damit aber traf ihn der Fluch, den Grillparzer einmal in ein bezeichnendes

Wort faßte: „In der Poeſie wird man immer unpraktiſch, wenn man praktiſch ſein will."

Um nicht in „Zerſtreuung" auszuarten, geſtattet er ſeinem Helden nicht, Gefühle zu haben oder Gefühle auszuſprechen, ſondern er läßt ihn unbewegten Herzens die durch die geſchichtliche Überlieferung kundgemachte Laufbahn vollenden, und obzwar das ganze Werk nach dem in ſich gekehrten Mann im Lederwams benannt iſt, tritt dieſer doch nicht kräftiger hervor, als viele der übrigen böhmiſchen Helden. Dadurch gebricht es dem Buche an einer alles überragenden, kraftvollen Perſönlichkeit, die uns nicht nur geſchichtlich durch die Gewalt der Taten, ſondern auch menſchlich durch den Zauber des vor unſeren Augen enthüllten Empfindungslebens zu feſſeln und ernſtlich zu intereſſieren vermöchte.

Was uns aber als Erſatz für den einzelnen wirklichen Helden geboten wird, die Geſamtheit der böhmiſchen Helden im Plural, nach deren im trockenen Tone des Geſchichtslehrbuches aufgezählten Feldzügen jenſeits der Gemarkung ihres Landes heute kein Hahn kräht, das läßt uns völlig kalt.

Bei dem maſſenhaften, zum Gang der Handlung kaum in oberflächlicher Beziehung ſtehenden Detail iſt der Inhalt der auf den enormen Umfang von tauſendeinhundertneunundſechzig Seiten zerdehnten Geſchichte in wenigen Zeilen erzählt.

Witiko, der Sohn Woks und Wentilas, der als einer von den Mannen des Biſchofs von Paſſau bei ſeiner verwitweten Mutter in Bayern lebte, zieht im Spätſommer des Jahres 1138 mit der Zuſtimmung des ihm wohlgeſinnten Kirchenfürſten in ſein Vaterland Böhmen, um daſelbſt ſeinem Herzoge Sobĕslaw zu dienen. In ein braunes Lederkleid gehüllt und eine dicke Lederhaube auf dem Haupte tragend, reitet er auf einem grauen Pferde durch die dichten, unwirtlichen Forſte des böhmiſch-bayriſchen Grenzgebirges. Er kommt über den Kreuzberg nach Oberplan und nächtigt in einer Köhlerhütte an der Moldau. An dem auf dieſe Nacht folgenden Sonntagsmorgen ſteigt er durch den Urwald gegen den Dreiſeſſelfels empor, und trifft auf einer Waldblöße mit Berta, der Tochter Heinrichs von Schauenberg, zuſammen, deren wunderſame Schönheit und deren entzückender Geſang ſein Herz bewegen. Nach einer kurzen, aber innigen Unterredung führt ſie ihn in das Haus ihres Vaters, wo er gaſtlich aufgenommen wird. Des nächſten Tages ſetzt er, von der feſten Abſicht geleitet, in der Welt „ſtets das Ganze zu tun", ſeinen Ritt fort. Am Herzogshofe angekommen, wird er einer von Sobéslaws Reitern. Aber der Herzog erkrankt bald darauf hoffnungslos und ſendet,

auf dem Sterbebette ruhend, den als treu und zuverläſſig erkannten Witiko zur Verſammlung nach Prag, um Kunde zu erhalten, wen die Großen des Reiches nach ſeinem Ableben zum Thronfolger beſtimmen. Witiko benimmt ſich in der ſtürmiſch bewegten Verſammlung auf dem Wyſehrad als treuer, unerſchrockener Diener ſeines Herrn. Nach Hoſtas Burg zu dem ſterbenden Herzog zurückkehrend, kann er dieſem berichten, daß die mächtigen Anführer ungeachtet des auf dem früheren Reichstage zu Sadſka geleiſteten Schwures nicht Soběslaws Sohn, ſondern ſeinen Neffen

Dreiſeſſelbergkuppe.

Wladislaw als den zukünftigen Herrſcher des Landes erkoren haben. Die aus dem Erbfolgeſtreit ſich ergebenden, zahlloſen Unruhen und Kämpfe, welche das unglückliche Land in einem Zeitraum von vielen Jahren durchwühlen und erſchüttern, bilden den geſchichtlichen Untergrund der ganzen Erzählung. Witiko hält mit unerſchütterlicher Treue dort aus, wo er das Recht erblickt, und wird ſchließlich durch die Zuwendung großer Ländereien und durch die Herrſchaft über die ſich ihm freudig unterwerfenden Waldleute reich belohnt. Er erbaut ſich die Burg Witikohaus, führt Berta als Schloßherrin heim und begründet das mächtige Geſchlecht der Roſenberger, der „Könige Südböhmens“.

Würde Stifter dieſen einfachen Stoff, ſtatt ihn durch ermüdende Wiederholungen, langatmige Reden und breite geſchichtliche Abhandlungen auf drei ſtarke Bände auszudehnen, in einen einzigen Band zuſammengefaßt haben, dann hätte das Werk als Einleitung zu dem verheißenen Roſenbergerzyklus wohl eine freundlichere Aufnahme gefunden, als ihm bei dem ſtückweiſen Erſcheinen in monſtröſer Geſtalt zu teil werden konnte, und der Dichter wäre durch den Gewinn an Kraft und Zeit vielleicht obendrein in die Lage gekommen, wenigſtens noch einige Bruchſtücke des bereitgelegten, intereſſanteren Materials bearbeiten zu können.

Die Schönheiten des kraftvollen, markigen Werkes ſind nicht ſo unbedeutend und auch nicht ſo ſpärlich verſtreut, daß ihnen auf knapperem Raume nicht eine glänzende Wirkung ſicher geweſen wäre. Stellenweiſe erhebt ſich der Dichter zu einer Gewalt des Ausdruckes und zu einer Schärfe der Modellierung, welche an Shakeſpeares Königs-Dramen erinnern.

„Witiko ging an den Bewaffneten vorüber durch die hohe Tür, der Mann mit ihm, die Tür wurde hinter ihnen geſchloſſen und Witiko ſtand vor der Verſammlung.

Es war ein ſehr großer Saal. Der Saal war rückwärts und ſeitwärts ganz mit Menſchen gefüllt. Nur wo Witiko ſtand, war ein größerer freier Raum. Er konnte auf alle ſehen und alle konnten auf ihn ſehen . . . .

Als er in den Saal getreten war, nahm er ſeine Lederhaube mit der linken Hand ab, neigte ſich, ſtrich mit der rechten ſeine Locken zurück, und ſtand dann da, ſeine Augen auf die Verſammlung richtend.

Es war ein großes Gemurmel geweſen, als er in den Saal trat, wie es iſt, wenn viele Menſchen in einem Raume ſind, und es iſt größer geworden, da er eintrat. Manche erhoben ſich, um ihn zu ſehen, und rückwärts ſtanden mehrere aufrecht, um beſſer nach vorwärts ſchauen zu können.

Als das Geräuſch ſich minderte, erhob ſich ein Prieſter, der neben dem Biſchofe geſeſſen war, trat in den freien Raum vor dem Tiſche, und rief: „Ich bin der Abt von Kladrau!“

Hierauf ſchwieg er, und da ſich nirgends ein Widerſpruch erhob, und da faſt eine gänzliche Stille eingetreten war, hob er an: „Liebe, Mächtige und Wohlgeſinnte! Wir haben heute in dieſem Hauſe eine Verſammlung, die ſo groß und ehrfurchterweckend iſt, wie ſelten eine in dieſem Lande ſtattgefunden hat. Viele treue Männer haben, als das Unglück zu drohen ſchien, welches nun nahe iſt, ihre Worte ausgetauſcht, was vorzubereiten iſt, daß der Jammer nicht erſcheine, der ſchon öfter bei

einem Wechsel auf dem Herzogstuhle in diese Länder gekommen ist: als aber die Nachricht unter die Menschen ging, daß es nicht mehr anders sein werde, als daß unser erlauchter Herzog Soběslaw zum ewigen Leben in der Gesellschaft seiner Brüder, seiner Eltern und Vorfahren werde einberufen werden, so kam eine große Zahl edler Herren dieser Reiche herein, sie offenbarten ihren Stand und ihren Besitz, und verlangten zu den Versammlungen gelassen zu werden. Der Rat zu ernster Erwägung der Dinge und zur Findung des letzten Ausganges ist nun heute in diesem Saale versammelt. Aber ehe er seinen Gegenstand pflegen konnte, ist ein Fall gekommen, dessen Schlichtung vorher not tut. Ein junger Reiter ist erschienen, den unser mächtiger Herzog Soběslaw gesendet hat, daß er ergründe, was die edlen Herren des Reiches beschließen, und es melde. Er will daher an die Versammlung die Bitte tun, daß sie ihn ihre Beratungen und Beschlüsse anhören lasse, damit er die Wahrheit berichten könne."

Da erhob sich in der Mitte der Versammlung ein Mann, der schwarz gekleidet war, auf seiner schwarzen Bärenhaube eine gerade Rabenfeder trug, und schwarze Haare und einen schwarzen Bart hatte. Er rief auf seinem Platze stehend: „Ich bin Bogdan!"

Nach einer Weile Wartens fuhr er fort: „Der ehrwürdige Abt von Kladrau hat uns gesagt, daß der Bote, welcher vor uns steht, gekommen ist, die Beschlüsse der Versammlung des Reiches zu ergründen, und sie dem Herzoge Soběslaw zu melden. Der Kundschafter im Kriege sucht die Stellungen und Absichten des Heeres zu erforschen, um sie dem Feinde zu hinterbringen. Der Kundschafter im Frieden sucht Meinungen und Beschlüsse zu erfahren, um sie irgend wohin zu melden, daraus Krieg und größeres Unheil als im Kriege entstehen kann. Darum sage ich: Werft den jungen Mann in den Turm, setzt ein Gericht über ihn zusammen, daß es einen Spruch fälle und verfahrt nach dem Spruche."

Als er diese Worte gesagt hatte, setzte er sich wieder nieder.

Nach ihm erhob sich einer in einem roten Gewande, welcher in den hinteren Bänken saß, auf der schwarzen Haube eine rote Feder trug und an dem Kinne einen starken grauen Bart hatte. Er rief: „Ich bin Domaslaw!"

Dann sagte er: „Der Bote vor uns will unsere Beschlüsse, wie wir vernommen haben, an den Herzog Soběslaw melden. Wir sind in der lauteren Absicht hier, zu beraten, was nach dem Tode unseres erhabenen Herzogs, welcher nahe bevorzustehen scheint, geschehen soll, damit unser Vaterland von den Übeln verschont bleiben möge, welche nach einem solchen

Falle eintreten können. Unſere Beſchlüſſe mögen wie gut immer ſein, ſo kann es geſchehen, daß ſie dem Herzog Soběslaw mißfallen, und daß ſein Geiſt, der von der Krankheit getrübt iſt, Anordnungen trifft, die Verwirrung und Unglück im Lande erregen. Was der junge Bote offen anſtrebt, iſt daher Verrat an unſerem Vaterlande. Wir können die Ausführung dieſes Verrates verhindern, wenn wir den Abgeſendeten von unſerer Verſammlung entfernen; dann bleibt aber noch der Verſuch des Verrates übrig, in welchem er in dieſem Augenblicke vor uns begriffen iſt. Darum ſage ich, daß man den Jüngling in Gewahrſam nehmen und dem künftigen Herzoge zum Gericht übergeben ſoll."

Sogleich ſtand in der Mitte der rechten Seite des Saales ein junger Mann auf. Er hatte blonde Locken und blaue Augen. Die ſchwarze Haube mit den weißen Reiherfedern hielt er im linken Arme, der ein braunes, golddurchwirktes Kleid zeigte. Er rief: „Ich bin Milhoſt!"

Dann rief er mit lauter Stimme: „Weil dieſe Verſammlung das höchſte Heil des Landes zu bewahren hat, ſo beſitzt ſie die größte Würde, die es in dieſem Lande gibt. Soll ſie aber ihren Zweck zu Ende führen, ſo muß ſie die höchſte Gewalt ſein, der niemand widerſtreben kann, die niemand zerwerfen kann, ohne ſich ſelber zu zerwerfen. Darum ſage ich: Laſſet einen hohen Pfahl vor dem Wyſehrad errichten, und hänget dieſen jungen Mann auf den Pfahl, und laſſet ihn zum Schreck und Beiſpiele hängen bis eine Stunde vorher, da der neue Herzog in Prag auf den Fürſtenſtuhl geſetzt wird . . ."

So folgen einander in langer Reihe ausführlich begründete Reden und Gegenreden, wobei es dem Dichter in bewunderungswürdiger Weiſe gelingt, die im Leſer erregte Spannung nicht nur lebendig zu erhalten, ſondern ſie auch, wie das Blut der Verſammelten ſich allmählich erhitzt, unmerklich zu ſteigern. Eine große Zahl der Anführer ſpricht gegen Witiko, nur wenige für ihn, unter dieſen der greiſe Bolemil, welcher ſagt, der Knabe kenne nicht, um was es ſich handelt, und wiſſe nicht, daß er nicht an dieſen Ort gehört. Die Wiſſenden aber ſollten ihn ſanft entfernen, ihm ſagen, daß ſeine Anweſenheit ſich nicht gezieme, und ihm den Rat geben, zu ſeinen Angehörigen zu gehen und dort für die Zukunft zu reifen.

Gegen die ergrimmten Widerſacher, welche den Boten unverzüglich vor ein ſtrenges Gericht ſtellen wollen, ſetzt es endlich der Biſchof Zdik von Olmütz in einer meiſterhaft gefügten Rede durch, daß man Witiko zu der Verſammlung zu ſprechen geſtatte.

„Als der Biſchof dieſes geſagt hatte, ging er wieder zu ſeinem Sitze und ließ ſich auf demſelben nieder.

Nach ihm erhob ſich Ben, der zweite Führer der Verſammlung, ging zur Glocke und tat einen Schlag auf dieſelbe.

Dann rief er, bei dem Tiſche ſtehend: „Ich, Ben, der zweite Führer des Hauſes der Verſammlung, rufe diejenigen auf, welche nach dem hochehrwürdigen Biſchofe Zdik zur Rede vor der Anhörung des Boten aufgezeichnet ſind, daß ſie reden.“

Es meldete ſich kein Redner mehr, und die Verſammlung blieb ſtille.

Nach kurzer Zeit rief Ben: „Wenn die übrigen Redner auf ihre Worte verzichten, ſo frage ich die Verſammlung, ob ſie es an der Zeit halte, daß der Bote gehört werde.“

Faſt alle erhoben ſich zum Zeichen der Zuſtimmung.

Nun wendete ſich Ben an Witiko und ſagte: „Junger Reiter, die edlen Herren des Reiches in dieſer Verſammlung wollen Dich hören, rede.“

Witiko blieb auf ſeinem Platze ſtehen, verneigte ſich, richtete ſich wieder auf und ſprach: „Hohe, mächtige Herren! Ich bin ein Kind dieſes Landes. Wir haben im Mittage ein kleines Eigen in Přic, noch ein kleines im Walde in Plan, und ein noch kleineres im Wengetſchlage. Mein Geſchlecht ſoll in uralten Tagen im großen Walde ſehr mächtig geweſen ſein. Aber wie es auch iſt, jetzt ſind wir nichts. Ich bin vor zweiundzwanzig Jahren im Lande geboren worden. Mein Vater ſtarb bald. Meine Mutter war mit mir öfter in Bayern, öfter in unſerem Eigen. Als ich reiten gelernt hatte, und die Waffen führen konnte, ritt ich von Bayern durch meine Heimat nach Prag, um Soběslaw, dem Herzoge unſeres Landes, zu dienen. Es ſind ſeither achtzehn Monde verfloſſen. Ich kam unter Männer, die als Reiter dienten. Als im vergangenen Jahre der Zug unſeres Volkes in Verbindung mit dem deutſchen Könige Konrad gegen die Sachſen war, und als ich einen Weg ausforſchte, durch welchen unſere Schar eine beſſere Aufſtellung machen konnte, ſah ich den Herzog, welcher mich belobte. Als der Herzog krank war, ritt ich auf Hoſtas Burg, um zu erfahren, wie ſchwer er leide. In dem vorigen Monate ließ er mich in ſein Krankengemach rufen und ſagte, ich ſolle nach Prag reiten, es ſeien auf dem Wyſehrad Verſammlungen, welche beraten, was nach ſeinem Tode ſein wird. Ich ſolle ergründen, was ſie ſagen und vorhaben, und ſoll ihm die genaue Nachricht bringen. Zum Zeichen, daß ich nicht aus mir ſelber rede, hat er mir ein Kreuzlein gegeben, an welches geglaubt werden wird.“

Witiko brach hier ab, zog das Beutelchen hervor, nahm das Kreuzlein heraus, trat einige Schritte vor und reichte es dem Biſchofe Zdik.

Dieſer betrachtete das Kreuz und gab es dann an den Biſchof Silveſter. Der Biſchof Silveſter gab es in die Hände der Äbte und Prieſter, welche an ſeiner Seite ſaßen. Von dieſen kam es an die übrigen Prieſter, und von den Prieſtern an die weltlichen Herren. Der Mann mit dem purpurnen weiten Gewande betrachtete es genau und gab es dann weiter. Die es beſehen hatten, gaben es wieder weiter, und es kam immer mehr zurück. Dann kam es wieder vorwärts bis in die Hände des Biſchofes Zdik. Zdik gab es Witiko. Dieſer trat an ſeinen Platz zurück und barg es in ſeinem Fache und mit ihm in ſeinem Gewande . . .“

Die Edlen des Landes beſchließen hierauf, der Anweſenheit Witikos zuzuſtimmen, und es wird nun in ſeiner Gegenwart zur Wahl des künftigen Herzogs geſchritten. Die temperamentvollen Reden, welche der Abſtimmung vorangehen, geben dem Dichter neuerdings Gelegenheit, eine wirkſame dramatiſche Steigerung zu entfalten. Nachdem der Biſchof Zdik die eindringliche Mahnung an die Verſammlung gerichtet hatte, es möge zur Feſtigkeit des Herzogſtuhles eine große Einigkeit erzielt werden, war es eine kleine Zeit ſtill, als ob der Sturm des Tumultes ſich erſt ſammeln müſſe, um mit verdoppelter Macht hervorbrechen zu können.

„Dann ſtand in der Mitte des Saales ein Mann auf, der zum Oberkleide ein ſchwarzes Bärenfell und auf der ſchwarzen Haube eine blaue Feder hatte. Er rief: „Ich bin Rowno aus dem Mittage Böhmens, und bin auf dem Reichstage in Sadſka geweſen. Dort war der Wille nicht frei. Die groß ſind, erhielten Verſprechungen, und wir, die Kleinen, fürchteten die Macht. Ich kann nicht für Wladislaw, den Sohn des erlauchten Herzogs Soběslaw, ſtreiten.“

Nach ihm ſtand ein Mann auf, der ein grobes ſchwarzes Oberkleid und eine Hahnenfeder auf der Bärenhaube hatte. Er rief: „Ich bin Diet von Wettern aus dem Mittage Böhmens und ſtimme mit meinem Landsmanne Rowno.“

Nach dieſen beiden Männern erhob ſich Milhoſt und rief: „Jetzt iſt wohl die Reihe der Rede an mir und ich ſage: Es iſt eine Schmach, daß Männer, welche Weiber und Kinder, Schweſtern und Bräute haben, und welche die Waffen in der Hand tragen und auf ihren Höfen ſtehen haben, einem Herren dienen, ihm ihr Gut geben, wenn er es verlangt, ihr Blut laſſen, damit er ihnen wieder befehlen und ihren Sinn beugen kann. Die hohen und niederen Herren des Landes Böhmen und Mähren ſollten herrſchen; denn ſie ſind das Land. Ich trage an, daß die Verſammlung, die in dieſem Saale iſt, Satzungen entwerfe, die der künftige Herzog beſchwöre, und die ihn durch unſere Macht binden, daß er, wenn

er auf dem Stuhle ſitzt, nur unſeren Willen zum Heile der Länder ausführen, unſere Kraft nicht brechen, und uns nicht zerſtören kann, wie Swatopluk mit den Wrſen tat. So ſage ich und weiche nicht davon."

Nach dieſen Worten erhob ſich in dem Saale ein tönender, vielſtimmiger Beifallsruf.

Als er geendet hatte, ſtand Bogdan auf und ſagte: „Ich bin in Sadſka geweſen. Dort haben alle das Nämliche geſagt, und ein Einzelner konnte nicht anders ſagen. Der Herzog hat unſer Wort gebunden; aber wir ſollten die voreiligen Bande zerſprengen und frei wählen, wie unſer Inneres gebietet."

„Es iſt ſo, wir ſollten frei wählen," riefen mehrere Stimmen.

Nun ſtand der rothaarige Benes auf und rief: „Ich ſpreche nur, daß der junge Wladislaw nie unſer Herzog werden kann; denn Soběslaw hat uns immer unterdrückt, und endlich hat er uns nach Sadſka gelockt, um uns dort unſeren Willen zu rauben."

„Soběslaw hat uns unterdrückt, ja, er hat uns unterdrückt," rief eifrig und drohend eine Anzahl von Stimmen.

Da es ruhiger geworden war, ſtand Kochan auf und ſprach: „Nicht bloß der Herzog Soběslaw hat den Herren des Landes entgegengehandelt, ſondern alle Herzoge, darum ſtimme ich Milhoſt bei; aber nicht, daß Satzungen entworfen werden, die der Herzog beſchwören muß, ſondern daß gar kein Herzog ſei, und wieder die Herren der Länder herrſchen wie einſtens . . . ."

Dieſer Rede folgt großer Tumult. Viele wollen von der Wahl eines neuen Herzogs nichts mehr wiſſen. Andere aber ſchlagen dieſen oder jenen Mann ihres Vertrauens vor.

„Nach dem alten Mireta ſtand ein Mann in den mittleren Jahren auf. Er trug ein ſehr grobes, gelbgraues Wollkleid und eine Wolfsmütze. Er rief: „Ich bin Oſel, aus dem Mittage Böhmens ein kleiner Beſitzmann, und ſage, daß wir lieber einem Herzoge mit Gut und Waffen ſteuern, als uns von einem oder mehreren Lechen quälen laſſen."

„Das iſt wahr," „ja, ja," riefen mehrere Stimmen, und langer Beifall tönte.

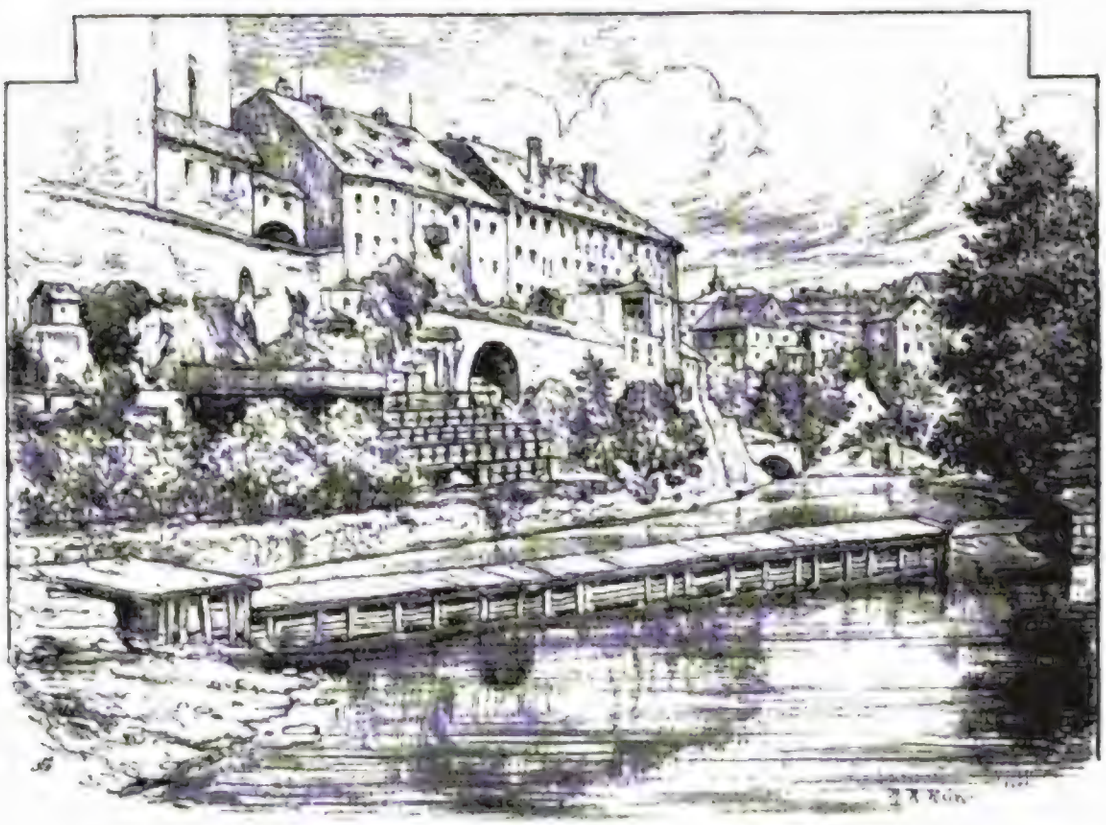
Nun erhob ſich Silveſter, der Biſchof von Prag und ſprach: „Ihr ſeht, daß meine Haare weiß ſind, und mein Nacken gebeugt iſt. Ich rede nicht aus Luſt oder Unluſt oder für eine Perſon, ſondern als der, der zum oberſten Seelenhirten dieſes Landes erwählt iſt. Die Verſammlungen beſtehen vor dem Auge Gottes nicht. Unſer Herzog lebt, und iſt in Hoſtas Burg ſchwer erkrankt. Die Arzneiverſtändigen ſagen, daß er an dieſer

Krankheit ſterben werde; aber der den Lazarus erweckt hat, der zu dem Krüppel geſagt hat: Geh', und wandle, der kann ihn zu uns führen, und ihn für den Fürſtenſtuhl noch eine Reihe von Zeiten erhalten. Wenn aber auch in ſeinem Rate beſtimmt iſt, daß der Herzog in das ſelige Leben gerufen werden ſoll, ſo iſt auch darnach der Herzog vorhanden; faſt alle in dieſem Saale, ſo weit meine Augen reichen, haben Wladislaw, den Sohn unſeres erlauchten Herzogs Soběslaw, welchen der deutſche König Konrad vor zwei Jahren am zweiundzwanzigſten Tage des Monates Mai auf dem Fürſtentage zu Bamberg mit der Herzogsfahne Böhmens belehnt hatte, auf dem Tage unſerer Länder in Sadſka am neunundzwanzigſten des Brachmonates desſelben Jahres in dieſe Belehnung eingeführt. Es beſteht demnach Wladislaw, der Sohn unſeres guten Herzogs Soběslaw, als künftiger Herzog. Darum ſage ich, und bitte euch in chriſtlicher Demut: Sendet zu dem Herzoge Soběslaw und ſagt: Wir ſind in deiner ſchweren Krankheit zuſammengekommen, um zu beraten, und haben als das Rechte erkannt, daß wir Gott bitten ſollen, er möge dir die Geneſung wieder ſchenken, und daß wir, wenn er dich einmal in ſein Reich aufnimmt, deinem Sohne Wladislaw als unſerem Herzoge dienen. So ſage ich, und ſo halte ich es für Recht."

Als der Biſchof dieſe Worte geredet hatte, ſtand ein Prieſter nach dem anderen und ſtanden die Äbte auf, und verneigten ſich tief vor ihm, und in Teilen des Saales brach ein freudiger Zuruf aus.

Als einige Zeit vergangen war, und die Verſammlung wieder nach einem Redner ſchaute, ſtand der alte Bolemil auf und ſprach: „Wie ich zu erkennen meine, neigen ſich die Herren der Länder Böhmen und Mähren dahin, die Herzoge nach dem Tode der Vorgänger von nun an durch die Wahl zu beſtellen. Es ſcheint glaublich, daß man durch die Wahl immer ſollte den Beſten erkieſen können; aber ich habe lange gelebt, und viele Menſchen geſehen: wie wenige gibt es, die zu wählen verſtehen, und wie wenige, die wählen dürfen. Wenn auch die Herren der Länder Böhmen und Mähren das Land ſind, ſo ſind doch auch die Bauern da und die anderen, derer ſie gedenken müſſen; aber auch, wenn ſie ihrer gedenken, ſo iſt die große Zahl der Menſchen ſo, daß ſie zuerſt ihrer ſelbſt gedenkt, und auch nicht recht ihrer ſelbſt, ſondern ihrer Luſt. Die, welche nach dem Fürſtenſtuhle trachten, werden Verſprechungen machen, und wenn der gewählte Herzog einigen zuwider handelt, ſo werden ſie ſich verbinden, einen neuen zu wählen, der gefügiger iſt, und wieder einen andern, und dieſes werden ſie gerade deſto mehr tun, je mehr ſie durch Kriege, die dieſe Dinge begleiten, wild und begehrlich geworden ſind. Ich muß daher

mit christlichem Glauben sagen: Haltet euer Versprechen, welches ihr Wladislaw, dem Sohne unseres Herzoges Soběslaw, gegeben habt. Wenn aber die Herrschaft dieses Wladislaw mit euch fest gegründet ist, dann verbindet euch mit ihm, und errichtet in langem und reifem Rate eine Herrscherfolge, daß das jetzige Unheil und alles künftige vermieden werde. So spreche ich, und kann in meinem Alter die Gedanken nicht mehr ändern."



Motiv aus Krummau.

Nach diesen Worten setzte sich Bolemil wieder nieder.

Heftiges Rufen und Tosen folgt diesen Ermahnungen; endlich kann sich der Bischof Zdik Gehör verschaffen:

„Ich habe nur weniges zu sagen; aber bedenket es. Als wir vor zwei Jahren in Sadska waren, haben wir ein gutes Werk vollbracht. Wir haben den künftigen Herzog vorbestimmt, daß bei dem Übergange der Herrschaft die Ordnung des Reiches gewahrt werde. Unser edler Herzog Soběslaw war noch nicht so alt, daß wir an seinen baldigen Hintritt hätten denken sollen, und wir erwarteten, daß er seinen Sohn Wladislaw,

den wir anerkannt hatten, unter ſeinen Augen zum feſten Herrſcher bilden werde, wie er ſelbſt iſt. Das iſt aber anders geworden, unſer Herzog iſt dem Tode nahe, und ſein Sohn Wladislaw iſt erſt einundzwanzig Jahre alt. Die Zeiten aber ſind verwirrt, und die Meinungen wenden ſich nach ſo verſchiedenen Richtungen, daß ein junger Herzog ſie nicht vereinigen wird können, daß er nach dem weichen Jugendherzen ihnen abwechſelnd folgen wird, und daß wir dadurch Kriegen und Zerrüttungen entgegengehen. Wenn wir das Verſprechen, welches wir in Sadſka gegeben haben, nicht halten, ſo begehen wir keine Sünde; weil die Vorbedingung, welche wir uns alle bei dem Verſprechen gedacht haben, nicht erfüllt worden iſt. Durch die Haltung des Verſprechens würden wir die Übel herbeiführen, welche wir durch das Verſprechen beſeitigen wollten. Daher iſt mein Glaube, daß wir einen anderen Herzog wählen ſollen, der jetzt ſchon auszuführen im ſtande iſt, was wir erſt in künftigen Zeiten von Soběslaws Sohne erwarten könnten. Ich weiß einen Mann, der es kann. Wählen wir Wladislaw, den Sohn unſeres vorigen Herzogs Wladislaw zu unſerem nächſten Herzoge, und ſetzen wir ihn, wenn in Kürze der Tod Soběslaws erfolgt, auf den Fürſtenſtuhl. Wenn es aber Gott dem Allmächtigen gefällt, unſern vortrefflichen erlauchten Herzog Soběslaw aus ſeiner jetzigen ſchweren Krankheit wieder zur Geſundheit zu führen, ſo ſoll der heutige Beſchluß nichtig ſein, und wieder das Verſprechen in Sadſka gelten. So rede ich, und ich bitte euch, beherziget es."

Die Worte des Biſchofs Zdik üben einen ſo mächtigen Eindruck auf die Verſammlung aus, daß der folgende Redner Načerat, welcher den Edlen des Landes den gleichen Mann zur Wahl empfiehlt, offene Herzen findet.

„Wladislaw, der Sohn unſeres vorigen edlen Herzogs Wladislaw, iſt gut und freundlich, er liebt unſere Kinder, teilt ihre Freuden und Leiden, hört ihre Meinungen, ſpielt ihre Spiele und ſcheut ihre Rechte, er hat Ehrfurcht vor ihren Vätern und dem Rate derſelben."

Es entſtand nun ein ſo ſtarkes Rufen, daß es betäubend war: „Nicht der Sohn Soběslaws," „dein Wladislaw." „Wladislaw," „Wladislaw," „Wladislaw."

Der Sohn des Načerat hatte ſein Schwert ſamt der Scheide aus dem Gürtel gelöſet, und ſchwang es vor Freude jauchzend um ſein Haupt. Die meiſten der Anweſenden begannen mit ihren Händen an die Scheiden der Schwerter zu ſchlagen, daß es raſſelte und klirrte . . ."

Als nun bei der Abſtimmung ſich eine ungeheure Mehrheit für den Sohn des Herzogs Wladislaws entſcheidet, kann der Biſchof von Olmütz den Abſchluß der Wahl verkünden.

„Zdik rief mit lauter Stimme: „Wladislaw, der Sohn des letzten geſtorbenen Herzoges Wladislaw, iſt von den Herren der Länder Böhmen und Mähren für den Tod des Herzoges Soběslaw zum Herzoge dieſer Länder gewählt worden. Die Wahl wird in die Pergamente eingetragen werden."

Ein Jubel entſtand nun, der den Saal erzittern und die Luft beben machte . . ."

In der machtvollen Schilderung dieſer Beratungsſzene zeigt ſich, wie Stifter die ernſte Wucht des Stils der unvergleichlichen griechiſchen Epen, deren grandioſe Plaſtik ihm ſtets als leuchtendes Vorbild erſchien, im hiſtoriſchen Romane feſtzuhalten ſtrebte. In gleicher Gewalt und Größe äußert ſich ſein an der Erhabenheit Homers geläuterter Schönheitsſinn am Schluſſe des erſten Bandes, als er die Schrecken des blutigen Kampfes wuterfüllter, mordgieriger Scharen vor uns aufrollt.

Da die Reichsverſammlung in Prag Wladislaw, den Sohn des verſtorbenen Herzogs Wladislaw, zum Herzoge erwählt hat, und Soběslaw geſtorben iſt, fallen diejenigen unter den Machthabern des Landes, welche am eifrigſten für den nunmehrigen Herzog eingetreten waren, bald wieder von ihm ab, da er ihnen nicht nach ihrem Sinne zu Dienſten ſein will; ſie rufen hierauf Konrad von Znaim, der keine begründete Anwartſchaft auf den Herrſcherſtuhl hat, zum Herzoge aus. Unter das Kriegsbanner des unrechtmäßigen Prätendenten begibt ſich auch der Sohn Soběslaws, ſeine angeſtammten Rechte damit verwerfend. Auf dieſe Weiſe ſtößt er die Rechtlichgeſinnten von ſich ab und treibt ſie in das gegneriſche Lager. Die feindlichen Heere rücken gegeneinander zur Schlacht.

„Die Reihe der Feinde kam nun ſo nahe, daß man die Kleider ſehen konnte, und daß man zwiſchen den Kleidern das Schimmern von Panzern zu erblicken vermochte. Sie erhoben jetzt ein großes Geſchrei. Die Männer des Waldes waren ganz ſtill, ſie ſchloſſen ſich dicht aneinander, ſenkten die Schäfte wagrecht, hielten ihre Köpfe tief, daß ſich die Pfeile an den dicken hereingezogenen Filzhauben fingen, und gingen wie überhaupt das Heer Wladislaws vorwärts, indem ſie mit ihren ſchweren Stiefeln in die Erde drückten. Und wie der Zuſammenſtoß folgte, war das Herangehen der Feinde geendet, die Feinde waren nun ſelber ein Schild gegen die fliegenden Speere und Pfeile, und die Waldmänner drückten vorwärts.

Smil ragte in ſeinem Schmucke unter ihnen hervor und lenkte die Ordnung.

Gegen die Männer aus der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes links von Witiko, die nicht zu dem Gebete niedergekniet waren,

wurden von den Feinden keine Pfeile geſendet. Aber gegen Smil mehrte ſich der Andrang, und es kamen Männer in Panzern zu Pferde, darunter der rothaarige Benes, der junge Bohus, der blonde Soben, der hochgewachſene Treba und der junge Stibor. Und ſie wurden immer mehr. Aber Smil hielt ſie mit ſeinen Reitern auf, und die zu Fuße neben ihm ſtanden feſt und ließen den Drang nicht vorwärts. Da flog hinter den Panzerreitern ein Pfeil hervor Smil in das Angeſicht, daß er tot von dem Pferde fiel. Er wurde von zwei Reitern aufgefangen und hinter die Reihe getragen. Seine zwei Söhne ritten nun ſtürmend zur Rache vor; aber ſie ſanken ſchnell hintereinander zu Boden, daß die ledigen falben Pferde in die Reihen liefen. Jetzt kam Diet mit den Reitern der Waldpferde zu Hilfe. Die Pferde waren kleiner und ſchmächtiger, als die der Panzerreiter; es kam Rowno mit ſeinen Männern, Oſel mit den drei Knaben, Wernhard von Ottau und Witiko mit mehreren Reitern. Die kleinen Waldpferde flogen ſofort unter die Panzerreiter, und Stan, der Oheim Rownos, ſtach den blonden Soben vom Pferde, ein Reiter Diets durchbohrte den jungen Bohus, Treba fiel von der Lanze eines niederen Mannes, und Rowno ſchlug Stibor zurück. Benes wich, und es wurde der Platz frei, auf dem die jungen Söhne Smils lagen. Ihre Körper wurden aufgehoben und hinter die Reihe getragen.

Witiko ritt nun ſchnell zu Rowno rechts, und dann zu Diet und zu Wernhard und weiter bis zu Wyſon von Prachatitz, und ermahnte zum Vorwärtsgehen und gab Zeichen zu denen von Winterberg und Bergreichenſtein, daß ſie vorwärts gehen.

Die Männer des Waldes, auf deren Angeſichtern der Zorn zu erblicken war, gingen vorwärts, ſie zerſtießen nun noch mehr mit ihren ſchwerbeſchlagenen Stiefeln den Boden und rannten nieder, was ſich ihnen entgegen ſtellte, daß das Grün des Wyſokaberges ſich mit Blut tränkte und die zarten Geſträuche vom Blute rieſelten.

Die roſenfarbene ſeidene Fahne, welche ihnen Wladislaw gegeben hatte, und welche ein ſtarker Mann von Prachatitz trug, war ſchon tief unten gegen den Rand des Berges, und wie Witiko links ſchaute, ſah er das roſenfarbene Banner bei Bolemil auch ſchon gegen den Rand des Berges, und dann das von Lubomir auch ſchon, und das von Zdik und von Diepold, und das große, ſeidene, roſige Banner des Herzogs ragte faſt im Herzen des Feindes, und dann das von Chotimir und Diwis und ſo fort.

„Wir ſiegen, wir ſiegen," tönten mehrere Stimmen.

Da rief links von Witiko, wo die von der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes ſtanden, welche nicht zu dem Gebete niedergekniet waren, eine laute Stimme, daß ſie weithin vernehmlich war: „Rette ſich, wer kann.“

Und die Reiter, welche an jener Stelle ſtanden, flohen auf den Ruf der Stimme zurück oder zu den Feinden, die Fußgänger warfen die rote Fahne auf den Boden und rannten zu den Feinden.

Witiko rief: „Laßt ſie fliehen, jetzt iſt die Ehre erſt rein, und die Waldleute werden ſie wahren. Schmied von Plan, drücke unſere Leute links, Oſel, rücket links, Rowno, Diet, ſchreit es weiter nach rechts zu denen von Ottau und von Attes und von Prachatitz und von Winterberg, daß ſie links rücken, zieht euch auch ein wenig zurück, daß der Kreis kleiner wird, laßt die Reiter zuerſt auf den Platz jagen, daß das Offene weniger ſichtlich iſt; alle Heiligen im Himmel haſſen den Verrat; ich eile an den Rand der Lücke, um Hilfe zu holen.“

Und als er dieſe Worte gerufen hatte, flog er mit ſeinem grauen Pferde über das Grün des Berges durch Geſträuche und Unebenheiten, wie er das Pferd im Walde gelehrt hatte, daß die Zweige faſt den Bauch des Tieres ſtreiften, bis er zu Scharen Bolemils kam, von deren Seite ſich die Verräter losgelöſt hatten. Bolemil ſaß hoch in der offenen Sänfte, welche Pferde trugen, auf denen Reiter ſaßen. Er hatte den ſchönſten Schlachtſchmuck an, trug ein Panzerhemd und ſchimmernde Steine auf der Haube. Die weißen Haare des Hauptes und des Bartes floſſen auf das Waffenkleid.

„Bolemil,“ rief Witiko, „laſſe Deine Leute gegen rechts gehen, Verräter haben einen Platz geräumt, der gefüllt werden muß, ſende zuerſt die Reiter und laſſe die Fußgänger folgen ...“

Witiko ritt nun zu Diepold und von da zu dem Herzoge. Um den Herzog, welcher in einem dunkelbraunen Gewande und in einem matten Waffenhemde und einer Spangenhaube ohne Feder auf einem ſchwarzen Roſſe ſaß, waren Heinrich, ſein Bruder, Otto, der Biſchof von Prag, die drei Äbte und der Propſt Daniel, Nemoy von Netolitz, der alte Milota, Bartholomäus, der alte Preda, Gervaſius und Wsebor. Dem Herzoge gegenüber in den Reihen der Feinde war Konrad von Znaim, den die Mährer zum Herzoge von Böhmen und Mähren gewählt hatten, Wratislaw von Brünn, Otto von Olmütz, Spitihněw, der Sohn Boriwoys, des Oheims des Herzoges, der alte Mikul, der alte Nodmil, Domaslaw mit roten Federn auf dem Haupte, Slawibor, Bogdan, Mireta, Strich und

Jurata. Sie hatten das große, weiße Banner ihres gewählten Herzoges bei ſich.

Witiko kam auf ſeinem Pferde zu dem Herzoge geflogen und rief: „Herzog Wladislaw, die von der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes unter Sohen, die zwiſchen Smil und Bolemil ſtanden, haben Dein Banner weggeworfen und ſind zu dem Feinde gegangen. Es iſt ein Raum geworden, der erfüllt ſein muß. Smil iſt tot und ſeine zwei Söhne ſind tot; aber Rowno und Diet und Oſel und ich und die andern halten die Waldleute zuſammen, ſie folgen uns und werden ſtehen; aber laſſe rechts rücken, daß ſie nicht von Dir getrennt werden."

„Witiko," ſagte der Herzog, „wir haben ſchon die Kunde des Verrates. Nimm die zweihundert Reiter der blauen Fähnlein von mir, reite mit ihnen zu dem öden Platze und bedecke ihn mit rennenden Reitern, daß ihn die Feinde nicht feſt mit Männern beſtellen können, bis wir uns wieder geſchloſſen haben. Wir werden uns ohne die Zweihundert behelfen, wenn wir feſt in dem engeren Raume ſind. Mit Gott und dem heiligen Markus."

Witiko ritt zu den Reitern mit den blauen Fähnlein und dann an ihrer Spitze, was die Pferde zu laufen vermochten, dahin, und wies ihnen mit ſeinem grauen Pferde den Weg. Da lagen die hohen Reiter Bolemils tot und zerſtreut auf dem Felde, und ihre Roſſe und ihre Feinde lagen umher. Sie hatten die Aufgabe, den Platz der Plakaverräter rein zu erhalten, mit dem Verluſte ihres Lebens erfüllt. Witiko ritt vorwärts gegen rechts. An die Stelle der Reiter, die gefallen waren, ſtellte er die Zweihundert mit den blauen Fähnlein.

Und wie ſie geordnet waren, und wie die Glieder ſich feſtigten, kam eine große Schar von Reitern aus den Feinden gegen ſie und drängte nach vorwärts. Sie waren ſehr ſchön gekleidet, hatten feurige Roſſe, und es ſchimmerten viele Panzer.

„Ha, da kommen ſie nun in größter Zahl und Pracht, daß ſie den Platz mit Gewalt haben, den ihnen der Verrat zugedacht hat," rief Předbor, der in den blauen Fähnlein war, „haltet Stand!"

„Haltet Stand," rief Witiko.

Und als die Feinde näher kamen, und die Reihe des Herzogs geordnet ſahen, hielten ſie plötzlich an und warteten ein Weilchen. Es war ein Mann unter ihnen, der den größten Schlachtenſchmuck hatte. Er war in ein gegürtetes Gewand von grauem Sammet mit ſilbernen Verzierungen gekleidet. Darüber trug er ein ſchimmerndes Panzerhemd und einen Gürtel mit Steinen, und von einem funkelnden Steine an der ſchwarzen Haube ſtieg

eine weiße Feder empor. Zu Seiten ſeiner Wangen ſah man graue Haare. Er war Načerat.

Načerat rief herüber: „Bolemil, Du tuſt nicht gut, Du haſt den Mann, der jetzt von euch Herzog genannt wird, in der Verſammlung auf dem Wyſehrad verworfen und jetzt verwirfſt Du den, welchen Du damals gewählt haſt: Wladislaw, den Sohn Soběslaws."

„Načerat," antwortete Bolemil, „rufe nicht Dein Geſchick. Der Herzog hat geſagt, es wird Dich ereilen, und wenn mein Enkel Dalimil nicht tot auf dem Felde läge, ſo hätte es Dich ſchon ereilt."

„Es wird ihn auch ſo ereilen, den verdammten Satansvater der Heuchelei und der Lügen, der ganz Böhmen haben möchte und Mähren," rief eine dröhnende Stimme aus den blauen Fähnlein.

Es war der großgewachſene ſchwarzhaarige Předbor, der gerufen hatte. Er richtete ſich im Sattel empor und legte zum Fluge ein.

„Mit mir, ihr guten Reiter," rief er.

„Vorwärts mit dem heiligen Markus," rief Witiko, und in der nächſten Friſt waren die Reiter an den Feinden, und die Schwerter waren handgemein.

Mit zornesrotem Angeſichte und glühenden Augen ſtürmte Předbor vorwärts, er ſtürzte alles auf ſeinem Wege nieder, und war in wenigen Augenblicken bei Načerat.

Kaum zwei Hiebe wurden gewechſelt, da ſank der Arm Načerats, er wankte auf dem Pferde, und ſein graues Gewand färbte ſich von innen heraus rot.

„Gebt Raum," ſchrie Znata und eilte hinzu.

„Gebt Raum," ſchrie der Sohn Načerats und war auch da, und mit ihm waren Milhoſt und der junge Mikul.

Wie aus Entſetzen wich man zurück, und der Kampf ruhte einen Augenblick.

Die Männer nahmen Načerat von dem Pferde, ſenkten ihn gegen die Erde und beugten ſich über ihn.

Er aber ſagte nur die Worte: „Silveſter, Silveſter."

Dann trat Schaum und Blut vor ſeinen Mund und er ſtarb.

Männer aus ſeinem Gefolge trugen ihn zurück, und wie der Raum von der Leiche frei war, begann wieder der Kampf. Znata ſprang zu Pferde und ſtürmte wütend vorwärts. An ſeiner Seite war Drſlaw. Dus, der Sohn Načerats, war auch ſchon auf dem Pferde und drang vor. Předbor verwundete Znata, daß er zurückgetragen werden mußte und ſtürzte Drſlaw in ſein Blut. Die übrig gebliebenen Reiter Bolemils hatten ſich geſammelt und mordeten jetzt mit Wut und Rachgier in den Feinden ...

Der Sohn Načerats drang gegen Zacharias, den Vordermann des Jünglings Urban. Da ſah man eine eiſerne Keule gegen ſeine Stirne fliegen. Dus, der Sohn Načerats, ſank auf ſeinem Pferde gegen rückwärts, ſein roſiges Antlitz ward aſchfarb, und in dieſem Augenblicke ſtrömte das Blut auf ſeine ſchönen Kleider und auf die milchweiße Farbe ſeines Pferdes. Milhoſt und Mikul ſuchten ihn aufzufangen, er entglitt ihnen aber und ſtürzte auf die Erde. Da jetzt wieder an dieſer Stelle der Kampf auf die Zeit eines Augenblicks ruhte, konnten die Seinen die beſudelte und entſtellte Leiche des Jünglings nach rückwärts bringen. Der Schmied holte ſich ſeine Keule.

Die Waldmänner ſchloſſen die Lücke ihrer Reihe, welche Dus, der Sohn Načerats, gemacht hatte, wieder und ſuchten ſie jetzt feſter zu erhalten. Der Kampf ging fort. Witiko leitete die Reiter mit den blauen Fähnlein und rief ſeine Befehle auf die Fußgänger rechts. Milhoſt, da er ſich von der durch Dus gemachten Lücke ausgeſchloſſen ſah, ſchrie: „Witiko, Du meineidiger Schurke, hätten ſie Dich doch auf den höchſten Baum gehängt."

Als er dieſe Worte kaum vollendet hatte, ſtach ihn ein Waldſchaft durch die Bruſt, Blut ſtürzte auf ſein grünes, goldgewirktes Kleid, und er fiel über das Haupt ſeines Pferdes in das Gras. Der Jüngling Mikul wurde gleich nach ihm geſtürzt. Jetzt kamen auch die kleinen Waldpferde Diets und Rownos. Zibota wurde noch geſtürzt, mehrere Männer Načerats wurden noch geſtürzt, und die glänzenden Reiter, jetzt auch ohne Führer, wendeten ſich und flohen zurück . . ."

In keinem deutſchen, hiſtoriſchen Romane finden wir ein ſo machtvolles, gewaltiges Bild wieder. Die Wirkung, welche davon ausgeht, erinnert an die vornehme Plaſtik und an den erhabenen Ernſt der klaſſiſchen Reliefdarſtellungen. Herbe Großzügigkeit und ein wenig auch von der ſtarren Kälte des Bildhauers iſt es, womit uns Stifter in dem ganzen Werke entgegentritt. Die Seelenloſigkeit, die hier inmitten der grauenvollſten Taten kaltblütig dahinſchreitet, bleibt dieſen im Innerſten unbewegten Helden eigen, auch wenn ſie aus dem gemütverhärtenden Schlachtgetümmel hinweg in die weiche Luft des Brautgemaches eilen. Wie mit der unveränderlichen Holzmaske der primitiven Schauſpielkunſt vor den verräteriſchen Zügen gehen die kaltherzigen Geſchöpfe dieſer Erzählung einher, nicht durch das leiſeſte Zucken auch nur die Spur einer ſeeliſchen Erregung verkündend. Bloß die Handlungen dieſer Menſchen zeigen zuweilen, daß ſie auch von Gefühlen geleitet ſind, und aus ihren Taten muß man ihr Empfinden ableſen. Aber daß es einem Schriftſteller von der genialen

Einseitigkeit Stifters gelang, ein so mächtiges Schlachtenbild zu entwerfen, da ihm doch nichts ferner lag, als Haß und Blut, und da für ihn nach seinem eigenen Geständnisse „jeder Krieg zwischen Menschen ein Scheusal" war, bleibt immer im höchsten Grade bewunderungswürdig.

Die schönsten Stellen des Werkes, zu welchen vor allem die früher besprochenen Beratungsszenen und die herrlichen Kampfbilder gehören, drängen sich in den ersten Band zusammen, wo uns schon bei dem an den Eingang des Buches gestellten Gebirgsritt des Helden die innige und zarte, wenn auch zurückhaltend kühle Liebesepisode mit einem eigenartigen Zauber herber Sprödigkeit und frischer Ursprünglichkeit umfängt. Hier klingen bereits durch den oft unterstrichenen Hinweis auf den reizvoll blühenden Heckenkranz in Bertas einfach gescheiteltem Haare die bedeutungsvollen Beziehungen an, welche sich in der seit Jahrhunderten beharrlich erhaltenen Vorliebe des Geschlechtes der Witiker für die Waldrose, und mit der Aufnahme dieser Blume in das Wappen der den Namen von der Schildzier ableitenden Rosenberger darstellen. Daß Stifter das Waldrosenmotiv immer und immer wieder geschickt in den Gang der Erzählung einflicht, ohne darum in plumpe Absichtlichkeit zu verfallen, zeigt, daß er auch im Alter trotz mancher Wandlungen vor allem der feinsinnige Dichter geblieben ist, welcher in seiner Jugend alle Herzen an sich riß.

Gleichwie im „Nachsommer" die Edelrose, so ist im „Witiko" die Waldrose ein mit dem Inhalt des Buches dauernd aufs Engste verknüpftes Symbol der Liebe und der Treue. Das Rosenwappen der Witiker, das in schöner Dreizahl vom Dachsims der Oberplaner Kirche auf den stillen Marktplatz des Ortes herableuchtet, hat aber schon die Phantasie des dichterisch veranlagten Kindes beschäftigt, wenn es, von seinen Spielen aufblickend, das Auge gegen den hochragenden Turm richtete.

Im Zeichen der Rose begegnen sich die keuschen, jugendlichen Herzen:

„Trägst du die Rosen aus Eingebung?" fragte der Reiter.

„Das weiß ich nicht," entgegnete das Mädchen. „Meine Eltern haben von hier weiter oben ein Haus. An dem Hause ist ein Garten, wo die Sonnenseite ist, und in dem Garten stehen viele Blumen. Und an der Hinterseite des Hauses geht ein Riegel gegen die Tannen, auf welchem viele Waldrosen stehen, und diese nehme ich oft."

„Hast du die Rosen heute aus Eingebung genommen? Sie sind mir ein Zeichen, daß meine Fahrt gelingen wird," sagte der Reiter.

„Ich habe einen Metallring, in welchen die Rosenstiele passen," sagte das Mädchen, „habe heute Rosen genommen, habe sie in den Ring

gleich und ein Krug auf der Hand gut. Zog sie an den Schnur, so kam der Wirt.

Alles Möbliche [illegible] vorhanden zu, auf dem alle Tische [illegible] gestellt.

Ich wandte mir meine Aufgabe, wenn die Wirtin von [illegible] sagte [illegible]

Wirtin mit Gästen.

„Ja auf Ihren Wohnen," antwortete sie.

„Ja auf Ihren Wohnen?" fragte ich, „warum gibt sie denn nicht gut ihren eigenen Namen ohne zu verlieren [illegible] Gewicht?"

„Ja, weil sie [illegible] Gewicht ist, und weil sie [illegible] Gewicht, weil [illegible] die Wirtin gibt, weil sie [illegible] Gewicht ist, weil sie [illegible] Gewicht ist, weil sie [illegible] Gewicht ist

in Rom, der auch Witiko wie ich geheißen hat, wegen Verfolgung eingedrungener Feinde mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit seinen Anverwandten und mit einem kriegerischen Gefolge in das Land gegen Mitternacht gegangen und bis an die Donau gekommen. Von dort wollte er in das Land Böhmen einbrechen. Aber Wojen, der Herzog Böhmens, der erstgeborne Sohn des Herzogs Mnata, der noch heidnisch war, und die Christen haßte, zog ihm mit einem Heere entgegen, und tötete in einer Niederlage, die Witiko erlitt, fast alle seine Leute. Da trug Witiko dem Herzoge Wojen ein Bündnis an, er wolle sich ihm unterwerfen und die Marken Böhmens gegen die Fremden verteidigen, wenn ihm der Herzog in den waldigen Bergen, in welche er eingedrungen war, eine Wohnung geben wolle. Der Herzog gab sie ihm, und nun wohnte er an einem Berge in dem Walde. Sie breiteten sich aus, wurden mächtig und gründeten das Christentum, daß sich vierzehn Lechen vom Mittage Böhmens lange vor der Zeit, da Bořiwoj der erste christliche Herzog Böhmens war, in Regensburg taufen ließen. Dann nahm das Geschlecht wieder ab, wurde unbekannt, nnd ich bin der letzte davon. Witiko hatte auf dem Berge an seiner Wohnung Waldrosen gepflanzt, wie auf einem Berge neben seiner Wohnung in Rom Waldrosen gestanden sind. Alle Vorgänger des alten Witiko, welche in die Zeiten hinauf reichten, da noch gar kein Christ auf der ganzen Welt war, hatten Waldrosen gepflanzt, weil noch keine anderen waren, und alle Nachfolger haben Waldrosen gepflanzt."

„Es wird doch eine Eingebung gewesen sein, daß ich die Rosen genommen habe," sagte Berta.

„Nimmst du oft Rosen?" fragte Witiko.

„Ich nehme sie zuweilen," sagte Berta.

„Und daß es in dieser Jahreszeit noch Rosen gibt, ist schon ein Wunder," sagte Witiko.

„Ich habe diese auch nur heute im Waldschatten gefunden und in meinen Ring gesteckt," entgegnete Berta.

„Siehst du," sagte Witiko.

„So mögen sie euch ein Zeichen sein," erwiderte Berta, „und möget ihr recht viel Glück haben . . ."

Und als dann drei Jahre nach diesem Gespräche die kampfbereiten Söhne des gleichen Mutterlandes, zur Schlacht gerüstet, einander gegenüber stehen, sieht der streitbare Held die Rose fast abergläubisch als das Zeichen an, in welchem er den Sieg zu erringen hofft:

„Die Völker unten am Rande des Berges, welche dieſelben Kleider hatten, dieſelben Vorfahren zählen, dieſelben Geſichtszüge trugen, wie die auf dem Berge, rückten nun langſam vor.

Witiko trat zu dem Haupte ſeines Pferdes, liebkoſte es, wie man ein vertrautes, vernünftiges Geſchöpf liebkoſet und ſagte: „Nur heute bleibe treu.“

Dann nahm er den Schild von dem Sattel und fügte ihn an den linken Arm. Er war weiß und hatte in der Mitte eine dunkle, fünfblätterige Waldroſe. Witiko ſagte laut, daß es ſeine Nachbarn hörten: „Wenn es wahr iſt, Roſe, daß du ſchon einmal geblüht haſt, ſo blühe wieder . . .“

Die gleiche Einfachheit und maßvolle Schönheit finden wir auch in manchen Teilen des zweiten und des dritten Bandes. Da iſt das ſanfte Fortſpinnen der ritterlich keuſchen Liebe Witikos zu Berta, die poetiſche Kahnfahrt des jugendlichen Helden donauabwärts bis Wien, ſein Aufenthalt in der heiteren Stadt der Geſelligkeit, ſein Verweilen in den ſchimmernden Fürſtenzimmern auf dem Kahlenberge und endlich Barbaroſſas kühner Römerzug, womit der Dichter uns den Blick erſchließt in eine reichbewegte, glänzende Welt, zu welcher ein ſchärferer und wirkungsvollerer Gegenſatz kaum gedacht werden kann, als das ernſte, einfache, dürftige Leben der ſchlichten Waldleute in den finſteren, unwegſamen, böhmiſchen Forſten. Aber unſere Freude an dieſen Bildern, die unſer Auge feſſeln und ergötzen, wie farbenbunte, goldſchimmernde Initialen in mittelalterlichen, ſchwer entzifferbaren Pergamenten, iſt keine ungetrübte; denn Stifters übermäßiger „Reſpekt vor der Realität“ zwingt uns, Zeuge der vielen Kämpfe und Wirrniſſe zu werden, welche aus den Streitigkeiten in Böhmen unter den ſich geltend machenden Einflüſſen des deutſchen Kaiſers und der Markgrafen von Öſterreich hervorgehen, wobei das unbedeutendſte Detail in trockener, chronikenhafter Schilderung vorgeführt, und uns die Bekanntſchaft zahlloſer, höchſt unintereſſanter Menſchen aufgezwungen wird, die weder in der Geſchichte noch im Leben Witikos irgend eine weſentliche Rolle ſpielen.

Daß dieſe doppelt erſchwerten Geduldproben durch eine ermüdende, abſtoßende Form oft bis ins Unerträgliche geſteigert ſind, beweiſe das nachfolgende Beiſpiel:

Hierauf wendete ſich Lubomir gegen die Männer, die an der Tür ſtanden, und indem er auf den erſten wies, ſagte er: „Das iſt Raſtiſlaw, mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann wies er auf den zweiten und ſagte: „Das iſt Widimir, mein Sippe, der mir auch in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann setzt er auf das weiße und legte „Zum 8. Novellen, neue Folge" darauf, und auf das rothe „Zum 8. Novellen, neue Folge".

Dann setzt er auf die Mitte auf die Klappe, und legt „Zum 8. Novellen, neue Folge" darauf, und 12 Stck. auf 12 Stück, und 12 Klappen auf 12 Klappen.

Und so setzt fort bis 12, und wenn Sie, wie es scheint, Kartenspiel verstehen, so

Illustration des Autors

wie alle wirklich in der verschiedenen Weisen, wenn sie sich mit Kartenspiel beschäftigen, so werden Sie auch wissen, wie viel Karten man in Schach zu geben pflegt, und wie viel Karten man in Schach nimmt.

Damit beendete mein Onkel Rasmus, in der Weise gelehrter Leute, seine Rede, und ich sah, daß er sich nicht mehr um mich kümmerte, sondern daß er sich ganz und gar in seine Karten vertieft hatte. Ich blieb so einige Zeit in Gedanken stehen, und sah ihm zu, wie er sich mit seinen Karten abmühte. Als er dann fertig wurde und ich Miene, ihn gehen machte, da rief er mir nach: Kommen, mir Kommen, mir meine Novellchen.

dem Packe der Nahrungsmittel und einem Sacke für die Beute, Stephan, der Wagenbauer, mit Schwert und Spieß, dem Packe der Nahrungsmittel und dem Sack für die Beute, David, der Zimmerer, mit Schwert und Streitaxt, dem Packe der Nahrungsmittel und dem Sacke für die Beute, ebenso Paul Joachim mit einem Spieße, Jakob mit Spieß und Schwert, Tom Johannes der Fiedler, mit einem Spieße und einem großen Sacke für die Beute, ingleichen Maz Albrecht mit einem Ahornschafte, dann Peter Laurenz, der Schmied, mit einer Eisenstange und einer eisernen Wurfkeule, dann Urban, Zacharias, Lambert und Wolfgang mit Ahornschäften, Gregor Veit mit Schwert und Spieß . . ."

Die in die äußerste Manieriertheit ausartenden, oft ganz sinn- und zwecklosen Wortwiederholungen, welche dem Stil des ganzen Werkes einen fatalen Stempel aufdrücken, werden häufiger, je weiter die Erzählung fortschreitet. Der dritte Band wimmelt davon; in demselben findet sich auch eine charakteristische Stelle, in welcher auf dem engen Raume von einundzwanzig Zeilen siebzehn Male dasselbe Wort vorkommt.

„So danken wir Gott zuerst, daß unser Vaterland wieder in Ruhe ist," sprach Wentila, „und dann danken wir, daß du nur einmal eine geringe Verletzung erlitten hast, das ist eine Gnade von dem Herrn, und dann danken wir, daß er dich hat wirken lassen, wie du immer nach deinem besten Sinne wirst gewirkt haben, und endlich danken wir, daß du geehrt und belohnt worden bist, was eine Sache ist, die vor den Menschen gilt und die dir zu Gute kömmt."

„Wir haben Gott, dem hohen Herrn, für seinen Beistand in dem Unglücke unseres Vaterlandes gedankt auf dem Schlachtfelde, wir haben ihm feierlich auf grüner Heide gedankt, weil in Mähren noch der Bann ist, und keine Kirche offen steht, wir haben ihm in der Kirche des oberen Planes gedankt, und haben ihm bei Plan unter dem offenen Himmel gedankt," sprach Witiko, „und ich habe ihm gedankt, daß er mich erhalten hat, ich habe ihm gedankt, daß er mir in meinem guten Willen geholfen hat, und ich habe ihm gedankt, was er dem gütigen Herzoge für mich eingegeben hat. Und so danke ich ihm noch, und werde ihm zu jeder Zeit danken. Und immer danke ich auch dabei, daß er mir eine so gute Mutter geschenkt hat."

„Wir haben ihm auch gedankt, Witiko," sagte die Mutter, „und danken ihm noch, und werden ihm wie du zu jeder Zeit danken. Und ich danke ihm auch, daß ich einen guten Sohn habe . . ."

Zu dieser verzweifelten Manieriertheit gesellt sich ein unnatürlich geschraubter Ton in den übermäßig zahlreichen und übermäßig langen

Anſprachen, der zu lächerlich iſt, um den beabſichtigten Anſchein von Würde zu erwecken:

„Gehe wieder auf deinen Platz, Witiko," ſagte die Mutter, „und erweiſe der hohen Frau, die dich vor ihr Angeſicht gerufen hat, deine Verehrung."

Witiko aber blieb auf ſeiner Stelle ſtehen und ſprach: „Ja, die Verehrung, welche der erhabenen Frau gebührt, die Verehrung, welche ſich gegen die Tochter des denkwürdigen Kaiſers Heinrich geziemt, die Verehrung, welche der Mutter des deutſchen Königs Konrad zukömmt, die Verehrung, welche ich der Mutter Gertruds, der Gattin Wladislaws, des Herzogs von Böhmen und Mähren, zolle, die bei der Belagerung von Prag eine Heldin geworden iſt, die Verehrung, welche ich gegen die Frau hege, die in ihren Söhnen und Töchtern auf geiſtlichen und weltlichen Stühlen und auf den Kriegsfeldern und im Fürſtenrate waltet, und die Verehrung, die der Jüngling der Frau bringt."

Ein ſchwerer Mangel des Werkes beſteht auch darin, daß alle Perſonen, ohne eine Spur von Individualität zu verraten, ſich der gleichen, halb gezierten, halb hoheitsvollen, ſtets ein bißchen langweilig gemeſſenen Ausdrucksweiſe bedienen. Bei Prieſtern und Kriegern, bei Fürſten und Bauern, bei Frauen und Kindern finden wir dieſelben Worte, dieſelben Redewendungen. Was die Menſchen in Witikos Umgebung, in Bertas Familie, am Herzogshofe in Prag und im Palaſte des Biſchofs von Paſſau reden, iſt ſtets voll Güte, voll Rechtſchaffenheit, voll Weisheit, voll Tugend und ſo ganz und gar der Ausfluß der immer gleichen Sinnesart, daß man jeden Ausſpruch unbedenklich jeder beliebigen Perſon der Erzählung in den Mund legen könnte. Die einzige originelle Figur neben dem gleißneriſchen Načerat, der halb wahnwitzige, halb prophetiſche Hausverweſer Huldrik iſt eine etwas abgeblaßte Wiederholung des tollen alten Kaſtellans aus der Narrenburg.

Angeſichts der zahlloſen Geduldproben, welche die unbefangene Würdigung der wahrhaft großen und dichteriſchen Schönheiten dieſes ſeltſamen Werkes ſo ſehr erſchweren, muß es jeden Leſer auf das Äußerſte befremden, zu ſehen, wie der Dichter, der zuerſt nach Homers Dehnmanier ſich mit unendlichem Behagen ins Breite verliert, den Faden der Geſchichte gegen das Ende des letzten Bandes haſtig abhaſpelt und die ſchlechte Ökonomie der Stoffverteilung dadurch am deutlichſten verrät, daß er plötzlich, als ſei er ſelbſt des zielloſen Ausſpinnens überdrüſſig geworden, ſeinen Roman mehr abbricht als abſchließt, ohne durch die angemeſſene Beleuchtung des zur Höhe gelangten Helden das notwendige Gleichgewicht herzuſtellen.

Daß es dem Dichter trotz seiner mit unsäglichem Fleiße und unersättlicher Gründlichkeit durchgeführten Quellenstudien schwer wurde, Verstöße gegen die von ihm so hoch gehaltene, unbedingte Wahrhaftigkeit zu vermeiden, beweist der Umstand, daß nach allen Korrekturen noch grobe, auffallende Fehler in der Auflage stehen blieben. So speist Witiko im Hannzenberge „mit Messer und Gabel," der Abgesandte aus Hostas Burg, welcher dem Helden den Gürtel des Herzogs Soběslaw überbringt, trägt ein „baumwollenes Oberkleid", und die Versammlung der Lechen und Wladyken in Prag erfreut sich einer parlamentarischen Ordnung und Wohlanständigkeit, welche selbst in unseren Tagen als Muster politischer Gesittung dienen könnte.

Bei dem stets mehr und mehr gesteigerten Widerwillen des Dichters, Gefühle und Gedanken auszusprechen, begegnen wir der Reflexion nur selten. Doch enthält auch dieses Werk einige geistvolle Denksprüche:

„In der Jugend ist man bei seinen Eltern, in späteren Jahren bei seinen Kindern und im Alter allein."

„Die Macht und die Kronen sind Dinge, welche tauglich sind, mit ihnen Gutes zu tun, sonst sind sie nichtig."

„Verräter verraten einander wieder."

„Von dem Gemüte aus heilt man den Körper oft leichter als mit Salben und Mitteln."

„Die Menschen lernen nicht gerne aus dem Schicksale anderer."

„Es sollten alle Reiche unseres Erdteiles ihre Angelegenheiten gemeinsam schlichten; so würde keines von einem anderen besiegt, und keines würde die Beute eines entfernten Feindes."

Wie sehr Stifter zu grenzenloser Weitschweifigkeit durch die Absicht verleitet worden ist, sein ungeheures Studienmaterial, das er in vieljähriger Arbeit aufgehäuft hatte, mit Stolz vorzuweisen, beweist eine eingeschobene Abhandlung über die Geschichte der Normannen, die gar nicht zur Sache gehört: „Es ist der Mann Tankred gewesen, der in der Normandie gehauset hat. Er ist auch nur ein edler Mann gewesen, und sein Geschlecht hat einiges Ansehen gehabt. Er hat die edle Jungfrau Moriella geheiratet, und sie hat ihm Töchter und fünf Söhne geboren. Und da sie gestorben war, hat er die edle Jungfrau Fresende geheiratet, und sie hat ihm Töchter und sieben Söhne geboren. Und sie hat die Töchter und die Söhne erzogen. Und die Jünglinge waren in allen Tugenden der Männer und Ritter geübt. Da sagte der Vater: Wenn meine Habe unter euch geteilt wird, so hat jeder wenig, wenn sie aber einer bekömmt, so kann er sein Geschlecht in Ansehen fortführen, und wenn die

Wenige Tage darauf war Jakob wieder bei der Arbeit, die ihn ernährte, und Wilhelm, Wilhelm Tell, der Schütze, der Befreier seines Vaterlandes, der Held, der Mann, der Vater, der Gatte, der Sohn, der Bruder, er war in Altorf, im Gefängniß, vom Landvogt Gessler mit grausamer Kaltblütigkeit, mit Hohngelächter und mit Schimpfreden auf die Folter gespannt.

Tell vor Gessler.

Jakob Tell, der Vater, hatte sich, als er seinen Sohn Wilhelm gefangen sah, sogleich auf den Weg gemacht, um ihn zu befreien. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ. Er wußte, daß Gessler ihn haßte, weil er sich geweigert hatte, vor dem Hute, den Gessler auf eine Stange gesteckt hatte, sich zu verneigen, und weil er sich geäußert hatte, daß er sich nicht vor einem Hute verneigen werde, und daß Gessler ihn deshalb in den Kerker werfen ließ.

Bruchstück einer alten Witikohandschrift aus dem Besitze der Frau Berta Swoboda in Prag, welches mit den zehn dieselbe Partie behandelnden Druckseiten des Buches nur in einem einzigen vier Zeilen langen Satze wörtlich übereinstimmt, im übrigen aber die größte Verschiedenheit aufweist.

Das tragische Geschick, dem wir im Leben und im Schaffen des Dichters so oft begegnen, läßt ihn das der Verherrlichung der Rechtlichkeit gewidmete Werk, an das er eine Riesensumme von Zeit und Kraft verwendete, nicht zu der erhofften Wirkung und Bedeutung bringen. Der Abgeschmacktheit seiner Manier selber unbewußt, glaubt er zu Zeiten neben dem Höchsten und Erhabensten in Ehren bestehen zu können, und die Größe seiner Arbeit erfüllt sein Gemüt so ganz, daß ihm alles, was er liest oder was er im Theater sieht, daneben „völlig kindisch" vorkommt; aber bald macht sich doch wieder die ewig quälende Zweifelsucht geltend, die ihn an dem Buche so lange „feilen, bohren, grübeln und nergeln" heißt, bis er, zu später Besinnung gelangt, nach seinem eigenen Geständnisse einsehen muß, daß er sich „verbüffelt" habe. Diese Wahrnehmung bedrückt ihn umso schmerzlicher, als ihn nicht nur die Sehnsucht, „etwas der Hoheit der Dichtkunst nicht Unwürdiges zu erschaffen," sondern auch die freundschaftliche Empfindung anspornt, dem Verleger, der für ihn „getan hat, was die Großen oder Mächtigen dieser Welt hätten tun sollen", durch ein bedeutendes Werk Freude und Gewinn zu geben. Da der „Nachsommer" einen weit geringeren buchhändlerischen Erfolg gehabt hatte, als der Dichter zuversichtlich erwartete, so schlossen sich alle Hoffnungen in dem Wunsche zusammen, daß die „oberflächliche" Lesewelt an der „stoffreichen" geschichtlichen Erzählung mehr Gefallen finden werde.

Das drängende Verlangen Heckenasts, der Dichter möge den vertragsmäßigen Verpflichtungen durch die Vorlage neuer Manuskripte gerecht werden, sucht der letztere mit der Nachricht zu beschwichtigen, er habe Dank der Fülle des mit unendlichem Fleiße aufgesammelten Stoffes „acht Bände in der Fabrik", und wenn jetzt auch Witiko so „schwer geboren" werde, so kämen später dessen Nachkommen umso leichter zur Welt, „da die Studien nicht anders als zu allen zugleich gemacht werden mußten". Er habe „eine Leidenschaft für diese Arbeit", so versichert er wiederholt, und man müsse ihn „von den Papieren wegjagen", damit ihm nicht „Spinnenweben auf dem Kopfe wachsen". Man müsse „Gestalten machen, nicht Worte", und wenn auch Witiko langsamer fortschreite, als alle seine früheren Arbeiten, so könne er doch das Gefühl nicht abweisen, daß er sich „eher zerreißen" ließe, als daß er an dem Werke „sudelte". Da ihn Krankheit verhindert, den Roman zu fördern, wird er von schweren Weinkrämpfen

befallen. Aber auch nach der Beſſerung ſeines Befindens wagt er es nicht, die Fortſetzung ſogleich in Angriff zu nehmen: „Witiko berühre ich erſt, wenn ich meiner vollkommen ſicher bin; ich möchte dieſes Werk auf einer gewiſſen Höhe halten. — Es wäre doch zum Verzweifeln, wenn ich ſo viel Lebenskraft an ein Werk wende, und es nicht abſchließen könnte!“ —

Aber je mehr ſeine körperlichen Kräfte abnehmen, umſo tiefer ſinkt auch ſeine Begeiſterung. Schließlich bleibt faſt nur noch das bittere Gefühl des Zwanges zurück, welches aus dem Bewußtſein der an Heckenaſt abzutragenden Schuld hervorgeht. Zum erſten Male verwandelt ſich ihm die ehemals ſo beſeligend empfundene poetiſche Schaffensluſt in harte, knechtiſche Arbeit, und man vernimmt aus ſeinen Äußerungen das ſchmerzliche Aufſtöhnen des mit dem Schwinden der Geſundheit auch geiſtig zuſammenbrechenden Mannes. Der durch tauſend Verpflichtungen müde gehetzte Dichter keucht unter der Laſt des ihn ſchwer bedrückenden hiſtoriſchen Stoffes, mit welchem er ſeinen armen Schultern mehr aufgebürdet hatte, als ſie zu jener Zeit noch zu tragen vermochten.

Der Schluß mache ihm, ſo ruft er verzweifelnd aus, „eine fürchterliche Arbeit“ und die letzten Bogen kleben, während der Setzer unwirſch auf ihn wartet, „wie Pech“ an ſeinen Fingern. Er habe ſich abgemüht, „wie noch nie“ und gezogen „wie ein Pflugſtier“. Seine heißeſten Wünſche und ſeine täglichen Gebete erflehen, es möge ihm Unheil oder Sorge nur ſo lange fern bleiben, bis er ſein Werk vollendet hat. „Ich bin in großer Angſt,“ ſo ſchreibt er an Heckenaſt, „daß Du über die Verzögerung des Witiko ungeduldig ſein wirſt. — Mein Geiſt war ein halbes Kind geworden. — Ich habe mich ſehr angeſtrengt, und mit ſchwimmenden und flimmernden Augen lege ich die letzten, erſt heute wieder neu geſchriebenen Blätter zu. — Faſt alle Quellen jener Zeit mit ihrem wunderlichen Latein lagen um mich herum, ich ertrank beinahe in der Fülle der Taten. Der Geſchichtsmann wird in einer Zeile erkennen, welche Quellenarbeit in ihr liegt, der andere Leſer kaum, die meiſten gewiß nicht. — Mein Kopf iſt faſt wüſt. — O, welch eine beſſere Stimmung täte der Rundung dieſes dritten und wichtigſten Teiles not! Ich möchte oft bitter klagen . . .“

Mit einer zitternden, angſtvollen Erwartung ſchickt er endlich ſein Schmerzenskind in die Welt: „Wenn doch die letzten Tage meines Lebens einzig der Kunſt könnten gewidmet werden! Vielleicht baut mir Witiko eine Stufe, allein wer weiß das?“

Die zeitgenöſſiſche Kritik blieb die Antwort auf dieſe Frage nicht lange ſchuldig. Das Urteil lautete vernichtend. Mit Ausnahme des die Muſe Stifters von Anbeginn ſchwärmeriſch verehrenden Schriftſtellers

Hieronymus Lorm, welcher es mit Freude begrüßte, daß der Dichter der Studien in folgerichtiger Erweiterung seines allzusehr im Idyllischen befangenen Stoffgebietes zur Darstellung großer, historischer Begebenheiten vorgedrungen sei, fand der Chor der Rezensenten kein einziges Wort des Lobes.

Karl von Thaler schrieb, Stifters Witiko, in finsterer Lebensdämmerung entstanden, führe uns in langen Reihen die „richtigen Baummenschen" vor, „Geschöpfe mit regelmäßigem Astwerke, ohne Leidenschaft, ohne Sinnlichkeit, beinahe ohne Geschlecht," und Rudolf Gottschall fand das in „primitiver Syntax" aus dem „Gänsemarsch von lauter Hauptsätzen" ohne jede Unterordnung der Teile, ohne die geringste Spur von Perspektive aufgebaute Werk aller Anschaulichkeit bar, ganz zusammengesetzt aus „leeren Äußerlichkeiten", und alle Figuren darin „Automaten, die mit dem Kopfe nicken", in der Mitte derselben der Held „wie eine Marionette, die an den Drähten des Autors an uns vorübertanzt". — In der Hauptsache damit übereinstimmend und ausnahmslos abfällig äußerten sich alle übrigen Kritiker. Sie verurteilten das Werk als einen „barbarischen Rückfall" in den „öden Chronikenstil" vergangener Jahrhunderte, sie bedauerten den „gänzlichen Mangel psychologischer Vertiefung" und hielten das Liebäugeln mit „altväterischen Manieren" für so verkehrt, als ob ein moderner Maler, die Fortschritte der neuzeitlichen, technischen Errungenschaften verleugnend, sich die Darstellungsweise der Schule des van Eyck, des Lukas Kranach, des Memling oder des Quentin Metsys zum Vorbilde nehmen und solchergestalt „die Kunst zu ihren Anfängen zurückschrauben" wollte.

Angesichts dieser vernichtenden Urteile fanden nur wenige Leser den Mut, die nicht unbedeutenden Kosten an die Erwerbung des mit Warnungssignalen umstellten Werkes zu wenden, und die spärliche Zahl der Beherzten schmolz bald auf eine kleine, aber unerschütterliche Reihe beharrlicher Parteigänger zusammen, als auch im Publikum sich die Kunde verbreitete, daß die Lektüre des Buches nur von denjenigen zu Ende gebracht werden könne, die den schwersten Anforderungen in Bezug auf Geduld und Ausdauer gewachsen seien.

Was nützte es, daß Johannes Nordmann sagte, in keiner anderen Produktion spiegle sich die Spezialität Stifters in so typischer Weise wieder, und daß Heckenast erklärte, bei Stifter seien alle Figuren treu studierte Erscheinungen der Geschichte; wo der künstlerische Organismus einer Phantasiefigur bedürfe, da sei diese Figur so meisterhaft in das Gewebe der Zeit hineingewirkt, daß die Einheit des historischen Gemäldes nie ver-

letzt werde; dieſe Äußerungen hatten ebenſo wenig Wirkung, wie der Ausſpruch der Baronin Binzer, das Buch ſei voll Ernſt und Größe, oder wie das Bekenntnis Aprents, es hätten ihn bei der Lektüre heilige Schauer ergriffen, und eine große, ſtarke, eindringliche, erſchütternde Wirkung ſei davon in ſein Gemüt eingezogen wie von der Erhabenheit der homeriſchen Geſänge.

Das Wohlwollen der treugeſinnten Freunde änderte nichts an der allgemeinen ſchroffen Ablehnung, welche die letzte Gabe des müden Dichters zurückwies.

Zu den Leiden, die ſeinen Körper durchwühlten, zu der Trauer, welche ſeit den ſchweren Schickſalsſchlägen ſein Gemüt düſter umfing, und zu der Reſignation, die das Fehlſchlagen ſeiner goldenen Zukunftsträume in ihm erwecken mußte, geſellte ſich nun der nagende Schmerz, daß er, den einſt die Volksgunſt jubelnd umbrauſt hatte, nun im Alter ein Halbvergeſſener geworden war.

* * *

Die letzten Lebensjahre Stifters gingen noch ſtiller und gleichmäßiger dahin, als die ganze übrige Zeit ſeines Linzer Aufenthaltes. Zwar trug er ſich mehrere Sommer hindurch mit der Abſicht, eine Reiſe nach Prag und eine Fahrt nach Paſſau und nach Nürnberg zu unternehmen, um den Schauplatz ſeines Geſchichtsromanes wahr und anſchaulich darſtellen zu können; aber der Gedanke an das dazu nötige „hölliſche Geld", das er in Menge für ſeine Krankheit hatte „unnütz hinauswerfen" müſſen, hielt ihn ſtets von der Ausführung ab. Nachdem ſein Befinden ſich „unzählige Male" verbeſſert und wieder verſchlimmert hatte, trat im März 1865 eine beunruhigende nervöſe Aufregung mit heftiger Fieberhitze ſo bedrohlich auf, daß er um Dr. Aitenberger, welcher vordem in Wien ſein Hausarzt war, telegraphierte. Der zu jener Zeit berühmte Heilkünſtler lag jedoch ſelbſt unpäßlich darnieder, und es wurde daher der Hausarzt des Barons Hackelberg in Linz, Dr. Eſſenwein, an das Krankenlager des Dichters berufen; dieſer vermutete in dem tückiſchen, ſchleichenden Übel zunächſt ein „verlarvtes Wechſelfieber" und ſtellte die baldige, vollſtändige Geneſung in nahe Ausſicht. Da jedoch die Zeit verſtrich und alle Mittel nichts fruchten wollten, erkannte der Arzt auf Grund wiederholter Unterſuchungen, daß eine bedenkliche Leber- und Gallenſtörung vorhanden ſei, und beſtand darauf, daß der Dichter, ſobald das Frühjahr etwas weiter vorgeſchritten ſein werde, ſich nach Karlsbad zur Kur begebe.

Um ganz ſicher zu ſein, fuhr Stifter zunächſt am 18. April 1865 nach Wien, wo er gleichzeitig die Erwirkung eines neuerlichen, ausgiebigen Krankheitsurlaubes perſönlich betreiben wollte, und ließ ſich nacheinander von ſechs Ärzten unterſuchen; bei allen lautete die Diagnoſe faſt wörtlich übereinſtimmend. Sowohl ſein alter Arzt Dr. Aitenberger, welchem er volles Vertrauen ſchenkte, als auch die Profeſſoren Braun und Oppolzer bezeichneten Karlsbad als den einzigen Ort, wo eine vollſtändige Heilung verſucht werden könnte.

In dem nachfolgenden, bisher nicht veröffentlichten Briefe an Dr. Eſſenwein, welchen ich der Güte der Frau Marie Swoboda geb. Baronin Leon verdanke, berichtet Stifter über ſeinen Wiener-Aufenthalt:

„Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich bin geſtern nach Wien gereiſt. Oppolzer hat heute verreiſen müſſen. Er hat mir auf morgen ſeinen Beſuch angekündigt. Übermorgen geht er nach Frankreich. Doctor Aitenberger hat mich heute eine Stunde lang unterſucht. Seine Ausſage ſtimmt mit der Ihrigen vollkommen zuſammen. Karlsbad, ſagte er, ſei auf das Entſchiedenſte angezeigt.

Ich eröffnete ihm erſt nach dieſer ſeiner Ausſage Ihre Anſicht, ſeine Anſicht hat er alſo vollkommen unabhängig ausgeſprochen. Karlsbad räth er gleich mit Beginn des Mai an. Alles Nähere mündlich.

Mit größter Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenſter Freund

Adalbert Stifter.

Wien, am 19ten April 1865.

Außen: Wien.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Carl Eſſenwein, Dr. der Arzneikunde. Abzugeben bei H. Baron von Hakelberg in der Baumbachgaſſe in

Linz."

Nun mußte die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel geſichert werden. Zagend und mit ſchwerem Herzen wendete ſich Stifter an ſeinen Freund Heckenaſt; es war ihm dies umſo peinlicher, als er durch die Verſchleppung der Termine an den Verleger bereits ſtark verſchuldet war: „Ich kann tun, wie ich will, ich bringe das Geld nicht auf. Nur dieſe bittere Not zwingt mir die Bitte auf, die ich ſonſt im Hinblicke auf alle Verhältniſſe nicht getan hätte. Können Sie mir 200 Gulden außer

unſerem laufenden Geſchäfte für Karlsbad zuwenden? — Ich kann ein Anlehen, das ich nicht durch Arbeit, ſondern bar zurückzahlen muß, nicht machen, weil ich eben der Rückzahlung nicht ſicher bin, da ich jeden Gulden, den ich haben werde, nach dem Karlsbader Aufenthalte auf lange Zeit hin bitterlich brauchen werde. Die Winterrechnung des Arztes läuft ſchon wieder über 100 Gulden hinauf . . . Nach langem Krankſein weiß man erſt, was Geſundheit iſt, und verlangt ängſtlich dahin, wo man ſie wieder ganz zu gewinnen hofft."

Da es auch Freiherrn von Kriegs-Au, dem im Staatsminiſterium die Leitung der Unterrichtsangelegenheiten anvertraut war, gelang, für Stifter einen Krankenkoſtenbeitrag von 300 Gulden zu erwirken und überdies die „deutſche Schillerſtiftung" die Summe von 200 Talern beiſteuerte, ſo waren die Kurkoſten gedeckt, und Stifter reiſte auf dem zu jener Zeit bequemſten und kürzeſten Wege mit ſeiner Frau, mit der Nichte Katharina und mit ſeinem Hündchen von Linz mit der Bahn über Paſſau nach Regensburg und Mitternich und von dort mit Pferden über Eger nach Karlsbad, wo er am 4. Mai im Laufe des Nachmittags ankam. — Dort beſuchte er ſogleich den Kurarzt Dr. Seegen und mietete dann eine Wohnung auf dem Kirchenplatze im Hauſe „Zu den zwei Prinzen" mit wunderſchöner Ausſicht über den Sprudel auf die alte und neue Wieſe und die Wälder. Täglich auf den wohlgepflegten Spazierwegen der herrlichen Umgebung ziellos dahinſchlendernd, fand er Karlsbad bald reizend, und es bereitete ihm einen beſonderen Genuß, den Spuren Goethes nachzugehen, zu dem er ſich „wie mit Zauber" hingezogen fühlte. Der Gedanke, „in dieſem Zimmer hat er gewohnt, auf dieſem Wege iſt er gegangen, an jener Stelle iſt er geſeſſen," erfüllte ihn mit Ehrfurcht, wobei er aber auch den Groll nicht unterdrücken konnte, daß die Menſchen „ſo gar nichts getan haben", die Spuren Goethes, Schillers, Beethovens kennbar zu machen und ſie zu erhalten, wo doch auf Schritt und Tritt die Bezeichnung einer „Ruhe", eines „Sitzes", einer „Promenade" an irgend einen Prinzen oder Machthaber erinnert. „Wann wird denn einmal die Menſchheit ſich in ihrer Größe und in ihren Fehlern zu erkennen anfangen?" —

Das regelmäßige Kurleben, die Vermeidung jeder geiſtigen Anſtrengung, der Aufenthalt in freier Luft und die äußerſte Mäßigkeit während der beſcheidenen Mahlzeiten, bei welchen „ein Stückchen gebratenen Rindfleiſches" das Hauptgericht war, äußerten bald eine ſo vortreffliche Wirkung, daß die peinigenden Seelenzuſtände, welche das Leiden ſo furchtbar machten, allmählich verſchwanden. Tiefe Niedergeſchlagenheit, gänzliche Mutloſigkeit, Verzweifeln am Geneſen, Unruhe, daß man auf keinem Platze bleiben

kann, gegenſtandloſe Angſt, Gemütsſchwäche bis zum lauten Weinen, Gereiztheit und die beſtändige Sorge, dem Wahnſinn zu verfallen — alle dieſe Zeichen gänzlicher Nervenzerrüttung, welche der Dichter früher an ſich wahrnehmen mußte, wichen einer ſtillen Heiterkeit und dem wiederkehrenden, wohligen Behagen.

Sehr befriedigt ſchrieb der Dichter am 3. Juni 1865 an Frau von Fritſch: „Ich trinke Schloßbrunnen, die Frau gegen Leber und Galle Mühlbrunnen, die Nichte gegen Milzauftreibung Mühlbrunnen, der Hund gegen Durſt reines Waſſer. So iſt alles verſorgt. Der hieſige Arzt Dr. Seegen heißt mein Übel Magenkatarrh und hat nach dem Fortgange der Kur die Überzeugung ganz gewiſſer Heilung, welche Überzeugung ich nach meinem Befinden teile."

Die freudige und zuverſichtliche Stimmung Stifters erfuhr eine weſentliche Steigerung durch die anerkennenden und manchmal ſelbſt begeiſterten Urteile, welche ihm in den Briefen ſeiner Freunde über den mittlerweile zur Verſendung gelangten Roman Witiko entgegengebracht wurden. Namentlich taten ſeinem Herzen die aufmunternden Worte des edlen von Kriegs-Au, des ſcharfſinnigen Aprent und der geiſtvollen Baronin von Handel ſehr wohl. Kriegs-Au ſchrieb, die Stimmung und Farbe, welche das Buch weiſe, ſei wundervoll, der Eindruck des Ganzen großartig und beruhigend, der Ton der Zeit getroffen, Sitte und Gewohnheit jener Epoche, welche den erſten Kreuzzug vorbereitete, gar prächtig zur Anſchauung gebracht, getreu gemalt und doch dem Geſchlecht von heute näher geſtellt. Die lapidare Beredſamkeit ſei bewundernswert, ſowie die ſittliche Hoheit und die klare, reine Art, zu erzählen. Aprent fand, im Witiko zeige ſich überall das Streben, auf die einfachſte Form des Ausdrucks zurückzugehen und alles ſprachliche Beiwerk fallen zu laſſen. Daß aber auch ſo, bei völligem Mangel alles rhetoriſchen Schmuckes, großartige Wirkungen hervorgebracht werden können, das zeige deutlich die Verſammlung der böhmiſchen Großen vor dem Mailänder Zuge, eine Szene, welche gewiß zu den lebendigſten und anſchaulichſten gehöre, die jemals gedichtet worden ſind.

Gegen Ablauf der Kur berichtete Stifter über den deutlich wahrnehmbaren Erfolg in einem Schreiben an Dr. Eſſenwein:

„Hochverehrter theurer Freund!

Zu meiner tiefſten Betrübniß erfahre ich durch unſere Marie, daß ich eine Rükſichtsloſigkeit gegen Sie begangen habe, die ich zeitlebens bereuen würde, wenn ſie in dem Maße wahr wäre, als es den Anſchein hat, obwohl ich noch immer anzuklagen bin, und mich ſelber bitter an-

klage, da doch ein Ungeſchik und wahrſcheinlich von meiner Seite mit untergelaufen iſt. Ich wollte Ihnen eine kleine Überraſchung bereiten, und mein Gedächtniß ſagt mir, ich habe meiner Marie aufgetragen, ſobald die Bücher meines Witiko in Linz und gebunden wären, eines zu Ihnen zu tragen, und es Ihnen in meinem Namen zu überreichen. Die Widmung, ſagte ich, würde ich Ihnen nach meiner Zurükkunft einſchreiben, weil ich die Bücher nicht mehr in Linz habe erwarten können. Nun ſchreibt mir aber die Marie, Sie ſeien etwas ungehalten, daß Sie kein Witikobuch von mir bekommen haben. Ich erſchrak ſehr. Entweder hat ſie den Auftrag vergeſſen, oder ich war der Meinung, ich habe ihn ihr ſchon gegeben, ohne daß es ſo war. Es iſt nicht mehr zu ermitteln, welches von beiden richtig iſt. Bin ich Schuld, ſo rechnen Sie es meiner Verworrenheit in den Tagen der Wiener- und Karlsbaderreiſe, nicht meinem Herzen an das Ihnen ja als meinem größten Wohlthäter und Freund vom Grunde aus und auf das Innigſte zugethan iſt, das Sie liebt, und zeitlebens lieben wird. Habe ich eine Verwirrung angerichtet, ſo verzeihen Sie mir ſelbe mit dem gleichen edlen Gemüthe, mit dem Sie alle Jämmerlichkeiten und Verkehrtheiten meiner Krankheit getragen und gemildert haben. Wie ſehr ich Ihnen dankbar bin und Sie liebe, müſſen Sie ja doch wohl in der langen Zeit her geſehen und erkannt haben. Nehmen Sie das nachzüglerische Büchlein gütig an, und möge es Ihnen manche etwas vergnügte Minute machen. Ich will Ihnen meine ganze Schwäche bekennen, es hat mich bereits zu ſchmerzen begonnen, daß Sie mir nicht ſchreiben und das Büchlein nicht ein wenig loben, ich dachte mir, Sie hätten eben viel zu thun, und hätten es noch nicht ausgeleſen. Nun iſt es aber anders. — — Juſt, da ich ſchreibe, fällt mir auch noch ein Dintentropfen auf das Papier, ich kann nicht von vorne anfangen, ſonſt geht dieſer Brief noch ſpäter fort, ich bitte, verzeihen Sie auch den Dintentropfen.

Nun auch etwas von meinem Befinden. Ich trank 5 Wochen den Schloßbrunnen, zulezt 4 Becher. Die lezte Woche war die wirkendſte. Es ſtellten ſich viele Erſcheinungen des Waſſers ein, beſonders das Schweigen geiſtiger Regſamkeit, ich wurde völlig eine Pflanze ohne Verſtand und Gedächtniß mit ſchweren Füſſen und völliger Mattigkeit. Eine Woche bin ich nun ohne Heilwaſſer, und es ging raſch vorwärts. Mitunter war ich ſchon ganz geſund; aber es kommen wieder Nervenzuſtände, beſonders nach viel Reden, Schauen und Herumtreiben. Ich kann mir hier die Menſchen nicht ausſuchen, und habe nicht die lieben Freunde wie in Wien, deren Angeſichter und Reden mir ſo wohlthaten. Fremde, die meine frühere Körperfülle nicht kannten, ſagen, ich ſehe gar nicht krank aus. Gott füge

alles immer beſſer, und es trete die Nachwirkung ein, die alle in Karlsbad mir weiſſagten. Aber Stille, reine edle Luft und gleiches edles Waſſer brauche ich dringend. Mit wahrer Freude denke ich daran, im nächſten früheſten Frühjahre wieder nach Karlsbad zu gehen, ſo lieb iſt mir das Heilwaſſer und Alles andere geworden. Ich werde dann mit viel mehr Zuverſicht und alſo auch Erfolg daran gehen als heuer. Schreiben Sie mir doch einige liebevolle Worte, ich bedarf ihrer, und beſonders von Ihnen, den ich ſo verehre.

Wir ſenden Ihnen tauſend herzliche Grüße, die Frau und Katharina befinden ſich wohl, die Wirkung wird wohl auch da nicht ausbleiben, und ſo ſei Karlsbad geſegnet, und der, der uns dahin geſendet hat. Möge Ihnen Gott die rüſtige Geſundheit erhalten, und Sie gut bleiben

Ihrem
Sie aufrichtig liebenden Freunde
Adalbert Stifter.

Prag, 18ten Juni 1865.
Gaſthof zur Stadt Wien.

Außen: Prag.
Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Carl Eſſenwein,
Doctor der Arznei- und Augenheilkunde
bei H. Baron Hakelberg abzugeben in
Linz,
Oberöſterreich."

Noch ehe der Dichter Karlsbad verlaſſen hatte, war ein heftiger Rückfall eingetreten, welchen Heckenaſt unbedacht verſchuldete. In einem mit Rückſicht auf die freundſchaftlichen Verhältniſſe der beiden Männer, die ſich damals ſchon mit dem vertraulichen Du anredeten, ſchwer begreiflichen Ungeſtüm forderte der Verleger die wiederholt in Ausſicht geſtellte Ablieferung weiterer Manuſkripte, indem er faſt ängſtlich auf die ſchon mehrere tauſend Gulden betragende Höhe der noch unbedeckten Vorſchüſſe hinwies. Wäre dieſes ungeduldige Drängen einem Dichter gegenüber, der mit den Studien und den bunten Steinen überreich verzinsliche Verlagsartikel geliefert hatte, zu allen Zeiten mindeſtens unzart geweſen, ſo mußte es dem durch die Krankheit überempfindlichen und zu unfreiwilliger Untätigkeit verurteilten Manne im höchſten Grade verletzend erſcheinen.

Auf das Äußerſte beſtürzt und in bitterem Unmute antwortete Stifter ſogleich: „In Hinſicht der „Dimenſionen", wie Du es nennſt,

habe ich Dir ja in zwei Briefen so ausführlich geschrieben, daß ich meinte, das sei abgetan. Ich habe, als die Krankheit kam, in einer Art Verzweiflung, daß ich nun gehemmt bin, nur für Dich, nicht aus Rücksicht für die Arbeit selbst, die ich, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, während der ganzen Krankheit hätte ruhen lassen, doch fortgearbeitet. — — Nur ich weiß, daß das, was ich da tat, fast über menschliche Kräfte geht, und ich rang es mir ab, weil, wie ich sagte, sonst fast Verzweiflung über mich gekommen wäre. Daß es für meine Krankheit nicht gut war und die Heilung verzögerte, ist für sich klar. Während der Krankheit ist durchaus eine Berechnung nicht so möglich, wie für gesunde Zustände. Für den Fall eines unvorhergesehenen Todes hättest Du Deckung genug; denn es ist noch an Handschriften (wenn auch nicht ausgefeilt) in meiner Lade, daß es eine erkleckliche Summe machen würde. Und der Zauber des Todes, der für jeden Mann öffentlichen Wirkens eintritt, würde rascher Nutzen bringen, als es das Leben kann. — Witiko und die Mappe werden die „Dimensionen" wohl ziemlich kürzen .... Ich muß, so knapp meine Mittel sind, was meine Bekümmernis auch sehr mehrt, doch von hier nach Prag, weil ich zu Witiko und Zawesch die Stadt und ihre Lage studieren muß. Dann gehe ich in die Lakerhäuser, und bleibe bis zum Winter dort. Die Billigkeit an dieser Stelle wird die jetzigen Wunden wieder etwas heilen müssen ...."

Heckenast bemühte sich, den üblen Eindruck seiner Worte abzuschwächen, aber dem Dichter war es unmöglich, die erlittene Kränkung rasch zu verwinden. „Ich habe Deinen Brief erhalten. So lieb seine Worte sind, so bestätigt er mir doch von Neuem, was ich seit länger als einem Jahre weiß, und was sich nach und nach zu immer größerer Deutlichkeit entfaltete. Du bist in einer leidenschaftlich befangenen Stimmung gegen mich, die Du nicht auszurotten vermagst. — — Ich setzte Dir in Briefen die Lage auseinander, zeigte Dir, daß ich von dem heißesten Verlangen beseelt bin, die Sache zu Ende zu bringen, und dennoch sprach jede Deiner Antworten wieder ein Drängen nach der Handschrift aus .... Mein Inneres ist so, daß ich mit Liebe und Begeisterung an einer Arbeit sein muß, um sie so gut zu machen, als ich kann. Kommt von nahe oder ferne, deutlicher oder leiser, eine Art äußeren Zwanges dazu, so erlahmt die Begeisterung, ich fühle mich gekränkt, und die Sache wird mir fremder. Ja, wenn das Drängen eine bestimmte Höhe erreicht, könnte ich an einer Arbeit erhungern, ohne sie vollenden zu können. Durch mich erleidest Du keinen Verlust; denn was so scheint, ist nicht so. Nicht die Dichter selbst, sondern die später kamen, haben die Frucht gepflückt. Als

ich krank war, faßte mich das bitterſte Gefühl, daß nun die Arbeit leidet, es faßte mich das bitterſte Gefühl um Dich, und ich tat, wie ich Dir ſchrieb, das Übermenſchliche (lies doch den Brief nach) und machte die zwei Bände Mappe faſt fertig, weil ich an Witiko nicht arbeiten konnte, und zerſtörte vielleicht wieder, was der Arzt gut machte, und verzögerte die Geneſung. Du ſchriebſt lange nicht, und als Du endlich ſchriebſt, erkannte ich Deine gegen mich eingenommene Stimmung, und ſuchte ſie durch Darlegung der Sache zu zerſtreuen; aber es gelang mir nicht, und nun bin ich ohne weitere Verteidigungswaffe, und erwarte, was immer kommen mag . . . ."

Von jener Zeit an iſt das ſchöne, herzliche Vertrauen, welches ſo viele Jahre hindurch den faſt einzig daſtehenden Verkehr zwiſchen Stifter und ſeinem Verleger auszeichnete, in ſeiner vollen Innigkeit nicht wieder zurückgekehrt.

Von Karlsbad ging der Dichter für einige Tage über Königswart nach Prag und dann über Furth im Walde mit einem Abſtecher nach Nürnberg in ſeinen geliebten bayriſchen Wald. Die Ergebniſſe ſeiner Studien in Prag und in Nürnberg befriedigten ihn auf das Höchſte, und der Anblick der Stadt, die ihm als „das trefflichſte altdeutſche Meiſterſtück" erſchien, bereitete ihm unſäglichen Genuß. Das „Ding" war ihm „wie feenhaft", er ſelbſt erſchien ſich wie eine Geſtalt auf einem Dürerſchen Bilde und die herrliche Stadt empfand er „in ihrer Ganzheit als ein wahrhaftiges Kunſtwerk".

Da Stifter fühlte, daß Berg- und Waldluft, ſowie reines Granitwaſſer ſich für ſeinen Zuſtand ſehr günſtig erwieſen, ſo blieb er bis gegen den halben Oktober in den Lakerhäuſern; das Wetter war herrlich, viele Wochen hindurch gab es nur heitere, warme Tage. Er berichtete an ſeinen Freund und Gönner von Kriegs-Au, daß ihm dieſe Zeit ungemein geholfen habe, und daß er, den Aufenthalt in Linz und die Nebel der Niederung fürchtend, beſchloſſen habe, den Winter in dem tauſend Meter hoch gelegenen Badehauſe von Kirchſchlag zu verbringen, „wo keine Dunſtſchichten ſind und auserleſenes Waſſer und unvergleichliche Luft iſt". Zur Amtsübernahme fühle er ſich nicht fähig. Wenn er auch manchmal glaube, faſt völlig geſund zu ſein, ſo komme doch plötzlich wieder „einer der düſterſten Tage ohne Veranlaſſung", und er werde in unerklärlicher Weiſe von Schwermut und Unruhe befallen. Beſonders quälend ſei ihm der Gedanke an die Unſicherheit ſeiner Zukunft, da er wiſſe, daß ihm bei andauernder Dienſtuntauglichkeit nach dem damaligen Penſionsgeſetze die Verſetzung in den Ruheſtand mit einem Drittel des Gehaltes bevorſtehe.

„Wäre es denn nun gar ſo unbeſcheiden von mir, wenn ich dächte, daß eine gute Hand ein ſanftes Kiſſen unter mein Haupt legen möge, das vielleicht bald zu denken aufhört. Und iſt mein Verdienſt auch nicht zureichend, an dem Himmliſchen dieſer Erde habe ich doch gearbeitet und habe es zu verbreiten geſucht, wie mein Herz mich geheißen hat. — — Mein jetziger unbeſtimmter Zuſtand iſt bis zum Entſetzlichen peinigend. Ich muß wieder um Urlaubsverlängerung einſchreiten und harren, was wird, und dann, wenn der Urlaub abläuft? Der Referent Hermann hat mir geſagt, es ſeien zwei Schulräte, von denen einer ſo lange diente, wie ich, in Hinſicht ihrer Stellung als wiſſenſchaftliche Staatsdiener mit ihrem Gehalte penſioniert worden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, welche Beruhigung es mir gäbe, wenn man das für mich ausſpräche. Es wäre vielleicht halbe Geſundheit, vielleicht jenes ſanfte Hauptkiſſen, von dem ich oben ſagte, wenn mir der Tod bevorſteht. Ich ſelber kann das Anſuchen ämtlich nicht ſtellen. Das bringe ich nicht über mein Gemüt. Ihnen brauche ich auch nicht zu ſagen, daß ich, wenn ich vollkommen geſund werden ſollte, mich ſogleich wieder dem Staate zur Verfügung ſtellen würde . . . ."

Am 12. Oktober nahm Stifter von ſeinem Freunde Roſenberger und von ſeinem lieben „Laden-Stöcklein" beim Jokel Hieſel Abſchied. Am 13. kam er nach Linz; da ſich aber noch am ſelben Tage Druck auf der Bruſt und Ängſtlichkeitsgefühle einſtellten, welche Zuſtände ihn in der Stadt nicht mehr verließen, ſo fuhr er am 16. nach Kirchſchlag. Schon in Wildberg ſchwand der Druck; auf der Höhe angekommen, war der Dichter heiter und frei von allen Beſchwerden. Die Familien des Baumeiſters Metz und des Buchhändlers Haslinger aus Linz, welche ihre Landhäuſer auch im Winter bewohnten, nahmen ihn mit offenen Armen auf, und in dem penſionierten Profeſſor einer militäriſchen Bildungsanſtalt, Hauptmann Baron Marenholz, fand er einen geiſtvollen, anregenden Geſellſchafter. Der Ausblick aus ſeinen Fenſtern über die ganze Alpenkette vom Dachſtein bis zum Schneeberg erfüllte ſeine Seele mit ſanfter Hoheit. Unter ſolchen Umſtänden war ſein Entſchluß bald gefaßt. „Ich werde bis zum Frühlinge auf dem Berge bleiben, bis zu dem Tage, an dem ich wieder nach Karlsbad gehe. Gott gebe ſeinen Segen. Nervenleiden ſind etwas Entſetzliches und nun dauern ſie bei mir ſchon ſo lange! —"

Drei Wochen nach ſeiner Ankunft in Kirchſchlag wurde ihm die letzte große Glücksempfindung ſeines Lebens bereitet. Er erhielt die Nachricht von ſeiner Verſetzung in den dauernden Ruheſtand, welche unter den ehrendſten Umſtänden erfolgt war.

Anfangs November hatte ſich der Statthalter von Oberöſterreich auf die Erklärung Stifters, nicht in die Amtsſtube zurückkehren zu können, veranlaßt geſehen, die im Nachfolgenden wörtlich angeführte Eingabe an das Miniſterium zu richten:

„Hochlöbliches k. k. Staatsminiſterium!

Wie dem hochlöblichen k. k. Staatsminiſterium bekannt, iſt der hieſige k. k. Schulrath Adalbert Stifter bereits ſeit Anfang des Jahres 1864 wegen Krankheit ſeinem dienſtlichen Berufe gänzlich entzogen. Bereits wiederholt wurden demſelben Urlaubsbewilligungen ertheilt, und der ihm zuletzt mit dem hohen Erlaſſe vom 17. Mai l. J., Z. 4449, K. U. M. bewilligte ſechsmonatliche Urlaub iſt mit Ende vorigen Monates auch bereits abgelaufen, ohne daß in dem Befinden des Schulrathes Stifter eine derartige Beſſerung eingetreten wäre, welche es ihm ermöglichen würde, ſeine dienſtliche Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Derſelbe hat daher das im Anſchluſſe mitfolgende Geſuch überreicht, worin er um weitere Belaſſung in dem Ruheſtande und in der Entfernung von Amtsgeſchäften bittet.

Ich ſah mich infolge deſſen veranlaßt, ihm die Dienſtesdokumente abzuverlangen und ihn der ärztlichen Unterſuchung durch den Landes-Medizinalrath Dr. Meiſinger unterziehen zu laſſen.

Nach dem von letzterem auf dem ärztlichen Zeugniſſe des ordinierenden Arztes Med. Dr. Eſſenwein nach vorausgegangener ärztlicher Unterſuchung beigefügten Parere iſt der Geſundheitszuſtand des Schulrathes Stifter noch gegenwärtig ein derartiger, daß ſelbſt eine jahrelange Enthaltung von Amtsgeſchäften, ja ſelbſt von dem anſtrengenden geiſtigen Berufe des Schriftſtellers denſelben kaum in den Stand ſetzen dürfte, ſeinen Dienſt wieder anzutreten oder geiſtige Produkte zu ſchaffen, deren Ertrag ihn vor Nahrungsſorgen ſichern und zur Beſtreitung der für ſeinen Zuſtand erforderlichen Kurmittel hinreichen würde.

Mit Rückſicht auf dieſen Geſundheitszuſtand des Schulrathes Stifter, welcher nicht erwarten läßt, daß derſelbe ſo bald wieder geeignet ſein wird, den Dienſtpoſten eines Schulrathes und Schul-Inſpektors zu verſehen, andererſeits aber die Möglichkeit ſeiner Geneſung und ſeines Rücktrittes in irgend eine ſeinen Kräften entſprechende dienſtliche Thätigkeit nicht ganz ausſchließt und in Übereinſtimmung mit dem von ihm ſelbſt geäußerten Wunſche glaube ich auf die Verſetzung des Schulrathes Stifter in den zeitlichen Ruheſtand den Antrag ſtellen zu ſollen, und erlaube mir zu dieſem Behufe die mit den Dienſtdokumenten belegte Dienſt-

tabelle vorzulegen, in welcher die näheren Daten über seine Dienstleistung enthalten sind.

Wie in dieser Tabelle näher begründet ist, glaubte ich in Anbetracht der hervorragenden schriftstellerischen Verdienste des Schulrathes Adalbert Stifter für denselben die Belassung des vollen Aktivitätsgehaltes per 1890 Gulden ö. W. als Ruhegenuß bis zu seiner etwaigen Wiederanstellung in Antrag bringen zu sollen. Ich war hiebei von der Überzeugung geleitet, daß Stifter des ungeschmälerten Bezuges seines dermaligen Einkommens bedürfe, um die Besserung seiner Gesundheit und hiemit die Wiederbefähigung zu seiner geistigen Thätigkeit zu erlangen, und daß es eine Ehrensache der österreichischen Regierung sei, einen Mann, der einen so hohen Rang unter den Dichtern und Schriftstellern Österreichs und Deutschlands einnimmt, in seiner Krankheit nicht der Sorge um seinen Unterhalt und der Entbehrung preis zu geben.

Was die Versehung der vom Schulrathe Stifter früher besorgten Geschäfte anbelangt, so wurden diese Geschäfte seit der Erkrankung desselben mit Genehmigung des hochlöblichen Staatsministeriums von dem k. k. Schulrathe Kurz nebst seinen sonstigen Amtsobliegenheiten anstandslos besorgt.

Ich bin der Ansicht, daß dieses Verhältnis auch fernerhin ohne Bedenken fortbelassen und dem Schulrathe Kurz, welcher sich hiezu auch bereit erklärt hat, daher auch fernerhin die Inspizierung der Volksschulen in Ober-Österreich und Salzburg überlassen werde.

Die Zahl der Volksschulen in Ober-Österreich beläuft sich auf 476 und sammt der Zahl der im Herzogthum Salzburg zu inspizierenden Volksschulen beläuft sich die Gesammtzahl der Volksschulen sicher auf 600, die der Schulrath untersuchen soll.

Es ist klar, daß selbst, wenn für die Inspizierung dieser Schulen ein zweiter Schulrath aufgestellt wäre, diese Inspizierung nicht einmal alle fünf Jahre geschehen könnte. Überdies ist die Dotation für die Inspizierungsreisen so gering bemessen, daß schon aus diesem Grunde eine öftere Bereisung der Schulen unterbleiben muß und die Dotation heuer z. B. nicht einmal für die Bereisung eines einzigen Schulrathes ausreichte.

Hiezu kommt noch, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung, vermöge welcher die nächste Einflußnahme auf die Volksschule der Geistlichkeit eingeräumt ist, diese Untersuchungen der Volksschulen durch den Schulrath von keiner nachhaltigen Wirkung sind, da es immer von dem

Ermessen der Seelsorger und Schuldistriktsaufseher abhängt, ob und inwiefern sie den Bemerkungen und Rügen des Schulrathes folge geben wollen, da eine Kontrolle diesfalls nicht besteht.

So weit daher unter den gegebenen Verhältnissen der Zweck des Bestandes der Schulräthe überhaupt erreichbar ist, genügt nach meiner Ansicht die schon jetzt faktisch bestehende Einrichtung, daß die Volksschulen in Ober-Österreich zugleich von dem für die höheren Lehranstalten Ober-Österreichs und Salzburgs und für die salzburgischen Volksschulen bestellten Schulrathe Johann Kurz, so gut dies nach obigen Verhältnissen thunlich ist, inspiziert werden, und erscheint es nicht nothwendig, den Dienstposten des Schulrathes Adalbert Stifter anderweitig zu besetzen.

Hiebei muß ich es dem hohen Ermessen des hochlöblichen Staatsministeriums anheimstellen, in wieferne dem Schulrathe Kurz für die fragliche außerordentliche Dienstleistung eine besondere Entschädigung zu gewähren wäre.

Linz, am 3. November 1865.

Spiegelfeld m. p."

Die in dieser Eingabe erwähnte Dienstabelle enthält nebst der Hinweisung auf die einzelnen Bestellungsdekrete die Angabe, daß Stifter während der Dauer von vier Jahren, acht Monaten und neun Tagen als provisorischer und während der Dauer von zehn Jahren, acht Monaten und sieben Tagen als wirklicher Schulrat in Verwendung stand; er war somit im ganzen fünfzehn Jahre, vier Monate und sechzehn Tage in Staatsdiensten. Nach Anführung dieser Zahlen wird in der Tabelle darauf hingewiesen, daß dem Schulrate Stifter in Anbetracht der nachgewiesenen Dienstzeit von nur fünfzehn Jahren und vier Monaten der Ruhegenuß eines Dritteiles seines Aktivitätsgehaltes per 1890 fl., das ist der Betrag von jährlich 630 fl., gebühre. Im Anschlusse an diese Darlegung heißt es: „Nachdem derselbe jedoch, abgesehen von seiner früheren lobenswerten Dienstleistung als Schulrat sich bekanntlich durch seine schriftstellerischen Arbeiten um die deutsche Literatur und Sprache und das Kunstfach die hervorragendsten, in ganz Österreich und Deutschland und selbst in außerdeutschen Ländern rühmlichst anerkannten Verdienste erworben hat, und nachdem derselbe wegen seines gegenwärtigen Leidens dermalen nicht im stande ist, sich als Schriftsteller einen Nebenverdienst zu verschaffen, vielmehr auf sein Einkommen aus dem Gehalte angewiesen ist, so dürfte demselben um so mehr der ganze derzeitige Aktivitätsgehalt per 1890 fl. als Ruhegenuß vorläufig zu belassen sein, als es sich eben nur

um die Belassung im Ruhestande bis zu seiner Wiedergenesung handelt, sein gegenwärtiger Krankheitszustand außergewöhnliche Auslagen für die ärztliche Behandlung, den Gebrauch des Bades und dergleichen erfordert, und als die Schmälerung seines gegenwärtigen Bezuges bei der Beschaffenheit seines Leidens und seinem hiedurch hervorgerufenen Gemütszustande nicht verfehlen würde, auf ihn den nachteiligsten Einfluß zu üben und der Wiederherstellung seiner Gesundheit hinderlich zu sein."

Auf Grund dieser die Verdienste des vaterländischen, wahrhaft patriotischen und loyalen Dichters so warm anerkennenden Berichte des oberösterreichischen Statthalters sah sich der damalige Staatsminister Graf Belcredi veranlaßt, bei Sr. Majestät in einem alleruntertänigsten Vortrage die Versetzung des Schulrates Adalbert Stifter in den Ruhestand zu beantragen und aus diesem Anlasse eine besondere Auszeichnung des hochverdienten Mannes in Vorschlag zu bringen. Der Entwurf dieses für die Wertschätzung, welche der bedeutendste Prosaist Österreichs bei der höchsten Unterrichtsbehörde des Staates gefunden hat, überaus bezeichnenden Aktenstückes lautet:

„Allergnädigster Herr!

Der Schulrath und Volksschul-Inspektor für Ober-Österreich Adalbert Stifter ist seit Anfang des vorigen Jahres durch fortdauernde Krankheit seinem dienstlichen Berufe entzogen. Einem schweren, entzündlichen Schleimfieber, das ihn wiederholt befallen hatte, folgte ein hartnäckiges Leber- und Magenleiden, welches durch den Gebrauch der Karlsbader Kur und die Kunst der renommiertesten Ärzte bisher nicht behoben werden konnte. Der Kranke hält sich auf ärztlichen Rath gegenwärtig im Orte Kirchschlag bei Linz, 3000 Fuß über dem Meere, auf, wo er von der hohen Luft und dem reinen Wasser einige Erleichterung seines Leidens erhofft.

Da der letzte, dem genannten Schulrathe mit der Allerhöchsten Entschließung vom 19. Mai des Jahres allergnädigst bewilligte Urlaub mit Ende Oktober abgelaufen ist, so bittet er Zeuge der ehrfurchtsvoll angeschlossenen Verhandlung die Staatsregierung um weitere Schonung, indem er zugleich seinem Schmerz über die andauernde Dienstunfähigkeit und der Sorge um die Mittel für seine weitere Subsistenz einen ergreifenden Ausdruck gibt.

Die hierüber vom Statthalter veranlaßte Untersuchung des Zustandes Stifters durch den Landes-Medizinalrath hat herausgestellt, daß selbst eine jahrelange Enthaltung von Amtsgeschäften und anderen geistigen Arbeiten denselben kaum in den Stand setzen dürfte, seinen Dienst wieder

anzutreten. Daraufhin beantragt der Statthalter die Versetzung Stifters in den zeitlichen Ruhestand, indem die Möglichkeit der Wiedergenesung und des Rücktrittes desselben in irgend eine dienstliche Thätigkeit durch das ärztliche Superarbitrium nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Dabei befürwortet der Statthalter auf das wärmste für Stifter, obwohl derselbe nur fünfzehn Jahre lang im Staatsdienste steht, die Belassung des ganzen Aktivitäts-Gehaltes von 1890 fl. als Pension, von der Überzeugung ausgehend, daß Stifter in seiner traurigen, unverschuldeten Lage des ungeschmälerten Bezuges seines bisherigen Einkommens bedürfe, und daß es eine Ehrensache der österreichischen Regierung sei, einen Mann, der einen so hohen Rang unter den Dichtern und Schriftstellern Österreichs und Deutschlands einnimmt, in seiner Krankheit nicht der Sorge um seinen Unterhalt und der Entbehrung preiszugeben. Für diese günstige Behandlung Stifters macht der Statthalter den weiteren Grund geltend, daß dessen Dienstposten, sowie er in der letzten Zeit von dem jeweilen für Ober-Österreich und Salzburg systemisierten Schulrath zur Zufriedenheit mitversehen wurde, auch weiterhin versehen werden könne, sonach nicht wieder zu besetzen wäre, auf welche Weise dem Staatsschatze durch die Pensionierung Stifters auch vorübergehend keine Mehrauslage erwüchse — es wäre denn, daß dem anderen Schulrathe für die vermehrte Dienstleistung noch eine besondere Entschädigung zuerkannt werden würde. — Stifter verdient es auch meines Erachtens im vollsten Maße, daß das erhabene Herz Eurer Majestät für sein unverschuldetes Unglück angerufen werde. Er ist im Jahre 1805 geboren, sonach bereits 60 Jahre alt. Als Sohn eines Leinwebers aus dem südlichen Böhmen hat er sich durch vielseitige gründliche Studien zu einem hervorragenden Gelehrten und Schriftsteller, zu einem verdienten Staatsdiener emporgeschwungen. Nicht bloß Rechts- und Staatswissenschaften, auch Philosophie, Geschichte und ganz besonders Naturwissenschaften hat er auf das eifrigste betrieben, und sein reiches Wissen in mehreren Druckschriften niedergelegt, welche eine erhebende Anerkennung in ganz Deutschland, ja auch durch veranstaltete Übersetzungen selbst in England und Frankreich gefunden haben. Er zählt mit vollem Rechte zu den ersten Dichtern Österreichs, das ihn mit Stolz seinen Sohn nennen darf. Von reiner Religiosität und Humanität durchdrungen und mit der reichsten Kenntnis der Natur und ihres stillen Lebens ausgerüstet, hat er, Zeichner und Maler zugleich, in seinen Werken insbesondere Naturgemälde geliefert, die in Bezug auf Originalität, Treue, einfachschöne Sprache und Schwung der Darstellung unter allen neueren Dichtern ihresgleichen suchen. Das größte Verdienst seiner dichterischen

Arbeiten liegt aber vorzugsweise darin, daß sie durchwegs das Hohe und Sittliche anstreben, und dadurch segenvoll auf wahre Bildung weiter Kreise der Menschheit wirken. Stifter hat als Schriftsteller und Privatlehrer gelebt, bis bei der Neugestaltung des vaterländischen Unterrichtswesens das Auge des damaligen Ministers Grafen Thun auf ihn gefallen war, und er, ohne darum angesucht zu haben, im Jahre 1850 als Schulrath und Volksschul-Inspektor für Ober-Österreich berufen wurde. Schon diese Berufung trug in sich den Beweis von ungewöhnlicher Begabung dieses Mannes für den Dienst des öffentlichen Unterrichtes. Stifter hat sich auch dem Schulrathsamte mit ganzer Hingebung gewidmet und insbesondere für die Verbesserung des Sprachunterrichtes, sowie für eine tüchtige Bildung des Lehrstandes an den Volksschulen Ober-Österreichs sehr erfolgreich gewirkt, bis er zu kränkeln begann und später das schwere Leiden seinem ernsten Streben vollends ein Ziel setzte. Mit Allerhöchster Entschließung vom 22. April 1854 haben ihn Eure Majestät durch die allergnädigste Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens auszuzeichnen geruht. Seine Liebe zum Vaterlande und dem Allerhöchsten Kaiserhause, die aus seinen Werken laut spricht und die er bei seinem urbiederen österreichischen Charakter im Leben stets bekundete, hat er auch deutlich bethätigt, daß er für die Dauer des italienischen Krieges von seinem Gehalte jährlich 120 fl. dem Staate zur Verfügung stellte. — Wenn die unmittelbare Staatsdienstzeit Stifters auch nur 15 Jahre zählt, so hat dieser Mann dennoch vereint mit seinem schriftstellerischen Wirken, dessen edle Früchte noch kommende Geschlechter genießen werden, dem Vaterlande mehr genützt, als viele Staatsdiener durch eine vierzigjährige und längere Dienstzeit es vermögen, und er hat auf den Dank desselben einen vollbegründeten Anspruch. — Er besitzt kein Privatvermögen und konnte sich auch seit der Berufung zum Schulrath durch schriftstellerische Arbeiten füglich nicht viel verdienen, während sein gegenwärtiger Zustand einen sehr vermehrten Aufwand erforderlich macht. Die Versetzung Stifters in den Ruhestand ist unvermeidlich, und ich glaube mich unbedingt für den bleibenden Ruhestand aussprechen zu sollen. Aus ganz verläßlicher Quelle ist mir bekannt, daß für die Wiedergenesung desselben wenig Hoffnung vorhanden sei, zumal bei der Natur seines Leidens auch sein Gemüth auf das tiefste bedrückt ist.

(Pro domo: Diese verläßliche Quelle bin ich). Stifter hat Tag und Nacht keine Ruhe. Ihn peinigt der Gedanke, daß er, normalmäßig behandelt, nicht mehr zu leben habe. Seine Krankheit aber ist unheilbar. Kriegs-Au m. p.)

Sollte ihm die Vorsehung die Gesundheit wieder schenken, so wird er in seinem schon vorgerückten Alter durch schriftstellerische Arbeiten über Volkserziehung und Unterricht, die er auf Grund der praktisch gemachten Erfahrungen vor geraumer Zeit bereits begonnen hat, dem vaterländischen Unterrichtswesen weit mehr als durch eine fortgesetzte Amtsthätigkeit nützen. — Indem ich zugleich in Übereinstimmung mit dem Statthalter auf die gnadenweise Belassung des ganzen Gehaltes von 1890 fl. als Pension für Stifter ehrerbietigst antrage, glaube ich bei den dargestellten besonderen Verhältnissen ebenso den a. g. Absichten Eurer Majestät zu entsprechen als den Rücksichten für den Unglücklichen gerecht zu werden, der es in so hohem Maße verdient hat, für den voraussichtlich kurzen Rest seines der Sittigung der Menschheit und den speziellen Interessen des Volksschulunterrichtes gewidmeten Lebens darüber beruhigt zu werden, daß ihm und den Seinigen das bisherige Einkommen in dem nothwendig eingetretenen Ruhestande nicht geschmälert werden wird.

Nebstdem, daß die Beruhigung dem aus dem Staatsdienste scheidenden Schulrathe Stifter gewährt werde, dürfte es dem landesväterlichen Herzen Eurer Majestät gewiß gefallen, demselben bei solchem Anlasse noch ein besonderes Zeichen der Allerhöchsten Huld zu theil werden zu lassen, das sein schwer gedrücktes Gemüth erheben, den Rest seines Lebens verschönern und zugleich seinen geschilderten Verdiensten um das Vaterland eine entsprechende öffentliche Anerkennung geben möge. In dieser Beziehung glaube ich die allerunterthänigste Bitte wagen zu dürfen, daß ihm Eure Majestät den Titel eines Hofrathes taxfrei allergnädigst zu verleihen geruhen.

Hinsichtlich der Versehung des Dienstpostens nach Stifter vereinige ich mich vollkommen mit dem Einrathen des Statthalters dahin, daß jedenfalls für so lange, als Stifters Pension den Staatsschatz belastet, dieser Dienstposten nicht besetzt, sondern von dem anderen systemisierten Schulrath, dermalen Johann Kurz, weiterhin mitversehen und auch seinerzeit eingehend erwogen werde, ob nicht mit einem Schulrath für Ober-Österreich und Salzburg, wo das Schulwesen gegenwärtig in den meisten Beziehungen schon geregelt ist, bleibend das Auslangen zu finden sei. Den Dienstanforderungen wurde durch den Schulrath Kurz in der Zeit seit der Erkrankung Stifters vollkommen genügt, und es wird auch seinerzeit zunächst nur darauf ankommen, eine gleich geeignete Persönlichkeit für diese vereinigten Dienste wieder zu finden. Ob und inwiefern dem Schulrathe Kurz eine besondere Entschädigung für die vermehrten Arbeiten zu gewähren sei, behalte ich mir vor, nach Herablangung der Allerhöchsten Ent-

schließung über den gegenwärtigen allerunterthänigsten Vortrag in besondere Verhandlung zu nehmen, wobei übrigens, da jeder Staatsdiener seine ganze Kraft dem Allerhöchsten Dienste zu widmen berufen ist, vorzugsweise nur die Rücksicht wird maßgebend sein können, ob Kurz vermöge der allgemeinen Direktiven auf die Bewilligung einer mäßigen Personalzulage schon dermalen einen vollbegründeten Anspruch habe oder nicht.

Unter den dargelegten Verhältnissen, wo durch die günstigere Pensionsbehandlung des Schulrathes Stifter dem Staatsschatze bei Wahrung der Dienstbedürfnisse vorläufig keine reelle Mehrauslage erwächst und in der Folge noch eine Ersparnis zu gewärtigen steht, hat zu derselben auch der im kurzen Wege einvernommene Herr Finanzminister durch die Mitfertigung des gegenwärtigen allerunterthänigsten Vortrages vom finanziellen Standpunkte anstandslos die Zustimmung ertheilt.

Der Resolutions-Entwurf wird ehrfurchtsvoll beigeschlossen.

Wien, am 12. November 1865.

Hermann m. p.
Kriegs-Au m. p.
Belcredi m. p."

Die Allerhöchste Entschließung lautet:

„Ich genehmige die Versetzung des Schulrathes Adalbert Stifter in den bleibenden Ruhestand mit Belassung seines vollen letzten Aktivitätsgehaltes jährlicher eintausend achthundert neunzig Gulden als Pension und verleihe ihm bei diesem Anlasse taxfrei den Titel eines Hofrathes.

Die Anzeige hinsichtlich der weiteren Versehung des schulräthlichen Dienstes in Ober-Österreich und Salzburg dient mir zur Kenntnis.

Schönbrunn, den 25. November 1865.

Franz Joseph m. p."

Der Staatsminister schickte den erledigten Akt an den Statthalter von Ober-Österreich mit der Bitte, „wegen der Einstellung des Aktivgehaltes, Flüssigmachung der Pension und entsprechender Verständigung Stifters" das Erforderliche zu veranlassen, und demselben bei dieser Gelegenheit die „volle Theilnahme an seinem fortdauernden Leiden" und die „lebhafte Freude über die ihm Allerhöchst verliehene Auszeichnung" auszudrücken.

Nun war dem Dichter, der gleich nach den ersten Anzeichen der Krankheit die Meinung beharrlich festhielt, daß das Leiden eine Folge seiner dienstlichen Stellung sei, die so schwer vermißte Freiheit wieder-

geſchenkt worden. Als ihn im Jahre 1855 das ſchwere Nervenleiden überfiel, welches ihn zwang, in ſeinem geliebten Waldhauſe am Fuße des Dreiſeſſelberges Erholung zu ſuchen, konnte er ſchon den Gedanken nicht abwehren, daß der Arzt die Krankheit doch nicht genau erkenne, und daß der größte Einfluß auf ſein Übel von dem Schmerz ausgehe, an „ein unerſprießliches Amt gekettet" zu ſein, während er ſich doch „zu höheren Dingen berufen glaube".

Da er jetzt ſeiner Kunſt wiedergegeben war, konnte er den Reſt ſeines Lebens, auf welchen er mitten in aller Trübſal ſtets die größten Hoffnungen geſetzt hatte, ganz der Erfüllung ſeiner großen Ideen widmen. Aber es war zu ſpät. Seine Lebensfriſche war dahin und wenn es ihm auch noch vergönnt ſein ſollte, ſich des reich bemeſſenen Ruhegenuſſes zwei Jahre lang zu erfreuen, ſo war es doch mit ſeiner Schaffenskraft vorbei. Wohl ſchien die Nachricht von der ihm erwieſenen Gnade, welche ihm am 27. November 1865 auf ſeinem einſamen Berge von Kirchſchlag überbracht wurde, wie ein ſtählender Jungbrunnen auf ſeine zitternden Nerven zu wirken. Voll Entzücken ſchreibt er eiligſt an ſeine geliebte Gattin:

„Mit einem eigenen Boten ſende ich Dir die Beilage dieſes Briefes, und zwar in dem Augenblicke, da ich ihn geleſen habe. Der Kaiſer hat mich zum Hofrate ernannt und mir den vollen Gehalt als Penſion gewährt. Nun iſt Ruhe in meinem Herzen, und die Geſundheit iſt die ſichere Folge. Ich drücke Dich mit heißen Tränen im Geiſte an meine Bruſt und teile Dir als der erſten dieſe Nachricht mit. Ach, daß ich Dich nicht in Wirklichkeit an mein Herz drücken kann, um die erſte Freude mit Dir zu teilen." — —

Durch einen zweiten, in das eine Wegſtunde von Kirchſchlag entfernte Hellmonsödt entſendeten Boten ließ ſich der Dichter einen geſchloſſenen Wagen beſtellen, mit welchem er noch an demſelben Abend nach Linz fuhr. In den darauffolgenden Tagen hatte er die Abſchiedsbeſuche der Lehrkörper entgegenzunehmen, ſich ſelbſt vom Statthalter und der Beamtenwelt zu verabſchieden und ſeine Kanzlei räumen zu laſſen. Dankbar erkannte er, wie reich er bedacht worden war:

„Die jetzige Staatsregierung hat eine Handlung der Großmut an mir geübt, die ich erſt zu verdienen ſuchen muß. Mein Freund Kriegs-Au ſtellt mich in ſeinem letzten Schreiben neben Grillparzer, was ich nicht zugeben kann. Grillparzer iſt weit über mir, ja er dürfte für jetzt der größte deutſche Dichter ſein. Dieſe Handlung der Regierung hat mir eine ſolche Ruhe und Zuverſicht gegeben, daß dieſe Dinge eine beſſere Arznei ſind, als alle bis jetzt gebrauchten Mittel. Jetzt kann ich ohne Sorge und

nur in Berührung mit edlen Menſchen, die ich mir ſuche, und in der Erhabenheit der Natur meinen höheren Beſtrebungen und meinen teueren und mich lohnenden Arbeiten leben. Mein Nachſommer hat begonnen — —."

Dieſe Stimmung ſpricht ſich auch in dem Briefe aus, welchen er nach Erlangung des Penſionsdekrets an den Hofrat von Kriegs-Au richtete:

„Ich weiß und ermeſſe es, daß Sie die bewegende Seele des Ganzen geweſen ſind, wenn ich auch nicht verkenne, daß die wohlmeinende Anſchließung der anderen das Werk mächtig gefördert hat. Es iſt zum Abſchluſſe gediehen, und das Gefühl des Dankes lebt in meiner Seele und wird leben, ſo lange dieſe lebt. Noch mehr aber als für die Tat neigt ſich mein ganzes Weſen für den Sinn zu Ihnen hin, in welchem Sie die Tat aufgefaßt haben.

Was Sie mir gegeben haben, iſt für mich von großem Inhalte. Die Anerkennung geht wie ein Lichtſtrahl in mein Gemüt, wenn ſie auch über meinem Werte ſteht, ſo wie die Sonne ſelbſt dem traurigen Fels, wenn ſie ihn trifft, ein ſanftes Lächeln abgewinnt. Um meines geliebten Öſterreich willen iſt ſie mir wert, daß ſie draußen ſehen, daß es geiſtiges Verdienſt ehrt, ſelbſt wenn dieſes, wie bei mir, ſich mehr in einem hohen Streben als in künſtleriſch vollendeter Leiſtung kundgibt."

Die wonnigen Empfindungen, welche des Dichters Bruſt im Bewußtſein der wiedergewonnenen Freiheit durchſtrömten, wurden noch geſteigert durch den günſtigen Einfluß der Höhenluft, und es war ihm, als ob der herrliche Berg an ſeinem Körper Wunder bewirke. Während die Niederung in naſſem Dunſt vergraben lag, umſchwebte ihn Tag für Tag eine verſchwenderiſche Fülle von Licht und Sonnenglanz, ſo daß er ſich mit Behagen im Freien erging, um die wogenden Nebel zu beobachten, welche die Stadt in der Tiefe verhüllten. Stundenlang luſtwandelte er in dem nahegelegenen Nadelwalde; oft machte er auch einen Spaziergang nach Wildberg, nach Glasau oder nach Hellmondsödt. Von dem kriſtallklaren Granitwaſſer des Berges hielt er ſo große Stücke, daß er, wo es anging, durch einen Boten einige Flaſchen davon an ſeine Gattin nach Linz ſchickte.

Bewegten Herzens berichtete er an Heckenaſt von dem Glücke, das ihm durch die Befreiung von den Amtsfeſſeln zu teil geworden war. Nun habe ſein Nachſommer begonnen; er fühle ſich leicht und froh auf ſeinem Berge und erkenne deutlich, daß man durch Luft, Waſſer, Licht und Nahrungsmittel weit ſicherer geſund werde, als durch die Apotheke.

An ſeine Gattin hat Stifter im März einen ausführlichen Bericht über ſeine tägliche Lebensweiſe in Kirchſchlag geſendet, welchem ich die nachfolgende Stelle entnehme: „Ich beſchloß ſchon geſtern, daß ich heute Vormittag malen werde, und zwar an meiner Steinſtudie. Ich habe Dir ſchon geſchrieben, daß ich mir Steine in die Stube ſchleppen ließ, und daß ich ſie male. Um 4 Uhr erwachte ich nach einem feſten Schlafe, mich ſchon des kommenden Tages freuend. Um 5 Uhr ſah die erſte Morgendämmerung mit einem ganz heiteren Himmel bei meinen Fenſtern herein. Ich läutete, ließ mir einheizen, und ſtand um halb 6 Uhr auf. Ich kleidete mich ſchnell an, nahm meinen Kaffee und ging in das Freie, um den Sonnenaufgang zu ſehen. Wir hatten Oſtwind und 6 Grad Kälte. Doch war der Spaziergang angenehm und der Sonnenaufgang prachtvoll. Die Alpenkette glühte und funkelte. Um 7 Uhr ſaß ich an der Staffelei und malte bis 10 Uhr. Dann ging ich wieder ins Freie. Ich ging langſam im Schnee, durch den ſich ein Pfad ſchlängelt, bis gegen die Glasau und wieder zurück. Durch Sonne und Luft geſtärkt, aber durch den Höhenglanz faſt ſchneeblind, kam ich um 12 Uhr nach Hauſe. Ich aß mein Mittagsmahl, legte mich auf das Sofa, nahm Goethe in die Hand, und ſchlief mit Goethe ein; ich ſchlief ſehr ſanft und ſüß eine Stunde. Dann putzte ich Pinſel und Palette. Um 5 Uhr nahm ich meinen Kaffee, dann rauchte ich auf meinem Waldrandwege eine Zigarre, dann ging ich herauf, und jetzt begann erſt das Feſt, nämlich das Schreiben an Dich, und bei dieſem Schreiben ſitze ich nun ..."

Am 26. April 1866 fuhr Stifter zum zweiten Male nach Karlsbad und von dort nach beendeter Kur am 3. Juni in den bayriſchen Wald. Die Wirkung des heilkräftigen Waſſers zeigte ſich wieder auf das Günſtigſte, aber der Ausbruch des Krieges erſchütterte den Dichter ſo heftig, daß ſich die böſen Nervenerſcheinungen mit aller Gewalt neuerdings einſtellten. Wenn er auch, um alle Aufregungen von ſich fern zu halten, nicht nur kein Zeitungsblatt zur Hand nahm, ſondern ſogar den ſtrengen Auftrag erteilte, daß niemand aus ſeiner Umgebung über die traurigen Zeitereigniſſe zu ihm rede, ſo drang doch das Kriegsgetümmel an ſein Ohr, und es gelang nicht, die Kunde von der Niederlage ſeines innig geliebten Vaterlandes von ihm fernzuhalten. Drückende Beklemmung im Herzen, zog er ſich abermals nach Kirchſchlag zurück, um dort den Abſchluß des Waffenſtillſtandes abzuwarten. Es betrübte ihn tief, daß Menſchen „zur Schlichtung ihrer Händel raufen müſſen, und daß dieſe Menſchen noch dazu Brüder desſelben Volkes ſind", mehr aber ſchmerzte ihn der Ausgang des Krieges, von welchem er ſicher erwartet hatte, daß das Ende

nicht anders als mit einem Siegesfeſt in Wien gefeiert werden würde. Nach der Niederlage von Königgrätz war er „wie vernichtet", und in der Verzweiflung ſeines Gemütes hätte er „weinen mögen wie ein Kind". — Der preußiſchen Machthaber konnte er nur mit unverhohlener Erbitterung gedenken. „Preußen riß Deutſchland an ſich, vielleicht reißt es einmal das ganze an ſich, dann wächſt Deutſchtum dem Preußentum über das Haupt und es entſteht erſt recht ein Deutſchland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt."

Nach dem Friedensſchluſſe kehrte Stifter auf dem Umwege über Oberplan in die Waldeinſamkeit der Lakerhäuſer zurück, wo er ein großes Bild zu malen gedachte. Da unterdeſſen in verſchiedenen Gegenden Öſterreichs die Cholera zu wüten begonnen hatte, ſo wollte er bis in den tiefen Herbſt im Walde wohnen und das Erlöſchen der Seuche abwarten. Im Oktober ſchrieb er von dort aus an Heckenaſt: „Eine ſchwere Zeit iſt indeſſen über Öſterreich und Deutſchland gegangen. Mich hat ſie unſäglich ergriffen. An den Widerſinn eines Krieges, wie er bevorſtand, glaubte ich durchaus nicht, bis er eintrat. Dann glaubte ich nicht entfernt an die Möglichkeit eines ſolchen Ausganges. Die Nachwehen des Krieges brachten auch die Seuche der Brechruhr, und ich ängſtige mich um Dich und ſo manchen Freund. Wenn die Cholera, davon bis jetzt in Linz nur ein paar Fälle vorgekommen ſind, ſich dort ausbreiten ſollte, gehe ich nicht hin, und bleibe hier, bis ſie dort vorüber iſt."

Die Seuche trat bald da, bald dort auf, manchmal gelinder, manchmal heftiger; immer, wenn man ſie faſt erloſchen glaubte, kamen wieder einige Fälle vor, die zu einem raſchen Tode führten. Die Cholerafurcht des Dichters ſteigerte ſich bis zum Entſetzlichen, als die Krankheit ſich auch in Linz mehr auszubreiten begann.

Da die Jahreszeit ſchon weit vorgerückt war, trat ein unwirſcher Spätherbſt ein. Frau Stifter, welche in den trüben Regentagen ſchwer an Heimweh litt, ſo daß ſie faſt gemütskrank wurde, ließ ſich nicht länger im Waldhauſe halten und fuhr am 29. Oktober nach Linz zurück. Stifter aber beſchloß, in den Lakerhäuſern auszuharren. Er betrachtete es als eine Folge ſeines hypochondriſchen Leidens, daß ihn jetzt die Brechruhr ängſtigte, die er bei ihrem öfteren Erſcheinen in Wien nie beachtet hatte. Würden die Zeitungen berichten, in Linz ſei der Typhus, ſo ginge er „wahrſcheinlich ganz gelaſſen" dahin. „Solche Dinge ſind ebenſo töricht, als ſie quälend ſind. Ich wäre heuer ohne den Krieg und die Seuche vollſtändig geſund geworden."

Auch von öffentlichen Gebäuden besitzt Bern 18 einige Aufmerksamkeit verdienende. Das Rathhaus, 1406—1416 erbaut, ist ein Werk Matthäus Ensinger, der auch an dem Münster Ulm's thätig war. Es ist ein stattlicher Bau mit einem Thurm, der 1460 seine jetzige Höhe erhielt. Im Innern sind Wappen angebracht, die Bern's Eroberungen in der Schweiz und Burgund darstellen. Das Zeughaus, 1602—1606 erbaut, ist für die militärische Ausrüstung der Stadt bestimmt. Es enthält Waffen und andere Kriegsbedarf, die für Bewaffnung eines ganzen Heerhaufens

Zeit Bestimmungen, ausreicht (um 1848 diente es als Kaserne).

Wie in so allen alten Städten hat Bern gewisse Orte, welche für Fremde besonders interessant sind. Dahin gehört vor Allem die Aarbrücke mit ihren Anlagen, zum Beispiel, wenn man sich von der Nydeckbrücke aus nach der Kirchenfeldbrücke wendet. Die Nydeckbrücke ist 1844 bis 1846 gebaut worden. Sie ist 220 Meter lang und 14 Meter breit. Sie ruht auf 5 Bogen, von denen der mittelste 30 Meter weit ist. Die Kirchenfeldbrücke ist 1882—1883 gebaut worden. Sie ist 200 Meter lang und 15 Meter breit. Sie ruht auf 3 Bogen, von denen der mittelste 40 Meter weit ist. Die Aare fließt in einem tiefen Bett, das sich in Folge der Brückenbauten noch vertieft hat. Die Ufer sind mit Quadersteinen eingefaßt. Sie sind mit Bäumen bepflanzt und mit Anlagen versehen. Sie sind mit Geländern versehen. Sie sind mit Bänken versehen. Sie sind mit Lampen versehen. Sie sind mit Wegen versehen. Sie sind mit Treppen versehen. Sie sind mit Brücken versehen. Sie sind mit Häusern versehen. Sie sind mit Gärten versehen. Sie sind mit Menschen versehen. Sie sind mit Leben versehen. Sie sind mit Bewegung versehen. Sie sind mit Freude versehen. Sie sind mit Glück versehen. Sie sind mit Segen versehen. Sie sind mit Gnade versehen. Sie sind mit Barmherzigkeit versehen. Sie sind mit Liebe versehen. Sie sind mit Frieden versehen. Sie sind mit Ruhe versehen. Sie sind mit Hoffnung versehen. Sie sind mit Glauben versehen. Sie sind mit Gott versehen. Sie sind mit Christus versehen. Sie sind mit dem Heiligen Geist versehen. Sie sind mit der Dreieinigkeit versehen. Sie sind mit der Ewigkeit versehen. Sie sind mit dem Himmel versehen. Sie sind mit dem Paradies versehen. Sie sind mit dem Reich Gottes versehen. Sie sind mit dem Tempel Gottes versehen. Sie sind mit dem Volk Gottes versehen. Sie sind mit dem Leib Christi versehen. Sie sind mit der Braut Christi versehen. Sie sind mit der Gemeinde Gottes versehen. Sie sind mit der Kirche Gottes versehen. Sie sind mit der Taufe versehen. Sie sind mit dem Abendmahl versehen. Sie sind mit dem Wort Gottes versehen. Sie sind mit der Bibel versehen. Sie sind mit dem Gebet versehen. Sie sind mit dem Glauben versehen. Sie sind mit der Liebe versehen. Sie sind mit der Hoffnung versehen. Sie sind mit dem Frieden versehen. Sie sind mit der Freude versehen. Sie sind mit dem Leben versehen. Sie sind mit dem Tod versehen. Sie sind mit der Auferstehung versehen. Sie sind mit dem ewigen Leben

arg, daß die Pferde bis auf den Bauch einſanken, und daß Männer den leeren Wagen halten mußten, damit er nicht ſtürze. — Von nun an erlebte der Dichter ein Naturereignis, wie er nach ſeiner eigenen Verſicherung nie eines geſehen hatte, das er in ſolcher Art nicht für möglich gehalten hätte, und das er niemals wieder vergeſſen konnte. Es wurden Schneeſtürme mit ungeahnten Wirkungen, deren erſter zweiundſiebzig Stunden ununterbrochen fortdauerte. „Es war ein Gemiſche da von undurchdringlichem Grau und Weiß, von Licht und Dämmerung, von Tag und Nacht, das ſich unaufhörlich regte und durcheinandertobte, alles verſchlang, unendlich groß zu ſein ſchien, in ſich ſelber bald weiße, fliegende Streifen gebar, bald ganze weiße Flächen, bald Ballen und andere Gebilde, und ſogar in der nächſten Nähe nicht die geringſte Linie oder Grenze eines feſten Körpers erblicken ließ. Selbſt die Oberfläche des Schnees war nicht klar zu erkennen. Die Erſcheinung hatte etwas Furchtbares und großartig Erhabenes... Des nächſten Morgens beim erſten Tagesſchimmer ſahen wir, daß es draußen gedauert habe wie geſtern und daß es noch dauere. An den Mauern des Hauptgebäudes ſahen wir jetzt das Emporwachſen des Schnees. Vor unſeren Fenſtern war ein Berg desſelben, aus dem Garten dämmerte einer herüber, der ſchon höher war als das Gartenhaus, die Tür des Hauptgebäudes war verſchneit, ſo daß, als eine Magd ſie von innen öffnete, der Schnee auf ſie hinein fiel, daß ſie mit hölzernen Schaufeln ausgeſchaufelt werden mußte. Die Mauern waren weiß und von allen Vorſprüngen und Dächern hingen die vielgeſtaltigſten Schneeungetüme nieder. Ich konnte nichts tun, als immer in das Wirrſal ſchauen. Das war kein Schneien wie ſonſt, kein Flockenwerfen, nicht eine einzige Flocke war zu ſehen, ſondern wie wenn Mehl von dem Himmel geleert würde, ſtrömte ein weißer Fall nieder, er ſtrömte aber auch gerade empor, er ſtrömte von links gegen rechts, von rechts gegen links, von allen Seiten gegen alle Seiten, und dieſes Flimmern und Flirren und Wirbeln dauerte fort und fort und fort, wie Stunde an Stunde verrann. Und wenn man von dem Fenſter wegging, ſah man es im Geiſte, und man ging lieber wieder zum Fenſter. Der Sturm tobte, daß man zu fühlen meinte, wie das ganze Haus bebe. Von Ausſchaufeln, ſelbſt zu dem einige Schritte entfernten Gaſthauſe, war bei dieſem Sturme keine Rede. — — Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Immer das Gleiche. Der Sturm tönte, als wollte er den Dachſtuhl des Hauſes zertrümmern. — Es kam Mittwoch. Das Tageslicht zeigte die gleiche Erſcheinung. Der Gipfel des Schneeberges, der einige Schritte entfernt vor meinen Fenſtern ſtand, reichte bis zu mir herauf. Der Schnee-

wulſt im Garten war emporgewachſen, daß er in gleicher Höhe mit den Fenſtern des erſten Stockwerkes ſtand. Und immer noch dauerte das Schneeflirren fort. Was anfangs furchtbar und großartig erhaben geweſen war, zeigte ſich jetzt anders, es war nur mehr furchtbar. Ein Bangen kam in die Seele. Die Starrheit des Wirbelns wirkte faſt ſinnbeſtrickend und man konnte dem Zauber nicht entrinnen ..."

Eine Pauſe des dreitägigen Unwetters benützend, ließ Stifter einen Weg ausſchaufeln und alles zur Flucht vorbereiten. Aber die Mühe erwies ſich als vergeblich, denn bald erneuerte ſich der Schneeſturm mit derſelben Heftigkeit, wie in den früheren Tagen ... „Das Flirren war nun geradezu entſetzlich, und es riß die Augen an ſich, wenn man auch nicht wollte. — — Die Alleebäume ſahen mit ihren Kronen wie Geſträuche aus dem Schnee."

Da wieder einige Tage vergangen waren, konnte es der Dichter in der entſetzlichen Schneeöde nicht länger aushalten; er ließ Männer kommen, welche mit Schneereifen in die haushohen Maſſen einen Weg ſtampften: „Es ging ſo langſam, daß ich kaum in jeder Sekunde einen Schritt machen konnte; aber der Pfad trug mich. Gegen die ſtechenden Nadeln, die wagrecht in der Luft daher flogen, ſpannte ich den Regenſchirm auf. So kamen wir weiter. Wir überwanden Schneehügel, Schneewülſte, Schneefelder. Um und über uns war dichtes Grau, unter uns das Weiß ..."

Ein intereſſanter, bisher ungedruckter Brief, welchen Stifter über dieſe Erlebniſſe an Dr. Eſſenwein richtete, wurde mir von der Schwägerin des genannten Arztes, Frau Marie Swoboda, freundlichſt überlaſſen; derſelbe lautet:

„Mein hochverehrter theurer Freund!

Der Sie ſich ſchon ſo oft großmüthig, gütig und beſonders engelhaft geduldig gegen mich, und als einen wahren Freund meiner Gattin, beſonders in ihrer lezten Krankheit, erwieſen haben, nehmen Sie die folgenden Zeilen wieder freundlich auf, und beantworten Sie mir dieſelben in der gegen mich ſo oft geübten Großmuth. Ich bin im Juni faſt vollſtändig geſund geweſen, ja ich kann ſagen, ganz geſund. Ich aß und trank mäßig aber hinreichend ohne alle Beſchwerde, und ging täglich zum Vergnügen von hier nach Schwarzenberg und nach kurzer Raſt wieder zurük. Für mein langſames Gehen iſt Schwarzenberg eine gute Wegſtunde von hier entfernt. Ich trank nach der Zurükkunft zu meiner Suppe und mitunter einem Stükchen Fleiſch ein Glas Bier, ſchlief ſehr gut und war ſehr heiter. Nur die Nerven hatten noch immer eine bedeutende Reiz-

barkeit. Da kam der Krieg und verſezte mich in unruhige Spannung der Erwartung. Sofort waren die Verrichtungen des Körpers ſchon nicht mehr ſo regelmäßig. Mir ſchmekte das Eſſen nicht mehr ſo, und die Heiterkeit wich. Ich ging am 6ten Juli nach Linz zu meiner ſo unausſprechlich geliebten Gattin, um ihr in Nöthen nahe zu ſein. Allein die Unruhe in Linz hätte mich närriſch gemacht, wie ſo viele Leute faſt närriſch waren. Ich ging nach Kirchſchlag, und wies dort 12 Tage alle Nachrichten von mir ab. Da wurde ich ſehr ruhig, und Eſſen und Schlaf war gedeihlich. Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes ging ich wieder nach Linz und am 9ten Auguſt wieder hieher. Das Unglük des Krieges drükte mich wohl; aber dennoch ſtellte ſich faſt die ganze Geſundheit wieder ein. Meine Gattin beſuchte mich hier am 16ten September, und blieb bis 28ten Oktober. In dieſer Zeit ergrif mich die Cholerafurcht lächerlich heftig. Ich wollte meine Gattin nicht nach Linz laſſen, und mußte doch ſehen, wie ſich dieſelbe in der Einſamkeit wie in einem Gefängniſſe faſt verzehrte. Dieſer Zwieſpalt drükte mich ungeheuer. Die Nachricht: Linz iſt nun cholerafrei machte mich jubeln, und ſie reiſte dahin. Ich zauderte noch, und verzeichnete mir den Gang der Seuche nach der Linzerzeitung. Am 18ten Oktober wurde die lezte Erkrankung gemeldet, und am 27ten Oktober, daß Linz ganz frei iſt. Von da bis 15ten November, alſo 20 Tage, meldete die Zeitung nichts mehr über Linz. Die Blätter vom 16ten und 17ten kamen mir nicht zu. Die ſpäteren meldeten auch von Linz nichts. Auch unter den Verſtorbenen fand ich nichts. Die Zeitung vom 11ten meldete einen Erkrankungsfall vom 6ten in der Zizlau. Die vom 21ten den des Beſizers der Zündhölzchenfabrik, der nach Linz gebracht wurde, und die Zeitung, die ich heute bekam, vom 23ten, ſagt: ſeit 16ten d. ſind in Zizlau 11 neue Erkrankungen vorgekommen, davon ſieben tödtlich endigten.

In meiner Ruhe, daß Linz cholerafrei iſt, wurde ich aufgerüttelt durch die Krankheit meiner Gattin. Ich litt durch mehrere Tage eine große Angſt. Am 19ten wollte ich von hier nach Linz abreiſen. An dieſem Tage brach ein Schneeſturm aus, der hier noch nicht erlebt wurde. Er dauerte 3 Tage. Die Schneemaſſe und die Verwehungen waren außerordentlich. Ich ließ am Donnerstage von hier bis gegen Schwarzenberg ausſchaufeln. Allein am Freitage kam meine Reiſegelegenheit von Aigen nicht. Am Samſtage heftiger Schneeſturm, der Alles wieder zulegte. Geſtern war es ruhig, heute iſt wieder Schneeſturm. Ich habe beſchloſſen am erſten ſchönen Tage nach Schwarzenberg zu gehen. Denn das Gehen iſt auf dem feſten Pfade, der auf der Höhe des naſſen Schnees getreten iſt,

gut, und meine Sachen auf einem Ziehſchlitten hinüber bringen zu laſſen. Von Schwarzenberg iſt immer Bahn nach Aigen. Dort bin ich dann nicht mehr ſo ein Gefangener. Dieſe Dinge haben meine Nerven ſehr aufgeregt, daß ich nach keinem Eſſen und Trinken verlange. Wenn ich eſſe, ſchmekt es mir; aber es macht mir gleich große Unruhe und Wallung. Nun kömmt die heutige böſe Choleranachricht aus Zizlau dazu. Wie ſteht es nun in Linz? Von Kleinmünchen iſt die Cholera nicht nach Linz gekommen, wird ſie auch von Zizlau nicht hinkommen? Ich will nun in Schwarzenberg ſolange bleiben, bis ich Ihre Antwort habe. Ich bitte, tröſten Sie mich, und ſchreiben Sie mir wahrheitgetreu den Stand in Linz. Bei mir iſt es beſſer, ich bleibe fern, bis Alles ſicher iſt, und doch verlangt es mich ſchon heftig nach meiner Gattin und nach meinem Hauſe. Das iſt ein höchſt unerquiklicher Stand. Aufgeregt, daß ich nicht eſſen kann, bin ich erſt zwei Tage, ſeit Samſtag, da wieder der Sturm kam. Ich glaube, wenn ich einmal in Schwarzenberg bin, dann wird es beſſer. Dort iſt auch ein geſchikter Arzt.

Meiner Gattin habe ich über meine Geſundheit gar nichts geſchrieben. Und den Schneefall habe ich als Sache des Wartens dargeſtellt. Ich bitte, ihr daher von dieſem Schreiben nichts zu eröffnen, daß ſie nicht unruhig wird.

Verzeihen Sie mir, daß ich Sie ſo plage und antworten Sie mir in Ihrer großen Güte.

Ich zeichne mich mit inniger Liebe und Hochachtung

Ihren wahren treuen Freund
Adalbert Stifter.

Lakerhäuſer, Poſt Schwarzenberg, 26ten November 1866.

Außen: S. Hochwohlgeboren Herrn Carl Eſſenwein, Dr. der Medicin und Augenarzt. Abzugeben bei H. Baron von Hakelberg, Baumbachgaſſe in Linz."

Dieſes Erlebnis wirkte ſo übel auf Stifters Geſundheit ein, daß er ſich während des ganzen Winters nicht davon erholen konnte. Zu der nervöſen Überreizung, welche durch das entſetzliche Schneewetter und durch die Anſtrengung der angſtvollen Reiſe hervorgerufen worden war, geſellte ſich ſpäter noch die beſtändige Sorge um die geſteigerten Erforderniſſe des Tages. Es machte ihm ſchweren Kummer, daß die vielen Krankheiten, die Auslagen für den Doktor und die Apotheke, die vom Arzt verordneten Landaufenthalte und die Karlsbader Reiſen mehr Geld verſchlangen, als

er jemals früher in einem gleich großen Zeitabſchnitte verausgabt hatte, und daß dabei ſeit ſeiner Penſionierung die Einnahmen geringer geworden waren, als früher: „Oft iſt es, als wollte mich bitterer Kleinmut beſchleichen, wie ich denn das verdient habe, da ich ſo ſparſam und häuslich lebe, nie ein Gaſthaus oder dergleichen beſuche, und keiner Leidenſchaft ergeben bin... Der geringſte Anlaß zu Beſorgnis, Trauer oder Zorn jagt die Nerven wieder empor. Eſſenwein iſt daher ein ſtändiger Beſucher in meinem Hauſe. In der Einſamkeit von Kirchſchlag könnte ich im heurigen Winter nicht ſein. Ich darf an den Schnee in den Lakerhäuſern gar nicht denken, ohne daß ich Aufregungen bekomme..."

Der Winter ging in angeſtrengter Arbeit an Witiko dahin, welches Werk nun um jeden Preis abgeſchloſſen werden ſollte; aber ſo tief es den Dichter ſchmerzte, und ſo kurwidrig es auch der Arzt fand, mußten doch die letzten Bogen zur Vollendung nach Karlsbad mitgenommen werden, wohin ſich Stifter im anbrechenden Frühling zum dritten Male begab. Mit den Worten: „Ich hoffe heuer zum letzten Male nach Karlsbad zu gehen," trat er die Reiſe an. Wie ſehr er trotz ſeiner Leiden und trotz der ihn bedrückenden Arbeitslaſt beſtrebt war, dem Wirken verwandter Geiſter mit Anteil zu begegnen, beweiſt der nachfolgende, bisher unveröffentlichte Brief ſeiner Hand, welchen er im April an den Schriftſteller Andreas Obſieger in München richtete, denſelben zu dem geiſtvollen Buche „Der Weltreformator des 19. Jahrhunderts" beglückwünſchend:

„Hochgeehrter Herr!

Ihr Werk hat mir große Freude gemacht. Es geht durch dasſelbe der Hauch der höchſten Geſinnungen und Empfindungen. Es iſt eine Fülle großer, ſchöner, wahrer Gedanken in ihm, und dieſe Fülle regt mannigfach zu gleichen Gedanken und Empfindungen an, und ruft neue hervor, die wieder weiter wirken und Nachkommenſchaft hervorbringen. Der Geiſt dieſes Werkes legt ſich tief in die Seele und ſpricht an ihre Kräfte. Möge das Werk in großen Kreiſen die Würdigung, welche es verdient, finden, und möge das Gute, das es zu ſtiften vermag, mindeſtens zum Theil noch in unſerer gedankenleeren, oberflächlichen, ſinnlichen Zeit zur Erſcheinung kommen.

Laſſen Sie es ſich nicht gereuen, das Werk aus der Tiefe Ihres Innern auf das Papier gebracht zu haben; es war eine Genugthuung für Ihren Schaffungsgeiſt und iſt nach Außen hin eine That."

Die Heilquellen von Karlsbad taten auch diesmal die gehoffte Wirkung, wenn auch das Frühjahr ſich ſo rauh anließ, daß der Dichter mit

ſeiner Familie ſelbſt beim geheizten Ofen kaum der alles durchdringenden Kälte entgehen konnte. Die Kur dauerte vom 1. Mai bis zum 4. Juni; nach Beendigung derſelben verſicherte Dr. Seegen den Dichter, daß er vollſtändig geneſen ſei; der Magenkatarrh ſei gehoben, die Nervenzuſtände würden ſich mit der Erſtarkung des Körpers beſſern, und alles würde vollſtändig gut werden; eine Wiederholung der Karlsbader Kur werde nicht mehr nötig ſein. Ähnliches berichtete Stifter in dem nachfolgenden, bisher ungedruckten Briefe an Dr. Eſſenwein:

„Mein ſehr theurer hochverehrter Freund!

Obwohl ich weiß, daß Sie raſtlos in Ihrem Berufe beſchäftigt ſein werden, und daß Ihre Zeit auch noch durch Geſchäfte, die mit der Ankunft Ihrer Frau Gemahlin verbunden ſind, in Anſpruch genommen iſt, ſo richte ich doch einige Zeilen an Sie, deren Leſung Ihnen wieder Zeit nimmt, deren Beantwortung ich aber durchaus nicht beanſpruche. Die Freundſchaft, mit der Sie mich und meine Frau beehren, ermuthigt mich dazu, und gibt mir die Gewißheit, daß Sie dieſe Zeilen mit Antheil leſen werden.

Wir ſind am 27ten April von Linz abgereiſt und ſind an dieſem Tage nach Paſſau gefahren. Am 28ten fuhren wir nach Regensburg, am 29ten nach Eger und am 30ten nach Karlsbad. Ich trank am 1ten Mai die erſten 3 halben Becher Schloßbrunnen. An dieſem Tage unterſuchte uns der Profeßor Seegen ſehr genau und mich beſonders in allen Theilen auf das Sorgfältigſte. Die Leber meiner Frau fand er ſchon in der gehörigen Größe. Ich ſagte ihm, daß Sie ihr Leiden Polycholie nennen. Er antwortete: das iſt es auch. Er verordnete ihr Thereſienbrunnen. Er hat die Hoffnung der völligen Hebung des Uebels, da ſeit einem Jahre eine ſolche Beſſerung eingetreten iſt. Der Milztumor Katharinens, der bei unſerer vorjährigen Ankunft in Karlsbad noch ſo groß geweſen iſt, hat ſich faſt ganz verloren, ſo daß der Arzt in völliger Verwunderung war. Sie trinkt auch Thereſienbrunnen. Die Frau trinkt jezt noch 3, Katharina 2 Becher. Bei mir ſagte er, es ſei Alles in Ordnung, der Magencatarrh ſei faſt völlig geſchwunden, der Magen aber etwas erweitert. Daß ich täglich auch während der Cur nach dem Eſſen etwas doppeltkohlenſaures Natron nehme, gab er zu, da das Waſſer dasſelbe Salz enthalte. Ich trinke jezt 3 Becher. Das Waſſer macht mir nicht die geringſte Aufregung. — Wahrſcheinlich werden wir fünf Wochen trinken. Morgen bin ich über die Hälfte. Ich gehe mit Freuden hierher, mit größeren aber wieder weg. Die erſten fünf Maitage waren naß und kalt, die nächſten zehn heiß und heiter, und heute haben wir wieder ſchon den 3ten kalten

und naſſen Tag. Und Karlsbad kann durch die Dünſte der warmen Wäſſer in kalten Tagen eine recht erkleckliche Feuchtigkeit entwikeln. Der Zudrang der Fremden iſt ſchon ſehr groß, und Karlsbad ſcheint ſich heuer überfüllen zu wollen. Wir leben ſehr abgeſchieden in unſerer gewöhnlichen Wohnung, gehen fleißig ſpazieren, und ſehen aus unſeren Fenſtern der alten Wieſe entlang auf die grünen Berge des Hirſchenſprunges. Unſere Hausleute ſind ſehr gefällig, freundlich und zuvorkommend.

Die Koſt in Karlsbad iſt ſchlecht, ſie heißen das curgemäß; ob aber ein Stük Rindfleiſch bis zur Geſtalt gezupfter Leinwandfäden ausgebraten curgemäß iſt, wage ich nicht zu behaupten. Es wird ein Feſt ſein, wenn wir wieder in Linz an unſerem Tiſche ſizen. Von alten Bekannten iſt der Lehrer Penz aus Altmünſter hier und die Frau von Arnemann. Ich habe aber dieſe Dame noch nicht geſehen. Puz und Narrheit wird hier viel zur Schau getragen. Wir lachen darüber, ſind aber nicht geneigt, dieſe Dinge zu theilen.

Der Schluß Witikos klebt mir noch immer wie Pech an den Fingern; aber es iſt das lezte Tröpfchen, nnd ich glaube es in den nächſten Tagen los zu ſein.

Von Marie bekamen wir einen Brief, der uns benachrichtigte, welchen neuen Liebesdienſt Sie uns erwieſen haben. Wir ſind ſehr erſchroken; denn die Sache muß eine nicht gar ſchwache Halsentzündung geweſen ſein. Sie haben ſie wieder der Geſundheit zugeführt. Wir danken Ihnen recht von Herzen, und werden unſeren Dank nach unſerer Rükkunft perſönlich erſtatten. Sie ſind der Geſundheits- und Troſtesſchuzgeiſt unſeres Hauſes geworden, was wir nie vergeſſen werden, beſonders ich nicht, der Sie oft ſo geplagt hat.

Ihre Frau Gemahlin iſt nun in Linz, und wir nehmen großen Antheil an dieſem Ereigniſſe. Möge ihr unſere herrliche Oberöſterreicher Luft ſehr wohl bekommen. Wenn wir ſie auch noch nicht kennen, ſo bitten wir doch, ihr unſere hochachtungsvollſten Empfehlungen zu melden, ſie iſt uns ja als die Gattin unſeres verehrten Freundes nicht ſo ferne.

Möge Ihnen Gott in Ihrem ſchönen Berufe Geſundheit und Kraft erhalten. Wir ſenden Ihnen die herzlichſten Grüße, und ich zeichne mich mit Achtung und Liebe

Ihren treuergebenen Freund
Adalbert Stifter.

Karlsbad, 17ten Mai 1867.

Außen: Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Carl Eſſenwein, Dr. der Medicin und Augenarzt
in Linz an der Donau
Baumbachgaſſe bei H. Baron Hakelberg."

Von Karlsbad ging der Dichter auf dem kürzeſten Wege in ſeine Stadtwohnung zurück, in welcher er den ganzen Sommer über eifrig an der „Mappe" arbeitete, und die er nur im September wegen eines mehrtägigen Ausfluges nach Kirchſchlag verließ. Es duldete ihn nicht mehr fern von ſeinem Hauſe. Quälende Unruhe trieb ihn nach kurzer Abweſenheit wieder heim. Je geſünder er werde, ſo ſagte er nach der Rückkehr zu ſeinen Freunden, deſto weniger fühle er das Bedürfnis nach Höhen, zu denen es ihn während ſeines Krankſeins immer hinzog, und deſto mehr empfinde er den Mangel des gemütlichen Behagens, dem er doch überall ausgeſetzt ſei. — Wenn es der Herr des Himmels gütig fügen wolle, ſo werde ihm doch noch ein heiterer, milder Nachſommer beſchieden ſein. — „Wir leben ſtill und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hausweſen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So löſen ſich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung iſt mein Königreich .... Ich bin jetzt faſt völlig geſund und fühle mich am wohlſten zu Hauſe, unter dem, was mein iſt, und am allerwohlſten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein iſt. Witiko, gottlob, iſt fertig, und ſchenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, ſo werde ich dieſe Zeit der Krankheit ſegnen als eine Wohltat und Gnade, und es wird ſich auch in meinen Arbeiten die größere Reife und Läuterung zeigen."

Aber dieſer letzte matte Flug des Hoffens war eitle Täuſchung. Denn ſchon hielt der Todesengel mit ſchwarzem Fittich an der Seite des müden, ſiechen Mannes Wacht, bereit, ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Der dem hohen und reinen Geiſte Stifters wie kein zweiter innig verwandte Dichter Roſegger, den die Verehrung des erhabenen Vorgängers im Dienſte der Muſen trieb, zu Fuß von Graz nach Linz zu wandern, um den Großmeiſter von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen Ruhmeskranz zu erben ihm ſpäterhin gegönnt ſein ſollte, kam gerade noch in letzter Stunde.

„Über der Donauſtadt," ſo erzählte Roſegger über die Begegnung, „lag der ſonnigſte Vormittag; Stifter ſaß in ſeiner Wohnung. — Das erſte von ſeiner Seite war nur die Entſchuldigung, daß er mich im Haus-

kleide — er ſtak in einem dichtgefütterten Schlafrocke — empfangen müſſe, er ſei leidend. Dann warf er einen wehmütigen Blick hinaus in den Sommertag. — — Ich ſah die Bläſſe und die feinen Furchen und eine Art von Harm auf ſeinem Antlitze; das war nicht das heiter behäbige, volle Geſicht, welches den „Studien" als Titelkupfer beigegeben iſt. Ich ſah die Silberfäden in ſeinem Backenbarte und in den Locken des Hauptes, auf welches eben die Sonnenſtrahlen fielen. — Aber die Strahlen taugten ihm nicht, er ließ die Fenſterrollen nieder. Und nun wir eingehüllt waren und keinen Sommer mehr ſahen, hub er an, recht von dem Sommer zu ſprechen. — Ich folgte ihm am rauſchenden Wildbache hin zum Waldſee. Jeder Tropfen ſpricht ein Geheimnisvolles von den Wundern der Quelle und des tiefen Sees; jede Blume am Ufer iſt lebendig und ihre Farbentöne klingen zu unſerem Herzen; im Dunkel der hohen Tannen ſpinnen Sonnenfäden. Und über alles liegt die ſtille Himmelsglocke und über den fernen blauen Bergen ſchifft ein Wölklein hin. — Auch Menſchen ziehen durch den Wald, edle liebenswürdige Menſchen: ernſte Männer, Sonderlinge voll geheimnisvoller Verſchloſſenheit, voll Humor zugleich und tiefer Güte im Kern. Und es ziehen Kinder voll Leben und Liebreiz und unvergleichlich ſchöne Traumbilder. Alles gewinne ich lieb und aus allem ſehe ich, wie auch das Kleinſte in der Welt ſeine Bedeutung haben kann. Nie zuvor auf meinen einſamen Wegen habe ich die Natur in ſolcher Schöne geſchaut, als hier in der Stube des alten Mannes, deſſen Worte mich wie ein Zauberglöcklein in den Traum wiegten ..."

Stifters letzte Ausfahrt war ein Gräberbeſuch. Zum Allerſeelenfeſte ſollte die Ruheſtätte der unvergeßlichen Mutter nicht ungeſchmückt ſein. Einer Anregung des Dichters folgend, hatten die Geſchwiſter in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen laſſen, deren Aufſtellung in Oberplan an der äußeren Kirchenmauer zu Häupten des Grabes nun zu beſorgen war. Stifter reiſte im Oktober nach ſeinem Heimatsorte und befehligte, eine letzte, ſtille, wehmütige Freude im Herzen, die Arbeiten der Werkleute. Nach ſeiner Rückkehr fand er ſeine Gattin an einer bösartigen Grippe erkrankt, die ſo heftig war, wie er „nie eine geſehen" hatte. Er erſchrak, und da er fürchtete, es möchte etwa „ein tödlicher Keim" in dieſem Leiden verborgen ſein, ſo war er im Gemüte „unſäglich ergriffen". Aber ſie genas nach zwei Wochen, und obſchon ſie, da er ſie das erſte Mal ausführen durfte, „wie ein Schatten" war, erholte ſie ſich doch ſchnell und ſichtlich.

Aber nun wurde der Dichter anfangs November ſelbſt von dem Übel erfaßt. Die Krankheit zunächſt nicht weiter beachtend, pflegte er

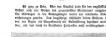
schlossenen Personen ergreifen Besorgnis an Leben. „Es ist 1882 Jahre her, daß Er gelebt hat, und Er lebt noch heute", sagt Er. Er ist ein Gott, der Wunder tut. Er bleibt ewiglich unser Retter! Er ist ein Gott, der Wunder tut. Er bleibt ewiglich unser Retter! In die ganze vor Furcht gebeugte Schar ruft Ein Mann das Bekenntnis: „Ich glaube, Herr, daß Du Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen ist."

Christus Rettet Petrus vom Ertrinken. Nach einem Gemälde von Ivanoff.

Wie oft ist Gott gepriesen worden für Seine Rettungen! Wie oft ist Sein Name gelobt worden für Seine Rettungen in Seiner Kirche! Wie oft ist Sein Name gelobt worden für Seine Rettungen, daß sie Ihn nicht verlassen haben, Ihn und Sein Wort nicht verleugnet haben! Wie gelobt Sein Name für Seine Rettungen, daß sie Ihn bekennen! Ihm sei Lob, Preis und Dank dafür!

Wenn wir in den Bekenntnissen, die Gott uns ablegt, Seine Rettungen sehen, so sehen wir auch in Seinen Rettungen Seine Bekenntnisse. Wenn Er uns rettet, so bekennt Er uns. Wenn Er uns rettet, so bekennt Er uns vor Seinem Vater im Himmel. Wenn Er uns rettet, so bekennt Er uns vor Seinen Engeln. Wenn Er uns rettet, so bekennt Er uns vor der ganzen Welt. Und Er rettet so viele, daß Er uns so viele Male bekennt. Wenn Er uns rettet, so bekennt Er uns, daß wir Sein sind, daß wir Sein Eigentum sind, daß wir Sein Volk sind, daß wir Seine Schafe sind, daß wir Seine Kinder sind, daß wir Seine Brüder sind, daß wir Seine Erben sind, daß wir Seine Miterben sind, daß wir Seine Braut sind, daß wir Sein Weib sind, daß wir Sein Leib sind, daß wir Sein Fleisch sind, daß wir Sein Gebein sind, daß wir Sein Geist sind, daß wir Sein Leben sind, daß wir Seine Herrlichkeit sind, daß wir Sein Reich sind, daß wir Sein Priestertum sind, daß wir Sein Königtum

Et sjov er Det, Du ser Dagligt paa En saa velkjendt Ting, at Du knapt nok gjennemtænker Tingenes sagelige Sammenhæng. Saaledes ogsaa med Bygningen af Ordene, Sætningerne, Perioderne. Vi gennemlæse Sætninger, Perioder, Bøger, ja vor Tanke vil Maaskestok til Sætningsbygning begrunde mellem Ord, uden dog mindst af Alt at betragte Ordene selv, som Sætningerne gør



Nordisk Folkehøjskole Ryslinge set fra Nordvest (v. Hvs. Side) Fra Ryslinge Skolehjem

Ordet skal altid komme først i vores Tanke, hvad vi end skal sige, ellers kan vi ikke tænke os det. Det er Ordet, der er Grundstenen til Sætningen, Ordet, der er Grundstenen til Perioden.

Ordene kan tilføjes en bestemt Betydning ved deres grammatiske Form, ved deres Bøjning. Vi kan bøje Ordene, vi kan sige Ord, vi kan sige Ordenes Ord, vi kan sige Ord, vor Ord, vi kan sige Ord, Ordet, vi kan sige Ordene, vi kan sige Ordene, vi kan sige Ordenes, vi kan sige Ordene, vi kan sige Ordene, vi kan sige Ordene

Schmerzempfindung zusammen. — Von schwarzen Todesahnungen erfüllt, legte Stifter eines Tages mit tränenumflortem Auge sein letztes, unfertiges Manuskript müde aus der Hand, indem er die kaum hörbaren Worte hauchte: „An diese Stelle wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben."

Aber es war ihm ein größeres Maß des Duldens zugedacht. Noch ging eine schreckliche Zeit dahin, und an jedem folgenden Tage schien die ausgesuchte Grausamkeit sich zu steigern, womit ein unerbittliches Verhängnis diesen erbarmungswürdigen Körper heimsuchte. Der Dichter wälzte sich Tag und Nacht wimmernd und stöhnend auf seinem Schmerzenslager und betete inbrünstig zu Gott um die Erlösung von seinen Leiden.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Jänner 1868 stiegen die grauenvollen Qualen zu so betäubender Macht an, daß die rasende Folter des Dichters Sinne verwirrte. Wie von plötzlichem Wahnsinn erfaßt, tastete er — die Uhr hatte eben die erste Stunde nach Mitternacht verkündet — in einem unbewachten Augenblicke mit zitternden Händen nach dem Tischchen, in welchem sein Rasiermesser verwahrt lag, ergriff es und brachte sich in der Raserei des unerträglichen Schmerzes einen furchtbaren Schnitt am Halse bei. Ein dunkler Blutstrom quoll hervor und ergoß sich über das Linnen des Bettes und über die Kissen. Als Frau Stifter nach wenigen Augenblicken das Leidensgemach wieder betrat, fand sie ihren Gatten röchelnd und mit dem nahen Tode ringend. — Mit einem gräßlichen Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Es entstand nun eine entsetzliche Verwirrung in dem Hause. Die Nichte Katharina und die Magd eilten jammernd herbei, und da sie völlig ratlos waren, riefen sie die Hausbesorgerin, Frau Göbel, zu Hilfe, indes der Mann derselben rasch in die Kleider schlüpfte, um einen Arzt und einen Priester aufzusuchen. — Der Lärm des Umherlaufens brachte auch die Familie des Inspektors der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Gerbert von Hornau, in der Wohnung des unteren Stockwerkes zum Erwachen, wo sogleich der Gedanke rege wurde, der schwerkranke Hofrat liege im Verscheiden.

Nach wenigen bangen Minuten erschien hastig der dem Stifterschen Hause seit vielen Jahren eng befreundete Domherr Josef Schropp, welcher von der nahen Pfarrkirche nur ein kurzes Wegstück zurückzulegen hatte; er konnte dem Verscheidenden noch die erhabenen Tröstungen der Religion bringen; nach der Darreichung der heiligen Sterbesakramente spendeten seine Hände dem langsam erkaltenden Körper des unglücklichen Dulders die letzte Ölung.

Auf der Heimkehr begleitete ihn nur sein treuer Diener Wilhelm und seine Frau gesellte sich bei Ansbach zu ihnen.

Walter Scherf als Luther.

Luther war ein Mann von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau. Seine Augen, die so scharf blicken konnten, waren blau, sein Haar dunkelblond, sein Gesicht voll und rund. Er war ein Freund guter Speisen und Getränke, und liebte es, seine Gäste an seinem Tische zu bewirten. Er war ein Freund der Musik und sang und spielte selbst gut.

Luther war ein Mann, der sich nicht leicht einschüchtern ließ. Er hatte sich vor Kaiser und Reich verantwortet, und sich nicht gefürchtet. Er hatte sich vor Gefahren nicht gescheut, als er sich auf der Wartburg versteckte, und sich vor Arbeit nicht gefürchtet, als er die Bibel übersetzte. Er hatte sich vor Feinden nicht gefürchtet, als er sich mit ihnen in Streitschriften herumschlug. Aber vor einer Sache hatte er Angst, vor dem Sterben. Er hatte Angst vor dem Tode, weil er wußte, daß er ein Sünder war. Obwohl er manchmal seinen Feinden schlimme Worte gab, so war er doch ein frommer Mann.

Als er nach Wittenberg zurückkam, fand er dort Unruhen und wilden Bilderdienst vor. Er mußte sie stillen. Er predigte acht Tage lang, und es gelang ihm, die Leute zu beruhigen. Er hatte sich vorgenommen, nicht mehr zu predigen, aber er mußte es doch tun. Er predigte, lehrte, schrieb Bücher und Briefe, und sorgte für seine Familie. Er hatte sich verheiratet. Seine Frau hieß Katharina von Bora. Sie war eine Nonne gewesen, und Luther hatte sie aus dem Kloster geholt. Sie war eine gute Frau und eine gute Hausfrau. Sie hatte sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Luther hatte sie sehr lieb. Er nannte sie seinen Herrn Käthe.

Lang gestreckten mit Licht und Luft überaus Reichen, wie auf weiten Strecken der Ostseeküste, wo die grünen Wälder bis an die Ufer gehen. Hier ist's kahler Meeresstrand.

Nachdem der Dr. Nansen auf den Rat des Lotsen die Fahrt durch das Eis gewagt hatte, ging es ganz gut vorwärts, und bald war das Schiff in der Mitte des Eises. Da entstanden plötzlich

Die Fram drückt Eisberge auf die Seite.

Pressungen, und das Schiff wurde in die Höhe gehoben. Die Mannschaft mußte sich an Tauen festhalten, damit sie nicht über Bord geworfen wurde. Das Schiff wurde so hoch gehoben, daß es fast auf dem Eise lag. Dann sank es wieder ins Wasser. Dieses Heben und Senken dauerte eine Stunde lang. Dann war es vorüber, und das Schiff konnte weiterfahren. Aber bald kamen neue Pressungen, und das Schiff wurde wieder gehoben. Es ging ihm aber nicht so schlecht wie den Schiffen, die vor ihm hier gefahren waren. Es wurde nicht zerdrückt.

Am 22. September 1893 befand sich das Schiff in 78° 50' nördlicher Breite und 133° 35' östlicher Länge von Greenwich.

Nachdem es sich nun vollständig festgefahren hatte, versuchten die Leute es von Zeit zu Zeit mit Arbeit. Sie stellten die Temperaturen der Tiefen fortgesetzt fest und beobachteten, wenigstens Nansen und Johansen. Sie sahen, daß das Wasser in 200 Meter Tiefe 0,7° Wärme hatte, und daß es in 400 Meter Tiefe noch 0,9° Wärme hatte. Sie sahen, daß es in 1000 Meter Tiefe noch 0,8° Wärme hatte.

Sie glaubten, daß Eisberge nicht imstande wären, die Wasserschichten in die Tiefe zu drücken und warmes Wasser in die Höhe zu bringen.

Freunde zum Andenken an den verewigten Dichter zu Häupten des Grabes errichtet hatten: ein dunkler, glattgeſchliffener Obelisk mit einer kurzen Inſchrift und einem metallenen Lorbeerkranze auf der ſchief heraustretenden Baſis. Die milden Sonnenſtrahlen eines ſpäten Nachſommers ſpielten um das Grab, und flatternde Marienfäden legten ſich um den ſtarren Granit des Denkmals; zu Füßen desſelben blühten Feldblumen in reichem Flor, umgeben von dem Funkeln und Glänzen bunter Steine.

VII.

Der Nachruhm.

Das iſt der Vorzug edlerer Naturen, daß ihr Hinſcheiden in höhere Regionen ſegnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß ſie uns von dorther gleich Sternen entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unſeren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die ſehnſuchtsvollen Blicke nach ſich ziehen als Vollendete, Selige.

Goethe.

Die Nachricht vom Tode Stifters verbreitete sich rasch durch die deutschen Lande, ohne jedoch als erschütternde Trauerkunde empfunden zu werden. Man besann sich allenthalben ein wenig mühevoll darauf, daß dem heimgegangenen Poeten einmal eine vielumjubelte Glanzzeit beschieden war. Die wackeren Linzer selbst hatten weit eher das Gefühl, den verblichenen Hofrat mit den seiner Rangklasse zukommenden Ehren zu Grabe bringen zu müssen, als an der Bahre eines der größten vaterländischen Dichter zu stehen. Das Leichenbegängnis wäre in völlig gleicher Form veranstaltet worden, auch wenn Stifter bloß der mit dem obersten Schulreferat des Landes betraute Statthaltereibeamte gewesen wäre. Nur ein die Bahre zierender Kranz der Wiener Schriftstellergenossenschaft Konkordia verkündete durch die Aufschrift an seinen Schleifen, daß die dem Toten nachgesendeten letzten Grüße einem Manne der Feder galten.

Die von der Gattin des Dichters, von den Brüdern Anton, Martin und Johann Stifter, sowie von dem Stiefbruder Jakob Mayer und von der Schwester Anna, verehelichten Schopper, ausgegebene Todesanzeige enthielt die Worte: „Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, meinen innigstgeliebten Gatten, beziehungsweise unseren Bruder, Herrn Adalbert Stifter, k. k. Hofrath . . . (folgt der längere Titel), in ein besseres Jenseits abzuberufen. Er entschlief nach Empfang der heil. Sterbesacramente am 28. Jänner dieses Jahres um 8 Uhr Morgens am Zehrfieber in Folge chronischer Leberatrophie im 63. Lebensjahre . . . ."

Die erschütternden Begebnisse, welche dem Ableben des unglücklichen Dichters vorangegangen waren, blieben, den kleinen Kreis jener Personen abgerechnet, die aus eigener Anschauung darum wußten, vollständig unbekannt; die Eingeweihten aber bewahrten das düstere Geheimnis umso sorgfältiger, als nach den zu jener Zeit in Oberösterreich herrschenden Anschauungen ein kirchliches Begräbnis und die Bestattung Stifters in geweihter Erde ohne diese Rücksicht gewiß fraglich gewesen wäre. Kurze

Notizen in der „Linzer Zeitung“ und in der Linzer „Tagespost“ berichteten, daß die Hauptstadt Oberösterreichs nicht nur um eine „schriftstellerische Berühmtheit“, sondern auch „um einen hochachtbaren Biedermann ärmer geworden“, daß in den hinterlassenen Schriften nebst der unvollendet gebliebenen „Mappe“ ein paar „kleinere Erzählungen“ im Manuskripte vorhanden sein dürften, daß außer dem durch die Ewertsche Buchhandlung in Linz besorgten Lorbeerkranze des Schriftsteller-Vereines Konkordia noch ein zweiter von der in Linz bestehenden Gesellschaft „Die Namenlosen“, zu deren Gründern Stifter zählte, gespendet worden war, und daß die Witwe wegen der wenig günstigen Lage, in der sie sich befinde, gezwungen sein werde, den Intarsienschrank und den Delphinschreibkasten, sowie die wertvollsten Gemälde aus dem Nachlasse ihres Gatten zu veräußern. — Die Linzer Zeitung veröffentlichte am 31. Jänner und am 1. Feber zwei Gedichte, welche das Andenken Stifters in ebenso ungelenker als überschwenglicher Weise ehrten.

Kurze Zeit nach dem Begräbnisse wurde der Landessitte gemäß an Freunde und Bekannte ein „Totenbildchen“ verteilt, welches auf einer Seite die Darstellung des heiligen Rochus und auf der anderen Seite die nachfolgende Aufschrift enthält:

„Christliches Andenken an den wohlgeborenen Herrn Adalbert Stifter, k. k. Hofrath, Ritter des kaiserl. österr. Franz Josef-Ordens, Besitzer der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und des Ritterkreuzes I. Classe des großherz. Sachsen-Weimar'schen Falken-Ordens, Mitglied mehrerer gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, geboren den 23. October 1805, gestorben den 28. Jänner 1868 nach langem Leiden, versehen mit den heil. Sakramenten der Sterbenden.

Ich blickte gegen den Himmel . . . Die Feierlichkeit traf mich erhebender, und die Pracht des Himmels war mir eindringender, als sonst . . . Es war eine Weihe und eine Verehrung des Unendlichen in mir.“

Die Nekrologe in der Wiener Presse und in den Zeitungen des Auslandes zeigten einen gedämpften, zurückhaltenden Ton und verrieten, daß zu jener Zeit an die dauernde Bedeutung der Werke Stifters nicht geglaubt wurde; der Referent eines großen Wiener Blattes sprach die Meinung aus, die Trauer um den Dichter würde größer gewesen sein, wenn dieser uns als letztes Vermächtnis statt des verfehlten Witiko ein besseres Werk hinterlassen hätte.

In seinem Testamente, dessen Abschrift ich der Güte des Herrn Dr. Viktor Gerbert von Hornau in Linz verdanke, setzte Stifter seine Gattin zur Universalerbin ein. Das Schriftstück lautet:

„Leztwillige Anordnung.

Im Namen Gottes, des Allmächtigen, erkläre ich mit dieser meiner eigenhändigen Schrift und meiner eigenhändigen Unterschrift meine geliebte Gattin Amalie Stifter, geborene Mohaupt, zu meiner Erbin.

Linz, am 24ten November 1858.

Adalbert Stifter,
k. k. Schulrath für Oberösterreich."

Nachtrag.

Das Abzeichen des mir von Seiner Majestät verliehenen Franz Josefs-Ordens bitte ich meinen Testamentsvollstreker nach meinem Tode an die k. k. Ordenskanzlei einzuschiken.

Linz, 24. November 1858.

Adalbert Stifter,
k. k. Schulrath für Oberösterreich."

Als Verwandte sind in der Todfallsaufnahme außer der Witwe angeführt:

die zweibändigen Geschwister

Anton Stifter, Lederhändler in Linz,

Johann Stifter, Sattler in Oberplan,

Martin Stifter, Schmiedmeister in Veitsau bei Pottenstein, Niederösterreich,

Anna Stifter, verehelichte Schopper, Webersgattin in Oberplan,

und der einbändige Bruder

Jakob Mayer, Ingenieur in Eggenburg, Nied.-Öst.

Der Nachlaß wies eine bedeutende Überschuldung aus; er wurde der Witwe mit der Einantwortungs-Urkunde des k. k. städtisch-delegierten Bezirksgerichtes Linz vom 28. November 1868, Zahl 11.519, jure credite eingeantwortet.

Da die Aktiven nur 1337 Gulden 58 Kreuzer, dagegen die Passiven 3758 Gulden 24 Kreuzer betrugen, so ergab sich ein Defizit von 2420 Gulden 66 Kreuzer.

Die Verhältnisse der Witwe zeigten sich umso mißlicher, als auch die von Heckenast geleisteten Vorschüsse während der langen Krankheit des

Dichters infolge des durch dieſelbe verurſachten Mehraufwandes eine ſo beträchtliche Höhe erreicht hatten, daß eine ausreichende Deckung in den nachgelaſſenen Schriften kaum gefunden werden konnte. Bei den Werken aus Stifters ſpäterer Zeit war überdies wegen des erlahmenden Intereſſes der Leſewelt das Bedürfnis nach Neudrucken ſehr gering geworden, und die am meiſten einträglichen „Studien" hatte der Dichter ſchon vor ſeiner Ernennung zum oberöſterreichiſchen Schulrate ſamt dem Rechte auf alle folgenden Auflagen gegen die einmalige Abfindungsſumme von 6000 Gulden verkaufen müſſen.

Aber der Verleger erwies ſich gegen die Witwe ſeines beſten Freundes nicht hartherzig; er erwarb die Briefe, welche Stifter an ſeine Gattin gerichtet hatte, um den Betrag von 800 Gulden und ſchloß überdies, wie F. Neumann hierüber mitteilt, mit ihr am 8. April 1868 einen Vertrag, nach welchem alle Erzählungen, Aufſätze ꝛc., ob bereits abgedruckt oder im Original-Manuſkripte vorhanden (mit Ausnahme jener Briefe, die als Eigentum des Empfängers zu betrachten ſind), in ſein Eigentum oder in das ſeiner Rechtsnachfolger überzugehen hätten, wogegen er erklärte, die ſeit dem Monat Juli 1853 bis 15. Feber 1868 geführte Rechnung in der Geſamtſumme von 18.894 Gulden 92 Kreuzer Ö. W. als beglichen und quittiert zu betrachten; außerdem verpflichtete ſich Heckenaſt in einer auch für ſeine Erben bindenden Weiſe, an Frau Amalie Stifter eine jährliche Leibrente von 400 Gulden Ö. W. in vierteljährigen Raten, vom 1. Jänner 1868 an gerechnet, auszubezahlen, welche Verpflichtung nach Heckenaſts Ableben von ſeinem Rechtsnachfolger C. F. Amelang übernommen und bis zum Tode der Witwe aufrecht erhalten wurde.

Zeichen der Teilnahme und der Hilfsbereitſchaft traten allerorts hervor.

Der Kaiſer erhöhte die normalmäßig nur 420 Gulden betragende Witwenpenſion mit Allerhöchſter Entſchließung vom 24. April 1868 auf jährliche 600 Gulden, der Vorſtand der Schillerſtiftung, Freiherr von Münch-Bellinghauſen, überſendete ein Beileidsſchreiben, in welchem die Mitteilung enthalten war, daß der Verein in Anerkennung der ſchriftſtelleriſchen Verdienſte des Verſtorbenen um die deutſche Nation beſchloſſen habe, der hinterbliebenen Witwe eine Ehrengabe von 150 Talern zu widmen, die kunſtſinnige Mutter unſeres Kaiſers, Frau Erzherzogin Sophie, welche immer das lebhafteſte Intereſſe für Stifters literariſche Tätigkeit an den Tag gelegt hatte, ſpendete der Witwe am 7. April 1868 „zur Erleichterung ihrer Subſiſtenz bis zur Erlangung der normalmäßigen Penſion eine momentane Beihilfe von 150 Gulden", und die Fürſtin

Eleonore zu Schwarzenberg kaufte den reich eingelegten Kleiderschrank und den auf einem Delphingestell ruhenden Schreibkasten um den Betrag von 1300 Gulden für die Kunstsammlung des Schlosses Frauenberg. Diese beiden prächtigen Stücke, von welchen der Intarsienschrank auf der Rückseite die Inschrift trägt: „Restauriert im Jahre 1853 von Adalbert Stifter, Dichter, und Michael Müller, Tischler", befanden sich damals in Wien „zur Ansicht"; der Schreibkasten im fürstlich Metternichschen Palais am Rennweg, der Kleiderkasten bei Direktor Eitelberger im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie am Stubenring. In der Einleitung zu dem XIV. Bande von Stifters „Vermischten Schriften" hat Horcicka drei den Verkauf der beiden Kästen behandelnde Briefe der Witwe des Dichters veröffentlicht, von welchen der interessanteste hier eine Stelle finden möge:

„Euer Durchlaucht!

1300 fl. sind so ziemlich die Summe, welche die Kästen gekostet haben, denn wir hatten zu ihrer Ausbesserung einen Tischler durch 1½ Jahre unausgesetzt und dann noch einige Male durch mehrere Wochen im Hause. Die unsägliche Mühe, die sich mein Gatte, der die Arbeiten selbst leitete, mit der Herbeischaffung und dem Zusammenstimmen der Hölzer gab, ist dabei freilich nicht im Anschlag gebracht. Da ich also bei diesem Preise keinen Verlust erleide, so bin ich bereit, sie Euer Durchlaucht um denselben zu überlassen. Wenn ich einige Jahre warten könnte, so wäre es vielleicht möglich einen höheren zu erlangen, aber ich kann nicht warten; denn die beständigen Sorgen, welche durch die langjährige Krankheit meines seligen Gatten entstanden sind, würden mich ja aufreiben; und es könnte sogar geschehen, daß ich sie doch zuletzt noch einem Händler um noch weniger überlassen müßte, und dann vielleicht bald darauf den Schmerz hätte zu erfahren, daß er sie viel theurer verkauft hat. So weiß ich wenigstens, daß sie in den edelsten Händen und in der schönen Heimat meines Gatten sind, die er so sehr geliebt hat.

Ich bitte also Euer Durchlaucht sie, sobald es gefällig ist, abholen zu lassen, weßhalb ich auch noch heute an den Direktor des Museums schreibe.

In tiefster Ehrerbietung zeichnet

Euer Durchlaucht unterthänigste

Amalie Stifter,
k. k. Hofrathwitwe.

Linz, am 1. Februar 1870."

Beileidstelegramme und teilnahmvolle Briefe trafen in großer Zahl aus vielen Gegenden Österreichs und Deutschlands ein; wiederholt kamen, wie die Linzer Zeitung vom 17. April 1868 mitteilte, Familien aus dem Deutschen Reiche zur Ruhestätte des Dichters, um vom Grabhügel Erde mitzunehmen und dieselbe später an seine Verehrer im Auslande zu verteilen.

Unter den Beileidsschreiben, welche uns erhalten geblieben sind, ist jenes des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der dem Dichter freundschaftlich zugetan war, der ihn durch die Verleihung des Falken-Ordens auszeichnete und wiederholt brieflich mit ihm verkehrte, wohl am meisten bemerkenswert:

„Lassen Sie Mich Ihnen, werthe Frau Hofrath Stifter, den aufrichtigen Schmerz ausdrücken, mit dem Mich die Nachricht von dem Ableben Ihres vortrefflichen Gatten erfüllt hat, und der in diesem Falle durch den Abbruch der mir sehr werthvollen Beziehungen, in denen Ich zu dem Verstorbenen stand, welcher Mich stets von den neuen Plänen und Erzeugnissen seines dichterischen Schaffens in Kenntnis erhielt, zu einem wahrhaft persönlichen wird, ganz abgesehen von dem großen Verlust, den die deutsche Literatur durch den Tod dieses ausgezeichneten Vertreters erleidet.

Möge Gott der Herr Ihnen beistehen mit Seinem allmächtigen Schutz und Ihnen Kraft verleihen, um Ihren gerechten Schmerz zu ertragen; mit diesem recht innigen Wunsche bleibe Ich, werthe Frau,

Ihr Ihnen wohlgeneigter

Karl Alexander.

Weimar, 15. Februar 1868."

Die Durchsicht der nachgelassenen Schriften, womit die Witwe im Einverständnisse mit Heckenast Stifters langjährigen Freund Aprent betraut hatte, zeigte, daß der Dichter zur Ausführung seiner zahlreichen Lieblingspläne im steten Drange der Geschäfte nicht gekommen war. Außer der umfangreichen, aber unvollendeten Handschrift, welche die Ergänzung und den Abschluß der „Mappe" bringen sollte, waren nur ältere Fassungen umgearbeiteter Werke, unzusammenhängende Bruchstücke und unverwendbare Entwürfe aus der Jugendzeit vorhanden. Zur Bearbeitung Robespierres, Keplers, der Rosenberger, Swatopluks, der Nausikaa und des lange geplanten Lustspieles hatte es immer an Zeit und Stimmung gefehlt; war es doch manchmal kaum möglich gewesen, dem Nächstliegenden

gerecht zu werden. Daß der Dichter außer den genannten Stoffen auch die Geſchichte eines Landmannes aus der ganz nahe bei Oberplan liegenden Ortſchaft Stuben bearbeiten wollte, der ebenfalls Stifter hieß und eine Chronik des Dorfes Stuben geſchrieben hatte, in welcher über die wunderſame Entdeckung des Stubener Graphitlagers durch einen Wildſchützen viel Intereſſantes berichtet wird, hat des Dichters Neffe Anton dem Schriftſteller Camillo Morgan erzählt, und über einen anderen, die reichſte Fülle närriſcher Abſonderlichkeiten enthaltenden Stoff gibt uns der folgende, aus einem der letzten Lebensjahre Stifters ſtammende Brief an ſeinen alten Freund Friedrich Uhl Kunde:

„Seit Jahren trage ich mich mit einem Stoffe, der ſich jetzt auf meinen Spaziergängen, die ich meinem Leibe zu Liebe machen muß, allgemach geſtaltet. Ich möchte die Erzählung in Ihrem Blatte niederlegen. Ich will Ihnen den Stoff kurz angeben.

Ein Mann vom „Stande" hält ſich für den größten Staatsmann. Er hat eine Staatsgeſtaltung gefunden, die weit über alle Monarchien, Konſtitution, Republik u. ſ. w. an Trefflichkeit hinausgeht und überhaupt nicht mehr übertroffen werden kann. Er iſt auch in der Kriegswiſſenſchaft über alles Bisherige weit hinaus. Aber weder gelingt es ihm, im wirklichen Staatsdienſte ſeine Anſicht etwa als allmächtiger Miniſter und Umformer zu verkörpern, noch kann er Jemand ſchriftlich oder mündlich zu ſeinen Meinungen bekehren. Er verachtet endlich das Geſchlecht, das ihn nicht verſteht, und beginnt in einer Schrift einer erleuchteten Nachwelt ſeinen Schatz niederzulegen und ſie wieder zu erleuchten. Aus Verbiſſenheit gegen die Menſchen, und insbeſondere gegen die Weiber, hat er auch ſeine ſchöne Baſe, die er ſehr liebt, und die ihn liebt, nicht geheiratet.

Er hat einen jüngeren Bruder, der eine ſehr folgſame Natur beſitzt, aber auch durch den kann er ſeine Gedanken nicht ausführen, weil er ihm nicht den nötigen Geiſt zutraut. Dieſer Bruder hat zwei wunderſchöne Knaben, deren Vormund der Oheim nach dem frühzeitigen Tode der Eltern wird. Da nun durch ein Naturſpiel dieſe Knaben ihm ähnlich ſehen, vermutet er ſeinen Geiſt auch in ihnen, und beſchließt, ſie zur Ausführung ſeiner Gedanken zu erziehen, und den unſäglichſten Ruhm noch in ſeinem Alter zu ernten. Der Eine ſoll ein Staatsmann, der Andere ein Feldherr werden. Die Knaben ſind von ihrem Vater her ſehr folgſam und fügen ſich in alles, was der Oheim will, ſie haben aber auch den Eigenſinn des Oheims und tun auch immer andere Dinge, als der Oheim

will. Der Eine macht aus allem, was weich ist, Gestalten, und der Andere läuft in allen Blumengärten herum. Die Erziehung zu den Zwecken des Oheims mißlingt, und als die Jünglinge volljährig sind, tritt gänzliche Trennung zwischen ihnen und dem Oheim ein. Sie leben endlich in einer kleinen Landstadt. Der Ältere hat ein verwaistes Bürgermädchen geheiratet, und der Jüngere zieht auf einem Acker viele Tausende von Rosen und nur Rosen. Er hat eine heimliche Liebschaft mit dem Töchterlein des Bürgermeisters. Der Ältere wohnt mit seiner närrischen Frau in einem Gemeindehause, das einmal ein Zehentmagazin war und dann nach Aufhören des Zehents zum Wohnen eingerichtet worden ist. Er läßt Niemand zu sich, außer nur in eine einzige Stube. In der Stadt weiß man hundert verrückte Dinge von ihm, und seine Dummheit und die seiner Frau ist das Gespräch der Bürger im Wirtshause, bei Bällen, Schießen, Schlittenfahrten u. s. w.

Da kömmt es auf, daß er die großen Tragebalken der Zimmerböden und die hölzernen Stützsäulen des von ihm bewohnten Gemeindehauses nach und nach schändlich verunstaltet habe. Er soll alle möglichen Gestalten: heidnische Götter und Göttinnen, Tiere, Blumen, Früchte, Laub u. s. w. in sie geschnitten haben, daß kein glattes Stückchen mehr zu sehen ist. Man dringt auf Untersuchung, sie hat obrigkeitlich statt und der Frevel ist wirklich. Jetzt entsteht ein greulicher Gerichtsstreit über die Angelegenheit, indem die Gemeinde Vorschlag über Vorschlag ersinnt und der Inwohner erst recht seine Verrücktheit zu Tage bringt. Der Streit kommt in die Zeitungen, Reisende strömen in das Städtchen zu der seltsamen Sache, und der Oheim hat doch nun die klägliche Genugtuung, daß sein Neffe im ganzen Deutschen Reiche genannt wird. Kommissionen folgen auf Kommissionen, endlich kommt die Sache in höhere Kreise, Künstler eilen herbei und zuletzt geht die ganze Schnitzerei um eine sehr große Summe nach England. Die Gemeinde will den Schnitzer bei sich behalten, damit viele Leute kommen und Geld da verzehren; Aufträge über Aufträge fließen dem jungen Manne zu; er weist aber alles ab und lebt der Kunst in Italien.

Der andere Bruder besiegt endlich den Widerstand des Bürgermeisters, weil seine Rosen so berühmt sind, wie die Schnitzerei des Bruders und um viel Geld in die ganze Welt gehen. Der Oheim wird von Jedermann seiner Neffen wegen gefeiert. Der Ruhm ergießt sich in Hülle und Fülle über ihn; er besucht bald den Einen, bald den Anderen und sagt: Die allgemeinen Grundsätze und Gedanken, die er in die Knaben gelegt hat, hätten diese Ergebnisse mit Notwendigkeit herbeigeführt, und wenn es zu

seiner Zeit Mädchen gegeben hätte, wie die Weiber seiner Neffen sind, so hätte er auch geheiratet. Der Schluß des Buches enthält den Rat, wenn man nach * kommt, den Steinmeister, und wenn man zur Rosenblüte nach * kommt, den Rosenzüchter zu besuchen ja nicht zu verabsäumen.

Linz, 4ten April 1865.

Adalbert Stifter."

Man muß es beklagen, daß die in rohen Umrissen skizzierte Idee nicht zur Ausführung gekommen ist; der Stoff enthält vieles, was Stifter gewiß mit viel Liebe und Behagen ausgestaltet hätte; groteske Absonderlichkeiten besaßen immer etwas Reizendes für ihn. Wahrscheinlich fürchtete der Dichter bei manchem mehr hervorstechenden Zug zu sehr in Wiederholungen zu verfallen; in der Tat erinnert der Staatsmann an den alten Hagestolz, das Rosenmotiv an den Nachsommer, die künstlerische Verbohrtheit des Bildschnitzers an die Nachkommenschaften, und das wunschlose Aufgehen in ländlichen Verhältnissen an die in den meisten Novellen Stifters gepredigte Weltflucht. So ist es auch hier, wie bei vielen schönen Plänen des Dichters, vielleicht aus abmahnender Erwägung, vielleicht aus hindernden Abhaltungen beim skizzierten Projekt geblieben.

Obzwar der handschriftliche Nachlaß wenig Neues enthielt, gelang es dem Herausgeber durch sorgfältiges Sammeln der im Laufe der Jahre da und dort in verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut erschienenen Erzählungen und Aufsätze, sowie der zahlreichen Briefe des Dichters, die bis dahin vierzehn Bände zählende Heckenastsche Ausgabe der Werke Stifters um sieben Bände zu bereichern.

Im Jahre 1869 erschienen die gesammelten „Erzählungen" in zwei Bänden und die durch eine Vorrede und eine kurze Lebensgeschichte des Dichters aus der Feder Aprents eingeleiteten „Briefe" in drei Bänden; im Jahre 1870 folgten sodann als letzter Rest des Stifter-Vermächtnisses die zweibändigen „Vermischten Schriften".

* * *

In den „Erzählungen" finden wir Arbeiten aus den verschiedensten Schaffensperioden des Dichters; einzelne derselben, wie „Der späte Pfennig" oder „Die drei Schmiede ihres Schicksals" gehen bis in die erste Zeit von Stifters öffentlichem Auftreten zurück, andere, wie „Der Waldbrunnen" und „Der Kuß von Sentze" stammen aus seinen letzten

Lebensjahren. Die Arbeiten aus der früheren Zeit hat Stifter absichtlich in keine seiner beiden auserlesenen Sammlungen aufgenommen, späterhin wäre er wohl nicht abgeneigt gewesen, die „Mappe", wenn ihm das Schicksal deren Vollendung vergönnt hätte, in zwei selbständigen Bänden herauszugeben, und die durch deren Entnahme in dem Gefüge der „Studien" verursachte Lücke mit einer Auswahl aus den bereitliegenden Erzählungen auszufüllen. Berücksichtigt man die Entstehungszeit, was Aprent bei der Anordnung der von ihm zusammengestellten Bände nicht getan hat, so ergibt sich für die „Erzählungen" die nachfolgende Reihe: Der späte Pfennig (1843), Die drei Schmiede ihres Schicksals (1844), Ein Gang durch die Katakomben (1844), Zuversicht (1846), Der Waldgänger (1847), Prokopus (1848), Der Waldbrunnen (1864), Nachkommenschaften (1864), Der Kuß von Sentze (1866), Aus dem bayrischen Walde (1867). Für die kleinen Erzählungen „Der fromme Spruch", „Zwei Witwen", „Die Barmherzigkeit" und „Der Tod einer Jungfrau" vermag ich die Entstehungszeit nicht anzugeben.

Die Mehrzahl der Erzählungen stammt also aus der allerersten Zeit; später folgt eine sechzehnjährige Pause, in welcher neben der bedrückenden Amtstätigkeit mit der äußersten Anstrengung gerade nur die knappe Zeit für die großen Arbeiten an den Bunten Steinen, am Nachsommer und am Witiko aufgebracht werden konnte. Die angeführten Ziffern sind sehr lehrreich. Vom Tage seines Amtsantrittes bis zum Beginne des der Pensionierung vorangehenden Urlaubes hat der Dichter nur die kontraktlich mit dem Verleger vereinbarten größeren Werke, aber nicht eine einzige kleinere poetische Erholungsarbeit geschrieben! — Wenn man bedenkt, wie sehr durch das Wesen der amtlichen Beschäftigung auch die Geistesfrische, die Schaffensfreudigkeit und die schöpferische Kraft des Dichters herabgemindert werden mußten, was man dem manchmal müden und farblosen Stil der Arbeiten dieser Periode deutlich genug anmerkt, so läßt sich ermessen, welchen Verlust Stifters geistige Knechtschaft für die Literatur bedeutet.

Verblendetes Österreich! Übergesegnet durch die Hervorbringung schöpferischer Talente wußtest du so selten den rechten Mann an rechter Stelle dir zum Vorteil, zum Heile und zur Ehre in der Entfaltung seiner Vollkraft zu beglücken! —

Die bedeutendsten unter den „Erzählungen" sind „Der Waldgänger", „Nachkommenschaften" und „Prokopus".

Im „Waldgänger“ („Iris“, 1847) ſchildert der Dichter in ergreifenden Worten den tiefen, unſtillbaren Herzenskummer eines kinderloſen Paares, und indem er dabei die bedeutungsvollſte Frage des Ehelebens aufrollt, läßt er uns einen tiefen Blick tun in ſein eigenes, durch ein neidvolles Schickſal verarmtes Gemüt. Wie immer in ſeinen beſten Werken entwickelt Stifter auch hier die leitende Idee aus einem perſönlichen Bekenntniſſe. Atemlos horcht er in ſich hinein, um ſeinem beklemmten Herzen die ſehnſuchtsvollen Empfindungen abzulauſchen, die der Schmerz ſeines hoffnungsleeren Ehebündniſſes ſind.

Die Schilderung des Schauplatzes mit ſeinen ſtillen, ſchweren Wäldern, den durchſichtigen, zwiſchen einem Gewirre von Granitblöcken zu Tale eilenden Bächen und der unendlichen Einſamkeit ſeiner Berge, ſeiner Triften und ſeiner Moore iſt eine herrliche Probe vollendeter Heimatkunſt. Sowohl der Titel der Erzählung, als auch die Überſchrift ihrer drei Abſchnitte „Am Waldwaſſer“, „Am Waldhange“, „Am Waldrande“ zeigen, daß uns der Dichter, ſeiner beſtändig regen Neigung folgend, wieder wie ſchon ſo oft in die Abgeſchiedenheit ſeiner geliebten Wälder geleitet. Dort lernen wir Georg, den weltflüchtigen, greiſenhaften Waldgänger, in der Geſellſchaft von Holzknechten, Hegern und Waldleuten am Abend ſeines Lebens kennen; erſt ſpäter wird uns in der Art der rückbauenden Gruppierung, die für Stifter ſo viel anſprechendes hatte, die Jugend des Helden, ſein Leben in der Univerſitätsſtadt, ſeine Tätigkeit als Baukünſtler, ſeine Liebe zu Corona, das Glück ſeiner Ehe und endlich das kleinmütige Verzagen geſchildert, welches nach langem Schmerze über das Ausbleiben des Kinderſegens zur freiwilligen und einverſtändlichen Auflöſung des einſt ſo beſeligenden Bundes führt. Wie heiß und innig auch die Liebe geweſen war, welche die beiden Herzen in ihrer Jugend zuſammengeführt hatte, dem leiſe und immerfort nagenden Vorwurf der Unfruchtbarkeit ihres Daſeins können ihre Gefühle nicht ſtandhalten. Mit überzeugender Begründung macht uns der Dichter glaubhaft, daß auch eine feſte, gediegene, in jahrelanger Gemeinſchaft treu geführte Ehe durch andauernde Kinderloſigkeit ſchließlich in troſtloſer Öde enden könne. Aber wie zu eigener Beſchwichtigung führt er in dem Verlaufe der Erzählung den Gedanken aus, daß die Kinder, wenn ſie einmal erwachſen ſind, doch immer vom Hauſe fort ſtreben, „ſie gehen alle fort, um ſich die Welt zu erobern und laſſen die Eltern allein zurück, wenn ihnen dieſe auch alles geopfert, wenn ſie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten“. — In der Erkenntnis, daß demnach auch der Kinderſegen nicht vor einem vereinſamten Alter bewahre, bereut Georg zu ſpät,

ſich von ſeiner treuen Gattin getrennt zu haben, und der Dichter entläßt uns mit den mahnenden Worten, die ihm gewiß die Erfahrungen des eigenen Ehelebens eingegeben haben: „Die zwei Menſchen, die ſich einmal geirrt hatten, hätten die Kinderfreude opfernd, ſich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen ſollen bis an das Grab, und wenn ſie zu Gott gekommen wären, hätten ſie ſagen ſollen: Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die ſich nicht zu trennen vermochten, und die ihr weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen: ihre Liebe und ihre Treue bis zu dem Tode."

Gleichwie der Dichter das Problem der Erzählung aus der Betrachtung ſeiner eigenen Lage geholt hat, gibt er uns auch in den einzelnen Figuren und Epiſoden viel Selbſtgeſchautes und Selbſterlebtes.

Da iſt vor allem die liebevolle Schilderung des Marktfleckens Friedberg, die ihn in die ſchönſten Tage ſeiner Jugend zurückführt, da ſind die Sitten und Bräuche der bedürfnisloſen, einſamen Waldleute, — „die Einſamkeit war alle Tage die nämliche, ſo wie die Sonne alle Tage die nämliche und einſame war, welche auf das Dach der Wohnung niederſchien und abends ſtets dieſelbe Stelle des Kirchturmknopfes vergoldete", — da iſt der Knabe Simi, der aus Steinchen und Holzſtückchen Hohenfurt baut, — ſowie der kleine Adalbert immer Schwarzbach gebaut hatte, — dazu aus einem Gebetbuche, das er nicht verſteht, die Worte leſend: „Burgen, Nagelein, buntes Heidlein", da iſt das Auferſtehungsfeſt in der Kirche zu Hohenfurt, deſſen unermeßlicher Lichtſchimmer und deſſen Fahnengepränge das Herz des Kindes mit den heiligen Schauern der Andacht erfüllen, da iſt endlich das wohlgetroffene Porträt der unaufhörlich ſäubernden und fegenden Gattin des Dichters: „Kein Stäubchen, kein Fleckchen, kein Hauch einer Unordnung war durch alle Zimmer zu ſehen. Sie ordnete immer, und die ſchönen Geräte oder Kunſtſachen, wie etwa Geſchirre, Gemälde oder dergleichen reinigte ſie ſtets ſelbſt; denn ſie hegte zum Beiſpiele ihre Tiſche ſo, daß die Schönheit der Platte auch nicht einmal durch die kleinſte Ritzung geſchändet werden durfte."

Eine Wanderung längs des Laufes der Moldau gibt dem Dichter Gelegenheit, ſich als den erprobten Meiſter landſchaftlicher Schilderung zu erweiſen: „Wie es meiſtens geſchieht, wenn das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes hereingeht, daß Knollen und Steine in dem letzteren liegen, die das Waſſer aufhalten, und daß der ſchmale Raum des Bettes dasſelbe auch ſchneller zu fließen zwingt, ſo iſt es auch hier: die Moldau, die ſonſt ſo langſam geht, ſo daß ſie bei Oberplan, bei

Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verleugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinschaut, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold der überstürzenden Stellen und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen und zwischen ihnen kommt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie ineinander und muß durch, sie muß auch dem mächtigen, grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum und braust und ächzt wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen diese Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurt gebaut wurde, da er in Gefahr geriet, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken."

* * *

In der zuerst in Pustets „Heimgarten" erschienenen Erzählung „Die Nachkommenschaften" bietet uns der Dichter eine lustige Künstlergeschichte.

Als ob die Gelegenheit, einmal recht vom Herzen frohe Malergefühle ausschwärmen zu können, die gewohnte stille Beschaulichkeit seines Wesens in leuchtende Heiterkeit aufzulösen vermöchte, wird der die ganze Novelle erfüllende schalkhaft tändelnde Humor zeitweise zu fast übermütig toller Laune gesteigert.

Die Erzählung macht uns mit den Geschicken und Absonderlichkeiten des ebenso weitverzweigten als „närrischen" Geschlechtes der Roderer bekannt. Ein junger Maler dieses Namens trifft an dem Lüpfermoore,

wohin er in der Abſicht gereiſt war, „Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung" und ſodann vom Fenſter des Lüpfwirtshauſes aus „Moor im Regen" und womöglich auch „Moor im Nebel" abzubilden, mit einem gleichnamigen alten Verwandten zuſammen, den er nicht kennt und von dem er nie etwas gehört hat. Sie verkehren anfänglich als Fremde mit einander. Beide ſind — bei Stifters Helden nichts ungewöhnliches — unermeßlich reich. Während aber der junge Roderer ſeinen Reichtum dazu benützt, um ſich mit ganzer Seele der Malerei zu ergeben, was für ihn umſo vergnüglicher iſt, als er das Glück hat, kein Bild verkaufen zu müſſen, und ſich daher ohne Gewiſſensbiſſe den Spaß machen kann, alle mißglückten Malverſuche zu verbrennen, verwendet der alte Roderer ſein Geld dazu, wüſte Landſtrecken in der Umgebung ſeines Schloſſes Firnberg, zu welchen auch das Lüpfermoor gehört, anzukaufen, um ſie in mühevoller Arbeit ertragfähig und nutzbringend zu machen. Viele Arbeiter ſind unausgeſetzt am Werke, das Moor trocken zu legen, umſo eifriger aber iſt der Maler daran, den ganzen Tag über, ohne ſich auch nur die nötige Eſſenszeit zu gönnen, den landſchaftlichen Zauber des Fiebergrundes auf der Leinwand feſtzuhalten, ehe derſelbe durch die Kulturtätigkeit ſeines Verwandten ganz aus der Welt geſchafft iſt. „Da bin ich," ſo berichtet der junge Held der Icherzählung, „in dem Lüpfingertale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es iſt gar nicht ſchön und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war ſchon einmal da und bekam kein Fieber, ſondern ich ſuchte das Moor und den daranſtoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüberliegenden Weidenhügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald und die hinter dieſem Fichtenwalde emporſtehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder daran, weil ich das frühere verbrannt habe. Aber es iſt nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft und läßt ſo viele Steine und Erde in das Moor führen und ſo viele Gräben von ihm hinweg ziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden iſt. Er hat dann ein bißchen Gras und ſehr ſchlechten Hafer auf dem Moore geerntet. Meine Frau Wirtin auf der Lüpf ſagt, es ſei jetzt gar nicht mehr der Rede wert, was an Fiebern erkranke, und ich ſage, es ſei nicht der Rede wert, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz und dann iſt gar nichts zu malen."

Bei seiner Feldstaffelei am Rande des Moores sitzend, lernt der junge Maler Susanna Roderer, die schöne Tochter des Schloßherrn von Firnberg kennen. Beide finden Gefallen an einander, und da sie späterhin wiederholt auf dem Waldwege, der gegen das Moor hinausführt, zusammentreffen, werden sie sich ihrer gegenseitigen tiefen Neigung bewußt. Bei der Verlobung wird das auf einen fernen Urahn zurückgehende Verwandtschaftsverhältnis kund, und als bald darauf die Vermählung gefeiert wird, kann Peter Roderer, der Vater Susannens, das Glas zu folgendem Trinkspruche erheben: „Der hier anwesende Friedrich Roderer, der jüngste dieses Namens, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß er ein ganzer Roderer ist. Meine Tochter Susanne hat auch nicht ermangelt, sich als Rodererin darzutun; heute haben wir beide ehelich zusammengefügt, es muß also von ihnen noch Rodererischeres kommen als von andern Roderern — möge es so groß sein, wie nie ein Roderer etwas zuwegegebracht hat, und möge es mir erlaubt sein, ihr Wohl auf grenzenlose Zeit hinaus auszubringen."

Bei aller Dürftigkeit des Stoffes — ein glatt verlaufendes Liebesverhältnis zwischen entfernt Verwandten, in welches ein unbedeutender, „nankinggelber" Graf kaum oberflächlich störend eingreift, macht den gesamten Inhalt aus — scheint mir doch diese Geschichte die humorvollste von allen Erzählungen Stifters und zugleich eine seiner liebenswürdigsten Schöpfungen zu sein. Der magere Stoff hat den Dichter wohl deshalb zur Ausführung gereizt, weil zwei Seiten desselben ihm besonders sympathisch waren: der Freund aparter Menschen hatte es da gleich mit einer ganzen Sippe von Sonderlingen zu tun, und noch dazu war einer aus dieser Sippe ein Maler! — Es dreht sich alles um die Kunst, welcher die köstlichsten, teils heiteren, teils ernsthaften Betrachtungen gewidmet sind; die Liebe läuft nur nebenher. Die prächtigen, tollen Käuze des seit Jahrhunderten mit unschädlicher Narrheit erblich belasteten Roderergeschlechtes wirken durch ihre Absonderlichkeit erfrischend und nehmen dabei unsere ganze Sympathie gefangen, da sie doch allesamt das Herz auf dem rechten Flecke haben.

Von der erquickenden Munterkeit des Tones, in welchem diese Erzählung vorgetragen ist, mögen einige der einleitenden Sätze Zeugnis geben: „So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden. Es ist entsetzlich. Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder gerät, welch eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an; und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern

unſerer Zeit gemalt werden, von ſolchen Landſchaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von ſolchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausſtellte, welch allergrößte Menge von Landſchaften würde man da finden!

Ich rede hier gar nicht von verſchämten Töchtern, welche in Waſſerfarben heimlich eine Trauerweide malen, unter welcher irgend ein bekränzter Krug ſteht, an deſſen Fuße Vergißmeinnicht blühen, welches Werk die Mutter zum Geburtstage erhalten ſoll; ich rede ferner nicht von den Erzeugniſſen, welche reiſende Frauen oder Mädchen von dem Dampfſchiffe oder dem Fenſter ihres Gaſthauſes aus in ihr Handbuch als Erinnerung eintragen; ich rede auch nicht von den Landſchaften, welche Schönſchreibmeiſter in ihre Verzierungen verflechten, noch von den Päcken Zeichnungen, welche alljährlich in den Fräuleinſchulen verfertiget werden, unter denen ſich viele Landſchaften mit Bäumen befinden, auf denen Handſchuhe wachſen — wenn man das alles hinzuzählte, ſo wären wir mit Landſchaften überſchüttet und die Menſchen müßten verzweifeln. Nun, es ſind der in Ölfarben gemalten und mit Goldrahmen verſehenen Landſchaften ſchon genug. Und ich will nun auch noch ſo viele Landſchaften in Ölfarben malen, als in mein noch übriges Leben hineingehen. — — Das Malen iſt mir lieber, als die ganze Welt; es gibt gar nichts auf der Erde, was mich tiefer ergreifen könnte, als das Malen. — — Wenn man mir mein Tun nimmt, hat mein Leben gar keinen Wert und gar keinen Reiz, auch nicht den allergeringſten, und was man Vergnügen, Freude, Wonne, Seelenfülle, Geiſtesbefriedigung, Daſeinsabſchluß und dergleichen nennt, iſt für mich dann nicht mehr, als das Stäubchen, das in der Sonne ſpielt, oder der Sand, den der Bettler zertritt. — — Ich bin jetzt ſechsundzwanzig Jahre alt, mein Vater iſt ſechsundfünfzig, mein Großvater achtundachtzig und beide ſind ſo rüſtig und geſund, daß ſie hundert Jahre alt werden können; mein Urgroßvater, mein Ururgroßvater und deren Großväter und Ururgroßväter ſind nach der Überlieferung der Großmutter über neunzig Jahre alt geworden: wenn ich nun auch ſo alt werde und ſtets Landſchaften male, ſo gehören, falls ich ſie alle am Leben laſſe und ſie einmal in Kiſten ſammt ihren Rahmen verpackt verführen will, fünfzehn zweiſpännige Wagen mit guten Roſſen dazu, wobei ich noch ſo manchen malfreien und vergnügten Tag verleben kann. — — Oft, wenn ich die unzähligen Bücher betrachtete, welche ſich in öffentlichen Sammlungen befinden, oder wenn ich die Verzeichniſſe neugemachter Bücher anſah, dachte ich, wie man denn noch ein Buch machen kann, wenn ſchon ſo viele vorhanden ſind. Ja, wenn man eine neue, erſtaunliche Erfindung

macht, so mag man dieselbe in einem Buche beschreiben und erklären; aber wenn man bloß etwas erzählen will, da schon so unendlich viele etwas erzählt haben, so erscheint das sehr überflüssig. Und doch ist es mit einem Buche viel besser als mit einer in Öl gemalten, in einem Goldrahmen befindlichen Landschaft. Ein Buch ist an sich klein, kann in einem Winkel liegen, die Blätter können herausgerissen werden und die Teile des Einbandes können als Deckel auf Milchtöpfchen dienen" . . . .

* * *

Die für den Jahrgang 1848 der „Iris" geschriebene Erzählung „Prokopus" zeigt uns den Dichter wieder in seinem gewohnten, sinnigen Ernste. Wie im „Waldgänger" rollt er auch hier das Bild des verfehlten Ehelebens vor uns auf, aber während dort die Kinderlosigkeit den tragischen Abschluß nach sich zieht, ist es in „Prokopus" die Ungleichartigkeit der Gatten, welche es zu keinem vollen, dauernden Einklang kommen läßt. Die holdselige Gertraud, um welche der ritterliche Nachkomme aus dem Geschlechte der Grafen von Scharnast, ein junger Mann von einer Schönheit, „die fast zur Bewunderung hinriß", in glühender Liebe jahrelang geworben, und die er endlich in stolzem Zuge als sein angetrautes Weib mit sich auf die väterliche Burg Rotenstein geführt hat, ist ihrem gelehrten Ehegemahl geistig nicht ebenbürtig. Es wird nirgends gesagt, aber man kann es immerhin durchfühlen, daß eben darin die Quelle alles künftigen Leides liegt. Freilich, wer seelische Beziehungen nicht zu erraten weiß, wird aus der dargebotenen, verschleierten Begründung nicht recht klug werden. Psychologische Motivierung war niemals Stifters starke Seite, hier aber hat er sich mit der allerdürftigsten Skizze begnügt. Das geht schon aus der sehr ungleichen Ausdehnung der Abschnitte hervor. Die Erzählung zerfällt in die Teile „Morgen", „Mittag", „Abend", wovon der erste fast dreimal so groß ist, wie die beiden folgenden zusammengenommen. Nun aber enthält der erste Teil nichts als die Schilderungen des glänzenden Hochzeitszuges durch das schöne Gebirgstal der Perniz, der behaglichen Raststunden beim Wirte Romanus in der grünen Fichtau und der abendlichen Einkehr auf dem luftigen Bergschlosse. Mit einer schönen, poetischen Szene auf dem hoch über den Abgrund hinausgebauten Söller der einsamen Burg endet der erste Tag der ehelichen Gemeinschaft. „Prokopus war durch seine Gemächer bis in das letzte zurückgegangen, war durch den Saal, der heute auch in seinem Inneren lauter Seide zeigte, auf diesen Balkon hinaus-

getreten und lehnte ſein Haupt an eine der eiſernen Stangen, an denen der Samtbau befeſtiget war.

Der Tag hatte von dem Berge des Rotenſteines ſchon Abſchied genommen, nur in dem äußerſten Abende, wie es im Sommer zu ſein pflegt, war noch ein ſchwaches Rot, das aber ſogleich in jenen blaſſen Schein des Himmels überging, der nur noch durch das matteſte Leuchten angibt, wo die Sonne ihren Weg von uns fortgenommen hatte . . . .

Von den fernen Ländern und Bergen, die man am Tage gleichſam wie in einem ſanften Rauche ſchwimmend von dem Schloſſe aus ſehen konnte, war in der Nacht nichts zu erblicken, und der Berg mit ſeinem breitgedehnten Gipfel und mit den Werken, die man auf ihm errichtet hatte, ſtand ganz allein in der ihn umgebenden, beinahe fürchterlichen Leere.

Und wie der Graf ſo ſtand und wie die fernen Stimmen ſchwächer wurden, war es, als regte ſich etwas — — er wendete ſich um und ſah von der Finſternis des Balkons in den hellen Saal, aus dem er gekommen war, zurück — da ſah er von den Lichtern und dem ſanften Scheine der Seide übergoſſen, und von dem dunklen Samte, der die Saaltüre bekleidete, lieblich eingerahmt eine weiße Geſtalt — es war ſeine Gattin Gertraud . . . .

Prokopus, da er ſie erblickt hatte, ging in den Saal hinein und nahm ſie, ohne zu ſprechen, bei der Hand, die zitterte. — Prokopus zog ſie ſanft gegen ſich und führte ſie auf den Balkon hinaus, auf dem ſie in der Beklommenheit bis an den Rand hinvorgingen.

„Siehſt Du," ſagte er, „wie gut es nun iſt, daß wir hier ſtehen, wir ganz allein, daß die Menſchen abgefallen ſind, die uns den ganzen Tag umgeben haben — wie verwandt ſie uns auch ſind, ſie ſind uns dennoch fremd — Du haſt mir heute nicht angehört — ich habe nur ſelten Dein liebes, ſüßes, holdes Auge ſehen können und durch den grünen Schleier nur manchmal Dein teuer verehrtes Angeſicht erblickt . . . . Wie ſeltſam es in der Welt iſt, da ſtehen die ſtillen Sterne vor uns — ſie haben ſchöne Namen, ſiehſt Du, die ſieben, die da an dem Rande des Samtes ſtehen, ſind der Wagen mit der hochgekrümmten Deichſel, dort ſind die Petrusſtäbe, dieſe da ſind gar das Haar eines ſchönen Weibes, das einmal in Griechenland gelebt hat — alle haben Namen, ich werde ſie Dir einmal ſagen — da ſtehen die ſtillen Sterne; dort unten, wo das trübe, rote Licht ſich durch die Bäume ſtiehlt, ſind einige Menſchen, die ſich vergnügen, weil ſie Wein trinken, andere liegen ſchon in dem ſtarren, unempfindlichen Schlafe und wir zwei ſitzen hier oben mit unſerem Glücke . . . ."

„O, wie biſt Du ſchön, Prokopus!“ ſagte Getraud.

„Und wie biſt Du gut,“ erwiderte er — „und wie iſt es glücklich, daß es ſo gekommen iſt, daß wir uns beſitzen, und welche unabſehbaren Tage des Glückes werden kommen!“

Sie antwortete nicht, aber ſie folgte dem leiſen Zuge ſeiner Hand, die ſie gegen ſich zog, gleitete gegen ihn, da er ſie umfaßte, ſchlang beide Arme um ſeinen Nacken, da er ſie an ſich drückte und empfing den Kuß von den Lippen ihres Gatten.

Sie ſprachen nichts.

Die Nacht war weiter vorgerückt — der Lichterſchein, der unten an den Bäumen des Kaſtellanhäuschens geſehen worden war, war erloſchen, auch derjenige, welcher von dem Speiſeſaale dämmerig herübergekommen war, war nicht mehr da und keine einzige Stimme war auf dem ganzen Berge zu hören.

Die Gatten hoben ſich und gingen wie zwei ſelig ſchüchtern Liebende in den Saal hinein . . . .“

In den glückverheißenden Stunden des kaum begonnenen Ehelebens verlaſſen wir das in ſtille Liebesträume verſunkene Paar, um es gleich darauf an der eigenen Zukunft verzweifelnd wiederzufinden. Was in den jungen Seelen vorgegangen iſt, wird uns nicht geſagt; wir können nur ahnen, daß Gertraud den Geiſt ihres Gatten unfaßlich, die weitläufigen Bauten des Rotenſteinerſchloſſes unheimlich, die in dem Geſchlechte der Scharnaſt herrſchenden Anſichten und Gebräuche widerſinnig findet, und daß ihrem Empfinden, — denn ſie war „eine tiefe, ſtille Natur“, der alles „klar, unverworren und eben ſein mußte, ſonſt machte es ihr Pein“ — vieles, was an neuen Eindrücken auf ſie einſtürmte, fremd war. Vergebens verſucht ihr der phantaſievolle, ausgreifende, nach den Sternen verlangende Gatte klar zu machen, daß es ſchön ſei, wenn man „im Niederſtrom des Mondlichtes durch die Male der Vergangenheit“ dahinwandle, und daß das, was ſeine Voreltern auf dem Berge ſchufen, „groß und ſchwunghaft“ geweſen ſei. Dafür hatte ſie kein Verſtändnis und lebte fremd an ſeiner Seite. Wenn Prokopus Nachts den Lauf der Sterne verfolgte, ſaß ſie an ihrem Bett und weinte.

„Prokopus hatte den ſeltſamen Turm auf dem Fichtenkegel ausgebaut. Er hatte ihn mit Büchern, Werkzeugen und ſogar mit Hausrat eingerichtet. Hieher ging er nun immer und ſchaute, mit einem Pelze angetan, nach den Sternen. Auch noch etwas anderes Sonderbares hatte er eingerichtet. Er zog von der Spitze des Turmes, wo eine Abplattung war, auf der er gerne im Winde und bei funkelnden Sternen ſaß,

mehrere ſehr dicke und mit goldenem Drahte überſponnene Saiten bis an die Pflaſterſteine des Bodens nieder, auf dem der Turm ſtand. Dieſe Saiten tönten, wenn ein Lüftchen oder ein Wind zog, über den ganzen Berg in mächtigen, wenn auch oft in leiſen und eindringenden Tönen ... So ging die Zeit dahin. — Gertraud ſaß in ihrem Zimmer und weinte über die Ungeratenheit ihres älteren Sohnes, den ſie, da der jüngere ſich von ihr wandte, mit Liebe hatte erziehen wollen. — — Endlich legte ſich das tränenſchwere Haupt zur Ruhe. Prokopus härmte ſich ſo bitter und furchtbar um ſie, daß er ihr bald zur Grube folgte."

Die Enttäuſchung des Ehelebens und der Tod der beiden unglücklichen Gatten bilden den Inhalt der beiden letzten, kurzen Abſchnitte. Zeigt uns aber der erſte Teil wenigſtens eine, wenn auch übermäßig breit ausgeführte Begebenheit, den Durchzug der Hochzeitsgeſellſchaft, woran ſich Neugier und Schauluſt der abgeſchiedenen Gebirgsbewohner entzünden, ſo ſuchen wir in den letzten Teilen vergeblich nach Ereigniſſen. In dieſer Erzählung gibt es keine ſogenannte Handlung; wir leben eine Leidensgeſchichte mit, in der die Perſonen völlig paſſiv ſind. Umſo anziehender mußten dieſe unglücklichen Weſen für den ergründenden und zergliedernden Seelenmaler ſein. Aber Stifter verliert ſich nicht gern in die düſteren Labyrinthe des Herzens; er ſcheint ſich vielmehr weitaus wohler als auf der ſeltſamen Grafenburg bei den einfachen Wirtsleuten, Ziegenhirten, Kalkbrennern und Holzknechten in der grünen Fichtau zu fühlen, und wird nicht müde, von dem ſelbſtgefälligen Wirte Romanus, von ſeiner ſanften Ehefrau Ludmilla, von der ſchönen Wirtstochter Lenore, von Tiburius, dem Hirten, von Gervas, dem Anbauer und von Eberhard, dem Schmied, zu erzählen. Nachdem uns der Dichter von jedem einzelnen mitgeteilt hat, woher er kam, wohin er zu gehen beabſichtigt, mit welcher Erfriſchung er ſich bewirten läßt und welche Worte er zu Romanus und zu den Gäſten ſpricht, dürfen wir nach getanem Tagewerk alle Bewohner der Fichtau der Reihe nach zur Ruhe begleiten und erfahren, wie Ludmilla die Decke bis ans Kinn emporzog, wie Romanus den Schlüſſelbund auf den Tiſch legte und das Käppchen abzog, wie endlich das Töchterlein Lenore in das weiße Nachtkleid ſchlüpfte, in einem Winkel des Fenſters kniend ſeine Gebete ſagte und dann in das enge Bettlein ſtieg. Sich ſchwer und widerwillig von dieſen einfachen Bildern ſtillen Glückes losreißend, ſagt der Dichter reſigniert: „Nun müſſen wir von der ſtillen Fichtau, in der wir uns vielleicht aus unentſchuldigbarer Vorliebe für ſo unbedeutendes Wirken und Tun zu lange aufgehalten haben, Abſchied nehmen und dem Zuge folgen."

„Prokopus," im Jahre 1843 in der „Iris" erschienen, ist eine Ergänzung und Erweiterung der aus dem Jahre 1843 stammenden „Narrenburg". Beide Erzählungen haben als gemeinsamen Schauplatz die Burg Rotenstein und das Tal der Fichtau beide behandeln die Schicksale der gräflichen Familie Scharnast, und das Leben und Treiben im Wirtshause an der Perniz hat in beiden eine so große Ähnlichkeit, daß dadurch fast der Eindruck einer Wiederholung hervorgerufen wird.

Im Ganzen kann man die Empfindung schwer los werden, daß der Dichter den ihm lieb gewordenen romantischen Schauplatz der sagenumwobenen, halbverfallenen Burg gerne ein zweitesmal habe benützen wollen, ohne sich doch mit der Geschichte des dahin versetzten unglücklichen Paares ganz zurechtfinden zu können, weshalb er seine Erzählung nach einer langausgesponnenen Einleitung unvermittelt abbrechen mußte.

Die Musik der volltönenden Sprache und die herrlichen Naturbilder gehören noch ganz dem Dichter der „Studien" aus den Jahren der freudigen Entwicklung an.

* * *

Die übrigen nach dem Tode des Dichters von Aprent herausgegebenen Erzählungen sind neben den drei hier besprochenen Werken erst in zweiter Linie zu nennen. So weit dieselben in die Vierzigerjahre fallen, kann das eigene Urteil Stifters über diese Arbeiten einschließlich der beiden Stücke „Waldgänger" und „Prokopus", die aus derselben Zeit stammen, aus dem Umstande abgelesen werden, daß er keine davon für so bedeutend hielt, ihr einen Platz in den „Studien" oder in den „Bunten Steinen" einräumen zu wollen. Warum der Dichter gegen den „Waldgänger" so hart verfuhr, ist nicht ersichtlich; „Prokopus" aber konnte schon aus dem Grunde nicht in den „Studien" stehen, weil die Übereinstimmung mit vielen Teilen der „Narrenburg" am gleichen Platze peinlich hätte auffallen müssen. Die übrigen Erzählungen hielt er selbst nur für kleinere Gelegenheitsarbeiten, welche seinen Geist so wenig beschäftigten, daß er ihrer in seinen Briefen mit keiner Zeile gedachte und sie bald nach der Vollendung völlig in Vergessenheit sinken ließ.

„Die drei Schmiede ihres Schicksals" erschienen in der „Wiener Zeitschrift" im Jahre 1844. In dieser heiteren, frisch vorgetragenen Geschichte, welche im Stoff und in den Charakteren hinreichend absonderlich ist, um unseren Dichter zu reizen, wird mit Geschick ausge-

führt, daß im Leben jedes Menschen der Einfluß des Waltens äußerer Mächte die vollständig freie Selbstbestimmung zu nichte macht.

Da die Naturschilderung gänzlich zurücktritt, die Darstellung der menschlichen Charaktere und der sich drängenden Begebenheiten aber den ganzen Raum einnimmt, so würden wir die für Stifter am meisten bezeichnenden Züge nicht finden, wenn nicht der Mangel an Weltkenntnis, die übergroße Kindlichkeit in der Beurteilung hochstehender Gesellschaftskreise und die gerade bei der bedenklichen Verfänglichkeit des Stoffes doppelt deutliche strenge Sittlichkeit unverkennbare Merkmale böten.

„Der späte Pfennig" ist eine kleine, anspruchslose, sinnige Parabel, in welcher der Dichter sein Bedauern ausspricht, wegen der Krankheit seiner Frau einen von ihm verlangten größeren Beitrag für ein Werk der Wohltätigkeit nicht bieten zu können.

Gleichfalls — um mit Stifters eigenen Worten zu reden — ein „kleinwinziger Zentukel", ein Geschichtchen vom Umfange weniger Seiten ist „Zuversicht", worin gezeigt wird, daß in dem sanften Menschenherzen eine tigerartige Anlage verborgen schlummere, die in Zeiten allgemeiner Erregung oft ungeahnt hervorbreche und zu grauenvollen Taten führe.

Mehr Gelegenheit, seine besondere Eigenart zur Geltung zu bringen, findet Stifter in der Erzählung „Der Waldbrunnen", welche 1864, wenige Jahre vor seinem Tode, entstanden und zuerst im Düsseldorfer Künstler-Album erschienen ist. Schon die Wahl des Schauplatzes — Klafferstraß, die Lakerhäuser, das Gebiet des Dreisesselberges — läßt ihn wieder ganz bei den schönsten Erinnerungen seines Lebens Einkehr halten.

Da er in seinen Heimatgefilden umherwandert, wo er jeden Stein, jede Quelle und jeden Baum kennt, gewinnt auch die Naturschilderung einen breiten Raum. Das wilde, braune Mädchen, das er schon früher einmal in den „Bunten Steinen" geschildert hatte, nimmt hier nebst den Zügen seiner Pflegetochter Juliana auch deren Namen an. In der Zeichnung der mit bunten Blumen, Bändern und Federn, mit Glasperlen und Muscheln geschmückten, halbblödsinnigen Großmutter des Mädchens kommt der alte romantisch-phantastische Hang des Schöpfers der Narrenburg wieder zum Vorschein. — An dieser Dichtung der Spätzeit gewahren wir manchen liebenswürdigen Zug, der uns an die sonnigen Tage des jungen Stifter erinnert.

„Der fromme Spruch" hebt mit einer umständlichen Unterredung der Geschwister Dietwin und Gerlint an, die wohl das förmlichste,

abgeſchmackteſte und langweiligſte iſt, was jemals in einem Unterhaltungsbuche zum Ausdrucke gelangte. Man weiß ja aus manchen Zwiegeſprächen im Nachſommer und im Witiko, wie ermüdend Stifter in dem Aneinanderreihen inhaltsleerer Redensarten und in ſeinem Streben nach geſpreizter, höfiſcher Ziererei werden kann. Was er aber in dieſer Hinſicht im „frommen Spruch" geleiſtet hat, macht jede Möglichkeit eines Vergleiches zu ſchanden; dazu kommt, daß dieſe Erzählung faſt nur aus einer endloſen Folge von Zwiegeſprächen beſteht, wodurch die Lektüre derſelben zu einer peinvollen Geduldprobe wird. Der in ermüdenden Dialogen verzettelte Stoff würde eher für einen Schwank oder für eine Humoreske, als für eine ernſthafte Erzählung paſſen. Die beiden an der Grenze des Greiſentums angelangten Geſchwiſter glauben ſich, von einem verſpäteten Johannistriebe geäfft, von ihren um ein halbes Menſchenalter jüngeren Blutsverwandten geliebt, indes in Wahrheit Neffe und Nichte gegenſeitig in Liebe entbrannt ſind. Zum Schluſſe tritt die von Anfang her ſelbſtverſtändliche natürliche Löſung ein. Da die Helden der Geſchichte Barone und Grafen ſind, die auf ihren ländlichen Beſitzungen leben, ſo ergibt ſich das für Stifter charakteriſche Beiwerk von Viehzucht, Landwirtſchaft und Blumenkultur von ſelbſt. Der Roſenpflege wird, gleichwie im Nachſommer, im Witiko und in verſchiedenen kleineren Schriften, mit beſonderer Vorliebe gedacht.

Friſcher im Ton, wenn auch keineswegs frei von leeren Formalitäten iſt die Geſchichte „Der Kuß von Sentze" („Gartenlaube für Öſterreich", 1866) in welcher der Dichter erzählt, wie ein junges, in der Großſtadt erzogenes Mädchen, das zuerſt ſein Herz an Putz und Flitter gehängt hatte, in der Einſamkeit des Böhmerwaldes ſich zu ſchlichter Einfalt und zu einem innigen Anſchluſſe an die Natur bekehrt, wodurch es der Liebe würdig und für ein glückliches Eheleben gewonnen wird. Ob und auf welche Weiſe ſich dieſe ſprunghafte Bekehrung vorbereitet, und welche Erwägungen der plötzlichen Weltflucht der ſtolzen Geſellſchaftsdame vorangehen, wird ſo wenig angedeutet, daß uns die unglaubliche Selbſtbezwingung wie ein Wunder erſcheint. Der Hunderte von Moosarten in ſein einſames Waldhaus zuſammentragende Naturforſcher grüßt uns als alter Bekannter aus der Verwandtſchaft Heinrichs von Scharnaſt, des Waldgängers und des den Geheimniſſen der Schöpfung nachſpürenden Jünglings im Nachſommer.

„Zwei Witwen", „Die Barmherzigkeit", „Der Tod einer Jungfrau" ſind kleine moraliſche Geſchichtchen, in denen die

Absicht, sittigend und erziehlich zu wirken, in ihrem aufdringlichen Hervortreten den poetischen Gehalt zu sehr beeinträchtigt.

Die beiden Schilderungen „Aus dem bayrischen Walde" und „Ein Gang durch die Katakomben" gehören nicht zu den Erzählungen und hätten von Aprent den „Vermischten Schriften" beigesellt werden sollen. Die erstgenannte Skizze ist eigentlich ein Tagebuchblatt, in welchem der Dichter seine Erlebnisse und seine Beobachtungen während des unermeßlichen, furchtbaren Schneefalles festhält, der ihn in seinem Waldhause zum Gefangenen macht, und die Wanderung durch die unterirdischen Begräbnisstätten des alten Friedhofes zu Sankt Stephan gehört dem Inhalte nach zu den Bildern aus dem alten Wien. Aus der Mitte der Vierzigerjahre stammend, vereinigt diese meisterhafte Schilderung alle Vorzüge in sich, durch welche die glänzendste Zeit von Stifters poetischem Schaffen ausgezeichnet ist. Auf seiner grausigen Wanderung von dem Moder vergangener Jahrhunderte umringt, schwingt sich die Seele des Dichters zur Ahnung der Unendlichkeit empor, vor der alles Irdische in wesenlosen Staub zerfällt. „Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönig Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg tat, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes und ließ dann die Wässer wieder darüber wegrollen — ja, endlich tötete man die, die um das Werk wußten und es machen halfen, damit niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — aber eines Tages wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Überschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinauswerfen auf den Anger der Heide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja, hätte er sie alle einst gezählt und auf Karten getragen und zählte sie heute wieder und sieht seine Karten an, so fehlt keiner und so prachtvoll wie immer glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie

auch von *seinem* Untergange nichts, ja, sie wissen nichts von unserem ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen . . .

Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Wert geben, ja, wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht alles gleich und vor ihm sinkt lächerlich nieder, was wir uns hienieden bemühen, wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Tote dahingebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weils ihm ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurecht, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine mutwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht und wieder hinwirft . . . .

Es war einleuchtend, daß dieses System von Gewölben, wie weitläufig es auch sein möge, doch einmal angefüllt werden mußte, an welchem Tage sich dann die Gruft von St. Stephan auf immer schloß — daß es nur die Mächtigsten und Reichsten sein können, die wir da in dieser Zerwürfnis und schnöder Verlassenheit liegen sehen, und dieser Gegensatz machte die Szene noch tragischer und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt sind, die anderen zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeschichte halfen die da bauen, welche da vor uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herumgeworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in anderer Herzen strahlte und um die der schwärmende, wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin vorausschleuderte. Wie sie nun auch liegen: — vorüber gegangen ist der Traum und beide sind sie eine wertlose Masse — — vielleicht liegen auch solche da, deren Glieder Sammt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Ekle von sich ferne hielten und nun selber ärmer und ekler sind, als das Tier des Berges, welches in die Felskluft stürzte

und dort in der Mittagsonne dörret und von den Winden der Nacht getrocknet wird — — sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Taten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist alles vorüber und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben dieser ist ein Blatt Geschichte übrig geblieben und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich diese verschwindet und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen . . . "

* * *

Zu den schönsten und intimsten Zeugnissen der im besten Sinne wahrhaft vornehmen Geistesart Stifters gehören seine Briefe.

Die von Aprent veranstaltete Sammlung derselben reicht nur bis in das Jahr 1832 zurück; es fehlen demnach die Dokumente der ersten Zeit, von welchen, mit Ausnahme der später aufgefundenen Briefe an die Jugendgeliebte, wohl kaum eine Zeile erhalten geblieben ist. Wären diese Briefe dem Herausgeber auch zur Verfügung gestanden, so bleibt es noch immer zweifelhaft, ob er dieselben zum Abdrucke gebracht hätte, da ihm aus seinem täglichen Verkehr mit Stifter bekannt gewesen sein muß, daß der Dichter die Veröffentlichung dieser Schriftstücke nicht wünschte. Stifter hat seinen Widerwillen gegen die Verbreitung eines Teiles der von ihm herrührenden Handschriften wiederholt ausgesprochen; auf das Bestimmteste äußerte er sich seinem Freunde Adalbert Markus gegenüber, welcher mir über diese Unterredung folgende Mitteilung machte: „Im November 1867 erzählte mir Stifter, daß er Ende Oktober in Oberplan gewesen sei, um am Grabe seiner lieben Mutter eine Gedenktafel zu setzen. Auf meine Frage, ob er wohl auf der Durchreise in Friedberg die Greipl Nani besucht habe, antwortete er, er habe aus Besorgnis für seine Frau, die er in Linz krank verlassen, die Reise so schnell als möglich gemacht, sei in einem Tage von Linz nach Oberplan, und auch wieder in einem Tage zurück nach Linz gefahren, ohne wo anders als in Leonfelden zum Mittagmahle auszusteigen. Der Greipl Nani, sagte er weiters, muß ich ohnehin nächstens schreiben, und da werde ich sie um Entschuldigung bitten, daß ich sie nicht besuchen konnte. Die Nani muß von früheren Jahren her eine Menge Briefe von mir haben, die an ihre Schwester Fanny, an ihren Bruder Matthias ꝛc. gerichtet waren.

In manchem dieſer Briefe kommt viel närriſches Zeug vor. Ich möchte nun nicht haben, wenn ich einmal geſtorben bin, und man Briefe von mir ſammelt und veröffentlicht, daß man jedes Wort, welches ich einmal im jugendlichen Übermute geſchrieben habe, der Nachwelt zu leſen gebe. Ich will deshalb die Nani bitten, daß ſie mir alle Briefe, die ſich von mir im Greiplſchen Hauſe vorfinden, auf einige Tage leiht, damit ich diejenigen bezeichne, welche ich nicht veröffentlicht wiſſen will. — Bei dieſer Gelegenheit ſprach Stifter mit großer Wärme von ſeiner Heimat, von Friedberg, von Sankt Thoma und von Wittinghauſen. Er zeigte mir ein von ihm in ſeinen jungen Jahren gemaltes Bild der Ruine Wittinghauſen und teilte mir ſein Vorhaben mit, im nächſten Sommer ein paar Wochen in Friedberg und in St. Thoma zuzubringen, um ſeinen lange gehegten Wunſch einmal auszuführen, die Ruine, welche ihn in ſeiner Kindheit ſchon angezogen und in deren Mauern er als Jüngling ſo oft verweilet, auf einem großen Bilde in Öl zu malen."

Die wenige Tage ſpäter eintretende Todeskrankheit Stifters machte all dieſen Plänen ein Ende. Viele der erwähnten Jugendbriefe gingen bei dem Brande Friedbergs in Flammen auf; die Elemente brachten dem Wunſche des Dichters Erfüllung. Die wenigen Schriftſtücke, welche verſchont blieben, wurden bei ihrer Auffindung als koſtbarſte Schätze begrüßt und veröffentlicht; bei einer Neuauflage der Briefe werden ſie ſicherlich an geeigneter Stelle eingereiht werden. — Auch die Briefe aus ſeinen ſpäteren Jahren wollte Stifter geſichtet wiſſen; er fürchtete, daß durch die ſchrankenfreie Veröffentlichung „ein Kreis von Inhaltloſigkeit" um ihn gezogen werden könnte. Dabei ließ er freilich außeracht, daß die andächtige Hegung auch des geringfügigſten Vermächtniſſes einer teuren Hand einen Gradmeſſer der ſich äußernden, geſteigerten Wertſchätzung bedeutet, und daß der anſcheinend unbedeutendſte Zettel umſomehr an Intereſſe gewinnt, je näher der Verfaſſer desſelben dem Herzen des Volkes ſteht. — Viele Briefe, welche Aprent bei der rigoroſen, aber damals von manchem Kritiker doch noch zu wenig ſtreng befundenen Auswahl unberückſichtigt ließ, werden heute mit dem größten Eifer hervorgeſucht, um durch ihren wenn auch oft nur knappen und ſcheinbar alltäglichen Inhalt das Geſamtbild des Dichterlebens zu ergänzen.

Manche von den Briefen laſſen uns die perſönlichen Verhältniſſe Stifters deutlich erkennen, die Lektüre derſelben macht uns zu Teilnehmern an ſeinen Schmerzen und Wonnen.

Eine ſtattliche Anzahl derſelben aber, den Wechſelfällen des Tages weit entrückt, leitet uns empor zur Betrachtung der bedeutungsvollſten

Probleme der Menschheit. Überall begegnen wir einem gesunden, ehrlichen, unzweideutigen Urteil, ein schlichter, gerader Verstand sucht für jede Frage die einfachste Lösung, Rechtlichkeit, Sitteneinfalt, Herzensgüte, Begeisterung für alles Große, Edle und Wahre spricht sich in jedem Worte aus. Mit Recht nennt Hermann Bahr Stifters Briefe „den reinsten Ausdruck aller österreichischen Kultur". Von allem, was zu jener Zeit die Herzen der vaterländischen Dichter und Denker bewegte, finden wir einen lebhaften Abglanz in diesen treuherzigen Mitteilungen an Freunde, an Gleichgesinnte, an Strebegenossen. Über Kunst und Literatur, über Religion und Unsterblichkeit, über Staatsform und Weltordnung, über Freundschaft und Liebe, über Völkerrecht und Gemeinwohl gibt es da mannigfaltige Aussprüche von dauernder Geltung, und da auch zahlreiche, offenherzige Bekenntnisse über des Dichters eigenes Schaffen in den ausführlichen Mitteilungen an den Verleger niedergelegt sind, so besitzen wir in diesen inhaltsreichen Briefen den besten Kommentar zu Stifters Werken. Bedauerlicherweise hat Aprent bei der Auswahl willkürliche Kürzungen vorgenommen, mehrmals, wie ich aus dem Vergleiche mit den Originalhandschriften ersehen konnte, das Datum unrichtig eingesetzt, und die Übersicht durch das Weglassen einer fortlaufenden Numerierung und eines wohlgeordneten Registers unnötig erschwert. Die für die kritische Gesamtausgabe der Werke Stifters ins Auge gefaßte, vervollständigte Neuauflage der Briefe wird wohl an diesen Übelständen bessern, was jetzt zu bessern noch möglich ist.

* * *

Die wichtigsten Partien der kleineren Bruchstücke, welche Aprent in den zweibändigen „Vermischten Schriften" zusammengefaßt hat, sind nebst den unvollendeten Ergänzungsblättern zur „Mappe" und den Aufsätzen „Aus dem alten Wien" die geistvollen Abhandlungen über bildende Kunst, über Poesie, über kirchliche Bauwerke, über Schule und Schulbildung.

Der Plan zu einer Umarbeitung und erweiterten Ausgestaltung der zuerst in den Jahrgängen 1841 und 1842 der „Wiener Zeitschrift" erschienenen Erzählung „Die Mappe meines Urgroßvaters" beschäftigte Stifter seit der Zeit seiner frühesten Erfolge. Schon dem zweiten Abdrucke in den „Studien" ging eine durchgreifende Umformung voran. Aber auch diese Neugestaltung befriedigte den Dichter, für welchen der Stoff dieser Erzählung viel anziehendes enthielt, nicht dauernd; er

beſchloß das Werk auf eine breitere Grundlage zu ſtellen, und dem energiſchen, tatkräftig eingreifenden Auguſtinus den ſchwärmeriſchen, weltſcheuen Träumer Euſtachius als wirkſamen Gegenſatz in ausgleichender und ergänzender Freundſchaft zu verbinden. Dem in Phantaſtereien und „Hirngeſpinſten" verlorenen Euſtachius ſollte die ſinnige, zarte, poetiſch veranlagte Chriſtine an die Seite geſtellt werden, wodurch bei dem ſchon in dem erſten Entwurfe klar entwickelten, ruhigen, großzügigen, ſtrengen Weſen Magaritas und der vornehmen Würde und Ausgeglichenheit des alten Obriſten eine reiche Schattierung der verſchiedenartigſten Charaktere zu lebendiger Erſcheinung gebracht werden konnte.

Sich mit dieſen Plänen während der Dauer eines Vierteljahrhunderts beſchäftigend, begann Stifter in ſeinen letzten Lebensjahren einzelne Szenen und Abſchnitte des groß angelegten Werkes niederzuſchreiben; ſein tragiſches Ende ſetzte der Arbeit vorzeitig ein Ziel, als eben der Anfang des zweiten Bandes in Vorbereitung war. — Sehr bemerkenswert iſt die erquickende Friſche, welche einzelne Teile des in düſterer Todesdämmerung verfaßten Fragmentes auszeichnet. So gehört das Kapitel „Von den zwei Bettlern" zu den humorvollſten Darſtellungen des Dichters, und man kann es deutlich merken, daß die frohen Erinnerungen an die Studentenzeit in ihm ſtets lebendig geblieben ſind. Auch ſonſt erkennen wir aus vielen Stellen, wie leuchtend und prangend das Andenken an die glänzenden Jugendtage in dem greiſen Herzen ſich erhalten hatte; mit wonniger Rührung führt er uns an bekannten Plätzen herum, altvertraute Menſchen treten an uns heran. Klafferſtraß, Freiung, Roſenberg, Krummau, der Dreiſeſſelwald, Wittinghauſen, Oberplan, Friedberg, das iſt der Umkreis, in dem wir uns bewegen, und einmal wird auch das Greiplhaus ſamt ſeinen Bewohnern zum Greifen nahe vor uns hingeſtellt: „Es ſteht mit ſeiner Vorderſeite gegen den Marktplatz, hat einen ſchön geſchweiften, zieratreichen, hohen Giebel von zwei Stockwerken. Von dem, der das Haus gebaut hat, und der nicht mehr lebt, hat mir mein Großvater viel erzählt. Er war ein Mann, der in dem Walde geboren war und alle Leute des Waldes kannte. Er begann Weibern und alten Mütterlein, die ſpannen, ihre Geſpinſte, ſo weit ſeine Mittel reichten, abzukaufen, Linnenweben anfertigen zu laſſen, ſelbe zu bleichen, zuzurichten, und in entfernte Gegenden zum Verkaufe zu fördern. Er baute ſich das Haus, führte darin eine bürgerliche Wirtſchaft und hinterließ alles ſeinem Sohne. In dieſes Haus war ich ſchon als Schüler der Hochſchule gekommen, und kam jetzt auch in dasſelbe und wurde freundlich aufgenommen. Es war eine wirtliche Gattin

in dem Hauſe, ein Sohn, der wie ſein Vater und Großvater Matthias heißt und zwei Töchter, Franziska und Joſefa. Man machte, wenn ich kam, ein wenig Muſik, oder zeigte Bilderbücher vor, oder ſprach etwas; wenn noch andere da waren, wurde oft ein Menuet getanzt, und zweimal gingen wir auch ein ganzer Zug auf den Waldſtern, und in der Nacht mit Fackeln durch den Tannenwald herab. Ich dachte ſchon zuweilen, ob mir denn Gott nicht eines der zwei Mädchen etwa zu meinem Eheweibe beſtimmt hat, vielleicht die heitere Franziska mit den dunklen Augen und den lichten Blicken . . . ."

Durch die Erweiterungen wurde die „Mappe" dem „Nachſommer" in dem Ernſte der ganzen Haltung und in der ruhigen Größe, welche beide Werke auszeichnet, noch ähnlicher, als dies ſchon vorher der Fall geweſen war. Stifter vermutete mit Recht, daß die „Mappe" das Hauptwerk ſeines Lebens werden könnte, und ſie wäre es, nach den Bruchſtücken zu urteilen, die wir davon beſitzen, auch ſicher geworden, wenn der Tod die Vollendung des zweiten Bandes nicht verhindert hätte. Sie wäre es durch den noch größeren, ſtarken und tiefen ſittlichen Gehalt geworden, der in dieſem Buche mächtiger iſt, als in irgend einem anderen Werke des Dichters. Die hohe und reine Sittlichkeit im „Nachſommer" krankt an dem Übel, von welchem wenige Dichtungen Stifters völlig frei ſind. Dort ſchwelgt noch, ſorglich umhegt, die egoiſtiſche Selbſtbeglückung auserleſener Naturen in der Befriedigung des eigenen Geiſtes, ohne der Außenwelt Zutritt zu geſtatten oder derſelben den kleinſten Anteil zu gewähren. Wie unendlich höher geſteigert iſt dieſe allerdings minder ſchwärmeriſche Sittlichkeit in der „Mappe", in welcher ein unausgeſetzter, emſiger Tätigkeit geweihtes Leben in der Aufopferung für das Wohl der Mitwelt ſegensreiche Erfüllung findet. Während Stifters Helden ſonſt mehr auf ſich und die Ungeſtörtheit ihrer erhabenen Geiſtesfreuden bedacht ſind, vollzieht ſich in der „Mappe" nicht die kleinſte Handlung ohne Rückſicht auf das Gemeinwohl. Hier ſind die führenden Geiſter eifervoll darauf bedacht, durch Verbeſſerung der Wege und Anlage neuer Straßen, durch Hebung der Viehzucht, durch Sammlung und Anpflanzung heilkräftiger Gewächſe, durch Brückenbauten, durch die Heilung, Bekleidung und Beherbergung breſthafter Bettler und durch werktätiges Eingreifen in förderſame Gemeindeunternehmungen die Lebensbedingungen der Mitbürger zu verbeſſern. Doktor Auguſtinus, der eigentliche Held des Buches, geht in ſeiner Selbſtaufopferung ſo weit, daß er, da die Nervenfieberſeuche einen großen Teil der Bewohner des Waldlandes erfaßt, wochenlang ſein Bett nicht aufſucht und nachts in den

Kleidern auf einem kleinen Lederpolſter ruht, damit er jeden Augenblick zur Hilfe bereit ſei, wenn jemand nach ihm begehre. Er verliert ſeine Verlobte, alle ſeine Angehörigen werden von der Seuche dahingerafft, aber da es ihm nach unſäglicher Bemühung gelungen iſt, einen Kranken vom Tode zu retten, der allen anderen und ihm ſelbſt unheilbar erſchienen war, ruft er, ſeines eigenen Schmerzes nicht gedenkend, voll innerer Befriedigung aus: „Ich aber hatte nun den ſchönen Wald wieder, der mir bisher gleichſam verfinſtert geweſen war. — In mein Herz kam eine Freude, wie ich nie geahnt hatte, daß ich eine ſolche Freude noch auf Erden zu empfinden vermöchte."

* * *

Stifters Kunſtſchriften, welche Aprent verſtümmelt, bruchſtückweiſe zuſammengeſchweißt und in oft willkürlicher Weiſe abgeändert herausgegeben hat, erfuhren in der im Jahre 1901 von Dr. Adalbert Horcicka veranſtalteten Ausgabe (Adalbert Stifters ſämtliche Werke, XIV. Band, Verm. Schriften, Prag, J. G. Calve) durch ſorgfältige Aufſammlung der in den Linzer Blättern zerſtreuten Aufſätze eine bedeutende Bereicherung und nebſt der gewiſſenhaften Wiederherſtellung des urſprünglichen Textes eine kritiſche Bearbeitung von ſo erſchöpfender Gründlichkeit, daß hier auf dieſelbe ohne weitere Beifügung verwieſen werden kann. Erwähnt muß nur werden, daß bei aller Trefflichkeit und Unanfechtbarkeit der von Stifter ausgeſprochenen allgemeinen äſthetiſchen Anſichten die ihm eigentümliche Überſchwenglichkeit im Urteil — er ſtellt Geiger über Rubens, Löffler neben Raffael, und Piepenhagen, den er mit Ruisdael in eine Linie bringt, über die beſten Landſchaftsmaler unſerer Zeit — nicht ſelten entſchiedenen Widerſpruch herausfordert. Ähnlich ergeht es ihm, wenn er vom Theater ſpricht: neben der Schröder und der Rettich will er nicht leicht eine neuere Schauſpielerin gelten laſſen. Perſönliche Vorliebe raubt ihm allzu leicht die ruhige Unbefangenheit.

* * *

Der zweite Band der von Aprent herausgegebenen „Vermiſchten Schriften" enthält außer einer Reihe von kleineren Aufſätzen, unter welchen die tiefreligiöſen Betrachtungen über das Weihnachtsfeſt und über den Silveſterabend als ſchöne Darlegungen eines edlen Gott-

vertrauens hervorleuchten, die gelehrten, den Vorzügen des geliebten Höhenluftkurortes begeistert das Wort redenden „Winterbriefe aus Kirchschlag", die bereits an anderer Stelle erwähnten Abhandlungen über „Die Schule und die Schulbildung" und die herrlichen Schilderungen „Aus dem alten Wien", welchen dem Inhalte nach der schon früher besprochene „Gang durch die Katakomben" und die Beschreibung der „Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842" beizuzählen sind.

Die Bilder aus dem alten Wien, welche uns von der luftigen Einsamkeit auf dem hochragenden Auslug des Stephansturmes, von der lauschigen Gemütlichkeit des Praters, von allerlei drolligen Streichmachern, von der übermütigen Fröhlichkeit im Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten, von dem geheimnisvollen Trödel und Plunder am alten Tandelmarkte, von dem andächtigen Ernste der Wiener Charwoche, von geputzten, blendenden, reichgeschmückten, verführerischen Warenauslagen und verlockenden Ankündigungen, vom launenhaften Wiener Wetter, sowie von beliebten, vergnügten, freudenreichen Ausflügen und Landpartien in die herrlichen Umgebungen der Großstadt berichten, gehören gewiß zu dem allerbesten und bei vollendet treuer Wahrhaftigkeit doch auch dichterischesten, was jemals über Wien geschrieben worden ist. Man weiß nicht, was man an diesen prächtigen Skizzen in dankbarem Entzücken inniger bewundern soll, die in süßem Wohllaut dahinfließende, unvergleichlich klangvolle Sprache, den köstlichen, in gesunder, urwüchsiger Fröhlichkeit lachenden Humor, die in jedem Detail das bewußt zergliedernde Malerauge verratende, scharfe, bis ins Kleinste gewissenhafte Beobachtung, oder die Fülle tiefsinniger Gedanken, in welchen sich eine hochgestimmte Seele unbeirrt von dem Brausen der Großstadt auslebt, allüberall das ineinandergreifende Gefüge machtvoller Eindrücke mit einem dichten Netze ahnungsschwerer Reflexionen überspinnend. Wie von einem zauberischen Traume umfangen gibt sich der Geist des Dichters auf einsamer Turmhöhe dem Zuge der magisch ins Weite führenden Ideen hin.

„Wenn man auf dem Turm hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im einzelnen gewahrend, sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblickend, die von der leichten, sternflimmernden Himmelsglocke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie trübe, irdische

Sterne zeigen, ſo erſcheint einem erſt recht das menſchliche Treiben, das hier eine Größe darſtellen will, als Tand. — —

Durch Teile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, ſie wird immer größer, und ſtreckt ihre Glieder, ſie gleichſam im Morgenſchlummer dehnend, über Hügel und Täler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rotgelb. Die Nebel ſind von der Donau verſchwunden, und ſie geht nun wieder wie ein ſtiller, goldener Bach dahin. In der Stadt blitzen hie und da Funken auf, es ſind Fenſter, an denen ſich die Glut des Morgenhimmels fängt. In ihren Gaſſen wird das Raſſeln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es ſich zu regen, und dort und da brauſet es ſanft wie Atemzüge eines Erwachenden. — —

Es iſt kein Glück auf dieſer Erde, es ſei ſo groß und innig, daß es nur eben noch ein Menſchenherz ertragen kann: heute Nacht war es in dieſen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren zwei Lippen, ſo unerreichbar, wie die Sterne des Orion — heute ſtreiften ſie zum erſten Male über die ſeinen, und da ſaß er auf ſeiner Stube, und hielt ſich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's feſthalte, ja, daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entſchwinde. Das Kind entſchlief, im Arme eine neue faſt fabelhaft ſchöne Puppe. Dem Dichter erſchien in der trunkenen Sommernacht ſein Ideal zum erſtenmal ſichtbarlich, und der Aſtronom zählte die Sterne. Eine Mutter beſuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihren roſenroten, ſchlummernden Engel, Geizhälſe zählten das Geld, Träume zuckten durch tauſend Herzen, der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei anderen nach Hauſe, und was da ruhte im ſorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgeſtickte Traumteppich gewoben, daß ſie ſanken und ſchwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es ſei wie greulich immer: heute war es auch in dieſer Stadt. Der Tod ging in hundert Häuſer und zerdrückte überall ein Herz. Tauſend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge unſerer Turmuhr, und die Wächterin ſchlief neben ihnen. Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Bruſtbilde des ſchönen, falſchen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt; verſchmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben ſchlägt leichtſinnig darunter. Auf ſorgenvoller Armut liegt der Schlummer wie Blei, und die Luſttöne heimkehrender Schlemmer klingen in ihn hinein. Das Laſter martert ſeinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle ſchreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden, die Träume legen heiße Steinhüllen

darüber, indeſſen oben die Sterne ruhig glitzern .... Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer, liegt nicht in der Geſchichte einer einzigen Nacht einer ſolchen Stadt — und unten treibt ſich alles harmlos fröhlich, und iſt harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht geſehen in dieſer Menge ...."

Faſt noch herrlicher iſt die Schilderung der Sonnenfinſternis, welche der Dichter auf einer Warte der Stadt betrachten konnte, von welcher ſich eine Überſicht bis zum fernſten Horizonte auftat. Tauſend Sonnengläſer wurden in Bereitſchaft gehalten, von allen Seiten waren Inſtrumente der Beobachtung gegen das emporſteigende Tagesgeſtirn gerichtet, „nach derſelben Sonne, die Jahrtauſende den Segen herabſchüttet, ohne daß Einer dankt. Zur vorausgeſagten Minute — gleichſam wie von einem unſichtbaren Engel — empfing ſie den ſanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieſes Kuſſes zurück, der andere Rand wallte in dem Glaſe des Sternenrohres zart und golden fort. Die erſte, ſeltſame, fremde Empfindung rieſelte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tauſenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Menſch gedrungen, an Körpern, deren Weſen nie ein Menſch erkannte, nun auf einmal etwas zur ſelben Sekunde geſchehe, auf die es ſchon längſt der Menſch auf Erden feſtgeſetzt. — Indes nun alle ſchauten, wuchs das unſichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das ſchöne Licht der Sonne ein. Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen ſichtbar, und immer mehr, je ſchmäler die am Himmel glühende Sichel wurde. — — Hatte uns früher das allmähliche Erblaſſen und Einſchwinden der Natur gedrückt und verödet, ſo wurden wir nun plötzlich aufgeſchreckt und emporgeriſſen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erſt recht bauen, ſie ſtanden nun wie Rieſen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Rot, und in tiefem, kaltem, ſchwerem Blau wölbten ſie ſich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die ſchon lange am äußerſten Erdſaume gequollen, und bloß mißfärbig geweſen waren, machten ſich nun geltend, und ſchauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der ſie überlief — Farben, die nie ein Auge geſehen, ſchweiften durch den Himmel; der Mond ſtand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als ſchwarze Scheibe, ſondern gleichſam halb transparent wie mit einem leichten Stahlſchimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, ſondern ein wundervoller, ſchöner Kreis von Schimmer, bläulich, rötlich, in Strahlen auseinander brechend — das

Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend, und unnatürlich blau gesäumt. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hasteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern zittern macht .... Was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finsternis," wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen ...."

* * *

Vo den Gedichten Stifters hat Aprent eine kleine Anzahl den Erzählungen angereiht; eine größere, zum Teile nur bruchstückweise mitgeteilte Auswahl gab Helfert seinem bereits mehrfach erwähnten Aufsatze „Studie über den Dichter der Studien" bei, und außerdem veröffentlichte Dr. Anton Schlossar im Morgenblatt der „Neuen Freien Presse" vom 25. Jänner 1903 aus dem der Enkelin Dr. Anton Mugerauers, Fräulein Antonie Braun, gehörigen Hefte, welches seinerzeit Helfert vorlag und von welchem auch ich eine Abschrift besitze, einzelne Gedichte, die ihm für seine Zwecke hinreichend bedeutungsvoll erschienen. Dieses Heft enthält 54 Gedichte aus dem Zeitraum vom Feber 1823 bis Dezember 1831, darunter auch die von J. K. Markus im Jahre 1870 in seiner topographischen Arbeit „Markt Friedberg" veröffentlichte „Erinnerung an die Heimat" und „Das Freudenfest am Trauerdenkmale", letzteres von dem jugendlichen Verfasser im Jahre 1824 am Gymnasium zu Kremsmünster nach der Preisverteilung öffentlich vorgetragen, und späterhin von Aprent, wesentlich verkürzt und vielfach abgeändert, unter dem Titel „Die Gründung von Kremsmünster" seiner kleinen Auswahl beigesellt. Sieben Gedichte, welche Stifter während der Ferienzeit in Friedberg verfaßte, befinden sich gegenwärtig im Besitze der Frau Berta Swoboda in Prag, welche mir dieselben freundlichst zur Abschrift und zur Veröffentlichung überließ, und weitere sieben zum Teile überaus schwärmerische, zum Teil philosophisch grübelnde lyrische Ergüsse sendete der überschwengliche Poet in einem Briefe am 7. Feber 1836 an seinen Freund Adolf

Freiherrn von Brenner; die gefühlstrunkene Schreibart der letzteren möge eine kleine Probe zeigen:

„Im klaren See hier ſpiegelt ſich der Himmel,
Und ſeine Bläue deckt des Waſſers Schwärze,
Als wär er von Kriſtall, von Diamant.
So ohne Riß, ſo ohne ſchreckend Krachen
Erträgt er eine ungeheure Laſt,
Der Felſen und der Berge ſchwere Maſſe,
Der großen alten Rüſtern ſchwer Gewicht,
Und ſolchen Laubwerks Wucht und leicht Gewölk,
Das überall die Bilder leiſe ſtreift.
Die grüne Anhöh mit den grünen Gräbern
Und mit dem offnen Grabe hängt verkehrt
Wie in der Luft in dieſem Zauberbilde,
Und jenes Toten traurige Beſtattung,
Die jetzt da draußen laut und grell geſchieht,
Geſchieht hier drinnen zart und himmliſch ſchön. —
Der Spiegel ſei ein Spiegel Deiner Seele,
So leis empfange ſie die Weltgeſtalten,
So leicht ertrage ſie das draußen Schwere,
So ſanft verkläre ſie das draußen Bange,
So rein enthalte ſie das draußen Schöne,
So ſtill bewahre ſie die offne Klarheit!

Wie ernſtlich ſich der jugendliche Poet mit Gedanken über Metrum und Strophenbau beſchäftigte, beweiſt ein mit dem Titel „Das elegiſche Versmaß" überſchriebenes Gedicht, welches in dem aus dem Nachlaſſe Dr. Mugerauers ſtammenden Hefte enthalten iſt:

Juni 1831.

„Diſtichen! kommet mir vor wie muntere Kinder im Spiele,
Führet den hüpfenden Tanz, trollet euch, reket und küßt.
Kommet Hexameter, ihr, Schaar freundlich erblühender Mädchen,
Stürzet Pentameter, ihr, polternde Knaben, herein.
Möchte das zarte Geſchlecht gern ordnen und bilden und fügen:
Macht ihr in wirrendem Scherz reizendes Chaos daraus.
Alſo erneuert ſich ſtets ſanft ſchwellend die erſte Geſtaltung
Und in der zweyten ſogleich ſtürzet es taumelnd zurük;
Wieder von Neuem hinauf zu ſchwellen und wieder zu ſtürzen,
Alſo im ewigen Tanz wiegt ſich harmoniſcher Klang."

Die mir von Frau Berta Swoboda übergebenen, bisher ungedruckten, und daher weiteren Kreiſen nicht bekannten Gedichte dürften ſchon aus dem Grunde ein lebhafteres Intereſſe verdienen, als ſie ſämtlich in Friedberg entſtanden ſind, wo ſie Frau Franziska Greipl nach ihrer

eigenen Angabe am 14. Juni 1890 unter den Schriften ihres Mannes gefunden hat. Dieſe lyriſchen Ergüſſe zeigen, wie alle Empfindungen des jugendlichen Schwärmers ſich zu einer Verherrlichung der Geliebten zuſammenſchloſſen. Das letzte dieſer Gedichte „Dort und hier" entſtand nach der Vermählung Schifflers mit Maria Blechinger in Chriſtianberg, bei welcher auch Fanny Greipl unter den Gäſten war. Die Zahlen, welche den Gedichten vorgeſetzt ſind, laſſen vermuten, daß Stifter ſeiner Gewohnheit gemäß den größten Teil derſelben wieder vernichtet hat. Ich bringe dieſe Gedichte, ſo weit ſie uns erhalten geblieben ſind, unverändert und in der Reihenfolge zum Abdrucke, wie ſie in der Handſchrift ſtehen:

3. Ihr Bild.

Blick ich in den Mond, ſo ſeh ich ihr Bild;
Schau ich in den See, dann lächelt ſo mild
Ihr Angeſicht her in blauer Gluth
Und winkt mir hinab in die kühlende Fluth.

Und was der Frühling an Blüthen gebar,
Ich flecht es zum Kranz für ihr dunkles Haar.
Sanft wehender Abendwind, eile zu ihr,
Spiel um ihre Wangen, hauch Grüße von mir.

4. Der Liebende.

Wie bin ich ſo glücklich in dieſem Thal,
Der Wald und die Flur und der See ſind mein All!
Sie ſchlieſſen auf Erden den Himmel mir ein,
Ich dünke mir einer der Selgen zu ſein —
Ich habe ja Liebe im Herzen.

Ihr Wellen des Sees, ihr Fluthen ſo tief!
Wenn dunkel die Nacht und Alles ſchon ſchlief,
Da trugt ihr mich oft zum Liebchen hin,
Saht zu jenen blauen Bergen mich ziehn,
Ich habe ja Liebe im Herzen!

Oft ragte mein Nachen auf ſilberner Bahn
Der Windhauch ſchwellt voller den Segel mir an;
Und wenn es dann ſtürmte mit toſender Wuth —
Der Fiſcher blieb ruhig auf drohender Fluth —
Er hatte ja Liebe im Herzen!

5. Raſtloſe Liebe.

Der Ort wo Du geweilet,
Er wird zum Tempel mir,
Dort will ich beten, träumen
Ja träumen dort von Dir.

Die Spuren will ich ſuchen
Von Deiner Lichtgeſtalt,
Und Blumen ſollen ſprießen,
Da wo Dein Fuß gewallt.

9. Entſagung.

Du klagſt ſo bang um Deine Liebe,
Von Vorwurf iſt die Bruſt beengt;
Du zürnſt des Herzens leiſem Triebe,
Der Dich ſo hold zu mir gedrängt.

Neigt ſich die Roſe doch zur Roſe
So freundlich ſinnend und ſo mild;
Der Thau in ihrem Blüthenſchoße
Er ſpiegelt der Geliebten Bild.

Und ich ſollt ſelbſt das Glück nicht theilen,
Das ich ſo herrlich ſah erblühn?
Konnt ich in Deiner Nähe weilen
Und nicht in Liebe Dir entglühn?

O ängſte Dich nicht mehr vergebens
Ich hab ſchon ſchweigend Dir entſagt.
Den ſchönſten Lichtblick meines Lebens
Ich taucht ihn ſelbſt in finſtre Nacht.

Die Roſe welkt, die jüngſt noch blühte,
In heitrem ſtillen Frühlingstraum
Und jedes Blatt, ſo dunkel glühte
Bleicht — und verweht im weiten Raum.

Den 14. Auguſt 1832.

25. Letztes Lied.

Liebte Dich, liebte Dich
Innig und treu;
Röslein im Tod verblich;
Hin iſt der Mai.
Hin iſt hin!
Todt iſt todt!

Lebe wohl, lebe wohl!
Mein Mädchen mild.
In meinem Buſen ſoll
Nie verglühn Dein Bild.
Hin iſt hin!
Todt iſt todt!

Schlummre ſtill, ſchlummre ſtill,
Ewig hinfür.
Ich auch bald ruhen will
Ruhen bei Dir.
Hin iſt hin!
Todt iſt todt!

Den 15. Auguſt 1832.

40. Die Roſe.

Die Knoſpe hat ſich klar entfaltet
Der erſte Duft quoll draus empor —
Da iſt die taube Nacht gekommen,
Die ſie zum Opfer ſich erkor.

Verhüllend ihres Buſens Glühen
Neigt ſie verſchämt ihr ſchönes Haupt.
Meinſt Du vielleicht ſie ſei gewelket
Die Blüthenfreude ihr geraubt?

Sie birgt nur ihre milden Düfte
In Kelches Wölbung eng vereint
Um liebend ſanft ſie auszuhauchen,
Wenn ſchönrer Tag ihr ſcheint.

Still und gebeugt ſieht man ſie ſtehen,
Wenn Abendröte ſie beſcheint;
Gebeuget bei den Morgenſtrahlen,
Wenn ſie des Thaues Perlen weint.

Den 12. Juli 1833.

41. Dort und hier.

Im Hauſe wogt der wilde Tanz
Sie feiern Hochzeittag.
Wie kommts, daß bei der Freude Glanz
Ich froh nicht werden mag?

Mich drängts voll ſüßer Wehmuth Luſt,
Ins Freie drängts hinaus,
Dort wird ſie wieder leicht die Bruſt
Im Mondenſcheine draus.

Da kam ich auf den Friedhof hin
Dort iſt es einſam, ſtill.
Mocht auch die Wange fiebriſch glühn,
Nun iſt ſie wieder kühl.

Recht daß ihr hier nicht länger bliebt
Ihr müden Schläfer ihr
Habt auch wohl einſt gelebt, geliebt
Gelitten ſo wie wir.

Hier aber blutet manches Herz,
Dem Untreu Wunden reißt
Und doch tönt Freude allerwärts —
Die Lieb nur ſteht verwaiſt.

Wie ſie auch wohl dem Jubel drin
Frei laſſen ſeinen Lauf
Und tobt ihr Leben noch ſo kühn
Euch weken ſie nicht auf.

Hab zwar zu wirken Manches noch
In nächſter Zukunft Reich,
Vor allem reinſter Friede doch,
Den fand ich unter euch.

Im Hauſe wogt der wilde Tanz,
Drin iſt es gar ſo ſchwül.
Hier webet feuchter Mondenglanz.
Die Todten ſchlummern ſtill.

Die bereits früher veröffentlichten Gedichte ſowie auch die hier mitgeteilten Proben zeigen deutlich, daß Stifter ſchon frühzeitig von glühenden Empfindungen, von ungeſtümer Begeiſterung und von einer tiefen Schwärmerei für die Natur erfüllt war. Der ſeit den Tagen der Kindheit in ihm wohnende Schaffensdrang machte ſich in einer Unzahl von unbehilflich ſtammelnden Verſen Luft, wovon uns wohl nur der allerkleinſte Teil erhalten geblieben iſt. Von den mir vorliegenden 82 Gedichten erhebt ſich kaum ein einziges über die übliche gymnaſiale Durchſchnittsreimerei. Wenn aber auch dieſe dichteriſchen Erſtlingsverſuche nur von ſehr geringem Werte ſind, ſo bleiben ſie doch für die Beurteilung Stifters dadurch intereſſant, daß ſie zeigen, wie ſchon in früheſter Zeit des Dichters Eigenart, die ſpäter auf einem anderen Gebiete zu ſo bedeutender Geltung gelangen ſollte, ſich zwar unbeholfen, aber doch voll Innigkeit äußerte.

* * *

Die Teilnahmsloſigkeit des deutſchen Volkes, über welche ſich Stifter ſchon zur Zeit der Herausgabe ſeiner letzten großen Werke oft beklagt hatte, erfuhr nach ſeinem Hinſcheiden noch eine weitere Steigerung. Seine nachgelaſſenen Schriften fanden kein Leſepublikum und unter der heranwachſenden Generation kannten ſelbſt viele der Gebildeten kaum den Namen des Dichters. Mit Mühe gelang es ſeinen perſönlichen alten Freunden in Linz, an deren Spitze der ihm von Jugend auf in unveränderlicher Treue ergebene Studiengenoſſe Sigmund Freiherr von Handel ſtand, die für die Errichtung eines beſcheidenen Grabdenkmals erforderlichen Mittel aufzutreiben, was endlich durch die Mit-

wirkung hochstehender Gönner aus früheren, besseren Zeiten gelang. Die dem Dichter stets wohlgeneigte Erzherzogin Sophie spendete hundert Gulden zu diesem Zwecke, der Kammerherr und Kabinettssekretär Graf von Wedel schickte im Auftrage des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar hundert rheinische Taler. — Der das Grabmal schmückende, unweit des Eingangs rechts von dem Hauptwege aufgestellte, vier Meter hohe Granitobelisk, ein Werk des Bildhauers Rint, enthält auf der Vorderseite die einfache Aufschrift: „Adalbert Stifter, geb. am 23. Oktober 1805, gest. am 28. Jänner 1868." Im Jahre 1883 wurde nach dem Tode der Witwe auf Grund ihrer besonderen Verfügung vor dem Obelisken eine polierte, nach vorne geneigte Granitplatte mit einem darauf ruhenden Lorbeerkranze aufgestellt, unter welchem zu lesen ist: „Hier ruht die wohlgeborene Frau Amalie Stifter, geborene Mohaupt, mit ihrem Gatten, dem k. k. Hofrathe, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Besitzer der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, Ritter des großherzl. Sachsen-Weimar'schen Falken-Ordens, geb. 10. Juli 1811, gest. 3. Februar 1883."

Die Nachricht von dem Hinscheiden des Dichters war kaum nach Oberplan gelangt, als auch schon die Bürger dieses Marktfleckens beschlossen, das Geburtshaus Stifters mit einer Gedenktafel zu schmücken. Am 25. August 1868 erfolgte die Enthüllung dieser Gedenktafel; in einem festlichen Zuge, an welchem sich die Musikbande aus dem benachbarten Bergwerksorte Mugrau, die Schulkinder mit ihren Fahnen, weißgekleidete Mädchen, die Genossenschaften, die Musikbanden aus Oberplan, Studenten, Lehrer und Professoren, der Schulausschuß, die Gemeindevertretungen von Aigen und Oberplan, das Festkomitee und die k. k. Beamten beteiligten, gingen die Teilnehmer an der Feier durch den fahnengeschmückten Ort zum Stifterhause. — Das mir vorliegende, zierlich geschriebene Festprogramm lautet: „Programm bei der feierlichen Enthüllung der Gedenktafel: 1. Fest-Ouverture, 2. das deutsche Lied, 3. Ouverture, 4. Festrede und Volkshymne, 5. Ouverture, 6. Potpouri, 7. Fest-Cantate, Original-Komposition, eigens zu diesem Feste komponiert von Johann Habert aus Oberplan, Organist in Gmunden." — Aus der gehaltvollen, von Dr. J. Kadelburg gesprochenen Festrede entnehme ich folgende Stelle: „Kaum sind es sieben Monden, daß das kühle Grab die Leiche des Verstorbenen beherberget, und schon glänzt strahlend sein Name auf dem Geburtshause — es bedurfte nur der schwachen Anregung, und alle Aufgeforderten fanden sich bereit, dem Rufe zu folgen und nach Kräften das Werk zu unterstützen. — Auf dieses edle Werk kann Ober-

plan mit Recht ſtolz ſein, denn meines Wiſſens iſt dieſe Gedenktafel die erſte, welche Bewohner des Königreiches Böhmen deutſcher Zunge ihrem gefühlvollen deutſchen Sänger geſetzt haben."

Ein Jahr nach dem Tode Stifters erinnerte ſich auch die Stadt Linz, von welcher er oft in gekränktem Stolze behauptet hatte, daß er daſelbſt als wohlhabender Seifenſieder weit mehr Beachtung gefunden hätte,

Die Stifterſtraße in Linz.

der unſterblichen Verdienſte des einſtigen Mitbürgers; mit dem Beſchluſſe des dortigen Gemeinderates vom 20. Feber 1869 erhielt eine Gaſſe der Stadt den Namen „Stifterſtraße". Dieſem Beiſpiele folgte zunächſt die Stadt Budweis, woſelbſt in der am 8. Juni 1875 abgehaltenen Gemeindeausſchußſitzung einhellig beſchloſſen wurde, die ſechſte Quergaſſe des II. Stadtbezirkes „Prager Vorſtadt" mit dem Namen „Stiftergaſſe" zu bezeichnen, und ſpäterhin die Stadt Wien, wo zufolge Stadtratsbeſchluſſes vom 17. Feber 1899, Z. 1567 die Straße zwiſchen Brigittenauerlände und Jägerſtraße im XX. Bezirke die Bezeichnung „Adalbert Stifterſtraße" erhielt. In Prag gibt es ſeltſamerweiſe bis heute weder einen Stifter-

platz noch eine Stiftergaſſe. Auch in Karlsbad unterließ man es, durch ein Gedenkzeichen an den wiederholten Aufenthalt des größten heimatlichen Proſaiſten zu erinnern. Auf eine Anfrage an das dortige Bürgermeiſteramt erhielt ich das nachſtehend angeführte Schreiben: „Weder eine Gaſſe noch eine Örtlichkeit trägt den Namen Stifters. Landesgerichtsrat Wenzel Mayer hat die Anbringung einer Gedenktafel am Hauſe „Zwei Ringe" angeregt, doch ſtarb er mittlerweile; ich will dies jetzt neuerdings verſuchen, hoffentlich mit Erfolg. Gelingt es mir, erhalten Sie ſofort Nachricht. Mit kollegialem Gruß Prof. Dr. K. Ludwig. Stadt-Archivar. Karlsbad. 22. Jänner 1902." — Bis jetzt ſcheint die Stadtvertretung Karlsbads ſich mit dieſer Angelegenheit nicht weiter beſchäftigt zu haben.

Im Jahre 1869 konſtituierte ſich der „Verein der Deutſchen aus dem ſüdlichen Böhmen in Wien", welcher ſich vom Tage ſeiner Gründung an die Aufgabe ſtellte, berühmten Landsleuten in ihrer Heimat monumentale Denkzeichen zu errichten. Den Beſtrebungen des Vereinspräſidenten Jordan Kajetan Markus iſt es zu danken, daß ſchon ein Jahr ſpäter die Gedenktafeln des Kontrapunktiſten Simon Sechter, des großen Phyſikers und nachmaligen Miniſters Andreas Freiherrn von Baumgartner und des verdienten Schulmannes Joh. Nep. Maxandt an den dereinſtigen Wohnſtätten dieſer Männer in Friedberg enthüllt werden konnten.

Die von Markus zu gleicher Zeit angeregte Idee, ein würdiges Denkmal für Adalbert Stifter in ſeinen Heimatbergen zu errichten, konnte nicht ſo raſch zur Verwirklichung gelangen. War man ſich anfangs über die Art der Ausführung nicht völlig klar, ſo floßen auch die erforderlichen Geldmittel zunächſt nur ſpärlich ein. Markus wollte urſprünglich Stifters Leichnam im Linzer Friedhofe ausheben und an dem Geſtade des ſchwarzen Hochſees beiſetzen laſſen. „Dann wäre," ſo ſchrieb er, entzückt über die Kühnheit ſeiner Idee, „der ganze Hochwald ſein Grabeshügel, die Waldblumen ſein Totenkranz, die Felswand ſein Grabſtein, der Waldſee der Weihbronn, der Harzgeruch des Fichtenwaldes der Weihrauch, und der Chor der Waldſänger ſänge ſeinem Lieblinge das Grablied. — Könnten wir ihn doch fragen, den Prieſter des Waldes, ob er es zugeben würde, daß Menſchenhand ſeinen Namen eingrabe an der Felswand mit großen Runen, daß er weit ſichtbar ſei über den See hin . . . ." Eine Reiſe, welche Markus im Herbſt des Jahres 1870 mit dem Bildhauer Rint in das Gebiet des Hochwaldes unternahm, um an Ort und Stelle zu beraten, wie die Glättung der ungeheuren Seewand und die Eingravierung und Vergoldung turmgroßer Rieſenlettern

in der schwindelnden Höhe bewerkstelligt werden könnte, ergab die Unmöglichkeit der Ausführung dieses gigantischen Projektes.

Markus faßte hierauf den Plan, eine riesige granitene Spitzsäule auf dem Gipfel der Seewand zu errichten. Dieser Gedanke wurde nach mühevollem Sammeln der erforderlichen Geldsummen und nach mehrjährigen Vorbereitungen endlich verwirklicht. Der fast fünfzehn Meter hohe Obelisk, zu welchem der Architekt Heinrich Ritter v. Ferstel die Zeichnung geliefert hatte, wurde von dem Steinmetz Adolf Paleczek in den Hirschbergen während des Verlaufes der Sommermonate von 1876 und 1877 an Ort und Stelle gemeißelt. Die Fürsten Johann Adolf und Adolf zu Schwarzenberg bewilligten nicht allein die Errichtung des Denkmals auf dem Plöckenstein, sondern auch das zum Baue notwendige Gerüstholz. Die mächtige Steinnadel trägt folgende Inschriften:

Vorderseite:

„A. Stifter.
Dem Dichter des Hochwald."

Rückseite:

„Errichtet
1876—1877."

Links:

„Auf diesem Anger,
An diesem Wasser
Ist der Herzschlag
Des Waldes."

Rechts:

„Lieg' in hohes
Gras gestrecket,
Schaue sehnend
Nach der Felswand."

Am 26. August 1877 fand die feierliche Enthüllung des Denkmals auf dem eine imposante Fernsicht bietenden Plateau der Seewand statt. Schon am Vorabend veranstaltete das aus den Herren Philipp Stifter, Dr. Herrle, Postmeister Baar, J. Gabriel ꝛc. bestehende Festkomitee einen Fackelzug mit Lampionbeleuchtung in dem reich mit Guirlanden, Kränzen, Fahnen, Inschriften und Ehrenpforten geschmückten Geburtsorte des Dichters unter Vorantritt der Mugrauer Bergkapelle, welcher der Oberplaner Gesangverein, der dortige Veteranenverein, dann die erschienenen auswärtigen Gäste, darunter der Reichsratsabgeordnete Dr. Nitsche, Professor Dr. Pangerl aus Prag, Professor P. Paulus vom Stifte Kremsmünster, Professor Hübler von Budweis, Professor Bernhard Schaufler von Hohenfurt für die deutsch-akademische Burschenschaft „Moldavia" in Wien, Bergdirekter Balling von Schwarzbach mit der Mugrauer Gewerkschaft, Stifters einstiger Studiengenosse Verwalter Franz Nowak, der Schriftsteller Anton Edlinger aus Wien als Berichterstatter der „Deutschen Zeitung" und zum Schlusse die

Theodosius (Goldfuß, Petrefacta Germaniae, Taf. 104, Fig. 2) und Pleurotomaria Goldfussi Dunker (Goldfuß, Petrefacta Germaniae, Taf. 174, Fig. 1) aus dem Muschelkalk von Rüdersdorf bei Berlin.

Fig. 1. Pleurotomaria Goldfussi Dunker aus dem Muschelkalk von Rüdersdorf bei Berlin.

Die Art ist in Deutschland sehr weit verbreitet, sie findet sich in Schlesien, Sachsen, Thüringen, Hessen, Nassau, Baden, Württemberg, Bayern, Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Belgien, Frankreich, Luxemburg, Belgien, Frankreich, Luxemburg, Belgien, Frankreich

Stifters vertreten war, das konnte man deutlich wahrnehmen, als im Jahre 1883 nach dem Tode der Witwe des Dichters der gesamte Nachlaß zur Versteigerung gelangte. Die Liste der auszubietenden Gegenstände wies lächerlich geringe Schätzungsbeträge auf; da aber die Beteiligung an der Lizitation eine sehr schwache blieb und daher an ein lebhaftes Hinaufsteigern der Mitbietenden nicht zu denken war, so gingen Originalgemälde und Zeichnungen Stifters, Handschriften, kostbare Geräte, eingelegte Schränke und viele vorzügliche Werke der Kleinkunst um unglaublich niedrige Preise in die Hände der wenigen Kauflustigen über. Manche der Handschriften konnten überhaupt keinen Käufer finden; sie wurden späterhin im Stifterhause in Oberplan den Besuchern blattweise als Andenken mitgegeben und auf diese Weise in alle Winde verzettelt.

Die Lektüre der Werke Stifters nahm zu jener Zeit immer mehr ab, und außer der Schuljugend, welche den Dichter durch die in den Lesebüchern enthaltenen Stilproben kennen lernte, beschäftigte sich nur selten jemand mit seinen Schriften.

Manchmal erinnerte sich wohl noch einer der altgewordenen Schwärmer aus den Tagen des Vormärz der goldenen Jugendzeit, in welcher er voll Rührung und Entzücken der in innig-gläubiger Empfindung zuhorchenden Braut die schönsten Stellen aus dem „Hochwald" vorgelesen hatte, und einem solchen wehmütig schönen Nachgefühle dürfte auch die etwa um die Mitte der achtziger Jahre gestiftete Gedenktafel an dem „Stifterbaume" in Hinterhainbach ihre Entstehung verdanken. Der seither verstorbene Wirt des Hainbacher Gasthauses, Ottillinger, erzählte hierüber folgendes: „Es war ein sehr nobler alter Herr mit schon ganz weißen Haaren hier (nach einer späteren Vermutung Hofrat Prof. von Kerner aus Wien) und eine alte Dame, jedenfalls seine Frau, und jüngere Männer und Frauen waren mit ihm. Wir mußten ihm unter dem Nußbaume decken; und ich hörte ihn lebhaft erzählen, daß „sie" oft dagesessen sind, und daß hier „Adalbert" gedichtet hat. Der alte Herr erklärte mir dann die Sache, sagte, er werde eine Gedenktafel schicken, und nahm mir das Versprechen ab, daß ich sie an dem Nußbaume befestige. Es vergingen Wochen, ich hörte nichts und dachte schon, der alte Herr habe das Ganze vergessen. Da brachte eines Tages ein Bote die Tafel, war aber, ehe ich ihn nur noch um den alten Herrn fragen, und ehe ich ihm eine Stärkung und ein Trinkgeld bieten konnte, verschwunden. So ist nun die Tafel hier und ich weiß nicht, von wem sie stammt." Die an dem knorrigen, dichtbelaubten Nußbaume befestigte Tafel trägt

Die Kirche „Zur Maria Hilf" in Wien VIII. im Trauerjahre 1848. (Nach einem Gemälde.)

Vorstehendes, in der Kirche „Zur Maria Hilf" in Wien VIII. befindliches Gemälde, das Andenken an die Cholera-Epidemie des Jahres 1848 wachhaltend, ist ein Votivbild, welches die Pfarrgemeinde dem Gnadenbilde der Kirche, der Mutter Gottes, zum Dank für Errettung aus der Seuche gestiftet hat.

und Bäume wachsen, die Wasserläufe sind ausgetrocknet, weiße Kalkfelsen ragen empor. Die Bewohner sind in Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt sind, untergebracht. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht. Die große Trockenheit zwingt sie, ihre Herden oft weite Strecken zu treiben, um Wasser und Futter zu finden.

Ein Kamelreiter.

Auch die nördliche Hälfte Afrikas ist fast ganz Wüste. Hier ist es noch heißer als in der Südhälfte. Die Sahara ist die größte Wüste der Erde. Sie ist fast so groß wie ganz Europa. Sie ist eine Sandwüste. Es ist aber nicht der ganze Boden mit Sand bedeckt. Es gibt auch Steinwüsten und Salzwüsten. Die Salzwüsten sind dadurch entstanden, daß das Wasser, das in sie hineinfließt, verdunstet und das Salz zurückläßt. Es gibt auch Oasen in der Sahara. Das sind Stellen, wo Wasser ist. Da wachsen Palmen, Getreide und Gemüse. Die Bewohner der Sahara sind Araber und Berber. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht. Sie wohnen in Lehmhütten und Zelten. Sie sind Nomaden. Sie ziehen mit ihren Herden von einer Oase zur andern.

ſäumtes plötzlich gut gemacht werden ſollte, trat gleichzeitig an vielen Orten das Beſtreben zu Tage, das Andenken des Dichters zu feſtigen, ſeine Verdienſte um die Menſchheit zu feiern.

Wohl das bedeutſamſte Zeichen des neuerwachten Verſtändniſſes für die Vorzüge des großen Proſaiſten iſt das herrliche, überlebensgroße Stifterdenkmal in Linz. Einer Anregung Folge leiſtend, welche Herr Adalbert Markus 1894 in der Generalverſammlung der Bundesgruppe Linz des deutſchen Böhmerwaldbundes ausſprach, übernahm der Ausſchuß die Verpflichtung, die vorbereitenden Schritte für das Zuſtandekommen eines Stifterdenkmals zu veranlaſſen. Bei einer am 21. Mai 1896 im Saale des kaufmänniſchen Vereines in Linz abgehaltenen Verſammlung von Männern aus allen Geſellſchaftskreiſen wurde ein eigener Stifterdenkmal-Ausſchuß gewählt, welchem die Herren Oberſt Guſtav Bancalari, Dr. Karl Beurle, Dr. Adolf Dürrnberger, Emil Fink, Dr. Karl Ritter von Görner, Heinrich Haas, Joſef Huſter, Adalbert Markus, Karl R. v. Mathes, Franz Poche, Karl Reininger, Joſef Sames und Profeſſor Edward Samhaber angehörten. Nach dem am 26. Oktober 1896 erfolgten Tode des erſten Obmannes des Denkmalausſchuſſes wurde Herr Adalbert Markus zum Obmanne gewählt, während ſich der Ausſchuß durch die Wahl des Vizepräſidenten des Muſeum Francisco Carolinum, Herrn Konſervator Joſef Straberger, ergänzte.

Die von dieſem Ausſchuſſe eingeleitete Sammlung von Geldmitteln weiſt folgende namhafte Spenden aus: Vom Kaiſerpaare 1000 Kronen, vom Fürſten Johann Liechtenſtein 600 Kronen, von der allgemeinen Sparkaſſe Linz 3200 Kronen, vom oberöſterreichiſchen Landtag, von der Verlagsbuchhandlung Amelang, vom Fürſten Adolf zu Schwarzenberg, vom Bürgermeiſter Franz Poche, vom Verein deutſcher Böhmerwäldler in Wien je 200 Kronen, vom Fürſten Kamillo Starhemberg, vom Freiherrn von Lipperheide, vom Bürgermeiſteramt Oberplan je 100 Kronen. Die Sammlung in Linz von Haus zu Haus ergab nach dem Rechenſchaftsberichte einen Betrag von 8000 Kronen.

Um die Ausführung des Denkmals nicht zu lange hinausſchieben zu müſſen, beſchloß der Ausſchuß in der Sitzung vom 23. Feber 1899, dem k. k. Miniſterium für Kultus und Unterricht die Bitte um Zuwendung eines größeren Betrages aus dem Kredite für Kunſtzwecke zu unterbreiten. Am 3. Juli 1899 erklärte ſich das Unterrichtsminiſterium prinzipiell geneigt, „die geplante Errichtung eines Adalbert Stifterdenkmals in Linz in der vom Denkmalkomitee gewünſchten Weiſe zu fördern, nämlich einer-

Ich war bei der Arbeit, als mir Herr Dr. Wilhelm Ax, Mitglied des Vereins, die Mitteilung machte, daß in einem Steinbruch bei Hohenstein-Ernstthal Versteinerungen gefunden worden seien. Ich begab mich sofort an Ort und Stelle und fand in der Tat Versteinerungen, und zwar Pflanzenreste, die mir bisher noch nicht vorgekommen waren. Ich sammelte, was ich bekommen konnte, und übergab die Funde dem Museum für Naturkunde in Chemnitz.

Ein Farnwedel (Sphenopteris Hoeninghausi Brongn.) aus dem Steinbruch bei Hohenstein-Ernstthal. Natürliche Größe.

Ein Farnwedel (Sphenopteris Hoeninghausi Brongn.) aus dem Steinbruch bei Hohenstein-Ernstthal. Natürliche Größe.

Die Versteinerungen befinden sich in einem Grauwackenschiefer, der in dem Steinbruch in Bänken von 1 bis 2 m Mächtigkeit ansteht. Die Bänke sind durch Schichtfugen getrennt, die mit Glimmer bestreut sind. Die Pflanzenreste sind meist sehr schlecht erhalten, da sie durch Druck stark zusammengepreßt sind. Sie sind nur als Abdrücke vorhanden, die Pflanzenmasse selbst ist verschwunden. Die Abdrücke sind meist nur undeutlich, so daß es oft schwer ist, die Pflanzen zu bestimmen. Ich fand Reste von Farnen, Schachtelhalmen und Bärlappgewächsen.

züglichſte bezeichnet worden war, teilte der oberöſterreichiſche Statthalter Freiherr Viktor von Puthon in einer Zuſchrift vom 10. April 1901 dem Ausſchuſſe mit, daß der Unterrichtsminiſter, das Urteil des Ausſchuſſes anerkennend, dem Schöpfer jener Skizze, Bildhauer Hans Rathausky in Wien, die Ausführung übertragen habe.

Im Verlaufe des Jahres 1901 wurde das naturgroße Tonmodell und der Gipsabguß im Atelier des Künſtlers in Wien fertiggeſtellt und von den dazu berufenen Perſönlichkeiten begutachtet. Ende April 1902 langten ſowohl die Steine für den ſockelartigen Aufbau als auch die in der k. k. Kunſt-Erzgießerei hergeſtellte Bronzefigur in Linz ein. — Am 24. Mai 1902 um 11 Uhr vormittags fand die feierliche Enthüllung des Denkmales ſtatt. Unter den Feſtgäſten befanden ſich: Der Unterrichtsminiſter Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, der Statthalter von Oberöſterreich Graf Bylandt-Rheidt, der Landeshauptmann Dr. Ebenhoch, der Bürgermeiſter Eder von Linz, die Hofräte Dr. Rusko, v. Grimburg, Ramsdorfer und Meſſerklinger, der Diviſionär FML. Babic, die Abgeordneten Böheim, v. Dierzer und Taſchek, der Chefredakteur der kaiſerlichen Wiener Zeitung Regierungsrat Dr. Guglia, Schriftſteller Rudolf Holzer aus Wien, Prof. Dr. Horcicka als Vertreter des Vereines für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Bürgermeiſter Gabriel von Oberplan, mehrere Vertreter der deutſch-öſterreichiſchen Schriftſtellergenoſſenſchaft, eine Abordnung der Künſtlervereinigung „Hagenbund" aus Wien, beſtehend aus den Herren Leſler, Germela und Konopa, zwei Söhne des in Veitsau lebenden greiſen Bruders von Stifter, eine Nichte Stifters aus Oberplan u. ſ. w.

Nachdem die Liedertafel „Frohſinn" unter der Leitung des Dirigenten Göllerich den Chor „Die Ehre Gottes" vorgetragen hatte, hielt der Landtagsabgeordnete und Vizepräſident der oberöſterreichiſchen Handels- und Gewerbekammer Karl Reininger eine ſchwungvolle, tiefempfundene, begeiſternde Feſtrede, deren markanteſte Stellen lauten: „Den größten und nachhaltigſten Sieg als Führer in das Naturheiligtum bezeichnet ein Name, deſſen Träger Oberöſterreich zwar nicht durch Geburt, aber durch ſeine Jugendbildung und die Manneszeit ſeines Wirkens angehört: Adalbert Stifter, der große Sohn des deutſchen Böhmerwaldes, der wie kein zweiter das Gold der Natur zu lebenatmenden Bildern geſtaltet hat und deſſen Name zugleich das Höchſte bezeichnet, was unſere Literatur in der Kunſt der Erzählung erreicht, ein „Höhepunkt, weit hinaus ſichtbar und berühmt". — — — Zu den Leuchten der Menſchheit zählt auch Adalbert Stifter, deſſen unſterbliches Andenken zu feiern die Aufgabe dieſes Tages iſt. Adalbert Stifter,

der Liebling und Stolz des deutschösterreichischen Volksstammes, der bis an die Gestade der Nordsee heimische Sänger der Studien, jener seelenvollen, wald- und naturfrischen Novellen, die jeden Menschen entzücken und beglücken . . . ."

Nach Beendigung der Festrede sang die Liedertafel folgenden, von Edward Samhaber gedichteten, von Hans Wagner vertonten Festgesang:

Horch, horch, was flüstert der murmelnde Bach,
Und der Bienen Gesurr um das blühende Dach,
Was flüstern die Veilchen der Halde?

Des Bergsees Nacht, der Heide Traum,
Die Lerche, streifend der Wolke Saum,
Was flüstern die Tannen im Walde?

„Wer ist das seltsame Menschenkind,
Das um sich lauscht und vor sich sinnt,
In der Hand die leuchtende Rolle?

Gelehnt an moosiges Felsgestein,
Was gräbt er Blatt um Blatt doch ein?
Der Zaubergeheimnisvolle?

Wir sind erlöst durch des Sängers Mund,
Die Wunder, er gab sie alle kund,
Die uns bisher umsponnen.

Des Volkes Dank sei Dir geweiht,
Du gabst ihm, wie auch stürmt die Zeit,
Des Friedens Zauberbronnen."

Nachdem die feierlichen Klänge verhallt waren, übergab der Obmann des Denkmalkomitees, Herr Adalbert Markus, in einer Ansprache an den Bürgermeister das Denkmal in das Eigentum und in den Schutz der Stadtgemeinde Linz. Unter den Kränzen, welche zu Füßen des Denkmals niedergelegt wurden, sind besonders zu erwähnen jene der Gemeindevertretungen von Linz und von Oberplan, vom Wiener Schriftstellerverein Konkordia, vom deutschen Böhmerwaldbund, von den Turnvereinen in Budweis und Oberplan, vom Verein deutscher Böhmerwäldler in Wien ꝛc.

Die geniale Schöpfung Hans Rathauskys, welche uns den Dichter im besten Mannesalter zeigt, wie er eben auf einem Granitblocke seines geliebten Heimatwaldes sinnend ausruht, gereicht dem phantasievollen Bildhauer zu hoher Ehre. Der meisterhaft modellierte, durchgeistigte Kopf ist nach den besten Stifterbildnissen geformt und von vollkommenster Ähnlichkeit. Überaus günstig wirkt der gerade für den Hochwalddichter so

Verdienst darüber, ob sie ihren Mitmenschen helfen, sie unterstützen oder ihnen Steine in den Weg legen. Ein Beispiel dafür ist Frau Elisabeth Selbert, die sich in der Zeit nach 1945 für die Gleichberechtigung der Frau einsetzte. Sie war eine der vier Frauen, die im Parlamentarischen Rat saßen, der das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland ausarbeitete.

Frau Elisabeth Selbert (1896–1986)

Als sich in Artikel 3 des Grundgesetzes die Gleichberechtigung der Frau nicht durchsetzen ließ, drohte sie, nicht für das Grundgesetz zu stimmen. Daraufhin wurde der Artikel 3 Absatz 2 in das Grundgesetz aufgenommen. Er lautet: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt." Frau Selbert setzte sich auch dafür ein, dass Frauen in Ausschüssen und Kommissionen vertreten sind, die sich mit Fragen der Gleichberechtigung befassen.

und zu ſchaffen, wo die überſchüſſige Kraft eines jeden ſtrebenden Jünglings ſich auf andere Dinge konzentrierte, als auf welche ſie heute in der Regel konzentriert zu werden pflegt. Nicht Politik, nicht große ſoziale Fragen waren es, die ihn erfüllten, ſondern er ging in ſich, er führte ein tiefes, inneres Leben, er reifte aus und dann kam er erſt dazu, aus ſich zu ſchaffen. Daher erklärt es ſich, daß zu keiner Zeit Öſterreich ſo reich war an ſo großen Talenten, an ausgezeichneten, unſterblichen Dichtern als in jener Zeit, wo eben das Dichten, das ſtille Auf-ſich-beſinnen die einzige Form der geiſtigen Betätigung geweſen iſt. Und ſo kam denn Stifter, dem Drange ſeines Inneren folgend, dazu, als Dichter wahr zu ſein, was nicht alle Dichter gerade ſein wollen und können . . . Darauf beruht die große Wirkung der echten Kunſt, dieſe dringt zur Geltung, es mögen ihrem Anfange welche Hinderniſſe immer entgegenſtehen. Und ſo ſehen wir es auch bei Stifter, wo nicht der Ruhm im Laufe der Zeit ſich gemindert hat, ſondern immer mehr wächſt und wachſen wird . . ."

Es toaſtierten noch Dr. Nicoladoni auf Rathausky, dieſer auf den Denkmalausſchuß, Landeshauptmann Dr. Ebenhoch auf den deutſchen Böhmerwald und der Obmann des Deutſchen Böhmerwaldbundes Taſchek auf die Fortdauer der Sympathien zwiſchen Oberöſterreich und den deutſchen Böhmerwäldlern. Zum Schluſſe trug Profeſſor von Lychdorff ein launiges Gedicht auf den Bildhauer Rathausky vor.

Drahtgrüße liefen ein vom Sektionschef Stadler von Wolffersgrün und vom Miniſterialrat Ritter von Wiener aus dem Unterrichtsminiſterium, vom ehemaligen oberöſterreichiſchen Statthalter Freiherrn von Puthon, vom Fürſten Schwarzenberg, von den Abgeordneten Dr. Beurle und Dr. Löcker, von den Profeſſoren Lambel, Schönbach und Walz, vom Vorſtand der Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur in Böhmen, von den Schriftſtellern Ferdinand v. Saar, Wilhelm Kienzl, Dr. Matoſch, Franz Keim, Anton Schloſſar und vielen anderen.

Roſegger ſchrieb aus Krieglach: „Aus ſteiriſchem Walde grüße ich alle, die ſich hochgemut verſammelt haben, um unſeren unvergleichlichen Adalbert Stifter zu ehren. Ich gedenke dankbar derer, die ſein Denkmal errichtet haben und leſe zur Feier des Tages ſein „Heidedorf". So bin ich bei Euch und bei ihm."

Hermann Bahr ſchrieb aus Wien: „Aus Salzburg zurückgekehrt, wo ich meine Mutter begraben habe, finde ich eben erſt Ihre Einladung zur Enthüllung des Denkmals, das Sie unſerem teueren Stifter

gestalt sein, daß sie, wie z. B. Ton, Glas und Holz, sehr leicht durch Schall in Schwingungen versetzt werden können. Sie müssen also, wie man sagt, gute Resonanzböden sein.

Apparat zum Sprechen und Hören.

Die Membran des Ohres ist ein Teil des Trommelfells, das durch einen Gang mit der Außenwelt in Verbindung steht. Durch diesen Gang gelangen die Schallwellen zum Trommelfell und versetzen es in Schwingungen. Diese Schwingungen werden durch drei Knöchelchen, die mit dem Trommelfell in Verbindung stehen, auf eine zweite Membran übertragen, die sich in einem mit Flüssigkeit gefüllten Raum befindet. Diese Flüssigkeit wird durch die Membran in Schwingungen versetzt, und diese Schwingungen werden durch Nervenfasern, die mit der Membran in Verbindung stehen, zum Gehirn geleitet.

in Wien die Erlaubnis zur Anbringung der Gedenktafel erteilt worden war, konnte dieſe am 20. Juli 1903 an dem Wohnhauſe Stifters, der ehemaligen Dampfſchiffahrts-Agentie auf dem Eliſabeth-Kai angebracht und enthüllt werden. Dem hierüber vom Denkmal-Komitee erſtatteten Berichte entnehme ich folgende Stelle: „Der Stifterdenkmal-Ausſchuß, welcher es als Ehrenpflicht übernommen hatte, auch die Herſtellung der Tafel durchzuführen und deren Anbringung zu veranlaſſen, hat ſomit dieſe ſeine Schlußaufgabe gelöſt. Angeſichts der großen Feierlichkeit, welche im Vorjahre bei der Enthüllung des Stifterdenkmales abgehalten wurde, hat er es unterlaſſen, auch bei dieſer Gelegenheit eine Feſtlichkeit zu veranſtalten, umſomehr, als die vorgerückte Zeit hiefür weniger geeignet, und hätte man warten wollen, die Enthüllung der Tafel verzögert worden wäre. Der Ausſchuß aber legte Wert darauf, daß die Tafel ſobald als möglich Stifters Wohnhaus ſchmücke, um den zahlreichen Fremden, welche im Sommer Linz beſuchen und ſich an dem ſchönen Stifterdenkmal erfreuen, auch die Stätte zu kennzeichnen, an welcher der Dichter gelebt und geſtorben."

Gleichfalls im Sommer 1903 erfolgte die Aufſtellung einer Ehrentafel bei dem Aufgange zur philoſophiſchen Fakultät der Wiener Univerſität, auf welcher inmitten der Männer der Wiſſenſchaft unter anderen die Namen der öſterreichiſchen Dichter Bauernfeld, Grillparzer, Grün, Hamerling, Lenau, Seidl und Stifter verzeichnet ſind.

Die Stadt Wien beſitzt bis jetzt kein Denkmal des Dichters; auch iſt meines Wiſſens, obzwar Stifter ſo viele Jahre in der Reichshauptſtadt lebte und daſelbſt ſeine beliebteſten und am eifrigſten geleſenen Werke ſchrieb, keines der einſt von ihm bewohnten Häuſer mit einer Inſchrift verſehen. Es wäre in der Tat an der Zeit, wenn in Wien neben der Grillparzer-Geſellſchaft eine Stifter-Geſellſchaft entſtünde, um manche alte Ehrenſchuld an die Manen des Dichters abzutragen. Gewiß iſt es abgeſchmackt, ſich die Erhabenen und Seligen im Jenſeits gierig nach einem ſteinernen oder erzenen Wahrzeichen der Bedeutung, die ſie im Leben für uns gehabt haben, zu denken, und ſie dadurch mit der Kleinlichkeit unſeres Empfindens über das Grab hinaus zu verfolgen. Wenn ſchon, da jeder Wirkende und Schaffende das Bewußtſein ſeines Wertes in ſich trägt, niemand im Ernſte daran glauben wird, daß ein Mann an dem Gefühle innerer Bedeutung gewinnt, wenn ihm ein Titel oder ein Kreuzchen zu teil wird, ſo iſt für den Verſtorbenen vollends alles eitel. Stifter ſelbſt hat ſich über die prunkenden Zeichen des Nachruhms abfällig genug geäußert: „Das Vergöttern der Toten, die man im Leben gekreuzigt

hat und noch immer kreuzigt, ist zu empörend .... Wie oft denke ich an den großen Sternkundigen Kepler, der auch in der Stadt Linz gequält wurde, da er seine Planetengesetze fand, und dem sie jetzt eine Tafel auf sein Wohnhaus und ein Denkmal in seiner Geburtsstadt setzen ....."

Die Pflege des Nachruhms ist nur eine Sache für die Überlebenden; sie ist die Befriedigung andachtsvoller Gemüter, Altäre bauen zu dürfen. Unsere großen Toten bedürfen der Denkmäler nicht; wir selbst brauchen sie, um uns daran geistig aufzurichten.

Für die heranwachsende Generation sollte als Mittel zur Erhebung Österreichs edelstem Denker im Herzen des Vaterlandes ein würdiges Denkmal begründet werden. Zwar hat man vor einigen Jahren in einer Sitzung des staatlichen Kunstrates beschlossen, das Andenken an eine Reihe von weniger bekannten österreichischen Dichtern durch die Aufstellung von Porträtbüsten aufzufrischen, bei welcher Gelegenheit auch daran gedacht wurde, Stifter in die bescheidene Liste aufzunehmen. Es dürfte aber doch nicht gut angehen, den größten Prosaisten Österreichs mit Joh. Nep. Vogl, mit Joh. Gabriel Seidl, mit Castelli oder mit der Karoline Pichler in eine Reihe zu stellen. Ein solcher Vorgang würde umso weniger passend erscheinen, als sich eben jetzt das kleine Örtchen Oberplan dazu rüstet, bis zum Jahre 1905, das ist bis zur Jahrhundertfeier der Geburt Stifters, auf dem höchsten Punkte des Gutwasserberges ein weithin sichtbares stattliches Denkmal zu errichten. Aus dem kürzlich zur Versendung gelangten Aufrufe „an alle, die zu diesem Ehrenmal für einen der Edelsten unseres Volkes eine Spende beisteuern wollen", entnehme ich folgende Stelle: „Stifter ist ein Heimatdichter, einer von denen, die die Grundstimmung ihrer Jugend durchs ganze Leben begleitet. Was dem Friesen Storm die graue Stadt am Meer und die nordische Heide ist, das und noch mehr bedeutet für Adalbert Stifter der Böhmerwald ...."

Mit Rücksicht auf das von Tag zu Tag gesteigerte Interesse, welchem der Name Stifters jetzt allerorts begegnet, muß die seitens der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen durchgeführte Begründung eines Stifterarchivs als eine überaus verdienstliche Tat gepriesen werden. In diesem Archiv sollen nach dem verlautbarten Programme alle bereits im Besitze der genannten Gesellschaft befindlichen Gegenstände aus dem Nachlasse Adalbert Stifters, insbesondere alle von ihm herrührenden oder sich auf ihn beziehenden Papiere (die Handschriften seiner Werke, Briefe von

ihm und an ihn, Tagebücher, Dokumente ꝛc.), die Bildniſſe von ihm und ſeiner Familie, Zeichnungen und Gemälde von ſeiner Hand u. ſ. w. vereinigt und zur Aufſtellung gebracht werden, wobei der Erwartung Raum gegeben wird, daß ſich „im Laufe der Zeit durch Widmung, Ankauf oder zeitweilige Überlaſſung alles wird angliedern laſſen, was ſich von Stifters Wirkſamkeit noch erhalten hat".

Ein noch bedeutſameres Zeichen der ſtetig wachſenden Wertſchätzung des Dichters iſt die von der oben genannten Geſellſchaft veranſtaltete kritiſche Ausgabe von Stifters ſämtlichen Werken (Kommiſſionsverlag k. u. k. Hof- und Univerſitätsbuchhandlung J. G. Calve in Prag). Zunächſt erſcheinen in Band 1—4 die von Prof. Dr. Auguſt Sauer herausgegebenen Studien und in Band 14—15 die von Prof. Dr. Adalbert Horicka herausgegebenen vermiſchten Schriften. Dieſe zwanzig Bände umfaſſende Ausgabe ſoll ſich nach dem Proſpekte von allen früheren durch die Vollſtändigkeit, in der ſie die Werke in allen ihren verſchiedenen Faſſungen bringen wird, ſowie durch einen kritiſch durchgeſehenen, auf Grund aller erreichbaren Handſchriften und Drucke hergeſtellten Text und durch reichen bildlichen Schmuck unterſcheiden. Neben den bekannten Werken des Dichters ſollen hier zum erſten Male ſeine ungedruckten oder weitzerſtreuten kunſtkritiſchen, pädagogiſchen und literariſchen Aufſätze geſammelt werden; knappe Einleitungen, ſorgfältig gearbeitete Anmerkungen und ausführliche Regiſter werden nach der in der Anzeige ausgeſprochenen Verſicherung die Brauchbarkeit dieſer Ausgabe erhöhen.

Handelt es ſich hier um ein monumentales Werk, deſſen Vollendung erſt nach einer Reihe von Jahren erwartet werden kann, ſo beeilen ſich im Augenblicke viele Verlagshandlungen in verdienſtlichem Wetteifer, um an einer möglichſt raſchen Weiterverbreitung der Werke Stifters gleichzeitig mitzuarbeiten. Mir liegen gegenwärtig Neudrucke von Dichtungen Stifters vor aus den Verlagsbuchhandlungen von C. F. Amelang in Leipzig, von Wilhelm Braumüller in Wien, von C. Daberkow in Wien, von Walter Fiedler in Leipzig, von Freytag und Tempsky in Prag (Dr. K. Fuchs), von Otto Hendel in Halle an der Saale, von Max Heſſe in Leipzig, vom Landes-Lehrerverein für Oberöſterreich in Linz, von E. Mareis in Linz, von Philipp Reclam jun. in Leipzig, von Wilhelm Reuter in Dresden, von Ceſar Schmidt in Zürich, von Schulze & Comp. in Leipzig, von M. Warſchauer und A. Weichert in Berlin (Stößl Otto), von Bernhard Wehberg in Osnabrück und von Leopold Weiß in Wien. Mit

J. G. Calve in Prag zusammen gibt das nicht weniger als anderthalb Dutzend Verlagsfirmen, deren Neuausgaben fast ausnahmslos aus den allerletzten Jahren stammen!

Und schon wird wieder an der Vorbereitung einer neuen Ausgabe gearbeitet. Das Stifterdenkmalkomitee in Oberplan faßte in der am 3. Jänner 1904 abgehaltenen Sitzung, einem Antrage des Obmannes des Böhmerwaldbundes Josef Taschek Folge gebend, den Beschluß, einen Adalbert Stifter-Fond anzulegen, aus welchem unter anderem aus Anlaß der Denkmalsenthüllung im Jahre 1905 zur Popularisierung der Werke Stifters eine billige Volksausgabe seiner Dichtungen veranstaltet werden wird.

Als hätte man von den verschiedensten Seiten nur sehnsuchtsvoll auf das Erlöschen der dreißigjährigen Schutzfrist gewartet, kommen nun Stifterausgaben in allen Formaten, in reicher und einfacher Ausstattung und in allen Preislagen auf den Büchertisch. Die großen, billigen Sammelwerke brachten und bringen von Zeit zu Zeit ein ausgewähltes Stück aus den Studien oder aus den Erzählungen, so Reclams Universalbibliothek, die Allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft, Daberkows Allgemeine Nationalbibliothek und Hendels Bibliothek der Gesamt-Literatur des In- und Auslandes; andere Verleger säumten nicht, mit mehr oder weniger vollständigen Ausgaben von Stifters Werken hervorzutreten, so Amelang, Hesse, Mareis, Reclam, Schulze und Weichert. Die Bücherkataloge führen jetzt allgemein unter den sogenannten „Klassikerausgaben" neben Goethe, Schiller, Lessing und Herder auch die Werke Stifters an; in mancher dieser Ausgaben wurde auch schon als äußeres Erkennungszeichen der Zugehörigkeit zu dem erlesenen Kreise die uniforme Klassikereinbanddecke über die Schriften unseres Dichters gelegt.

So wurde der dreißigste Gedenktag der Beerdigung Stifters für Deutschland die stille Geburtsfeier eines neuen Klassikers.

Um mir über die Verbreitung von Stifters Werken volle Klarheit zu verschaffen, wendete ich mich an alle mir bekannten Stifterverleger um Auskunft über die erzielten Vertriebsresultate. Meine Anfrage wurde von allen Seiten in dankenswerter Bereitwilligkeit erschöpfend beantwortet. Die Zahlen, welche mir mitgeteilt wurden, geben überraschende Aufschlüsse über die steigende Beliebtheit, deren die Werke unseres Dichters in täglich höherem Maße teilhaftig werden.

Aus Amelangs an mich gerichteten Briefen entnehme ich, daß dessen Bestreben in erster Linie darauf gerichtet war, Stifter in Norddeutschland einzubürgern, „was in stets aufsteigender Linie gelungen ist". Auch seine von Kallmorgen und Hein illustrierte Studienausgabe hat die

Leſewelt „mit großem Beifalle aufgenommen". Von den eleganten, illuſtrierten, in Halbfranz mit Goldſchnitt gebundenen Miniaturausgaben der Erzählungen Abdias, Brigitta, Hageſtolz, Hochwald, Heidedorf, Narrenburg und Weihnachtsabend wurden viele Neudrucke hergeſtellt und „dabei von Auflagebezeichnungen ganz abgeſehen". Die dreibändige Ausgabe der „Ausgewählten Werke" erlebte bis jetzt 17 Auflagen, die zweibändige Studienausgabe ebenfalls 17 Auflagen, die Bunten Steine 13 Auflagen, die Erzählungen 7 Auflagen und ſogar der ſo lange vernachläſſigte und gering geachtete Nachſommer brachte es in der letzten Zeit auf 5 Auflagen!

Max Heſſe teilte mir mit, daß ſeine neue Klaſſikerausgabe der Werke Stifters binnen kurzem in mehreren tauſend Exemplaren abgeſetzt worden ſei, und daß ſie nach der Meinung der Sortimentsbuchhändler „zur Zeit die am meiſten gekaufte" ſein dürfte.

Die vom oberöſterreichiſchen Landeslehrerverein herausgegebene Jugendbibliothek enthält bis jetzt von Stifter die Erzählungen Bergkriſtall, Katzenſilber und Granit. Die erſte Auflage vom Bergkriſtall umfaßte 4000 Exemplare, nach deren Abſatz man eine zweite zu 5000 Exemplaren veranſtaltete. Katzenſilber wurde in 5000, Granit in 6000 Exemplaren verbreitet. Die hübſch ausgeſtatteten, mit guten Abbildungen verſehenen Bändchen gingen nach Deutſchöſterreich, nach Deutſchland und nach der Schweiz. „Während ſich aber," ſo mußte in dem mir vorliegenden Berichte mit Bedauern hervorgehoben werden, „viele Schulbehörden des Auslandes der Verbreitung dieſer herrlichen Dichtungen Stifters wärmſtens annahmen, verhielten ſich die Schulbehörden Öſterreichs völlig teilnahmslos."

Die von E. Mareis in Linz veranſtaltete billige Volksausgabe in einem Bande enthält außer Witiko und den vermiſchten Schriften ſämtliche Werke des Dichters nebſt einer vorzüglich geſchriebenen Einleitung von Rudolf Holzer. Der mit einigen Abbildungen verſehene ſtattliche Band — eine echte Stifterbibel für die Maſſe der Unbemittelten — wurde in einem Zeitraume von zwei Jahren in mehr als 10.000 Exemplaren abgeſetzt.

Auch Philipp Reclam findet den Abſatz ſeiner Klaſſikerausgabe der Stifterſchen Werke „durchaus befriedigend", ebenſo wie den Verkauf der Einzelbändchen der „Univerſalbibliothek", „von denen Hochwald am beſten gegangen iſt, nächſtdem die Bändchen Abdias, Bergkriſtall und Brigitta".

A. Weichert hat ſeit vier Jahren ſeine Ausgabe von Stifters Werken in 6000 Exemplaren verkauft; der Hauptabſatz ging nach Öſter-

reich, dann folgte die Schweiz und ſchließlich Süddeutſchland. Norddeutſchland hat ſich nach dem mir übermittelten Berichte Weicherts als „ſchwer zugänglich für den feinſinnigen Dichter" erwieſen. „Berlin macht allerdings hiervon eine angenehme Ausnahme." — „Ich bin überzeugt," ſo äußert ſich der Verleger in ſeinem Briefe, „daß Stifters Arbeiten, gerade durch die billigen Ausgaben, noch einer weiten Verbreitung fähig ſind".

Was würde aber Stifter zu der ſeltſamen Art des Verſchleißens ſeiner dem haſtenden Tagesgetriebe ſo ſehr entrückten, ſtillbeſchaulichen Dichtungen geſagt haben, wenn er es hätte ahnen können, daß dieſelben, wie dies eben jetzt geſchieht, in den Heften der „Grünen Bibliothek" als Reiſelektüre „vollſtändig in einem Bande zum Preiſe von zehn Kreuzern" von den Stationsdienern und Türhütern der Bahnhöfe ausgeboten und von dem fahrenden Publikum maſſenhaft gekauft werden würden? — Stifters Werke als Reiſelektüre! Die in dieſer Zuſammenſtellung verſuchte Verquickung weit auseinanderliegender Begriffe kann ſelbſt in unſerer an Gegenſätzen ſo reichen Zeit nicht mehr überboten werden.

Die angeführten Zahlen ſprechen deutlicher als ſeitenlange Abhandlungen. Wenn ſeitens der einzelnen Verlagsgeſchäfte auch keine ſo impoſanten Ziffern angegeben werden konnten, wie ſich ſolche etwa nach der Herausgabe eines neuen ſpannenden Senſationsromanes oder einer aktuellen Flugſchrift herausſtellen, ſo beweiſt doch das allmähliche und ſtetige Anwachſen des Intereſſes weitverbreiteter Volkskreiſe für die Werke Stifters, daß die dauernde, tiefe Bedeutung dieſer gehaltvollen, ernſten Dichtungen täglich ſicherer erkannt wird.

Alljährlich ſcharen ſich um die allerorts errichteten Stifteraltäre viele Tauſende von neuen Bekennern. Gemach fängt an Stifter das Dauernde zu wirken an, das was er uns Neues und Poſitives hinterlaſſen hat, das, womit er die Literatur für alle Zeiten bereicherte. Stifter beſitzt vieles, was nur ihm allein angehört. Er iſt niemals ein ſklaviſcher Nachahmer geweſen, und ſeinen Pfaden ſind keine ſklaviſchen Nachahmer gefolgt. Trotzdem war er anfangs von äußerer Beeinfluſſung nicht frei; die Spur ſeines geiſtigen Wirkens aber iſt heute unverwiſchbarer als je.

Wie tief Jean Paul und Goethe, wie tief die Romantiker, wie tief die Alten auf ſeine Entwicklung eingewirkt haben, das wurde wiederholt ausführlich erörtert. Mehr noch als er empfing, hat er jedoch gegeben, und zahlreich ſind die Mitſtrebenden und die Nachſtrebenden, welche den Stempel ſeines Geiſtes tragen. Er iſt nahe verwandt mit Leopold Schefer, deſſen ſüdliche Farbenglut ſeinen Werken, Abdias etwa ausge-

nommen, im ganzen allerdings fremd bleibt und mit Charles Sealsfield, deſſen Naturſchilderungen aber weniger an der Scholle hängen und einen großen kosmopolitiſchen Zug verraten. Die echt öſterreichiſche Bilderluſt, welche namentlich in ſeinen Erſtlingsarbeiten verſchwenderiſchen, nach den Lehrſätzen von Klaus Groth kaum mehr recht zuläſſigen Luxus treibt, hat er gemeinſam mit Lenau, Beck und Grün.

Manche der literariſchen Erſcheinungen der zweiten Jahrhunderthälfte wären ohne Stifters Vorbildlichkeit kaum zu denken.

Die Natur in Wald und Heide, in Flur und Gefilde wurde mehr und mehr ein bevorzugter Gegenſtand weihevoller, eingehender Betrachtung. Eine Gattung naturwiſſenſchaftlicher Beſchreibung entſtand, die ſich Stifters gemütvolle Innigkeit des Schauens und erſichtlich je nach Kräften auch ſeinen muſikaliſchen Wohllaut der Sprache anzueignen ſtrebte. Die Schriften von Schleiden, Bratranek und Kerner von Marilaun, die Naturſtudien von Hermann Maſius und die Stifter gewidmeten, fein empfundenen Baum- und Feldſtudien in „Natur und Gemüt“ von Karl von Hippel, einem Großneffen des klaſſiſchen Humoriſten, weiſen in zahlloſen ſtiliſtiſchen Wendungen direkt auf das zur Nachahmung reizende Vorbild des unerreichten, wortgewaltigen Sprachkünſtlers hin.

Auch die lyriſche und die erzählende Dichtung wird von dem neuen Geiſte reichlich befruchtet. Vor allem geben ſich die ſchreibenden Frauen dem ihrem Weſen verwandten Zauber edler Sanftheit gefangen, Stifters ſinnige Naturfrömmigkeit zu ihrem eigenen Glauben erwählend. In manchen Fällen führt die begeiſterte Anpaſſung zur Anknüpfung perſönlicher Beziehungen, die dem beſcheidenen Dichter ſtille Herzenswonne und freudige Genugtuung bringen. Voll Rührung die geiſtige Verwandtſchaft und Gefolgſchaft erkennend, ſieht er befriedigt Betty Paoli, Annette von Droſte-Hülshoff, Ottilie Wildermuth, Eliſe Polko und andere in den von ihm vorgezeichneten Bahnen wandeln.

Bald erzählt auch der Wald, welchem Stifter vorerſt die Sprache verliehen, dem aufmerkſam zuhorchenden und das Myſterium eilfertig verratenden Dichter Putlitz ſeine Geheimniſſe, und zahlreiche Schriftſteller der Folgezeit ergeben ſich beglückt der Freude an dem Ausmalen poeſieerfüllter Gegenden, dem Behagen breiter Landſchaftsſchilderung und dem berauſchenden Stimmungszauber einer träumeriſchen, romantiſchen Waldlyrik. Adolf Böttger beſeelt in ſeinem „Frühlingsmärchen“ die duftigen Gebilde der blumigen Fluren und ruft tauſend bewegliche Naturgeiſter wach, Otto Roquette durchbummelt in ſtudentiſcher Wanderung die Reize der Rheintäler, Gottfried Kinkels landſchaftliche Naturmalerei ergeht ſich

in idylliſchen Arabesken, die vielgeleſene Amaranth von Oskar von Redwitz, die formvollendeten Novellen von Hermann Grimm, Eduard Mörikes gemütvoll treuherzige Schöpfungen mit ihren Ausblicken in die Natur und mit ihren Einblicken in die einſame Werkſtätte ſelbſtzufriedener Kunſtboßler — ſie alle gehören zur vielverzweigten Verwandtſchaft Adalbert Stifters, zu welcher in jüngeren, teilweiſe weiter abſtehenden Linien auch Paul Heyſe, Hermann Hölty, Wilhelm Heinrich Riehl, Friedrich Spielhagen, Heinrich Seidel, Edmund Hoefer, Joſef Rank, Gottfried Keller, Ferdinand von Saar, J. J. David und, wie ſchon die Aufſchriften der Werke „Waldjugend", „Der Waldvogel", „Erdſegen", „Sonnenſchein", „Die Schriften des Waldſchulmeiſters", „Waldgeſchichten" und „Waldheimat" verraten, auch P. K. Roſegger, der gefeierte Waldſänger der grünen Steiermark, zu rechnen ſind. — Es wäre eine intereſſante und lohnende Aufgabe, die ſich hier ergebenden, oft auffälligen und oft halb verborgenen Parallelen im Einzelnen zu verfolgen. — Zu den früher genannten Dichtern kommt dann noch die große Zahl der Neueren und der Neueſten, welche gegenwärtig, oft von Stifters Wegen ausgehend, eine Renaiſſance der Romantik anbahnen.

Am deutlichſten kann man Stifters Einfluß in den ſtimmungsreichen Novellen von Theodor Storm erkennen. Beide ſind leidenſchaftsloſe Naturen, deren ſorgliche Zurückhaltung und vereinſamende Abkehr dem heiligen Drange nach tiefſter Verinnerlichung entſpringen. Den Widerſchein der ſozialen, der politiſchen und der geiſtigen Kämpfe des Tages wird man bei beiden Dichtern vergebens ſuchen, da ihre Helden weitab vom ſauſenden Webſtuhl der Zeit ſtille Bahnen wandeln, in ängſtlicher Sorge ſtets nur darauf bedacht, ihre Gemütsſphäre von allen äußeren Störungen frei zu halten. Stifters und Storms Geſtalten ſind wie die beiden Dichter ſelbſt mit paſſiver Wehleidigkeit belaſtet; mimoſenhaft verſchließen ſie ſich dem ihre ſenſiblen Nerven beleidigenden Toben großer Leidenſchaften und laſſen ihre Schickſale mehr durch den Zwang äußerer Begebenheiten, als durch die befreiende Gewalt der eigenen beherzten Tat beſtimmen. Die einſame, „in ſich ſelbſt ſelige" Schönheit zu ſuchen und ihr lautlos zu dienen, gilt dieſen kontemplativen Naturen als höchſter, ja faſt als einziger Lebenszweck. In dieſer andachtsfrohen Stille wird man vergebens nach dem bitteren Ringen der Volksſeele lauſchen. Gleichwie Storm, deſſen Produktion durch Stifters „bilderfrohe Erſtlinge" die beſtimmende Anregung erhielt, die Garteneinſamkeit die Mutter ſeiner meiſten Schöpfungen nennt, holte ſich auch der große Böhmerwalddichter ſeine Impulſe in der grünenden Landſchaft, in der ſchattigen Ruhe des heimlichen Forſtes und in der

erhabenen Öde der lichtdurchfluteten Heide. Und wie faſt alle bedeutenden Menſchen mit großer, reicher Innerlichkeit ziehen die beiden, einander ſo nahe verwandten Dichter die Einſamkeit der Natur dem geſelligen Getriebe der Menſchen vor. Ihre eigene Vorliebe impfen ſie auch den Geſtalten ihrer Phantaſie ein.

Cowpers geflügeltes Wort „God made the country and man made the town — Gott erſchuf die Natur und die Menſchen machten die Stadt" iſt das Evangelium vieler unſerer neueren und neueſten Dichter geworden, die in der Weltflucht das beſte Heil erblicken. Tolſtojs Widerwillen gegen die Stadt iſt ein durchaus modernes Gefühl, welches heute von den meiſten hochſtehenden Geiſtern lebhaft mitempfunden wird. Je rieſiger die Städte anwachſen, deſto ſchmerzlicher wird die Naturſehnſucht der für den größten Teil der Lebenszeit von dem Verkehr mit Gottes freier Schöpfung ausgeſchalteten gebildeten Stände. Dieſe ungeſtillte Sehnſucht drängt in der Kunſt nach lebendigem Ausdruck, wie denn überhaupt die Kunſt in ihren Werken mehr dem unbefriedigten Sehnen als der ſelbſtſicheren Freude am wohlgeborgenen Beſitz das Wort redet. Auch Stifter ſpricht mehr von dem, was er gern möchte, als von dem, was er ſein eigen nennt.

Niemals ſind die Triumphe der Landſchaftsmalerei größer geweſen, als in unſerer Zeit, in welcher der Kulturmenſch nur in ſpärlich bemeſſenen kurzen Erholungswochen ſich mit eigenen Augen davon überzeugen kann, wie wunderbar das herrliche Grün der Alpentriften, die zaubervoll tiefe Bläue des Hochſees und die in violettem Schimmer abendlich verdämmernde Gebirgswand jahraus jahrein, Tag für Tag in einſamer Abgeſchiedenheit ungemeſſene Herrlichkeiten entfalten, ohne daß ſich die weitab in dumpfer Niederung wohnenden Menſchen daran erfreuen. Und mit den Landſchaftsmalern lernen, von der gleichen Sehnſucht nach dem blühenden Gottesgarten getrieben, die Dichter unſerer Tage wetteifern, indem ſie die ſinnliche Natur zu einem Spiegel des Geiſtes machen, der Erkenntnis folgend, daß alles Schöne und Großartige der Schöpfung, alle Herrlichkeiten glanzvoll bezaubernder Sonnenuntergänge und ſtill beglückender Mondnächte, leuchtendes Sterneblinken und üppiges Blumenprangen, ſtarrende Felſen und ſtürzende Wäſſer als ſchönheitsvolle Erſcheinungsformen nach menſchlichem Ermeſſen für nichts da ſind, wenn nicht gleichzeitig Seelen da ſind, die ſich äußernde Pracht in ſich aufzunehmen, dieſelbe zu fühlen, mitzuerleben, zu genießen.

Seit die Menſchen naturfern geworden ſind, wird der Naturgenuß einem Leckerbiſſen gleich geachtet, und wie ein ſolcher zurechtgelegt, ge-

prüft, zergliedert, mit Verstand und mit Bedacht eingesogen. Der Naturgenuß ist ein Sport geworden und hat seinerseits wieder Sportzweige gezeitigt, die ihm dienen sollen. Städtische Gesellschaften sind entstanden, die den Naturgenuß in der Ebene, im Mittelgebirge oder auf den höchsten Bergspitzen, zu Lande oder zu Wasser, durch Wandern oder durch Radfahren, durch Rudern oder durch Klettern erstreben. Jeder Alpenführer, jedes Reisehandbuch predigt heute den Naturgenuß. Zu keiner Zeit ist über dieses Thema so viel und so vielerlei geschrieben worden.

Das Verhältnis des Menschen zur Natur hat sich seit dem Auftreten der Romantiker von Grund aus verändert. Dem Behagen an der Naturschilderung wird sein jetzt allgemein anerkanntes Recht in der Literatur von keiner kritischen Stimme mehr streitig gemacht. Das ist überwiegend Stifters vorbildliches Verdienst. — Wie der sonnendurchglühte Saft der Traube auf Flaschen abgezogen wird, so sammeln die Dichter der Neuzeit die Wunder des Naturlebens in ihren Schriften auf, damit sich die nach freier Sonne lechzende Menschheit in eisiger Winternacht am Kaminfeuer daran ergötze. Angesichts der grundstürzenden Wandlung, die sich in den Anschauungen über die Berechtigung des landschaftlichen Schilderns vollzogen hat, können uns heute manche der meistzitierten Sätze aus Lessings Laokoon nur noch ein ungläubiges Lächeln entlocken. Mit der erwiesenen Anfechtbarkeit von Lessings allzu scharf umgrenzten Thesen fällt aber die Mehrzahl der unter Berufung auf die Gewichtigkeit des Laokoon gegen Stifter unternommenen Angriffe in nichts zusammen. Lessings schärfste Urteile treffen in Wahrheit Stifters schwärmerischen Pantheismus, der mehr in der Freude an der Beseelung, als in der Lust am detaillierten Nachbilden der landschaftlichen Natur besteht, fast gar nicht.

Stifter läßt, ohne eigentlich ein Dorfgeschichtenschreiber zu sein, die Mehrzahl seiner Erzählungen auf dem Lande spielen. Für seinen steten Drang zur Vereinsamung und zur genialen Kopfhängerei bedarf er der ländlichen Ruhe. Freudige und freiwillige Absonderung ist für ihn sowie für seine Helden eine der wichtigsten Glücksbedingungen. Viele von seinen Gestalten vollziehen eine Art Weltflucht; früher in der großen Gesellschaft oder selbst im Getümmel des Erwerbslebens stehend, retten sie sich zu guter Stunde in die Natur, in die Einsamkeit, in die Wälder; diese Befreiung vom gesellschaftlichen Zwange gereicht seinen Helden stets so sehr zum Segen, daß auch nicht die leiseste Sehnsucht nach der geräuschvollen, als leer erkannten Vergangenheit in ihnen rege wird; Beispiele hiefür sind Abdias, Brigitta, der Hagestolz, der Obrist in der Mappe, Felix im Heidedorf, Tiburius

im Waldſteig, Rikar in den zwei Schweſtern, der Waldgänger, die ganz in ſich gefeſtigten Charaktere im Nachſommer.

Wir werden bei Stifter faſt immer ſchon durch die Wahl des Schauplatzes mitten in die Natur verſetzt. Aber wir gehen in der übermächtigen, fühlloſen Natur nicht unter, ſie umfängt uns nicht als toter Rieſe mit ſtarren, vereisten Gliedern; es iſt immer eine warme, innige Beziehung zum Menſchen da, der, in ſeinem Gemüte die Wunder des Alls nachfühlend, ſich an den Herrlichkeiten der göttlichen Schöpfung berauſcht. Und vielleicht liegt gerade darin der holde, bezwingende Zauber, der aus Stifters Schriften der modernen, naturhungrigen Kulturmenſchheit entgegenweht.

Seine in Waldeinſamkeit iſolierten Menſchen ſind allen Einflüſſen des Klimas, der Naturphänomene, der Witterung weit mehr ausgeſetzt, als der mauernumhegte Städtebewohner; die durch Klima und Witterung beeinflußten Stimmungen, die durch das Verſenken in die Natur ausgelöſten zarten Regungen des Herzens geben dem unerreichten Meiſter der Seelenmikroſkopie Gelegenheit, die verborgenſten Fäden aufzudecken, welche das menſchliche Gemüt mit der freien Gottesſchöpfung verbinden.

Stifter bedarf keiner großartigen Stoffe, keiner ſpannenden Geſchehniſſe, keiner zeitſchwangeren Ideen, keiner gewürzten Darſtellung; in ſeiner unſäglich gemütvollen Einfachheit liegt das Geheimnis ſeiner unwiderſtehlichen Anziehungskraft. Schon in ſeinen „Studien" ſpürte man eine neue Geiſtesrichtung. Die Form, welche mit ihren erquickenden Abſonderlichkeiten einen eigenen Reiz ausübt, und deren fragmentariſche Behandlung den Leſer zur Mitarbeit zwingt, zum gedanklichen Weiterführen einladet, hatte mit den üblichen Darſtellungsarten wenig gemein. Man konnte die „Studien" im herkömmlichen Sinne weder als Novellen noch ſchlechtweg als landläufige Erzählungen auffaſſen; Stifter hat mit ihnen eine neue Dichtungsart in die ſchöngeiſtige Literatur eingeführt; ſie ſind mehr Bilder als Erzählungen. Durch ihren eigenartigen Zuſchnitt werden wir oft genug, auch wenn nicht von Kunſt die Rede iſt, an Maler und an Malereien erinnert; namentlich an holländiſche und an altdeutſche. Wir finden hier das Intime und das Alltägliche, was bei den Niederländern ſo anheimelnd berührt, verklärt durch den himmliſchen Frieden, erhöht durch die ſinnige Gedankenfülle der altdeutſchen Meiſter.

Von Manieriertheit weiß er ſich im allgemeinen glücklich frei zu halten; doch könnte er keine ſo abgeſchloſſene dichteriſche Perſönlichkeit ſein, wenn nicht der Mehrzahl ſeiner Werke ein gemeinſamer Grundzug eigen wäre.

Unmutsvoll bekennend, daß das Leben Gemeines, Trauriges, Schmutziges, Widerwärtiges und Schlechtes schon übergenug enthalte, findet er es verwerflich, damit auch noch die Werke der Kunst anzufüllen. Darum ist er, von der lautersten Weltfrömmigkeit durchdrungen, vor allem ein reinlicher, ja wohl überhaupt der jungfräulichste und sittlich strengste Dichter, den die deutsche Nation besitzt; reinlich im Stil und reinlich in Gedanken, ohne doch darum nur ein sorgfältig berechnender Sprachvirtuose oder ein aufdringlicher Moralist zu sein. Er predigt nicht das Gute, er ist bloß davon bis ins Tiefste erfüllt; er eifert nicht für die Tugend, er legt sie dar. Gleichwie er in seinem Stil nichts Wildes, nichts Verworrenes, nichts Unausgeglichenes duldet, gilt ihm auch seelische Klarheit in der Kunst als ein Selbstverständliches. Ein Poet, der mit vollem Recht die Taube mit dem Ölzweig in seinem Siegel führte, will er jede Ahnung des Unlauteren fernhalten, als ob dieses gar nicht existierte. So oft er seiner dichterischen Sendung gedachte, erblickte er das Ziel seines Wirkens immer in dem Ideal der höchsten Sittlichkeit. Er sprach dies selbst einmal in den Worten aus: „Das Hohe der Menschheit, das Edle und, sagen wir es, das Göttliche suchte sich aus mir zu den Menschen hinaus zu lösen."

Seit der Veröffentlichung des sensationellen Buches „Rembrandt als Erzieher" ist es fast zur Mode geworden, in Schriften mit ähnlich lautendem Titel die emporleitende Kraft führender Geister zu verherrlichen; wenige der so Gefeierten können nach der ihren Werken innewohnenden erziehlichen Macht mit Stifter in eine Reihe gestellt werden. Das Weltbejahende in ihm, die Lebensfreudigkeit und die Sitteneinfalt, womit er uns tröstend und reinigend emporhebt, machen ihn zu einem segenspendenden Führer durch die Wirrsale des Lebens. Mit heiligem Eifer hielt er stets an der Überzeugung fest, daß die wahre Poesie nicht lebensfeindlich, nicht lebensuntüchtig machen und nicht die niederen Instinkte erwecken, aufstacheln, kitzeln dürfe. Die Helden seiner Erzählungen sind lebensfreudig und keusch. Darin können sie uns, darin können sie vor allem unserer heranwachsenden Jugend leuchtende Vorbilder sein.. Freudig muß man den schönen Sätzen zustimmen, welche Dr. Franz Spengler in einer Versammlung von Schulmännern kurz vor dem Freiwerden der Werke Stifters über den erziehlichen Wert dieser Dichtungen sprach: „Möchten doch diese Worte dazu beitragen, dem Dichter des Böhmerwaldes neue Freunde zu gewinnen; das meiste, was er geschrieben hat, ist geradezu für die Jugend geschrieben; seine Liebe zu dem schönen Lande, in dem er lebte, und die sittliche Reinheit, die jede Zeile seiner Bücher atmet,

Die Lutherstube in Eisleben.
Facsimile-Radirung von Ludwig Richter nach einer Zeichnung von Prof. Hasenpflug.

laſſen den Wunſch begreiflich erſcheinen, daß unſere Jugend ſich ihn immer mehr zu eigen mache, und daß auch der Unterricht nicht zurückbleibe, dazu die nötige Anregung zu bieten." — Wenn wir es vermögen, unſere Jugend auf Stifters Bahnen zu leiten, dann wird ſie vor der Frivolität, die verlockend und vielgeſtaltig an ſie herankriecht, und vor dem zerſetzenden Geiſte, der in falſcher Maske auf allen Wegen lauert, gefeit ſein; denn dieſer Dichter gibt dem empfänglichen Leſer den ſicherſten Talisman gegen jede Verſuchung mit auf den Weg: den Ekel vor dem Schlechten. Ungeprüfte Tugend iſt keine, und vor allen Anfechtungen kann man den werdenden Menſchen nicht ſchützen; wohl ihm, wenn er ein untrügliches Mittel dagegen in ſeiner eigenen Bruſt trägt, den Abſcheu vor allem, was niedrig und gemein iſt. Darum kann man dem heranwachſenden Geſchlechte eine beſſere Lektüre, als die Werke Stifters, nicht in die Hand geben. Gegen ſo ſchwerwiegende Gründe von bleibender ſittlicher Geltung ſtehen alle Nebenumſtände, welche den Dichter gerade unſerer Zeit neuerdings ſo teuer machen, daß er ganz plötzlich in eine zweite, vielen unerwartete Blüte tritt, an Bedeutung ſehr zurück. Daß ſeine Werke eben jetzt den Schlagworten des Tages entſprechen, würde dieſelben auch nur für den Tag bedeutungsvoll machen. Der beſcheidene Dichter müßte ſich wohl ſehr wundern, wenn er ſehen könnte, daß es ſcharfſinnigen Geiſtern gelungen iſt, ihn dreißig Jahre nach ſeinem Tode als Vorkämpfer der Moderne zu entdecken. Gewiß haben die allerneueſten viel von ihm; aber darüber kann man doch voll beruhigt ſein: Stifter iſt den wechſelnden Modeſtrömungen dauernd entrückt. Daß die Biedermeierzeit, über deren kindliche Einfalt lange genug mitleidig gelächelt wurde, und die heute ſo inniges Entzücken wachruft, uns aus Stifters Werken in ehrwürdig altmodiſcher und eben jetzt wieder allbeliebt neumodiſcher Drapierung ſüß, bezaubernd und treuherzig entgegentritt, daß das heute lauter und dringender als je erhobene Verlangen nach bodenſtändiger Heimatkunſt in jenen Schriften die vollſte Befriedigung findet, von denen die meiſten — ich nenne nur Hochwald, Heidedorf, Waldgänger, Mappe, Tännling, Waldbrunnen, Granit, Katzenſilber, Abdias, Nachſommer, Witiko — ganz oder in wichtigen Abſchnitten in der unmittelbaren Umgebung des Ortes ſpielen, wo des Dichters Wiege ſtand, daß endlich jenes zitternde Ineinanderfließen von Menſchenſeele und Allſeele, in welchem man heute die Grundſtimmung der lyriſchen Produktion findet, uns aus Stifters Worten vorahnend vernehmlich wird, das alles mag ja zu der weitverbreiteten Anſchauung vieles beigetragen haben, unter allen Dichtern zeige keiner ſo deutlich wie Stifter den Übergang von der klaſſiſchen und romantiſchen

Literatur zur Neuzeit, zur Moderne. Mit seiner dauernden Bedeutung haben diese einzelnen, so oft lobend hervorgehobenen Kennzeichen nur insofern zu tun, als sie wesentliche Merkmale seiner Kunst darstellen. Die vollendete, hohe Künstlerschaft, die er im ganzen erreichte, wie nicht minder die erhabene Sittlichkeit, welche jedes seiner Worte adelt und allen seinen Werken den wesentlichen Grundgehalt gibt, machen seinen unvergänglichen Wert aus. — Künstlerschaft ohne Sittlichkeit ist ein arges Geschenk. — Die Sitten ändern sich, die Sittengesetze bleiben. Es ist sehr unrichtig, Stifters Anschauungen über die Tugend, wie dies auch schon geschah, als nicht mehr zeitgemäß, als veraltet, als abgetan zu bezeichnen. Was den griechischen und römischen Denkern als höchste Sittlichkeit erschien, daran haben auch für uns die Jahrtausende nichts geändert. Die Begriffe der reinen Moral veralten nicht. Mögen immerhin ästhetische Feinschmecker den Dichter der „Studien" nur der eigenartigen und reizvollen künstlerischen Form wegen bewundern, für die große Masse des Volkes ist doch glücklicherweise der tiefe und edle Gehalt dieser Werke weitaus das Wichtigste.

Stifter hat seine Stellung in der Literatur selbst am besten vorausgeahnt, als er die Erwartung aussprach, daß seine Werke als sittliche Offenbarungen bleibende Geltung finden werden. Sein langsam emporsteigender Nachruhm erinnert an Goethes treffliche Worte: „Man kann die deutsche Nation recht lieb haben, denn wenn man ihr Zeit läßt, so kommt sie immer aufs rechte."

In den letzten Jahren hat sich Stifters Bedeutung für die Nation ins ungemessene vervielfacht; dem Sänger des Waldes, dem Apostel der lautersten Tugendhaftigkeit ward ein unverlierbarer Platz neben den besten Männern des deutschen Schrifttums, und noch immer wächst die Zahl der gläubigen Gemeinde, die bereit ist, dem reinen, frommen Sinn seiner Worte nachzuleben. Den verklärten Blick in eine strahlende Zukunft gewendet, steht, dem Grabe der Vergessenheit entrückt, lichtumflossen, hochaufgerichtet, sein Genius da, überirdischen Glanz in den Augen, mit sieghaftem Lächeln, das Haupt geschmückt mit dem Kranze der Unsterblichkeit.

Verzeichnis der Bilder.

I. Heliogravüren.

Seite

1. Titelbild. Porträt Adalbert Stifters. Photographie von L. Angerer in Wien. Heliogravüre von J. Löwy in Wien.
2. Motiv vom Plöckensteinersee. Aquarell von A. R. Hein 10
3. Windmühle im Mondlicht. Ölbild von Adalbert Stifter. Besitzer: Die Gemäldegalerie des Stiftes St. Florian in Oberösterreich 500
4. Ideale Landschaft. Ölbild von Ad. Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien 504
5. Die Straßerau bei Linz. Ölbild von Ad. Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien 506
6. Mondnacht in der Au. Ölbild von Ad. Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien 508
7. Nachtstück. Ölbild von Ad. Stifter. Besitzer: Professor Edward Sambaber in Linz 510

II. Kupferradierungen.

1. Gutwasserbrunnen. Originalradierung von A. R. Hein 272
2. Kirchschlag. Originalradierung von A. R. Hein 428
3. Mondlandschaft. Ölskizze von Adalbert Stifter. Radiert von A. R. Hein 502

III. Photolithographien.

1. Burghof in der Ruine Wildberg. Aquarell von A. R. Hein . . 56
2. Schwadorf. Ölbild auf Leinwand. Gemalt von Adalbert Stifter. Besitzer: Fabriksdirektor Gustav Hallwich in Schwadorf 492

IV. Textillustrationen.

(Bei den Bildstöcken, welche nach Gemälden und Zeichnungen Ad. Stifters oder nach Photographien angefertigt wurden, ist dies besonders bemerkt; alle übrigen Illustrationen sind vom Verfasser für die vorliegende biographische Arbeit gezeichnet oder gemalt worden.)

Seite

1. Initial W mit einer Ansicht der Teufelsschwellen bei Hohenfurt 3
2. Der Hohenstein 5
3. Das „Moldauherz" bei Oberplan 6
4. Oberplan 8
5. Marktplatz von Oberplan 10
6. Adalbert Stifters Geburtshaus in Oberplan. Nach einer Kupferradierung von A. R. Hein 11
7. Die Kirche von Oberplan 19
8. Wohnstube im Stifterhause 21
9. Josef Jenne. Nach einer Photographie 27
10. Das alte Schulhaus in Oberplan 29
11. Inneres der Kirche zu Oberplan 30
12. Kremsmünster 34
13. Die Studentenkirche in Kremsmünster 38
14. Der Guntherteich in Kremsmünster 42
15. Ruine Wildberg im Haselgraben bei Linz 54
16. Hellmonsödt 58
17. Die alte Universität in Wien 59
18. Friedberg 69
19. Fanny Greipl als Kind. Nach einem im Greiplhause in Friedberg befindlichen Ölgemälde 71
20. Der Marktplatz von Friedberg mit dem Greiplhause 74
21. Christianberg 89
22. Die ehemalige Forstlehranstalt Mariabrunn 101
23. Jugendporträt Adalbert Stifters. Nach einem Miniaturgemälde von Suchy. Aus Dr. August Heymanns Sammlung in Wien 110
24. Der Taubenschlag im Stifterhause in Oberplan 127
25. Der Obelisk zu Schönbrunn 129
26. Der Almsee 130
27. Motiv aus Hinterhainbach 134
28. „Angela." Nach einem Ölgemälde von Karl Löffler. Besitzerin: Frau Anna Kaindl in Linz 140
29. Das Beringer Brünnlein bei Oberplan 141
30. Die „Machtbuche" bei Oberplan 142
31. Die Predigerkanzel am Roßberg bei Oberplan 143
32. Der schwarze Hochsee am Plöckenstein 150
33. Der „Dreikönigfels" im Böhmerwalde 151
34. Eingang zum Schwemmkanal am Plöckenstein 154
35. Ruine Wittinghausen. Nach einer Kupferradierung von A. R. Hein . . 156

Seite

36. Der Steinbühel bei Friedberg 193
37. Porträt Adalbert Stifters. Nach einem Aquarell von Daffinger. Gemalt im Jänner 1846 216
38. Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Bleistiftzeichnung von Karl von Binzer aus dem Jahre 1849 252
39. Aufgang zur Gutwasserkapelle in Oberplan 271
40. Am Kreuzberg bei Oberplan 274
41. Kapelle im Tuffetwalde 276
42. Motiv aus dem südböhmischen Urwalde 277
43. Adalbert Stifters Schreibtisch. Besitzer: Philipp Stifter in Oberplan. Nach einer Photographie 280
44. Die Donauländе in Linz; am äußersten Bildrande links Stifters Wohn- und Sterbehaus 289
45. Vorderstift bei Oberplan 298
46. Die „Milchbäuerin". Felsengruppe bei Oberplan 306
47. Der Abfluß des Langenbruckerteiches bei Oberplan 308
48. Vorderhammermühle und Hinterstift bei Oberplan 315
49. Schwarzbach bei Oberplan 329
50. Gustav Heckenast. Nach einer Photographie 353
51. Der „Stifterpokal". Geschnitzt von Johann Rint. Besitzer: Philipp Stifter in Oberplan. Nach einer Photographie 364
52. Adalbert Stifters Delphinschreibkasten. Gegenwärtig in dem fürstlich Schwarzenbergischen Schlosse Frauenberg in Böhmen. Nach einer Photographie 376
53. Adalbert Stifters Intarsienschrank. Gegenwärtig in dem fürstlich Schwarzenbergischen Schlosse Frauenberg in Böhmen. Nach einer Photographie 379
54. Das Haus „Zum Sommer" in Oberplan 384
55. Porträt Adalbert Stifters. Nach einem Ölgemälde von Josef Grandauer. Gemalt zu Ende der fünfziger Jahre 400
56. Porträt Adalbert Stifters in einem reichgeschnitzten Rahmen von Joh. Rint. Nach einer Photographie 404
57. Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Photographie 409
58. Porträt Adalbert Stifters. Nach einem Bilde von Ferdinand Axmann. Gemalt im September 1861 422
59. Amalie Stifter. Nach einer Photographie 439
60. Porträt Adalbert Stifters. Gemälde von B. Székelyi, in Stahl gestochen von Josef Axmann. Gemalt im Oktober und November 1863 443
61. Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Zeichnung von Karl Löffler aus dem Jahre 1863 450
62. Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Photographie von E. Pfeiffer in Linz 464
63. Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Photographie 468
64. Wegsäule bei Kremsmünster. Bleistiftzeichnung von Ad. Stifter. Jugendarbeit. Besitzer: A. M. Pachinger in Linz 471

Seite

65. Blick gegen die Falkenmauer bei Kremsmünster. Aquarell von Adalbert Stifter. Jugendarbeit. Besitzer: A. M. Pachinger in Linz 472
66. Ansicht von Kremsmünster. Aquarell von Adalbert Stifter. Unvollendet. Um 1823. Besitzer: Dr. Anton Schlossar in Graz 473
67. Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied „Am Rain lag ein Haus". Aquarell von Ad. Stifter aus dem Jahre 1825. Besitzer: P. K. Rosegger in Graz 474
68. Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich. Ölbild von Ad. Stifter aus dem Jahre 1832. Besitzer: J. Funke in Bodenbach a. E. 475
69. Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen. Aquarellskizze von Ad. Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 476
70. Ruine Wittinghausen. Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzer: Präsident Gustav Klier von Hellwarth in Linz 477
71. Ruine Wittinghausen. Ölgemälde von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1839. Besitzerin: Fräulein Antonie Braun in Wien 478
72. Gutwasserkapelle bei Oberplan. Bleistiftzeichnung von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1845. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 479
73. Naturstudie einer umgestürzten Baumwurzel im Böhmerwalde. Handzeichnung von Ad. Stifter aus dem Jahre 1845. Besitzer: A. R. Hein in Wien 480
74. Jagdhund des Hauptmannes Baron Marenholz. Ölskizze von Ad. Stifter. In Kirchschlag gemalt. Um 1867. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 481
75. Des Dichters Lieblingshündchen „Puzi". Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzerin: Fräulein Marie Rint in Linz 482
76. Im Gosautale. Ölgemälde von Ad. Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 483
77. Landhaus bei Altaussee. Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzerin: Fräulein Antonie Braun in Wien 485
78. Christus. Ölbild von Adalbert Stifter. Besitzer: A. M. Pachinger in Linz 486
79. Witiko. Ölbild von Ad. Stifter. Besitzer: Präsident Gustav Klier von Hellwarth in Linz 487
80. Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann. Aquarell von Ad. Stifter aus dem Jahre 1829. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 489
81. Landschaftsstudie. Aquarellskizze von Ad. Stifter aus dem Jahre 1829. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 490
82. Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge. Ölbild von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1833. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 492
83. Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge. Der Abfluß des Almsees. Ölbild auf Leinwand, gemalt von Ad. Stifter. Besitzer: Die Gemäldegalerie im Rudolfinum in Prag 493

Seite

84. Blick vom Königsee gegen den Watzmann und Sankt Bartholomä. Ölbild von Ad. Stifter aus dem Jahre 1837. Besitzer: Moriz Sechter in Wien 495
85. Felsenstudie. Beim Hirschensprung im Höllentale. Ölskizze von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1840. Unvollendet. Besitzer: A. R. Hein in Wien 496
86. Ein Schloß im Böhmerwalde. Ölskizze auf Papier, gemalt von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf . . . 497
87. Kapelle auf dem Pfennigberge bei Linz. Ölbild auf Papier, gemalt von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 498
88. Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich. Ölbild auf Leinwand, gemalt von Adalbert Stifter. Besitzer: Adalbert Ritter von Lanna in Prag 499
89. Der hohe Stauffen bei Salzburg. Ölskizze von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 501
90. Steinbach am Attersee. Skizze von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 502
91. Alpensee. Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf 504
92. Partie an der Teufelsmauer. Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzer: Max Kalbeck in Wien 505
93. Die Teufelsmauer bei Kienberg. Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzerin: Frau Anna Kaindl in Linz 507
94. Ruine Wittinghausen. Seitenansicht 519
95. Rosenberg 521
96. Dreisesselbergkuppe 526
97. Motiv aus Krummau 534
98. Abfluß des Plöckensteinersees 543
99. Schutzhütte im Urwald 546
100. Rathausgasse in Krummau 550
101. Das Rosenbergergut, genannt zum Jokel Hiesel in den Lakerhäusern . . 575
102. Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Photographie aus seinem letzten Lebensjahre 585
103. Adalbert Stifters Wohn- und Sterbehaus in Linz. Nach einer Photographie 586
104. Adalbert Stifters Totenmaske. Nach einer Photographie 588
105. Das Grab Adalbert Stifters auf dem Friedhofe in Linz. Nach einer Kupferradierung von A. R. Hein 589
106. Motiv an der Teufelsmauer bei Hohenfurt 605
107. Die Stifterstraße in Linz 635
108. Das Stifterdenkmal auf dem Plöckenstein. Nach einer Photographie . . 638
109. Der „Stifterbaum" in Hinterhainbach 640
110. Im Stifterpark bei Oberplan 641
111. Das Stifterdenkmal in Linz. Von Hans Rathausky. Nach einer photographischen Aufnahme von Ernst Fürböck 643

112. Der Kopf Stifters auf dem Denkmale. Von Hans Rathausky. Nach einer Photographie 646

113. Gedenktafel am Wohn- und Sterbehause Adalbert Stifters in Linz. Nach einer Photographie 648

114. Platz in einer flandrischen Stadt. Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzer K. Ad. Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf. (Die Einverleibung dieses sehr interessanten Architekturbildes in die Galerie Bachofen erfolgte zu einer Zeit, als der Satz dieses Buches vollkommen fertig gestellt war; das vorzüglich ausgeführte, unter den Werken des Dichters dem Stoffe nach einzig bestehende Gemälde konnte daher in dem Abschnitte, in welchem die künstlerische Tätigkeit Stifters besprochen wird, nicht erwähnt werden, da mir dessen Existenz vordem nicht bekannt gewesen ist) 661

Literatur-Nachweis.

Ammann J. J.: „Friedberg und Adalbert Stifter." Feuilleton. Deutsche Zeitung. Wien, 16. Februar 1893. Nr. 7593.

Ammann J. J.: „Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde." Zeitschrift für österr. Gymnasien, 46. Jahrg. 1895. Seite 673–699 und 865–883.

Andrassy, Eugen von: „Briefe an Stifter". Anton Edlingers österr. Rundschau, I. Jahrgang. 1883, S. 609–624.

Aprent Johannes: Einleitung zu Adalbert Stifters Briefen, mit einer Biographie des Dichters, G. Heckenast, Pest 1869. Seite IX—LXX.

Axmann Ferdinand: „Einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe Adalbert Stifters." Separatabdruck aus dem Jahresberichte der k. k. Staats-Oberrealsch. d. III. Bez. in Wien 1891—92. Wien 1892. Selbstverlag.

Barthel Karl: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Vierte Auflage. Braunschweig 1855, Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. „Adalbert Stifter". pag. 427—429.

Binzer, Emilie Baronin von: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 46. 15. Februar 1868, pag. 689—690. „Adalbert Stifter".

Böhm, Dr. Aug. Edler von Böhmersheim: „Zur Biographie Friedrich Simonys." (Mit Beziehung auf Stifter) Wien. R. Lechner 1899.

Bowitsch Ludwig: „Österreichische Ehrenhalle". VI. 1868. Österreichischer Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1870. XIX. Jahrgang. Wien, Karl Fromme 1870.

Bratranek F. Th.: „Adalbert Stifter." Eine literarhistorische Skizze. Österr. Revue. Wien, Karl Gerolds Sohn, Jahrg. 1863, VI. Band, pag. 62—76.

Brühl Moritz: „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart." Leipzig, H. Hübner 1854.

Brümmer Franz: „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts", Leipzig, Reclam, II. Band, pag. 367.

Brugier G.: „Abriß der Geschichte der deutschen National-Literatur." Neu bearbeitet von E. M. Harms. 3. Auflage. Freiburg i. B. Herder 1900.

Ch., Dr. L. (Chevalier Ludwig): „Adalbert Stifter." Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 7. Jahrg. 1868. pag. 34.

Dombrowski, Ernst von: „Stifters Studien und ihre Frauengestalten." Deutsches Volksblatt, 4. Juli 1895. Nr. 2333. Feuilleton.

Edlinger Anton: Literaturblatt Nr. 8 und 9, I. Band 1877. pag. 129: „Die Festschrift von Jord. K. Markus."

Eichendorff, Josef Freiherr von: „Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland." Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. XVII. Band. München 1846.

Engländer Sigm.: „Adalbert Stifter." Österr. Morgenblatt, 25. Jänner 1845. Nr. 11. 10. Jahrg. pag. 43.

Fritsch, F. von: „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter." Neue illustrierte Zeitung. Wien, 1886, IV. Band. Nr. 15. pag. 247.

Fuchs, Dr. Karl: „Einleitung zu Adalbert Stifters Studien und Bunten Steinen." Auswahl für den Schulgebrauch. Wien, Tempsky 1899.

Fuchs, Dr. Karl: Feuilleton, „Biographische Besprechung Adalbert Stifters". Wiener Fremdenblatt, 29. Oktober 1898. Nr. 298.

Frank Paul: „Handbüchlein der deutschen Literaturgeschichte." Leipzig 1871. Verlag von Karl Merseburger, pag. 208.

Fürst, Dr. Rudolf: „Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Die Zeit. Wien 7. Juni 1902.

Fürst, Dr. Rudolf: Biographisch-kritische Einleitung zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken in sechs Bänden. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Görner, Dr. Karl von: „Bericht des Denkmal-Ausschusses." Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales in Linz am 24. Mai 1902, pag. 5—19.

Gottschall Rudolf: „Adalbert Stifters letzter Roman." Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 26 vom 25. Juni 1868, pag. 401—406.

Gottschall Rudolf: „Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts." Breslau 1892. Trewendt. IV. Band. 6. Auflage. pag. 537.

Gottschall Rudolf: „Adalbert Stifter." Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Leipzig F. A. Brockhaus, Jahrgang 1868. Heft 10.

Gottschall Rudolf: „Porträts und Studien." I. Band. „Literarische Charakterköpfe." I. Teil. „Adalbert Stifter." pag. 389—433.

Groth Klaus: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch." Kiel, Schwerssche Buchhandlung 1858. pag. 101.

Gutzkow Karl: „Der Baum der Erkenntnis." (Mit einem Bericht über Stifters Erfahrungen als Hauslehrer). Stuttgart, 1868. Cotta.

Hackl Luise: „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter." Neue Freie Presse. Wien, 25. Oktober 1903. Feuilleton.

Hauffen Adolf: „Stifters Nachsommer." Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Callwey. München. Jahrgang 2. Heft 6. pag. 481—488.

Hein Alois Raimund: „Am Grabe Adalbert Stifters." Neue Adelszeitung VI. Jahrgang. Nr. 40. Wien, 9. Dezember 1872.

Hein Alois Raimund: Vorwort zu Adalbert Stifters „Hochwald." Allgemeine Bücherei Nr. 26. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Hein Alois Raimund: „Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn." Wiener Zeitung. 27. Juli, 31. Juli, 3. August 1902. Nr. 172, S. 2—9; Nr. 175, S. 2—7; Nr. 178, S. 2—7.

Hein Alois Raimund: „Adalbert Stifters künſtleriſche Bedeutung.“ Linzer Tagespoſt. (Sonntags-Beilage.) 17. April 1904.

Heinze und Goette: „Geſchichte der deutſchen Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart.“ Dresden, P. Heinze, 1890. pag. 373 ff.

Helfert, Joſef Freiherr von: „Studien über den Dichter der Studien.“ Literaturbeilage der „Montags Revue“ 1881, Nr. 5 und 1881, Nr. 43.

Helfert, Joſef Freiherr von: Zwei Briefe Stifters an Brenner. Jahrbuch für den öſterreichiſchen Volksſchriften-Verein. Wien 1882. Sechſter Jahrgang, pag. 17—26. Verlag des Volksſchriftenvereins.

Helfert, Joſef Alexander Freiherr von: „Joſef Türck, ein Lebensbild.“ Wiener Abendpoſt, 27. Oktober 1875. pag. 4. Feuilleton.

Helfert, Joſef Alexander Freiherr von: „Aloys Fiſcher, ein Lebens- und Charakterbild.“ Vereinsbuchhandlung, Innsbruck 1885. pag. 91 ff.

Hemſen Wilhelm: „Adalbert Stifter. Grundzüge einer literariſchen Charakteriſtik“. Blätter für literariſche Unterhaltung. Jahrgang 1851. I. Band, Nr. 52 bis 58. Leipzig. Brockhaus.

Hertz Wilhelm: „Weihnachtsgedanken.“ Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel. 30. Jahrg. I. Band. Nr. 11. pag. 175.

Hillebrand, Dr. Joſef: „Die deutſche Nationalliteratur ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts.“ III. Teil. pag. 570. Hamburg und Gotha. F. und A. Perthes, 1846.

Himmelbauer Franz: „In der Krankheit.“ Oſtdeutſche Rundſchau, Wien, 25. November 1898.

Himmelbauer Franz: „Stifterandachten.“ Oſtdeutſche Rundſchau. Wien. 18. Juni 1902.

Hofmann Ludwig: Jordan Cajetan Markus aus Friedberg. Krummauer Intelligenzblatt. 15. September 1878.

Hofman Ludwig: „Die Enthüllung des Stifterdenkmals auf dem Blöckenſtein.“ Krummauer Intelligenzblatt, VII. Jahrgang, 29. Auguſt und 5. Sept. 1877.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter als Menſch.“ Die Zeit. Wien, 22. Juli und 29. Juli 1899. Nr. 251, S. 54, 55; Nr. 252, S. 72, 73.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifters Leben und Dichten.“ Einleitung zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken in einem Bande. Linz 1899. E. Mareis.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter.“ Zur Enthüllung ſeines Denkmals in Linz. Wien, Reichswehr, 24. Mai 1902.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter.“ Stifternummer der Linzer Tagespoſt 25. Mai 1902.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter als Maler.“ Wiener Abendpoſt, 27. Juni 1902.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter.“ Die Zeit, 22. und 29. Jänner 1898.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter. Zum 30. Todestage des Dichters.“ Die Zeit. Wien, 14. Nr. 173/174.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Ein Brief Adalbert Stifters an Guſtav Heckenaſt.“ Deutſche Arbeit. Jahrgang I, Heft 1, Oktober 1901. S. 40—42. Verlag von Callwey. München und Prag.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl.“ Separatabdruck aus den Mitteilungen des Vereines für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. Jahrgang XXXVII, 1899, pag. 324—336.

Horcicka, Dr. Adalbert: Einleitung zu „Adalbert Stifters sämmtliche Werke. XIV. Band. Vermischte Schriften. Erste Abteilung." Prag 1902. J. G. Calve.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Über einige kunstkritische Abhandlungen Adalbert Stifters." Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang XXXVI, p. 478—483.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Adalbert Stifter als Landschaftsmaler." Deutsche Arbeit. Jahrgang I, Heft 9. 706—715. Verlag von Callwey, München.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Das Adalbert Stifter-Denkmal in Linz." Deutsche Arbeit. Jahrgang I, Heft 9. pag. 749—750. Callwey, München.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Das Stifter-Denkmal für Linz." Bohemia. Prag, April 1902. 75. Jahrg. Nr. 85. Feuilleton.

Janssen Johannes: „Adalbert Stifters Anschauungen über Leben, Literatur und bildende Kunst." Zeit- und Lebensbilder. 4. Auflage. II. Band, pag. 1—53. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1889.

Janssen Johannes: „Aus Adalbert Stifters literarischem Nachlaß." Historisch politische Blätter für das katholische Deutschland. München, literarisch-artistische Anstalt 1871. 68. Band. p. 430—455.

Janssen J.: „Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert." Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 66. Band. München 1870. Literarisch-artistische Anstalt.

Jiřik, Dr. F.: „Ein Brief Adalbert Stifters an August Piepenhagen." Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 39. Jahrg. Prag 1901.

John Alois: „Der Böhmerwald in Literatur und Kunst." Deutsche Arbeit, I. Jahrg. Heft 9. pag. 722—736.

Kabelburg, Dr. J.: „Festrede zur feierlichen Enthüllung der Gedenktafel an dem Geburtshause Adalbert Stifters in Oberplan am 25. August 1868. Druck von Huemers Witwe. Linz 1868.

Kaiser J. M.: „Adalbert Stifter." Linzer Zeitung, 12. Jänner 1872. pag. 35.

Kehrein Josef: Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter und Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. II. Band, pag. 173 bis 175. Leo Wörl, Zürich 1871.

Keiter Heinrich: „Katholische Erzähler der neuesten Zeit." Paderborn 1890. pag. 201—216.

Kellen Tony: „Katholische Dichter." Eine literarhistorische Studie. Essen a. d. Ruhr Fredebeul und Koenen 1898.

Kertbeny: „Zum Porträt Adalbert Stifters." Wiener Abendpost. Beilage zur Wiener Zeitung. 10. Mai 1873, Nr. 108, pag. 861.

Klaar Alfred: „Die deutsche Literatur (in Böhmen) seit dem dreißigjährigen Krieg." Die österr.-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Böhmen, II. Abteilung. Wien 1896. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. pag. 156—158.

Kleinecke R.: Einleitung zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken in 4 Bänden, bei Ph. Reclam, Leipzig.

Klimesch J. Math.: „Die muthmaßliche historische Persönlichkeit des armen Wohlthäters in Adalbert Stifters Novelle Kalkstein." Pädagogische Zeitschrift. Organ des steiermärkischen Lehrerbundes. Graz. November 1881. XIV. Jahrgang, Nr. 31, pag. 602—605 und Nr. 33, pag. 639—642.

Königstörfer Alois: „Das Adalbert Stifter-Denkmal in Linz." Die Weite Welt. Stuttgart—Berlin Nr. 43. 1902.

Kreſchnicka Joſef: „Im Stifterländchen. Neues und Altes über den Hochwaldbichter". Feuilleton der St. Pöltener-Zeitung. 33. Jahrgang. 1893. Nr. 9, 11, 13, 15, 17.

Kühne Guſtav: „Der Nachſommer." Europa, Leipzig, 1858. Nr. 46. pag. 1483.

Kürſchner, Dr. Joſef: „Ungedruckte Briefe von Adalbert Stifter." Ein Wiener Stammbuch, Feſtſchrift für Dr. Karl Gloſſy. 1898. pag. 372.

Kuh Emil: „Adalbert Stifter." I—IV. Wiener Zeitung 1868, Nr. 53, 63, 68.

Kuh Emil: „Zwei Dichter Öſterreichs: Franz Grillparzer—Adalbert Stifter". Peſt, Heckenaſt 1872.

Kuh Emil: „Adalbert Stifter." Verlag von Tendler und Comp. Wien 1868.

Kuh Emil: „Biographie Friedrich Hebbels." (Mit Hinweiſungen auf Stifters Verhältnis zu Hebbel.) 2 Bände. Wien 1877. Wilhelm Braumüller. Band I, S. 256; Band II, S. 264, 265, 631.

Kurz Heinrich: „Geſchichte der deutſchen Literatur." IV. Band. 4. Auflage. Leipzig. Tauber 1881.

Lambel, Dr. Hans: „Die deutſche Literatur in Oberöſterreich." Öſterr.-ungariſche Monarchie in Wort und Bild. Band Oberöſterreich und Salzburg. Wien 1889. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. pag. 214, 216, 217.

Laube Heinrich: Monatsbericht vom Leipziger Büchermarkt, Augsburger Allgemeine Zeitung. 5. Jänner 1847, Nr. 5. Beilage, pag. 37.

Lindemann Wilhelm: „Geſchichte der deutſchen Literatur." Herausgegeben und neu bearbeitet von Dr. P. Anſelm Salzer. Freiburg i. B. 1897. Herder, pag. 927.

Löbe, Dr. Otto: „Adalbert Stifter". Feuilleton. Die Neue Zeit. Olmützer Zeitung, 27. Feber 1868. 21. Jahrgang. Nr. 48.

Lorm Hieronymus: „Ein altes, neues Buch." Wiener Abendpoſt, 21. Juli 1874, Nr. 164.

Lorm Hieronymus: „Wiens poetiſche Schwingen und Federn". Leipzig. Friedrich Wilh. Grünow. 1847, pag. 206—213.

Lorm Hieronymus: „Witiko." Erſter Band. Öſterreichiſche Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben. Wien, Gerold. Jahrgang 1865. VI. Band, p. 110—116.

Lorm Hieronymus: „Adalbert Stifter, der Nachſommer." Wiener Zeitung, 23. Dezember 1857, Nr. 294, pag. 3642.

Luthmer Hans: „Auf Adalbert Stifters Pfaden durch den Böhmerwald." Daheim, 34. Jahrg. 1898. pag. 700.

Lychdorff, Vinzenz von: „Das Stifter Denkmal." Neue Freie Preſſe. Wien, 22. Mai 1902. Nr. 13556.

Markus Jordan Kajetan: „Anna Greipl." Öſterreichiſch-deutſche Volkszeitung. I. Jahrgang. Krummau, 21. Mai 1879.

Markus Jordan Kajetan: „Adalbert Stifter. Ein Denkmal." Zweite, illuſtrierte Auflage. Wien 1879. Alfred Hölder.

Markus Jordan Kajetan: „St. Thoma-Wittinghauſen." Verlag von Joſef Wiltſchko. Krummau 1882.

Markus Jordan Kajetan: „Adalbert Stifters Geburtsort." Öſterreichs Neuſchule, 2. Jahrg. Wien 1882. Nr. 1. pag. 6.

Markus Jordan Kajetan: „Von der Donau bis zur Moldau.“ Österreichs Neuschule, 2. Jahrg. Wien 1882. Nr. 10. pag. 153.

Markus Jordan Kajetan: „Adalbert Stifter als Maler.“ Österreichisch-deutsche Volkszeitung. Krummau, 12. November 1879, Nr. 84.

Mayer Wenzel: „Neu aufgefundene Briefe Adalbert Stifters.“ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag 1898. 37. Jahrg. pag. 205—210.

Mayer Wenzel: „Adalbert Stifter in Karlsbad.“ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag 1900. 38. Jahrg. pag. 441.

Meßner Paul: „Drei deutsche Böhmerwald-Dichter.“ Leipzig. J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1901.

Meyer, Professor Dr. Richard M.: „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.“ Berlin, Georg Bondi. 1900.

Meyer, Professor Dr. Richard M.: „Adalbert Stifters Nachsommer.“ Die Zeit (Wochenschrift). Wien, 31. Jänner und 7. Feber 1903. XXXIV. Band.

Meynert, Dr. Hermann: „Adalbert Stifter.“ Wanderer. 36. Jahrg. 13. Jänner 1849. Nr. 11.

Möbius H.: „Die Lehrer in der Literatur.“ Sächsische Schulzeitung. 15. Oktob. 1871.

Morgan Kamillo: „Ein ungeschriebenes Werk Stifters.“ Wiener Morgen-Zeitung. 7. Mai 1902.

Müller aus Guttenbrunn Adam: „Im Lenz geknickt.“ Proben aus dem geistigen Nachlasse Ludwig Stifters. Linz. Ebenhöchsche Buchhandlung 1881.

Müller-Rastatt K.: Einleitung zu „Abdias“ und „Condor“. Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Halle, Hendel.

Müller-Rastatt K.: Einleitung zu „Brigitta“ und „Waldsteig“. Halle, Hendel.

Müller-Rastatt, Dr. Karl: Einleitung zu der Ausgabe der „Bunten Steine“ in der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 1232—1235. Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. Saale.

Müller-Rastatt K.: Einleitung zur „Narrenburg“ und zu „Drei Schmiede ihres Schicksals“. Halle, Hendel.

Müller-Rastatt K.: Einleitung zu „Hochwald“ und „Das Heidedorf“. Halle, Hendel.

Müller-Rastatt K.: „Charles Sealsfield und Adalbert Stifter.“ Blätter für literarische Unterhaltung. 9. Februar 1893. Nr. 6. pag. 81.

Naaf, Dr. Anton August: „Adalbert Stifters Heimat und Heimatswerke.“ Ostdeutsche Rundschau, 27. Feber 1901.

Nafe Otto: „Adalbert Stifter. Seine Heimat und seine Naturbilder.“ Janus. Blätter für Literaturfreunde. Monatschrift für Literatur und Kritik. Band I. 1903. Heft 7 und 8. Verlag von Oskar Hellmann in Jauer.

Nagler: Künstlerlexikon, XVII. Band, p. 354.

Neuberg A.: „Adalbert Stifter und seine Studien.“ Linzer Zeitung, 1894, Nr. 64. Beilage.

Neumann Franz: „Adalbert Stifter. Beitrag zu seiner Biographie.“ 20. Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1893. Selbstverlag der Staatsrealschule.

Neumann Franz: „Adalbert Stifter, Oberplan—Linz.“ Böhmens deutsche Poesie und Kunst, 1895, pag. 935, 959, 984, 1008.

Neuwirth, Professor Dr. Josef: „Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Beilage zur Bohemia, Juni 1892.

Neuwirth, Dr. Josef: „Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben von dem Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag 1903. Nr. 295, 296.

Nietzsche Friedrich: „Menschliches, Allzumenschliches." (Urteil über Stifters Nachsommer.)

Nordmann Johannes: „Von zwei Todten." Feuilleton im „Wanderer". 1868. Nr. 29.

Opitz Richard: „Besprechung der Studien." Blätter für literarische Unterhaltung, 1896. Nr. 38. Leipzig, F. A. Brockhaus. pag. 593.

Pach Oskar: „Zur Stifterdenkmal-Enthüllung in Linz." Das literarische Deutsch-Österreich. Organ der deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft. III. Jahrgang, 3. Heft. Juli 1902.

Paoli Betty: „Deutsche Briefe. IV. An Adalbert Stifter." Die Presse, Nr. 85. Wien, 4. Oktober 1848.

Penk, Dr. Albrecht: „Friedrich Simony." Wien 1898. Hölzel. pag. 57 und 63.

Peter Johann: „In Adalbert Stifters Heimat." Kölnische Volkszeitung, Sonntagsbeilage, 28. Juni 1903. 44. Jahrg. Nr. 538.

Pichler Adolf: „Zu meiner Zeit." Schattenbilder aus der Vergangenheit, pag. 283.

Pole Friedrich: „Stifters Lieblinge." (Kakteen). Die Debatte. V. Jahrgang, Nr. 53. 23. Feber. 1868.

Prem, Dr. S. M.: „Hermann Gilm." Herrigs Archiv 80, 260 (1888).

Prem, Dr. S. M.: „Adolf Pichler." Kufstein 1889. pag. 10.

Pröll Karl: „Adalbert Stifter, der Dichter des deutschen Böhmerwaldes." Prager Sammlung gemeinnütziger Vorträge. November 1891. Nr. 161.

Rank Josef: „Aus meinen Wandertagen." Wien und Leipzig, Zarmarski. 1864. pag. 264.

Ranzoni Emerich: „Adalbert Stifter als Maler." Feuilleton. Neue Freie Presse. 1878.

Ranzoni Emerich: „Stifters Bunte Steine." Der Salon. Belletristisch-literarische Revue, herausgegeben von Johannes Nordmann. Wien, 1853, I. Band, 1. Jahrgang, p. 336 bis 339.

Ranzoni Emerich: „Nekrolog auf J. N. Geiger." Kunstblatt der Neuen Freien Presse. Wien 9. November 1880, Nr. 5820.

Ranzoni Emerich: „Adalbert Stifter. Ein Beitrag zur persönlichen Charakteristik des Dichters." Konkordia-Kalender für das Jahr 1869. II. Jahrgang. Wien. Karl Fromme. S. 209 ff.

Reitzenbek Heinrich: „Adalbert Stifter. Biographische Skizze." Libussa 1853, Prag. Herausgegeben von Alois Klar. XII. Jahrgang, pag. 317—330.

Rocholl R.: „Einsame Wege." (Anonym herausgegeben.) Leipzig 1898. A. Deichert (G. Böhme). pag. 110—111.

Rosegger P. K.: „Ein Dichter von Gottes Gnaden." Das neue Jahr 1874. Volkskalender. Pest 1874. Heckenast. pag. 38 ff.

Rosegger P. K.: Heimgarten 1887. XI. Band. pag. 515—519.

Rosegger P. K.: „Adalbert Stifter. Eine Skizze seines Lebens und Schaffens." Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte. Band 38, April—Sept., p. 200—204.

Rosegger P. K.: „Ein Tag im Böhmerwalde." Heimgarten. Graz, Leykam. Juli 1897.

Rosegger P. K.: „Allerlei Menschliches." (Mit einer Stifter-Anekdote.)

Sauer, Dr. August: „Einige Bemerkungen zu einer im Besitze des Vereines befindlichen Autographensammlung." Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 33. Jahrg. Prag 1895. pag. 375.

Sauer, Professor Dr. August: „Adalbert Stifter als Stilkünstler." Festschrift des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, seinen Mitgliedern gewidmet zur Feier des 40jährigen Bestandes, 27. Mai 1902, pag. 108—116. J. G. Calve, Prag, 1902.

Sauer, Dr. August: „Die neue Stifter-Ausgabe der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen." Deutsche Arbeit, 1. Jahrg. 1902. pag. 578—582.

Sauer, Professor Dr. August: „Erster Bericht über die im Rahmen der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" geplante kritische Gesamtausgabe der Werke Adalbert Stifters." Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, Nr. XII.

Schachinger Karl: „Am Maierhoferberg." Linzer Volksblatt, April 1901.

Schachinger Karl: „Wia da kloan Loisl auf d' Welt kema is". Feuilleton. Linzer Volksblatt, 30. März 1902.

Schachinger Karl: „Wittinghausen." Linzer Volksblatt, 28. Juli 1901.

Schlaf Johannes: „Adalbert Stifter." Halbmonatschrift „Literarisches Echo". I. Jahrgang. Heft 1, vom 1. Oktober 1898. Berlin, F. Fontane und Comp.

Schlossar, Dr. Anton: „Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters." Wage, 2. Jahrg. pag. 522—525.

Schlossar, Dr. Anton: „Zum 25. Jahrestage des Todes Adalbert Stifters. Zumeist nach bisher ungedruckten Briefen und Mitteilungen über denselben." Wiener Zeitung. Feuilleton. Jänner 1893, Nr. 26 ff.

Schlossar, Dr. Anton: „Aus dem ungedruckten Nachlasse österreichischer Dichter." Dioskuren, 25. Jahrg. pag. 258—268.

Schlossar, Dr. Anton: „Zum Gedächtnisse Adalbert Stifters. Nach bisher zumeist ungedruckten Briefen Stifters und Mitteilungen über denselben." Heimgarten, XVII. Jahrgang, 8. Heft. Graz, Leykam 1893.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifter." Allgemeine deutsche Biographie, 36. Band, pag. 218—228. Duncker & Humblot. Leipzig 1893.

Schlossar, Dr. Anton: „Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters." Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft. Jahrgang IX. 1899, pag. 167—212.

Schlossar, Dr. Anton: „Briefe von Adalbert Stifter." Neue Freie Presse 1899, 10. August.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifter und die Künstler Axmann und Geiger." Zeitschrift für Bücherfreunde. IV. Jahrgang, Heft 8, November 1900. Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. Seite 273—287.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifter und Goethe." Wiener Zeitung, 27. Jänner 1901.

Schlossar, Dr. Anton: „Ein Erinnerungsblatt zum Todestage Stifters." Wiener Zeitung, 28. Jänner 1902.

Schloſſar, Dr. Anton: „Jugendgedichte Adalbert Stifters.“ Neue Freie Preſſe. 25. Jänner 1903.

Schloſſar, Dr. Anton: „Adalbert Stifters Leſebuch.“ Beilage zu Nr. 98 der Wiener Abendpoſt vom 30. April 1903.

Schmidbammer Betty: „Das größte Kleinod Adalbert Stifters.“ Evangeliſcher Hausfreund. Juni 1902, pag. 266.

Schmidl, Dr. Adolf: „Stifters Studien I und II.“ Öſterreichiſche Blätter für Literatur und Kunſt. Wien, 4. Jänner 1845, II. Jahrgang, Nr. 2, pag. 12.

Schmidt Julian: „Adalbert Stifters Bunte Steine.“ Grenzboten, 1853. 12. Jahrg. I. Sem. I. Band. Leipzig, Herbig.

Schmidt Julian: „Stifters Nachſommer.“ Grenzboten 1858. 17. Jahrgang. I. Sem., 1. Band, pag. 161—172. Leipzig. Ludwig Herbig.

Schmidt Julian: „Geſchichte der deutſchen Literatur von Leibnitz bis auf unſere Zeit.“ V. Band. Berlin 1896. Wilhelm Hertz. pag. 570.

Schmidt-Weißenfels: „A. Stifter: Der Nachſommer.“ Kritiſche Blätter für Literatur und Kunſt. Herausgegeben von J. L. Kober. II. Jahrgang. 1858. Band I, Nr. 5, pag. 124—126.

Schnürer, Dr. Franz: „Das Heidedorf, Einleitung.“ Allgemeine Bücherei Nr. 3. Wien, Braumüller.

Schönaich V. F.: „Zwei Dichter Öſterreichs.“ Feuilletoniſtiſche Beilage zur „Silesia“ vom 23. Feber 1879.

Schücking Levin: „Literariſche Überſichten.“ Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 174. Beilage, 23. Juni 1847. pag. 1385.

Schücking Levin: „Bunte Steine.“ Augsburger Allgemeine Zeitung. Nr. 52. Beilage. 21. Februar 1853, pag. 826—828.

Schuk P.: „Martin Stifter. Erinnerungen des letzten Bruders Adalbert Stifters an den Dichter.“ Deutſches Volksblatt, 12. März 1903, Nr. 5094. Wien.

Sechter Moriz und Heinrich Teufelberger: „Jordan Kajetan Markus.“ Herausgegeben vom Verein der deutſchen Böhmerwäldler in Wien. Linz 1894.

Seidl Johann Gabriel: „Studien von Adalbert Stifter. I. Band.“ Wiener Zeitung. 24. Dezember 1844, Nr. 356.

Siegl J. A.: „Der Dichter der Studien.“ Ein Erinnerungsblättchen. Öſterreichiſche Gartenlaube. 3. Jahrg. Beilage Nr. 13. pag. 51. Graz, Heinrich Hügel.

Speidel Ludwig: „Adalbert Stifter.“ Feuilleton. Die Preſſe. 21. Jahrgang, Nr. 29. Wien, 30. Jänner 1868.

Spengler, Dr. Franz: „Stifter als Erzieher.“ Öſterreichiſche Mittelſchule, 12. Jahrg. Wien 1898, pag. 160—176.

Stamm, Dr. Adolf: „Witiko.“ Neue Freie Preſſe, 1865. Nr. 327. (Bücher-Zeitung.)

Steger Fr.: Ergänzungs-Konverſationslexikon, VIII. Band. Leipzig und Meißen 1853.

Stoeßl O.: Einleitung zu Stifters Werken. Auswahl in 7 Bänden. A. Warſchauer, Berlin.

Strobach Friedrich v.: „Adalbert Stifters nachgelaſſene Briefe.“ Die Preſſe. Wien, 8. Sept. 1889. Feuilleton.

Strobach Friedrich v.: „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter.“ Die Preſſe. Feuilleton. Wien. 5. Feber 1889.

Thaler, Karl von: „Literariſche Briefe. Witiko.“ Bücher-Zeitung, Neue Freie Preſſe, Wien, 4. Oktober 1867. Nr. 1111.

Thaler Karl v.: „Adalbert Stifter.“ Feuilleton. Neue Freie Preſſe. Wien, 30. Januar 1868, Nr. 1227.

Tenger Mariam: „Beim Dichter der Studien.“ Die Gartenlaube. Leipzig. Keil. Jahrgang 1868. Nr. 8, pag. 120—122.

Truxa, Dr. Hans Maria: „Öſterr. Kaiſer-Jubiläumsdichterbuch (50 Jahre öſterr. Literatur).“ Herausgegeben von Eduard Haſſenberger, Wien 1899.

Uhde Hermann: „Der dritte Band von Stifters Studien.“ Blätter für literariſche Unterhaltung, I. Band. Nr. 22. 28. Mai 1874. pag. 347.

Uhl Friedrich: „Adalbert Stifter.“ Wiener Zeitung. 23. Mai 1902.

Voigts Friedrich: „Studien von Adalbert Stifter.“ Blätter für literariſche Unterhaltung. 16. Mai 1845, Nr. 136, pag. 546-547.

Wackernagel Martin: „Geſchichte der deutſchen Literatur.“ II. Band. pag. 682.

Walter Julius: „Neue Sprudelſteine. Ein Karlsbader Bilderbuch.“ (Mit einem Bericht über Stifters Aufenthalt in Karlsbad). Wien 1876. Rosner. pag. 215—221.

Weber Beda: „Charakterbilder.“ Frankfurt a. M. 1853. Sauerländer, Zwei Wiener Poeten. pag. 163.

Webinger Franz: „Adalbert Stifter.“ Katholiſche Blätter. 54. Jahrgang, Nr. 11, pag. 141—142. Linz 1902.

Weislein Karl: „Linzer Brief.“ Wochen-Zeitung, Korneuburg, 12. Juni 1902.

Weitbrecht Immanuel: „Adalbert Stifter, ein Bild des Dichters.“ Amelangs Verlag, Leipzig 1887.

Widmann, Dr. Hans: „Adalbert Stifter.“ (Abhandlung über die Probleme in Stifters Dichtungen). Literaturbilder fin de siècle. II. Band, München, J. Schweitzers Verlag 1897.

Wülfing J. E.: „Einige ſprachliche Eigentümlichkeiten bei Gottfried Keller und bei Adalbert Stifter.“ Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht. 7. Band, pag. 663—665.

Wurzbach, Dr. Conſtant v.: „Stifters Biographie.“ Biographiſches Lexikon des Kaiſertums Öſterreich. Wien. Hof- und Staatsdruckerei 1879. 39. Teil.

Zeiſing Adolf: „Adalbert Stifter. Bunte Steine.“ Blätter für literariſche Unterhaltung. Leipzig. Brockhaus. Jahrgang 1853, pag. 774—780.

Zenz, Dr. Wilhelm. „Einige Beiträge zur Kenntnis Adalbert Stifters als Schulmann.“ Feſtgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales in Linz, 24. Mai, pag. 21—78.

Zenz, Dr. Wilhelm: „Das deutſche Volksſchulweſen in Öſterreich im 18. und 19. Jahrhundert.“ 3. Jahresbericht der k. k. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanſtalt in Linz, pag. 3—28.

Athenäum: Kritik der „Bunten Steine." London, 29. Jänner 1853, Nr. 1318.

Augsburger allgemeine Zeitung: „Nekrolog." Beilage Nr. 31 vom 31. Jänner 1868, pag. 460.

Blätter für literariſche Unterhaltung, 13. Feber 1868, Nr. 7. Leipzig, Brockhaus, pag. 110. „Adalbert Stifter. Nekrolog."

Bohemia 1868, Nr. 40. Feuilleton. „Adalbert Stifter."

Die Debatte, Wien, 30. Jänner 1868. Feuilleton aus Nr. 29, V. Jahrgang. „Adalbert Stifter." F. U.

Euphorion, Zeitſchrift für Literaturgeſchichte. Herausgegeben von Dr. A. Sauer, III. Band. Jahrg. 1896.

Fremdenblatt, Wien, 27. Jänner 1894, pag. 13, Feuilleton: „Zu Adalbert Stifters Todestag."

Grenzboten, Beſprechung der „Bunten Steine". 12. Jahrg. I. Band. Leipzig 1853. pag. 41—43.

Heimgarten, „Briefe Stifters aus Aprents Sammlung". 12. Jahrg. 1888. pag. 48—56 und 113—117.

Heimgarten, 26. Jahrg. 1902. „Zur Enthüllung des Stifterdenkmals." (Mit R. unterzeichnet.) pag. 795.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter für das katholiſche Deutſchland. XXXI. Band, pag. 848. München 1853.

Jahrbuch der Grillparzer Geſellſchaft. I. Jahrgang. „Brief Stifters an Grillparzer." S. 412.

Jahrbuch der Grillparzer Geſellſchaft, X. Jahrg. pag. 198.

Jahresberichte für neuere deutſche Literaturgeſchichte. 1890—1894, Stuttgart und Leipzig, Göſchen. 1895—1899. Berlin, Behr.

I. Band: IV 1:2; 3:3, 111.
III. Band: IV 1a:2; 3:79—80, 82; 12:9, 157.
IV. Band: I 6:225.
V. Band: IV 3:403a—411.
VI. Band: IV 1a:7; 3:350—355.
VII. Band: IV 1a:39; 2:228; 3:9; 105; 108; 111—116a; 384.
VIII. Band: IV 3:3; 103—105; 217.
IX. Band: IV 1a:26, 31; 2:507; 3:13, 310—316.
X. Band: I 1: 131; 10:69; IV 1a:25; 1c:41; 3:346—76; 4:414.

Krakauer Zeitung. VIII. Jahrgang. 22. Jänner 1864, Nr. 17. Feuilleton. „Adalbert Stifters Studien."

Leipziger Illuſtrierte Zeitung. 22. Februar 1868. „Stifter-Nekrolog."

Leipziger Illuſtrierte Zeitung. 23. September 1865. Nr. 1160 pag. 218. „Witiko".

Linzer Tagespoſt, 2. Feber 1868. IV. Jahrgang, Feuilleton: „Erinnerungen an Adalbert Stifter." Von einem Landsmanne.

Linzer Tagespoſt, 29. Jänner 1868. „Stifter todt!" (Bericht über das Ableben des Dichters.)

Linzer Tagespoſt, 31. Jänner 1868. Nachricht über das Leichenbegängnis. Verzeichnis der Verſtorbenen, darunter: „Adalbert Stifter, k. k. Hofrat i. P., 63 J., 1213, Zehrfieber."

Linzer Tagespoſt, 2. Feber 1868. Stifters Nachlaß.

Linzer Tagespost, 1. Juni 1902. „Das erste Denkmal." G—s.

Linzer Zeitung, 28. Jänner 1868, Verschlimmerung im Zustande Stifters. Darreichung der Sterbesakramente.

Linzer Zeitung, 29. Jänner 1868. † Adalbert Stifter.

Linzer Zeitung, 30. Jänner 1868. Totenmaske, Abnahme derselben durch den k. k. Hofbildschnitzer Rint. Anerkennung für Dr. Essenwein. Kränze für Stifters Grab.

Linzer Zeitung, 31. Jänner 1868. „Adalbert Stifter." Gedicht von Heinrich Reitzenbek.

Linzer Zeitung, 1. Feber 1868. A. R. „Ein Cypressenzweig auf Stifters Grab." Gedicht.

Linzer Zeitung, 2. Feber 1868. Danksagung der Hinterbliebenen.

Linzer Zeitung, 4. Feber 1868. Sitzung der „Namenlosen." Nachruf.

Linzer Zeitung, 19. Feber 1868. Beileidskundgebungen an die Witwe.

Linzer Zeitung, 27. Feber 1868. Das Gymnasium erhält über besonderes Ansuchen Stifters Werke von Heckenast portofrei als Geschenk für die Schulbibliothek, da man dieselben dort bisher nicht besaß und zum Ankaufe kein Geld vorhanden ist.

Linzer Zeitung, 15. März 1868. Unterstützung der Witwe des Dichters aus der Schillerstiftung.

Linzer Zeitung, 21. März 1868. Aprent wird mit der Ordnung und Herausgabe des Nachlasses betraut.

Linzer Zeitung, 17. April 1868. Pilgerfahrten an Stifters Grab. Auch aus Deutschland kommen Besucher, um Erde vom Grabhügel als Andenken mitzunehmen.

Linzer Zeitung, 19. Juni 1868. Stifters alte Möbel, Gemälde und Bücher werden als verkäuflich ausgeschrieben, da die Witwe in Notlage ist.

Linzer Zeitung, 2. August 1868. Aufruf, zur Enthüllung der Gedenktafel an Stifters Geburtshaus nach Oberplan zu kommen.

Linzer Zeitung, 1. November 1868. Anregung, sein Sterbehaus mit einer Gedenktafel zu schmücken. (Blieb damals erfolglos. Eine solche Gedenktafel wurde erst am 20. Juli 1903 errichtet.)

Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. Zweite Serie. Lorck in Leipzig. 1862, pag. 57—58.

Morgen-Post, Wien, 29. Jänner 1868. 18. Jahrg. Nr. 28. Feuilleton über das Ableben Stifters.

National-Zeitung, Berlin, 24. Dezember 1852. Besprechung der „Bunten Steine".

Neue Freie Presse, 29. Jänner 1868, Nr. 1226. Todesanzeige.

Neue Freie Presse, 29. Jänner 1868, Abendblatt Nr. 1226. Originalkorrespondenz aus Linz. Nach derselben hat Stifter „in den letzten Tagen durch Hustenanfälle der heftigsten Art außerordentlich gelitten."

Neue Freie Presse, Nr. 2823. A. W. „Zwei Dichter Österreichs."

Neue Freie Presse, Nr. 564. 26. März 1866. „Stifter über die Wasserfrage." (Versorgung der Stadt Linz mit gesundem Trinkwasser.)

Neue Illustrierte Zeitung, I. Band 1876, Nr. 18, pag. 275, 276. „Bilder aus dem Böhmerwalde (den Manen des Hochwalddichters)."

Österreichiſches Morgenblatt, Herausgegeben von Joh. Nep. Vogl. „Taſchenbuch-Revue.“ 17. Jänner 1844. 9. Jahrg. Nr. 8. pag. 31.
Österreichiſches Morgenblatt, „Literatur“. 2. September 1844. 9. Jahrg. Nr. 106. pag. 423.
Österreichiſches Morgenblatt, „Taſchenbücherſchau“. 16. November 1844. 9. Jahrg. Nr. 138.
Österreichiſches Morgenblatt, „Literatur“. 6. Jänner 1845. 10. Jahrg. Nr. 3. pag. 12.
Österreichiſches Morgenblatt, „Literariſche Anzeige“. 31. Mai 1845. 10. Jahrg. Nr. 65. pag. 260.
Österreichiſches Morgenblatt, 7. November 1846. 11. Jahrg. Nr. 133. Kurze Beſprechung des „Waldgänger“ (M. D. C. gezeichnet), pag. 532.
Österreichiſches Morgenblatt, „Literatur“. 10. Mai 1847. 12. Jahrg. Nr. 56.
Österreichiſches Morgenblatt, „Literatur“. 26. Mai 1847. 12. Jahrg. Nr. 63. pag. 251.
Österreichiſches Morgenblatt, „Literatur“. 17. November 1847. 12. Jahrg. Nr. 138. pag. 551.
Österreichiſches Morgenblatt, „Taſchenbücherſchau“. 22. November 1847. 12. Jahrg. Nr. 140. pag. 559 (gezeichnet B. We . . e.).
Österreichiſcher Volks- und Wirtſchaftskalender für das Jahr 1874. 23. Jahrg. pag. 1 und 2. „Die Ruine St. Thoma.“
Oſtdeutſche Rundſchau 1899. „Eine neue Volksausgabe von Adalbert Stifters Werken.“
Peſt Ofner Zeitung, 21. Dezember 1854. Nr. 293. „Studien von Adalbert Stifter.“
Preßburger Zeitung, „Studien von Adalbert Stifter“ (gezeichnet Th.). 21. Dezember 1856, Nr. 294, pag. 3.
Preſſe. Die, 23. Jahrgang, Nr. 35. 5. Feber 1870. A. Sch. „Die Reliquien Adalbert Stifters.“ Feuilleton.
Tagesbote aus Böhmen. XVII. Jahrgang, Prag, 7. Feber 1868, Nr. 28, B. H. „Adalbert Stifter. Nekrolog.“
Tagespoſt, Graz, 29. Auguſt und 2. September 1873. 18. Jahrg. Nr. 198 und 201. Feuilleton: H. J. „Über Adalbert Stifters Kunſtanſchauung.“
Tages-Preſſe, Literatur-Zeitung, 5. Dezember 1872. „Studien.“
Telegraf. Graz, 31. Jänner 1868. XIV. Jahrgang, Nr. 25. Feuilleton. A. St. „Adalbert Stifter.“
Theaterzeitung vom 12. Feber 1853. „Bunte Steine.“
Über Land und Meer, „Adalbert Stifter“ von H. S. Stuttgart, Hallberger, 1868. 19. Jahrg. Nr. 25. pag. 401.
Unſere Zeit. Deutſche Revue der Gegenwart. Neue Folge. 2. Jahrg. 1. Hälfte. 1866. „Rint Johann, der Bildſchnitzer zu Linz.“ pag. 63—66.
Volksbibliothekar, Winterberg i. Böhmen. 15. September 1897. 3. Jahrg. Nr. 3. pag. 33. „Adalbert Stifters ſchriftſtelleriſche Tätigkeit.“
Vorarlberger Volksblatt, Nr. 11, 7. Feber 1868. Feuilleton: „Der Pfarrer im Kar“.
Voſſiſche Zeitung. Berlin, 12. Juni 1902. A. K. „Adalbert Stifter als Maler.“
Wanderer, 5. März 1868, Nr. 64. A. O. „Erinnerungsblatt an Adalbert Stifter.“ Feuilleton.

Wanderer, „Briefe von Adalbert Stifter", Dr. G—n. 12. September 1869, Nr. 253.
Wiener Abendpoſt, Beilage zur Wiener Zeitung. Wien, 7. April 1900. „Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters." Veröffentlicht von H—r.
Wiener Abendpoſt, 10. Mai 1873, Nr. 108, pag. 861. „Zum Portrait Adalbert Stifters."
Wiener Zeitung, Feſtnummer, 8. Auguſt 1903. „Die öſterreichiſche Wochenſchrift" von R. Holzer. pag. 64.
Wiener Zuſchauer, 1844. IV. Band. „Adalbert Stifters Studien" von Norbert. pag. 1578.
Wiener Zuſchauer, 1845. III. Band. „Revue des Büchermarktes." pag. 1220.
Zellners Blätter für Theater, Muſik und bildende Kunſt. Wien 1865, Nr. 1. „Aus einem Briefe Stifters."

Perſonen-Regiſter.

Achenbach Andreas 488.
Altenberger, Dr. 554, 555.
Amelang C. F. 596, 642, 651, 652.
Ammann J. J. 73, 75, 76, 88, 91, 93, 432.
Angerer 511.
Aprent Johannes 27, 31, 87, 88, 111, 227, 351, 352, 405, 416, 435, 513, 554, 557, 585, 598, 601, 602, 614, 617, 619, 620, 621, 624, 628.
Arnemann 582.
Arneth, von 297, 322, 511.
Axmann Ferdinand 422.
Axmann Joſef 364, 443.

Baar Joſef 637, 640.
Babic Stefan 644.
Bachhofen von Echt, K. Adolf senior 284, 476, 479, 481, 483, 489, 490, 492, 493, 496, 497, 498, 500, 501, 502, 503, 504, 506, 509, 661.
Bahr Hermann 621, 647.
Balling 637.
Bancalari, Guſtav von 641.
Baudiſſin, Gräfin 350.
Bauernfeld Eduard 649.
Baumgartner, Andreas Freiherr von 48, 85, 408, 636.
Beck Karl 219, 655.
Beethoven, Ludwig van 269, 556.
Belcredi, Graf 566, 570.
Bergmann 65.
Beurle, Dr. Karl 642, 647.
Beyer Leopold 180.
Bezecny Franziska 73, 497.
Binzer, Karl Freiherr von 252, 424, 458.
Binzer, Emilie Baronin von 437, 448, 554.
Bitterlich Hans 643.
Blechinger Marie 74, 88, 630.
Blenkelmüller Ambroſius P. 36.
Blumauer Karl 434, 442, 468, 469, 471, 500, 502, 503, 506.
Böcklin Arnold 478, 505.
Böheim Joſef 644.
Böttger Adolf 655.
Bodenſtedt Friedrich 511.
Bojar Andreas 640, 641.
Brandner Anton 98.
Bratranek F. Th. 655.
Braumüller Wilhelm 651.
Braun Antonie 478, 484, 485, 491.
Braun, Profeſſor 555.
Brenner, Adolf Freiherr von 61, 66, 67, 68, 85, 177, 181, 302, 629.
Brockes Heinrich 301.
Brunnbauer Alois 641.
Buddeus Aurelio 223.
Bürkel Heinrich 488, 511.
Bylandt-Rheidt, Graf Arthur 644.

Calve J. G. 180, 624, 651.
Caſtelli Friedrich 67, 650.
Chyna Matthias 641.
Collin, Ludwig von 66, 113, 179.

Digitized by Google

Colloredo, Gräfin 483.
Colloredo-Mannsfeld, Joſef Fürſt 66, 488.
Cowper William 656.

Daberkow C. 651, 652.
Daffinger Moritz Michael 216, 286.
David J. J. 656.
Dickens Charles 321.
Dierzer, Emil Ritter von 644.
Donberger, Dr. 377, 381.
Drodtleff Rudolf 423.
Droſte-Hülshoff, Annette von 655.
Dürrnberger, Dr. Adolf 642.
Duſchek, Dr. Ignatius 495.

Ebenhoch, Dr. Alfred 644, 647.
Ebert Karl Egon 361.
Eder Guſtav 644.
Edlinger Anton 637.
Egger Katharina 493.
Eichendorff, Luiſe Baroneſſe von 245, 286, 355, 411, 462, 512.
Eitelberger, R. von 597.
Eliſabeth, Kaiſerin von Öſterreich 361, 362, 363.
Eliſcher 411.
Ellrodt Sofie 136.
Eſſenwein, Dr. Karl 554, 555, 557, 559, 563, 577, 579, 580, 581, 583.
Eſterhazy, Gräfin 362.
Ettingshauſen 48.
Eyck, Jan van 553.

Ferſtel, Heinrich Ritter von 637.
Fiedler Walter 651.
Fink Emil 500, 642.
Fiſchbach Johann 178, 445, 488.
Fiſcher Aloys 231, 234.
Fiſcher Karl 456.
Fiſcher R. 483.
Fitger Arthur 484.
Fleiſchanderl Joſef 93, 94.
Förſter 459.
Foſſek Guſtav 508.
Franz Joſef I., Kaiſer von Öſterreich 240, 243, 246, 361, 362, 363, 515, 566, 569, 570, 571, 596.
Franz Karl, Erzherzog von Öſterreich 362.
Friepeß Franz 13, 32.
Friepeß Magdalena 102.
Fritſch, F. von 557.
Fritſch, Johann Ritter von 242.
Fürböck Ernſt 509.
Fürſt Rudolf 135, 336.
Füß Ferdinand 102.
Fuchs K. 651.
Funke J. 475.

Gabriel J. 637, 644.
Gartner Dr. 417, 503.
Gauermann Friedrich 475, 488.
Geiger P. J. N. 511, 624.
Gellert Chriſtian Fürchtegott 301.
Gerbert von Hornau, Dr. Viktor 587, 595.
Germela 644.
Gerold K. von 283.
Gervinus Georg Friedrich 136, 301.
Geßner Salomon 301, 484.
Göbel 587.
Göllerich Auguſt 644.
Görner, Dr. Karl Ritter von 642, 646.
Goethe, Johann Wolfgang von 17, 37, 39, 159, 246, 289, 291, 335, 354, 399, 405, 452, 484, 510, 514, 556, 573, 648, 652, 654, 664.
Goncourt Edmond de 147.
Gottſchall Rudolf 553.
Grabbe Chriſtian 110.
Graf Karl 491.
Grandauer Joſef 400.
Greipl Adalbert 73.
Greipl Familie 69, 72, 73, 185, 408, 490, 497.
Greipl Fanny 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 82, 83, 84, 85, 88, 91, 92, 93, 94, 97, 99, 185, 432, 619, 623, 630.
Greipl Franziska 629.
Greipl Guſtav 498.
Greipl Klara 73.
Greipl Luiſe 73.
Greipl Mathias junior 73, 75, 81, 84, 85, 491, 619, 623.
Greipl Nani 619, 620.

Grillparzer Franz 17, 67, 113, 212, 219, 224, 227, 288, 361, 408, 511, 512, 514, 524, 571, 649.
Grimus, Ritter von Grimburg August 644.
Grimm Hermann 655.
Grimm Wilhelm Karl 223.
Große Julius 484.
Groth Klaus 655.
Grün Anastasius 67, 219, 649, 655.
Gubatta, Dr. 489.
Guglia, Dr. Eugen 644.

Haanen, Remi van 488.
Haas Heinrich 642.
Habert Johann 634.
Hackelberg, Baron 554, 555, 559, 579, 583.
Hall, Placidus P. 33, 35, 36, 297, 317, 318.
Halm Friedrich (Münch-Bellinghausen) 219, 596.
Hamerling Robert 219, 649.
Handel, Amélie Baronin von 434, 444, 447, 460, 487, 557.
Handel, Anna Baronin von 445.
Handel, Anton Baron von 445.
Handel, Risa Baronin von 445.
Handel, Sigmund Baron von 61, 66, 68, 125, 126, 178, 448, 482, 483, 633.
Hansch Anton 475, 488, 493, 499, 500, 503.
Hartel, Dr. Wilhelm Ritter von 644, 646.
Haslinger Familie 426, 562.
Hauff Wilhelm 110.
Hauptmann Gerhard 484.
Haydn Josef 26.
Haymerle, Dr. Franz Ritter von 228.
Hebbel Friedrich 290, 361, 404.
Heckenast Gustav 15, 72, 108, 114, 115, 160, 161, 173, 181, 187, 216, 217, 221 222, 223, 225, 234, 235, 245, 247, 248, 249, 270, 279, 280, 282, 283, 284, 286, 290, 303, 305, 344, 345, 350, 351, 352, 353, 354, 356, 358, 363, 365, 367, 399, 405, 410, 411, 416, 420, 422, 437, 451, 456, 459, 465, 503, 505, 508, 511, 516, 523, 551, 552, 553, 555, 559, 560, 572, 574, 595, 596, 598.
Hein Franz 652.
Heinse Wilhelm 402.
Helfert, Josef Alexander Freiherr von 446, 482, 483, 491, 628.
Hendel Otto 651, 652.
Herder Joh. Gottfried von 219, 220, 652.
Hermann, Alois Ritter von 562, 570.
Herrle, Dr. Moritz 72, 637, 638.
Hesse Max 135, 651, 652, 653.
Heymann, Dr. August 110.
Heyse Paul 484, 656.
Heyß Ferdinand P. 283.
Hilscher Josef Emanuel 247.
Hippel, Karl von 460, 511, 655.
Hochstetter, Ferdinand von 9.
Hoefer Edmund 511, 656.
Hölty Hermann 656.
Holecek Dr. 416.
Holzer Josef 475.
Holzer Rudolf 436, 644, 653.
Homer 120, 360, 514, 524, 536, 549.
Horcicka Dr. Adalbert 180, 476, 484, 489, 490, 491, 494, 496, 497, 506, 508, 597, 624, 644, 651.
Hornbostel Th. 66.
Hruschczy Marie von (Mariam Tenger) 71, 453.
Huber 73, 89.
Huber Julie 93.
Huber Nanni 93.
Hübler 637.
Humboldt, Alexander von 510.
Huster Josef 642.

Jäger Friedrich 113, 287, 446.
Jean Paul (F. Richter) 34, 49, 50, 61, 67, 119, 126, 135, 136, 246, 258, 299, 449, 654.
Jenne Josef 26, 27, 28, 29, 31.
Irving Washington 287.

Kadelburg, Dr. J. 634.
Kaindl Familie 140, 443, 460, 465, 503, 507, 508.
Kaiser J. M. 162, 350, 351, 429, 434, 464.
Kalbeck Max 501, 505.
Kallmorgen Fr. 652.

Karl Alexander, Großherzog von Sachſen-Weimar 598, 634.
Kary Urſula 13, 24, 26, 147.
Keim Franz 647.
Keller Gottfried 405, 484, 656.
Kepler Johann 248, 520, 650.
Kerner von Marilaun, Dr. Anton Ritter 639, 655.
Kerner Juſtinus 511.
Kienzl Wilhelm 647.
Kinkel Gottfried 655.
Klier von Hellwarth, Guſtav 477, 487, 491, 495.
Klimeſch Johann Mat. 317.
Kner 178.
Koch Bernhard 33.
Koch 287.
Körner Theodor 110.
Kohn Eduard 640.
Konopa Rudolf 644.
Kranach Lukas 553.
Kreſchnicka Joſef 36.
Kriegs-Au, Adolf Freiherr von 515, 556, 557, 561, 568, 570, 571, 572.
Krombholz 350.
Kürſchner Joſef 423.
Kuh Emil 118, 161, 204, 212, 238, 302, 323, 335, 398, 411.
Kurz Johann 564, 565, 569.

Lachmann Karl 223.
Lambel, Dr. Hans 647.
Lamberg, Fürſt 469, 470, 488.
Lambort Marie 99.
Langfellner Marie 377, 433, 434, 458.
Lanna, Adalbert Ritter von 499, 501.
Laube Heinrich 217.
Lazzer 99, 100.
Lebzeltern, Freiherr von 178, 483, 488.
Lechner 350, 448.
Lefler Heinrich 644.
Lenau Nikolaus 67, 219, 649, 655.
Leſſing Gotthold Ephraim 38, 39, 652, 658.
Leu Auguſt 488.
Lichtenberg Georg Chriſtoph 405.
Liechtenſtein, Johann Fürſt zu 642.
Lind Jenny 222, 287, 446.
Lipperheide, Freiherr von 642.
Littrow Joſef Johann 48.
Löcker, Dr. Joſef 647.
Löffler Karl 140, 424, 447, 450, 460, 465, 624.
Lorm Hieronymus 292, 408, 553.
Lorrains Claude 488.
Ludwig, Dr. K. 636.
Lychdorff Vinzenz von 647.

Mahlknecht 216.
Majlath, Joh. Graf 108, 159, 160, 161, 449.
Marenholz, Baron von 463, 492, 562.
Marais E. 651, 652, 653.
Marko Karl 474, 475, 488.
Markus Adalbert 487, 619, 642, 645, 646.
Markus Jordan Kajetan 482, 499, 628, 636, 637, 638.
Maſius Hermann 655.
Mathes, Karl Ritter von 642.
Matoſch, Dr. Anton 647.
Mayer Jakob 281, 593, 595.
Mayer Johann 38.
Mayer Wenzel 636.
Maxandt Joh. Nep. 636.
Meiſinger, Dr. 563.
Meißner Alfred 219.
Memling Hans 553.
Meſſerklinger, Dr. Hans 644.
Metſys Quentin 553.
Metternich, Fürſt 113, 217, 221, 238, 242.
Metz, Familie 562.
Mill John Stuart 120.
Mink, Baronin von 107, 112.
Mink, Ida Baronin von 107.
Möbius H. 409.
Mörike Eduard 655.
Mohaupt Amalie 87, 88, 89, 90, 98, 99, 100, 102.
Mohaupt Joſefine 99, 104, 417.
Mohaupt Juliana 99, 281, 297, 417, 418, 419, 421, 433, 434, 456, 511.
Mohaupt Katharina 99, 456, 556, 559, 581, 587.

Mohaupt Philipp 98, 102, 417.
Mohaupt Philipp junior 99.
Montecucoli, Graf 222.
Morgan Camillo 599.
Mozart Wolfgang Amadeus 248, 269.
Müller Michael 377, 597.
Müller 459.
Mugerauer Aloisia 65.
Mugerauer, Dr. Anton 59, 61, 64, 67, 74, 81, 102, 483, 484, 491, 628, 629.
Mugerauer Franz 74, 86, 88, 176, 376, 434.

Neer, Aart van der 488, 506.
Neumann Franz 85, 99, 180, 193, 432, 436, 596.
Nikoladoni, Dr. Alexander 647.
Nietzsche Friedrich 405, 472.
Nitsche, Dr. 637.
Nordmann Johannes 553.
Novak Franz 637.
Nusko, Dr. Hans 644.

Obsieger Andreas 580.
Oppolzer, Dr. Johann Ritter von 555.
Ottillinger 639.

Pachinger A. M. 471, 472, 486, 490, 495, 499.
Palacky Franz 452, 520, 521.
Paleczek Adolf 637.
Pangerl, Dr. 637.
Paoli Betti (E. Glück) 113, 216, 335, 408, 511, 655.
Paulus, P. 637.
Pax Wenzel 494.
Pechmann Karl 640.
Pechwill 448.
Penz 582.
Pereira, Baronin von 113, 286, 488.
Perger, Anton Ritter von 180.
Pernsteiner Jakob 193.
Pezzoni 459.
Pfeiffer E. 464.
Pichler Anton 36.
Pichler Karoline 650.
Piepenhagen August 488, 503, 506, 511, 624.
Piloty Ferdinand 351.
Poche Franz 642.
Polansky Daniel 99.
Polko Elise 303, 305, 655.
Priat Ignaz 99.
Pröll Karl 119.
Prokesch, Baronin von 335.
Pustet 607.
Puthon, Viktor Freiherr von 644, 647.
Putlitz, Gustav zu 655.

Raff 28, 29.
Raffael Santi 624.
Ramsdorfer Anton 644.
Ranftl Johann Matthias 341.
Rank Josef 656.
Ranzoni Emerich 67, 435, 450, 481.
Rathausky Hans 643, 644, 645, 647, 648.
Reclam Philipp 651, 652, 653.
Redwitz, Oskar von 655.
Reininger Karl 642, 644.
Reischl P. 35, 37, 40.
Reitzenbek Heinrich 440.
Rembrandt van Rijn Paul 660.
Rettich Julie 457, 624.
Reuter Fritz 484.
Reuter Wilhelm 651.
Revertera, Graf 405.
Revertera, Gräfin Anna 445.
Richter G. F. 26.
Richter Hans Ludwig 350.
Riederer Franz 233.
Riehl Wilhelm Heinrich 656.
Rint Johann 363, 364, 404, 408, 634, 636.
Rint J. junior 588.
Rint Marie 455, 463, 482, 493.
Ritzelmayer, P. K. 39.
Rizy 224.
Roche 178.
Romuald, P. 33.
Roquette Otto 655.
Rosegger P. K. 410, 474, 484, 489, 583, 589, 647, 656.

Rosenberger F. X. 516, 517.
Rotteck, Karl von 126.
Rottmann Karl 488.
Rousseau J. J. 409.
Rubens Peter Paul 624.
Ruisdael, Jakob von 488, 506, 624.

Saar, Ferdinand von 647, 656.
Salfinger Johann 233.
Samarjay, Karl von 423.
Sames Josef 642.
Sambaber Edward 504, 509, 642, 645, 646.
Saphir Moritz 217, 290.
Sauer, Dr. August 651.
Schachinger Karl 377, 433.
Schaller 459.
Schaufler Bernhard 637.
Schaup 406.
Scheser Leopold 654.
Scheffel, Viktor von 484.
Schell Katharina 98, 102.
Scher 178.
Schierfeneder, P. F. 233.
Schiffler Franz Xaver 59, 61, 73, 74, 81, 88, 102, 493, 630.
Schiffler 193.
Schiller, Friedrich von 37, 39, 246, 354, 556.
Schimkowitz 643.
Schlegel, Friedrich von 174.
Schleich Eduard 503.
Schleiden Matthias Jakob 655.
Schlenther Paul 408.
Schloffar, Dr. Anton 149, 473, 628, 647.
Schmerling, Anton Ritter von 515, 516.
Schmidt Cesar 651.
Schmidt Julian 301.
Schönbach 647.
Schönberger Franz Xaver 36.
Schopenhauer Johanna 297.
Schopper Anna 593, 595.
Schröder Sophie 624.
Schropp Josef 587.
Schubert Franz 410.
Schücking Levin 290, 511.
Schuh Franz 223.
Schulze u. Comp. 651, 652.
Schumann Robert 409, 511.
Schwarzenberg Adolf, Fürst zu 637, 642.
Schwarzenberg Johann Adolf, Fürst zu 637, 647.
Schwarzenberg, Fürstin 112, 216, 335, 362, 408, 596.
Scott Walter 238, 524.
Sealsfield Charles (Karl Postl) 654.
Sechter Moritz 495, 497, 499.
Sechter Simon 85, 636.
Segantini Giovanni 478.
Seegen, Dr. Josef 556, 581.
Seibel Heinrich 656.
Seidl Johann Gabriel 361, 511, 649, 650.
Seiler, Dr. Josef 508.
Senke 459.
Shakespeare William 49, 301, 527, 648.
Simmel Therese 454.
Simmel Vinzenz 437.
Simony Friedrich 113, 181, 235, 238, 239, 328, 408, 446
Sommer 80.
Sophie, Erzherzogin von Österreich 634.
Spaun, Anton Ritter von 223.
Spengler, Dr. Franz 660.
Spiegelfeld, Freiherr von 515, 565.
Spielhagen Friedrich 656.
Spinoza Baruch 302.
Stadion, Graf 228.
Stadler von Wolffersgrün Friedrich 647.
Starhemberg, Kamillo Fürst von 642.
Stegmann Josef 648.
Steinfeld Wilhelm 474.
Stelzhamer Franz 473, 484, 648.
Sterrer Karl 643.
Stifter Amalie 176, 325, 381, 417, 418, 421, 423, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 432, 435, 436, 438, 450, 456, 470, 471, 499, 508, 595, 596, 597, 598, 634.
Stifter Anton 72, 217, 221, 281, 357, 443, 593, 595, 599.
Stifter Augustin 32, 358, 510.
Stifter Johann 102, 593, 595, 638.
Stifter Josefine 357, 358, 405, 416, 417.
Stifter Luise 14, 16, 357, 358.
Stifter Magdalena 13.

Stifter Martin 434, 593, 595.
Stifter Philipp 72, 280, 364, 423, 637.
Stilling-Jung 405.
Stöber Franz 180.
Stoeßl Otto 651.
Storm Theodor 650, 656.
Straberger Joſef 642, 648.
Straſſer Arthur 643.
Strniſchtie W. 500.
Strobach, Friedrich von 479.
Suchy 110.
Sue Eugène 354.
Swoboda Berta 444, 551, 628, 629.
Swoboda Marie 555, 577.
Székelyi B. 443.

Taſchek Joſef 644, 647, 652.
Thakeray (William Makepeace) 484.
Thaler, Karl von 553.
Thun, Leo Graf 234, 238, 240, 243, 568.
Tempsky und Freytag 651.
Tieck Ludwig 173, 174, 175.
Tiedge Auguſt 51.
Tolſtoj Leo 657.
Tomſchy Johannes 73.
Traun, Julius v. der (Alex. Schindler) 361.
Truska Heliodor 361.
Türck Joſef 66, 113, 224, 234, 235, 288, 408, 446.

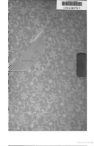
Uhl Friedrich 599.

Virgil 120, 246.
Vogel Johann Nepomuk 650.

Wagner Hans 645.
Waldvogel Anton 233.
Walther von der Vogelweide 218.
Walz 647.
Warſchauer A. 651.
Wedel, Graf 634.
Webberg Bernhard 651.
Weichert A. 651, 652, 653.
Weiß Leopold 651.
Weiß von Starkenfels 434.
Wenzl Franz 641.
Widmann, Dr. Hans 163, 341.
Wiegand Otto 297.
Wiener, Karl Ritter von 647.
Wildermuth, Dr. 447.
Wildermuth Ottilie 344, 349, 655.
Wimmer Julius 509.
Witthauer 107, 108.
Wouvermann Philipp 488.

Zedlitz, Joſef Chriſtian von 113, 354.
Zeiſing Adolf 350.
Zenz, Dr. Wilhelm 646.
Zimmermann Albert 488, 511.

K. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haaſe, Prag.

Digitized by Google

Property of the Library
Division of Medical Sciences
University of California Medical Center
San Francisco, California 94143